



WORLD OF COSMOS 123

WORLD OF COSMOS 123

Das fantastische Fanzine

→ www.world-of-cosmos.de ←

Inhaltsverzeichnis

WoC123 – das Vorwort.....	4
Leserbrief von Alexander „Tiff“ Kaiser.....	6
Depesche von Göttrik.....	9
Bernd's Appetizer.....	13
Perry Rhodan-Miniserie: „Kartanin“.....	13
SONSTIGES:.....	17
Maddrax-Heftserie.....	18
Anime Previews für die Sommer-Saison 2025.....	19
Neue Anime der Sommersaison 2025.....	19
Kizetsu Yuusha to Ansatsu Hime.....	19
Yuusha Party wo Tsuihou sareta Shiromadoushi, S-Rank Boukensha ni Hirowareru.....	19
Isekai Mokushiroku Mynoghra.....	20
Busamen Gachi Fighter.....	20
Busu ni Hanataba wo.....	21
Anime, die eine Folgeseason bekommen werden:.....	21
Umweltangepasste – ein Blick aufs Thema.....	23
Uwe rezensiert: Die Flusswelt der Zeit (OT: To Your Scattered Bodies Go) Von Philip José Farmer.....	28
Uwe rezensiert: Vaterland (OT: Fatherland) Von Robert Harris.....	31
Uwe rezensiert: Miss Maxwells kurioses Zeitarchiv (OT: Just One Damn Thing After Another (The Chronicles of St. Mary's Book 1)) Von Jodi Taylor.....	34
Im Schatten der Masaria Katastrophe – Im weiten Licht des Feldes.....	37
Maman.....	37
Abflug.....	43
Würdigung.....	51
Im weiten Licht des Feldes.....	63
Im Schatten der Masaria-Katastrophe – einmal mit Profis arbeiten.....	74
Rätsel um den alten Bekannten.....	85
Der letzte Zeitsplitter.....	95
Kapitel eins bis sieben.....	95
ein Fortsetzungsroman von Seejay.....	95
1. Jetzt.....	95
2. Am Abend zuvor.....	98
3. Am Tag danach.....	107
4. Eine Weile früher.....	111
5. Zweitausendfünfhundert Jahre zuvor – ungefähr.....	114
6. Eine Woche später – geschätzt.....	120
7. Tausendfünfhundert Jahre danach – atomzeitgenau.....	122
Die Mahnung.....	125
Star Trek-Story von Uwe Lammers.....	125
Voller Dampf für Kakanien.....	144
Anime Evolution: Spiegel.....	241
Prolog:.....	241
Rhodans Tochter - Geschichte einer Halbarkonidin.....	274
Vader & Ich / Kapitel 35 - 38.....	372
Die Sache mit der Mumie.....	397
Verderben auf Tuwihry1 - Teil 2.....	411
9.....	411

10.....	414
11.....	420
12.....	423
13.....	424
14.....	427
15.....	428
16.....	429
17.....	434
18.....	437
Impressum.....	440

WOC 123 - DAS VORWORT

Captain betritt die Brücke. Na, was heißt hier Brücke. Dies ist nicht die Enterprise. Genauer gesagt keine der Enterprises. Es ist auch nicht die HERZ AUS GOLD oder wenigstens die MARCO POLO. Würde ich es einordnen sollen, erklimme ich hier die Brücke der GANYMED, also der umgebauten Springerwalze, von Perry Rhodan erbeutet und für den Vorstoß nach Arkon genutzt.

Immerhin, es gibt dadurch einige wenige Decks übereinander, dafür aber viel Breite. Was durchaus synonym für das World of Cosmos gelten kann. Einige Themen, bei denen wir aber viel zu bieten

haben. Und das mit einer sehr kompakten Brücke vorneweg, in diesem Fall meinem Schreibtisch. Nette Allegorie, wie ich jetzt feststelle.

Aber kommen wir zur Hauptsache. Kommen wir zu uns und WoC 123. Und das beginnen wir mit einem kurzen Rückblick auf WoC 122. Ja, die Ironie ist mir bewusst.

Also, WoC 122 war das erste von mir redigierte, mit einem von mir erstellten Titelbild. Das alles konnte ich tatsächlich an einem Sonntagnachmittag zusammenklöppeln, weshalb ich diesmal die Arbeit vor mir her geschoben habe und eine Woche zu spät dran bin. Obwohl, wer soll mich tadeln? Der Chefredakteur? Dennoch nehme ich als Lektion mit, schon mal vorzubereiten, was vorzubereiten ist. Was noch? Nun, das PDF für unser WoC ist auch nicht sooo gut gelungen. Für dieses werde ich mir bis Mittwoch Zeit lassen, da habe ich frei und kann Zeit beim Schreiben verbringen. Und beim Zusammenklöppeln und Formatieren des PDF zu WoC 123.

Was erwartet uns in diesem World of Cosmos? Ja, jetzt geht es zur richtigen Nummer.

In allerletzter Minute traf ein LB von Göttrik ein. Ich habe vor, auch noch fix einen zu schreiben.



Dazu kommen die Appetizer von Göttrik und mir, Serien und Anime sowie eine Story aus seiner Feder.

Uwe zeigt sich wieder in Bestform und setzt nicht nur die Oki Stanwer-Story aus dem letzten WoC fort, sondern hat auch wieder viele Bothaner, ich meine Rezis zur Verfügung gestellt. Natürlich gibt es mein Anime Evolution Spiegel, auch wenn ich hier schon wieder bald auf dem Zahnfleisch kauen werde, da keine Folgen. Es braucht den Abschluss von Anime Evolution: Krieg. Seejay stellt uns eine Story zur Verfügung, die ich bitte vierteln soll. Ich habe das erste Viertel gelesen und bin begeistert.

Senex setzt sowohl seine Perry Rhodan-Geschichte, als auch sein Steampunk-Werk durch UND schiebt einen kritischen Artikel zu Umweltangepassten bei Perry Rhodan hinterdrein.

Und last but not least werde ich wieder mit Rosalindas Erlaubnis einige Episoden Vader&Ich auf Fanfiction.de kopieren und im WoC veröffentlichen. Muss ich gleich machen, fällt mir ein.

Eine große Änderung möchte ich gleich an dieser Stelle ankündigen: Ihr habt in Zukunft die Möglichkeit, Stories, Berichte, Artikel, Fotoserien, was auch immer, noch nachträglich dem aktuellen WoC beizufügen; wenn meine Fähigkeiten reichen, werden sie dann der aktuellen PDF beigelegt. Sagt mir also bitte beim Einsenden, ob Eure Arbeit dem aktuellen WoC hinzu gefügt werden soll, oder aber fürs Nächste gedacht ist.

So! *Imkapitänsesselplatznehm* Es wird also wieder ernst. Triebwerke starten. Antigrav aktivieren. Mit langsamen Schub aufwärts. Das WoC 123 ist gestartet.

Mit den besten Grüßen

Alexander Kaiser

Leserbrief von Alexander „Tiff“ Kaiser

Grüße, Schwarzlochgalaktiker.

WoC 123, was? Und ich habe gar nichts Besonderes vorbereitet. Verdammt.

Macht aber auch nichts, ich war viel zu beschäftigt, dieses WoC nicht zu versauen und auf den letzten Drücker Texte zu schreiben. Es scheint so, dass selbst wenn ich selbst Redakteur bin, ich immer noch eine zeitliche Extrawurst brauche.

Aber kommen wir zu wichtigerem, kommen wir zum letzten WoC.

Außer meinem ist da nur der Leserbrief von **Göttrik** gewesen. Danke, dass Du das so eisern durchhältst. Du lobst mich dafür, dass ich das WoC übernehme, ich lobe Dich für die Kontinuität bei den Leserbriefen. Und ja, bei den Rätseln der Galaxien-Geschichten ändert sich nichts. Tatsächlich wären sie auch weitergeführt worden, wenn das WoC eingestellt worden wäre. Das ist doch immerhin ein Lichtstreifen am Horizont.

Was meine „neuen Stories“ betrifft, hat es Dich jemals auf meine Fanfiktion-Seite verschlagen? Da gibt es etwa ein Drittel meines gesamten Schaffens zu lesen. Da ist auch einiges dabei, was es nie ins WoC geschafft hat. Noch nicht, denn jetzt bin ich ja Redakteur. XD Unter <http://www.fanfiktion.de/u/Ace+Kaiser> kommst Du direkt drauf.

Und ich verrate wohl nicht zu viel, dass in diesem WoC Teil zwei Deiner Story veröffentlicht wird, die Du für WoC 122 eingereicht hast. Carchs Reise geht weiter.

Darüber hinaus geht mein besonderer Dank diesmal an Senex, der auf meinen Wunsch hin die Teile einer Diskussion zwischen uns auf Discord zum Anlass genommen hat, den kritischen, aber wichtigen Artikel „Die Angst des Patienten vor dem Arztbesuch“ zu schreiben. „Hintenrum“ habe ich mitgekriegt, dass der Artikel durchaus bewegt hat. Und man muss den Mut anerkennen, mit dem Senex hier aus dem Nähkästchen geplaudert hat. Danke nochmal. Das war nicht selbstverständlich.

Kommen wir zu den Stories:

Ein Teil einer Königin von **Seejay**.

Was als Grundlage für Matheaufgaben gedacht war, und sogar laut Seejay in Buchform erhältlich ist, durfte jetzt auch im WoC veröffentlicht werden. Natürlich habe ich es gelesen, und mir fielen neben der eloquenten Erzählung und der auffallenden Kürze einige, ich will sie Lücken nennen, in der Handlung auf. Als ich **Seejay** drauf ansprach, meinte er, dort wären die Matheaufgaben gewesen, die er in dieser Version nicht reingenommen hat. Aber in der Buchform sind sie zu finden.

Danke für den Tipp. Vielleicht investiere ich doch noch. ^^

Und ich möchte erwähnen, dass **Seejay** in diesem WoC eine Story bringt, die auf seinen Wunsch hin auf vier Teile gesplittet wird. Ich habe den ersten Teil gelesen und bin bereits begeistert. ^^b

Ein neuer, alter Bekannter von **Göttrik**

Sorry, ich habe mir nicht die Zeit genommen, es zu lesen, sondern einfach nur gepostet. Da ich aber Teil zwei gerade tatsächlich gelesen habe, kann ich mir vorstellen, was los ist und um was es geht oder eher ging. Ist ja schon ein bisschen in der Vergangenheit angesiedelt. Also, Teil zwei ist unterhaltsam und witzig. Und grausam. Wenn ich den Willen dazu finde, lese ich den im WoC 122 auch noch.

Voller Dampf für Kakanien von **Senex**.

Ich kenne ja bereits alle erschienenen Kapitel. Deshalb ist das hier wieder Eintauchen auch ein klein wenig nostalgisch für mich. Diese mitreißende Steampunk-Geschichte, die Senex nicht zuletzt dank ein wenig Vorarbeit von mir gestartet hat, kriegt meines Erachtens viel zu wenig Beachtung. Leute, da geht doch mehr, oder nicht?

Vader&Ich von **Rosalinda Kilian**.

Same here. Ich kenne bereits alle Kapitel, lese immer das Neueste zuerst und bin schlichtweg begeistert von ihrer Parallelwelt. Anders ausgedrückt: Ich habe hier meinen Spaß. Und ich kann nur jedem raten, lest da rein, Leute.

Rhodans Tochter von **Senex**.

Ehrlich gesagt bin ich auf diese Geschichte nicht nur ein wenig stolz. Auch hier kenne ich alle neuen Kapitel bereits kurz nach dem Erscheinen. Ich verschlinge jedes Update. Aber das ist nicht der Grund meines Stolzes, sondern dass Ultimate Perry Rhodan von mir die Grundlage für Senex' Parallelwelterzählung dient. Natürlich hat er sich davon mittlerweile entfernt; er spielt in einer Zeit, die ich nicht mal ansatzweise erreicht habe und hat damit alle Freiheiten, die er nur haben will.

Aber es berührt mich, dass meine kleine Story so inspirierend war. Auch hier gilt: Lesen, Leute. Ich habe ihn nicht umsonst so lange belatschert, bis er sie im WoC bringt, Leute.

INI von **Göttrik**.

Sorry, **Göttrik**, Du weißt, was ich jetzt schreiben werde: Wieder nicht gelesen. Im Moment empfinde ich viele Dinge als Belastung, so auch das „Muss“, etwas zu lesen. Und ich müsste eh erstmal den Anfang raussuchen.

Verderben auf Tuwihry von **Uwe**.

Da ist er also. Nicht einfach eine Story von Uwe, der genau wie unsereins oder Hardcore-Leute wie Roland auf eine sehr lange eigene Historie an eigenen Stories, Novellen und Kurzgeschichten zurückblicken kann, sondern ein Beitrag aus DEM Herzprojekt von Uwe: Das Oki Stanwer Universum. Obwohl, es gibt da mindestens zwei. Ich verrate wohl nicht zu viel, wenn ich sage, dass Teil zwei dieses kurzen Wimpernschlags aus seinem Gesamtuniversum in diesem WoC erscheint.

^^b

Was die Rezensionen angeht, so kommentiere ich nicht immer, auch wenn ich sie lese. Das schließt sowohl **Uwes** Rezis ein, als auch **Göttriks** Appetizer. Sorry, aber nicht immer fällt mir ein Text ein, und dann vergesse ich manchmal, etwas zu posten.

Was mich zu einem wichtigen Punkt bringt: Leute, nutzt die Kommentarfunktion unter den Beiträgen, bitte. Nur so halten wir die neue Form des WoC am Leben und machen sie populär. Interaktion, wenn Interaktion gestattet ist, zeigt unser Interesse und zieht weiteres Interesse nach sich.

So, genug geschrieben. Ich bin so weit über dem Einsendeschluss, wäre ich nicht selbst der Redakteur, würde ich mir einen heftigen Tadel einfahren. Daher:

Hitzestau und Ladehemmungen,

Tiff

P.S.: Die Anime-Appetizer haben jetzt eine eigene Seite.

Depesche von Göttrik

BLACK HOLE GALAXIE 1

Depesche seiner Erhabenheit,

Göttrik da Cimbria,

Bernd Labusch

Johann-G.-Müller Str. 25

25524 Itzehoe

„Famal Gosner“, für die Leser des WoC 123.

Ich bin wieder einmal spät dran und habe gar nicht so viel zu erzählen. Dem neuen WoC werde ich wieder eine Episode meiner alten „Cpt‘Carch“-Serie einsenden. Carch war einst eine meiner Lieblingsfiguren in der Atlan-Serie, während des SOL-Zyklus. Ich hoffe, sie findet Tiffs gefallen.

Leider hatte ich die vergangenen Monate nicht so viel Zeit, wie ich gern gehabt hätte. Zudem ist meine Begeisterung für „INI“ etwas eingeschlafen. Die Serie wird also diesmal zumindest pausieren. Auch mit Rezensionen, etwa zur den Autoren der „Mark Powers“-Serie, kann ich diesmal wieder nicht dienen. Meine Aufmerksamkeit galt hierbei in den vergangenen Monaten vor allem dem viel belächelten J. E. Wells alias Eberhard Seitz, der fünf Romane zur Serie beitrug. Sein Stil war extrem ungewöhnlich, vor allem schrieb er alles in der Gegenwartsform. Und er war m. W. einer der ersten Autoren, der sich mit Themen wie Umweltverschmutzung, den sozialen Gefahren des technischen Fortschritts und welchen Unfug man mit Computern treiben kann beschäftigte. Womit er bei den Lesern durchaus nicht nur auf Ablehnung stieß. Er war einer der bestverkauften Autoren der 1950‘er und frühen 1960‘er Jahre. Allerdings schrieb er nicht nur Science Fiction, sondern so ziemlich alles was sich zu gesellschaftskritischen Abenteuerromanen verarbeiten ließ. Das mit dem Gesellschaftskritisch und einen eigenen Kopf dürfte in der Praxis aus Sicht der Redaktion das eigentliche Problem gewesen sein. Und dann kam die Nummer mit den mehrfach verwerteten Manuskripten.

Aktuell bin ich auf die alten „Yarl, der Weltraumreporter“-Romane von Kurt Brand gestoßen, die dieser in den frühen 1960‘er Jahren für die Heftreihe „Terra“ des Moewig-Verlags verfasste. Es waren insgesamt 10 Heftromane erschienen und in der Nachdruckreihe des Mohlberg-Verlags erschien vor inzwischen auch schon über einem Jahrzehnt noch das Fragment eines 11. Romans, der nicht mehr als Heftroman bei Moewig veröffentlicht wurde. Auch Brand bevorzugte hier die

Gegenwartsform. Thematisch und in der Wortwahl könnten die Romane auch im Perryversum angesiedelt sein, gleich im ersten Roman geht es um einen Unsterblichen, der als Einsamer der Zeit durch die Menschheitsgeschichte wandelte. Im zweiten Teil geht es um das Schicksal eines Abenteurers, der allein per Kleingalaxienhopping nach Andromeda und zurück reiste und dann Opfer eines Attentats wurde. Die jeweilige Geschichte besteht darin, dass Yarl in irgendwelche politische Intrigen hineingezogen wird und dabei der Solaren Abwehr ins Handwerk pfuscht, sich am Ende jedoch stets als der Schlauere erweist.

Im WoC 122 habe ich mit Interesse die Rezensionen von Uwe Lammers gelesen. Von besonderem Interesse war für mich die Rezension von Stephen Baxters „Evolution“. Ich bin ernsthaft am überlegen mir den Roman zu besorgen. Ich besitze bereits einige Baxter-Romane, allerdings neigt er mir etwas zu sehr zur Weitschweifigkeit und übermäßig dicken Schinken. Ebenfalls interessant finde ich „Die Küsten der Vergangenheit“ von Jack McDevitt. Die Rezension von Uwe ist bereits von 1998. Ist inzwischen ein zweiter Teil der Geschichte erschienen, wie von Uwe spekuliert? Aber solche Geschichten, die reales Leben, typische Abenteuer geschichten-Handlung und Wissenschaft/Historie miteinander verbinden, wecken immer mein Interesse. Ich gehöre übrigens auch zu den Lesern von „Ren Dhark“ insbesondere der dritten Auflage und der Buchserie vom Bernt-Verlag. Mit der Idee von „Die Hüterin von Jericho“ von Suzanne Frank als pseudoreligiöser Text weiß ich hingegen nichts rechtes anzufangen.

*

In Tiffs Anime-Appetizern bin ich auf „Ore wa Seikan Kokka no Akutoku Ryousho“ gestoßen, dem Isekai -Anime mit dem deutschen Titel „Ich bin der böse Herrscher eines Sternenimperiums“. Ich kenne die Serie bereits, allerdings als Romanserie mit dem Titel „I’m the evil lord of an intergalactic empire“ von Yomu Mishima mit Illustrationen von Nadare Takamine. In Japan erschien der erste Band als Taschenbuch bereits 2020 beim Verlag Overlap Inc. mit Sitz in Tokio. Ich selbst besitze die englische BLACK HOLE GALAXIE 2 Übersetzung von 2021 von Amy Osteraas für den Verlag „Seven Seas Entertainment“ mit Sitz in Canada.

Wie es sich für einen englischsprachigen Unterhaltungsroman gehört, wurde der Roman auch auf die Altersfreigabe geprüft und erhielt eine Freigabe ab 13 Jahren. Er ist also inhaltlich und in der Wortwahl nicht allzu anspruchsvoll und erinnert mich an die klassische Atlan-Serie, insbesondere die Jugendabenteuer des Kristallprinzen als „Held von Arkon“. Von der englischsprachigen Ausgabe sind inzwischen neun Bände erschienen mit jeweils etwa 350 Seiten Umfang, also einem „Perry Rhodan“- Silberband. Wie die Silberbände bei „Perry Rhodan“ sind übrigens die Taschenbuchromane selbst wiederum nur Sammelbände der Internet-Light-Novels von Yomu Mishima, die seit 2018 erscheinen. Auf Japanisch erschien übrigens bereits Sammelband 10 der Reihe.

Es gibt übrigens auch bereits einen Spin-Off der Taschenbuchserie, „Atashi wa Seikan Kokka no Eiyuu Kishi!“ mit dem englischen Titel „I’m the heroic knight of an intergalactic empire“ mit selbst bereits vier Bänden in der englischsprachigen Ausgabe. Heldin des Spin-offs ist die wenig talentierte junge Testpilotin für Mechas namens Emma. Sie erhält den Prototyp eines Mobil-Knights mit der Typenbezeichnung Atalanta, der als komplette Fehlkonstruktion gilt und zählt zur Mannschaft eines Forschungskreuzers, der als altersschwacher Seelenverkäufer durch die Galaxie zieht und dessen Besatzung überwiegend aus desillusionierten Veteranen besteht. Emma hat jedoch die Fürsprache einer hohen Persönlichkeit aus dem Umfeld des selbsternannten Evil Lords Liam. Im Verlauf der Zeit steigt sie daher immer weiter in den Rängen auf. Genau wie die Romane um den Evil Lord Liam erinnern mich auch die Romane um die junge Kriegerin Emma an die Welt klassischer Zukunftsheftromane aus der Nachkriegszeit wie „Terra“ und „Utopia“. — Übrigens gibt es beide Serien seit 2025 auch als Manga.

*

Zum Schluss möchte ich mich noch für die Storys von Rosalinda, Seejay, Senex und Uwe bedanken. Ich bitte jedoch um Verständnis dafür, dass ich mich nicht für die richtige kompetente Instanz für Story-Bewertungen halte. Schade finde ich es, dass Roland diesmal nichts von sich lesen ließ. Beeindruckt war ich auch von Senex Bericht „Die Angst des Patienten vor dem Arztbesuch“. Ich gehöre auch zu den Leuten, die Arztbesuche zu vermeiden versuchen und landete wegen einer Herz-Kreislauf-Geschichte vor sechs Jahren im Krankenhaus. Im Vergleich mit Senex Bericht, erscheinen mir meine Erlebnisse jedoch im Rückblick nur noch halb so wild. Nun ja, soweit dazu.

*

In den letzten drei Monaten ist zudem inzwischen bereits Ausgabe Nr. 56: „Götterdämmerung“ der Fanserie „Rätsel der Galaxien“ erschienen als eBook. Der Roman stammt von Marc alias Myles alias Malakai. Es ist bereits die elfte Ausgabe als eBook auf der Homepage. Auch die ersten 25 Hefte gibt es inzwischen in Form von fünf Sammelband-eBooks zum Downloaden. Weitere zehn Ausgaben gibt es weiterhin nur in klassischer Printform, aber es ist sicher nur eine Frage der Zeit, bis auch diese als eBooks erscheinen. Ich muss sagen, ich bin extrem beeindruckt. Ich hätte mir vor 29 Jahren nicht vorstellen können, dass die kleine Fanserie des „Science Fiction Clubs – Black Hole Galaxie“ einmal einen solchen Umfang annimmt. Die meisten Fanserien aus der Zeit sind schon lange ähm öhm entschlummert, darunter sogar die einstmals legendäre „Atlan-Fanserie“ vom ACD oder aktuell die „Post-Mdl“-Saga vom TCE. Allerdings kann ich mich auch an harte Zeiten erinnern, in denen Tiff die Serie quasi im Alleingang am Leben hielt. Mir ist sie inzwischen durchaus ans Herz gewachsen. Die Serie nähert sich inzwischen ihrem 30. Jubiläum. Ist für dieses Datum irgendwas besonderes geplant? Ich würde mich jedenfalls sehr freuen!

In diesem Sinne wünsche ich allen bis zum nächsten Mal alles Gute,

euer Bernd „Göttrik“ Labusch

Bernd's Appetizer

Appetizer von Bernd „Göttrik“ Labusch in WoC 123

Diesmal konzentriere ich mich wieder auf die Heftserien.

Perry Rhodan-Miniserie: „Kartanin“

Mein Hauptinteresse galt auch im vergangenen Vierteljahr der „Perry Rhodan“-Miniserie „Kartanin“ nach dem Exposé von Michael Marcus Thurner. Das eigentliche Szenario der Miniserie besteht in der Bedrohung einer ganzen Kleingalaxie, konkret Ursa Minor, durch die Vantani. Bei den Vantani handelt es sich um eine künstlich erschaffene Lebensform aus Pilzsporen, welche die Körper intelligenter Lebewesen befallen und dabei nicht nur dessen Blutkreislauf und Nervensystem übernehmen, sondern auch dessen Bewusstsein. Sie entwickeln dabei sogar ein eigenes Bewusstsein im Körper ihrer Opfer und lenken diese wie Marionetten. Es gibt dabei drei Hierarchie-Stufen. Weit über 99 Prozent der Vantani sind einfache parasitäre Lebensformen ohne eigene Ziele, abgesehen von der eigenen Vermehrung. Sie unterdrücken jedoch den Willen ihrer Opfer komplett. Sie selbst werden von den sog. „Müttern“ gesteuert, die man eigentlich eher als die Offiziere einer Invasionsarmee ansehen sollte. Sie geben dem Leben und Wirken der einfachen Vantani erst Plan und Richtung. Zudem kann nicht jeder Pilzstamm in jedem Opfer Ableger bilden, sondern eben nur die „Mütter“. Daher kommt ihre Bezeichnung. An höchster Stelle stehen schließlich die sog. „Dominanzen“, von denen es in der Kleingalaxie Ursa Minor aktuell nur ein einziges Exemplar gibt und welches die höheren und langfristigen Ziele der Invasion festlegt.

Die Dominanz in der Kleingalaxie wird erst im Roman Nr. 7 „Der Fall des Despoten“ von Lucy Guth erstmals in der Handlung aktiv und ist zudem der Parasit des Kartanin Lias-Cor-L'agyr, einst der Stellvertreter und persönliche Vertraute von Dao-Lin-H'ay als „Hohe Frau“ bzw. „Voica“ und somit politische Anführerin des in der Kleingalaxie beheimateten Zweigs des Volks der Kartanin. Die Invasion der Wahlheimat der Kartanin, die einst aus M33 alias Ardustaar stammte und erst nach Jahrhunderten über den Umweg rotes Universum Tarkan, Milchstraße und die in unser Universum versetzte Galaxie Hangay in die Kleingalaxie Ursa Minor gelangte, etwa 200.000 Lichtjahre von der Erde entfernt in Richtung Andromeda, so ähnlich wie auch die Hundertsonnenwelt der Posbis und Matten-Willys.

Ursa Minor ist jedoch eine ganze Kleingalaxie mit etwa 2000 Lichtjahren Durchmesser und damit ein Zwerg im Vergleich zur Milchstraße mit 200.000 Lichtjahren Durchmesser, aber ein Riese im Vergleich zum Kugelsternhaufen M13, der als Thantur-Lok die Heimat der Arkoniden beherbergt und nur 200 Lichtjahre durchmisst. Ursa Minor ist zudem laut astronomischen Daten eine schneller als der Durchschnitt um sich selbst drehende abgeflachte Kugelgalaxie mit eigenen kleinen Sternhaufen im Halo. Sie wirkt aus der Ferne daher optisch wie eine Art riesiger Gasplanet. Das

Sternreich der Kartanin in Ursa Minor ist verhältnismäßig klein und sehr jung, da erst vor etwas mehr als 500 Jahren von einer Expeditionsflotte aus Hangay unter der Führung von Dao-Lin-H'ay gegründet.

Die Entstehungsgeschichte des „Reichs der Ruhe“ in Ursa Minor ist u. a. Thema von Roman Nr. 3 „Das Reich der Ruhe“ von Hermann Ritter. Laut dieser Geschichte war es der Kosmokratendiener Carfesch der Dao-Lin-H'ay auf diese Idee brachte. Carfesch stammt aus dem Volk der Sorgoren und steht schon seit Millionen Jahren im Dienst der Kosmokraten. Von ihm erhielt die Superintelligenz ES um das Jahr 9000 v. Chr. herum die beiden speziellen Zellaktivatoren der Kosmokraten, die später an Atlan bzw. Perry Rhodan gingen.

Während dieser Wartezeit war Carfesch in die Superintelligenz ES aufgegangen. Erst im Jahre 1 NGZ kehrte er in eine relativ gewöhnliche Existenz zurück als Berater von Perry Rhodan bei der Gründung der Kosmischen Hanse und im Kampf gegen die Superintelligenz Seth-Apophis. Nach der Zerschlagung der Superintelligenz im Jahre 427 NGZ verschwand der Sorgore aus der Wahrnehmung Perry Rhodans und seiner Freunde. Nun erfährt Dao-Lin-H'ay, dass Carfesch in den Dienst der Kosmokraten zurückgekehrt ist. Er rät ihr in die Kleingalaxie Ursa-Minor zu gehen und dort eine Art Wächterjob für die Kosmokraten

zu übernehmen. Welche Bedrohung dort auf sie wartet, verrät er jedoch nicht. Inzwischen sind viele Jahre seit der Gründung des Reichs der Ruhe vergangen und die Vorgeschichte ist fast vergessen. Die Kartanin sind jedoch nicht die einzigen Bewohner der Kleingalaxie. Es gibt zahlreiche einheimische Völker mit eigenen Sternreichen, oft viel größer als das Reich der Ruhe. Von Beginn an stehen die Kartanin in engen Kontakt mit den Monchichi, ähm, Sorry, den Monchai. Dabei handelt es sich um kleine intelligente entfernt humanoide Wesen, die wie die Kartanin ein dichtes Fell tragen und natürlich nur rein äußerlich an Teddybären erinnern. Die Monchai sind jedoch das erste Opfer der Invasion der Vantani, deren Zweck Dao-Lin-H'ay und ihren Mitstreitern unbekannt ist.

An Bord der JENNIFER THYRON reisen Perry Rhodan, Dao-Lin-H'ay und der Haluter Miro Teik in die Kleingalaxie. Sie reisen dabei über den Sonnentransmitter im Zentrum des Kugelsternhaufens Omega Centauri zunächst zum Sonnentransmitter im Zentrum der Kleingalaxie Ursa-Minor. Warum sie diesen Umweg nehmen und nicht direkt in die Kleingalaxie fliegen, wird nicht erläutert. Die Steuerzentrale Ajin des hiesigen Sonnentransmitters ist eine kugelförmige Raumbasis, die mich an ein Sporenschiff der

sieben Mächtigen erinnert. Sie lag viele Jahrtausende brach. Es strandeten immer wieder Raumfahrer auf der riesigen Raumstation. Diese wies diese, da meist Schiffbrüchige, nicht ab, sperrte sie jedoch in einem eigenen begrenzten Bereich ein. Vor etwa 2000 Jahren strandete ein junges Mädchen unbekannter Herkunft auf der Station. Sie trägt den Namen Stayn und ihre Geschichte ist Thema des

Romans Nr. 2 „Stayn“ von Michael Marcus Thurner und Stefan Pannor. Letzterer fungiert auch als Lektor der gesamten Miniserie. Stayn steigt dank ihrer Fähigkeiten schnell zur Anführerin einer Gruppe von Jugendlichen auf und erkämpft sich den Zugang zu den inneren Sektoren der Station und schließlich sogar zur Geheimzentrale, in der die Leiche eines alten Tefroders ruht, der einst einen eigenen Zellaktivator trug, wie er vor allem von den Meistern der Insel bekannt ist. Stayn nimmt diesen an sich.

Die Vorgeschichte der nur rein äußerlich jungen Frau wird somit immer rätselhafter. Zur Handlungszeit ist sie seit vielen Jahrhunderten die heimliche Herrscherin der Steuerzentrale des Sonnentransmitters. Nach kurzem Hin-und-Her schließt sie sich Dao-Lin-H'ay und Perry Rhodan im Kampf gegen die Vantani an und begleitet sie auf ihrer Reise. Im Roman Nr. 7 „Der Fall des Despoten“ von Lucy Guth geht sie jedoch kurz auf Extratour und besucht den Planeten Sombrea-Ton. Dieser weist einige seltsame Eigenarten auf,

so ist er viel zu klein für die Schwerkraft auf seiner Oberfläche, die Kartanin die auf dem Planeten leben, verdienen ihr Geld hauptsächlich mit dem Bergbau und dieser beschäftigt sich vor allem mit dem Abbau eines seltsamen und extrem selten Hyperkristalls aus dem Inneren der Welt. Dabei graben die Kartanin nicht selbst im Inneren der Welt, sondern schicken Roboter vor, welche uralte sind und noch von den Meistern der Insel stammen oder älter sind. Schließlich stellt sich noch heraus, dass der Planet eine künstlich geschaffene Hohlkugel ist und Stayn sich dunkel zu erinnern glaubt, dass diese Welt etwas mit ihrer vergessenen Herkunftsgeschichte zu tun hat. Stayn bekommt jedoch keine Gelegenheit ihren Fragen nachzugehen, da der Planet während ihrer Anwesenheit das Ziel der Vantani wird und die Bewohner sich als komplett hilflos gegenüber den Invasoren erweisen.

Ansonsten handeln die Romane der Handlungsebene Kleingalaxie Ursa Minor davon, wie die Truppe um Perry Rhodan, Dao-Lin-H'ay, Stayn und Miro Teik von Planet zu Planet fliegt, stets auf der Suche nach einer Lösung für die Bedrohung durch die Vantani. Stets erweisen sich dabei alle Versuche am Ende als vergeblich. Vom Eruptiv aus dem Roman Nr. 6 „Das Eruptiv“ von Antares Bottlinger erfahren die Helden immerhin, dass das Schlüsselwort zur Lösung der Krise „Koimbra“ lautet. Dieses sagt den Helden, sowie der Besatzung der JENNIFER THYRON, die wiederum überwiegend aus Posbis besteht, jedoch nichts. Der Leser erinnert sich dagegen vielleicht noch an den „Perry Rhodan“-Heftroman Nr. 2779 „Schattenspiel der Ewigkeit“ von Michael Marcus Thurner. Dort ist KOIMBRA der Name einer vor vielen Millionen Jahren erloschenen Superintelligenz, die zu den Vorgängerinnen von ES in der Lokalen Gruppe der Galaxien zählte, eine Anhängerin der Chaotarchen war und nur wenige Artefakte hinterlassen hat. Sie blieb vor allem dafür in Erinnerung, die von ihr beherrschten Galaxien in gigantische Waffenschmieden verwandelt zu haben. Atlan und Reginald Bull erfahren auf dem Weg durch die „Stadt“ Allerorten erstmals und eher am Rande von dieser Superintelligenz.

Die zweite Handlungsebene handelt davon, dass die terranische Geheimagentin a. D. Suyemi Taeb die zu Beginn von Roman 1 „Flucht zur Erde“ von Michael Marcus Thurner als Schiffbrüchige auf

der Erde gestrandeten und von Vantani besessenen Monchai jagt. Suyemi Taeb war eine vor allem von Michael Marcus Thurner im „Fragmente“-Zyklus betreute Romanfigur. Sie gehörte lange dem TLD an und kehrt auf Perry Rhodans besonderen Wunsch in den Dienst zurück. Ihre Besonderheit ist es, dass sie Halbarkanidin, halb Terranerin ist und über einen Extrasinn verfügt. In seiner ursprünglichen Form in der Mutterserie zeichnete er sich jedoch durch eine Art mentalen Wackelkontakt und entsprechende Unzuverlässigkeit aus. Taeb ließ ihn daher neu gestalten. Nun präsentiert er sich als Kopie des Bewusstseins der Posmi Aurelia Bina, die als „reale“ Person als Chefin des TLD ihre Vorgesetzte war. Perry Rhodan vertraut Suyemi komplett. Sie ist halt die Mary Sue also Wunschvorstellung des Autors. Das der Autor hier eine engere Bindung zur Romanfigur hat, merkt man den Schilderungen um Suyemi Taeb m. E. an. Dies gilt auch für Nr. 4 „Die Substanz des Bösen“ von Marie Erikson und Nr. 8 „Jagd in Terrania“ von Thorsten Schweikard. Die Schilderungen in diesen drei Romanen haben einen ganz anderen Charakter als die übrigen Hefte der Serie. Es geht eher in Richtung Zukunftskrimi, statt kosmischer Schnitzeljagd. Darüber hinaus enthält Nr. 2 „Stayn“ die Lebensgeschichte Stayns als Nebenhandlung. Nr. 4 „Die Substanz des Bösen“ enthält als Nebenhandlung die Lebensgeschichte von Sia-Als-Zile, welche im ersten Heft der Miniserie die erste Karanin war, die von einem Vantani besessen

war und das Raumschiff Dao-Lin-H'ays zum Absturz brachte. Der Roman Nr. 8 „Jagd in Terrania“ besteht hingegen nur aus der Handlungsebene um Suyemi Taeb. Die in Ihrer Tätigkeit durchaus auch heftige Rückschläge erlebt und sogar einen engen Kollegen verliert. Im Roman Nr. 9 „Kampf um Ursa Minor“ von Jacqueline Mayerhofer geht es dann endlich um die Hintergründe Kantirans, der Sohn Perry Rhodans und Ascari da Vivos aus dem „Sternenozean“-Zyklus, der sich den Friedensfahrern anschloss und dann

für Jahrhunderte aus dem Lebensumfeld des Titelhelden verschwand. Kantiran ist inzwischen um die 800 Jahre alt und immer noch überraschend rüstig. Er hatte in den vergangenen Jahrhunderten immer wieder Dao-Lin-H'ay in Ursa Minor besucht, ohne ihr einen Grund dafür zu nennen. Als die Vantani Ursa Minor angreifen befindet sich Kantiran auf der Hauptwelt der Kartanin Ingastaar. Als Perry Rhodan und seine Begleiter in Band 5 „Die Krallen von Ingastaar“ von Lucinda Flynn dort ankommen, befindet sich Kantiran

jedoch in einem bedauernswerten gesundheitlichen Zustand und der Planet kurz vor dem Untergang durch die Invasion der Vantani. Rhodan kann Kantiran retten und an Bord der JENNIFER THYRON bringen, dort erholt er sich jedoch die folgenden Bände im Wesentlichen und spielt für die Handlung keine Rolle. Dies ändert sich erst mit Band 9. Und natürlich erzählt er als erstes seinem Vater Perry Rhodan, wie er eigentlich in die Situation in Band 5 geraten ist.

Damit ist die Besprechung der Serienhandlung der Miniserie wieder sehr ausführlich geworden. Ich bitte dies als Ausdruck meines Lobes zu werten. Auch wenn Redaktion und Autoren in den Kleinigkeiten am Rande der Miniserie immer wieder Unsicherheiten bei Hintergrundfakten zeigen. Ich bin da allerdings relativ tolerant. Im Perry Rhodan-Exil-Forum wurde jedoch lange nicht mehr so viel über eine Miniserie und ihre meist eher kleinen Fehler in der Serienkontinuität diskutiert. Zu

den Fehlern, welche einem älteren Leser sofort auffallen ist der Umstand, dass die Kartanin in der Miniserie Katzenschwänze tragen und in der Mutterserie nicht oder dass der Ursprung Dao-Lin-H'ays aus der Galaxie Ardustaar vergessen und nie erwähnt wurde. Die Lücken in der Vorgeschichte von Stayn interpretiere ich hingegen als bewusst gesetzt an, um dort eventuell später neue Geschichten über deren Herkunft anhängen zu

können. Es bleiben allerdings auch Handlungswendungen, die reinen Selbstzweck zu haben scheinen, wie der lange Umweg über die Sonnentransmitter nach Ursa Minor oder die Testaufgabe welche das Eruptiv den vier Hauptpersonen der Serie Perry Rhodan, Dao-Lin-H'ay, Stayn und Miro Teik stellt. Diese Aufgaben wirken von ihrem Konzept her nicht sehr überzeugend und erweisen sich am Ende als reine Hinhaltenaktik des Eruptivs, das die gewonnene Zeit nutzt, um seine Flucht aus der Kleingalaxie vorzubereiten. Die Charakterdarstellung der Romanfiguren war m. E. allgemein überzeugend, während die eigentliche Serienhandlung irgendwie dürftig konstruiert wirkt.

SONSTIGES:

Nun sind meine Ausführungen zur Miniserie sehr viel länger geworden als von mir geplant und schon rein aus Zeitmangel halte ich mich mit den übrigen Serien kurz. Bei „Perry Rhodan-Neo“ begann mit Ausgabe 360 „In Velas Schatten“ von Jacqueline Mayerhofer eine neue Zehnerstaffel mit dem Titel „Pulsar“. Kai Hirdt soll dabei Rüdiger Schäfer in Zukunft als neuer Co-Expokrat unterstützen. Ich bin gespannt darauf, was die Zukunft bringt. Bei den Gruselserien erreichen die im letzten Herbst gestarteten Miniserien „Atlantis Legenden“ von Ian Rolf Hill und „Die Vagabunden“ von Robert Corvus bei Bastei nun bereits ihr Ende, während die zweite Staffel von „Castor Polux“ von Michael Schauer und Rafael Marques mit der zweiten Ausgabe gerade erst richtig loslegt.

In der „Perry Rhodan“-Heftserie hat der „Phoenix“-Zyklus mit Heft 3333 „Labor der Unsterblichkeit“ von Leo Lukas die Halbzeit längst überschritten, so recht abzusehen, wie es ausgeht, ist jedoch noch nicht. Im Wesentlichen geht es immer noch darum, dass Cameron Rioz einige Geheimnisse mit sich herumschleppt, nur wenig zur Lösung beiträgt und viel herumjammert. Das Brennende Nichts in Terrania-City wurde gelöscht, in dem Cameron die Energie aus seiner Zelldusche opferte, von der man vorher nichts wusste und die er von Reginald Bull bekam, der in dem Raum hinter den Brennenden Nichtsen residiert. Die Brennenden Nichtse in der Nähe des Neuen Atlantis auf der Erde und am Standort der einstigen Hauptzentrale von NATHAN auf dem Erdmond wachsen hingegen weiter. Icho Tolot zieht hierzu mit Cameron und dessen Freund Jasper auf der Suche nach einer Lösung durch die Galaxie und dies ist schließlich auch der Aufhänger für den quasi-Jubiläumsband, der jedoch einen anderen Weg geht als die Bände 1111 und 2222 von Horst Hoffmann. Diesmal gab es für den Autor die Anweisung keine Pause in der Haupthandlung der Serie einzulegen und Anspielungen auf die beiden ersten Schnappszahlenbände zu vermeiden. Ganz ohne den für Leo Lukas typischen Humor kommt jedoch

auch dieser Roman nicht aus. Für viele ist auch die zweite Handlungsebene mit der PHOENIX als Perry Rhodan-Raumschiff in der weiten Ferne der Agolei die bessere Erzählung. So recht voran geht es jedoch auch hier nicht. Von der Agolei selbst und ihren eigentlichen Bewohnern wissen die Leser bis Band 3333 absolut nichts. Im Zentrum der Handlung stehen die Leun, die aus der zerfallenen Superintelligenz LEUN entstanden sind und nun ihrerseits in zwei Gruppen getrennt sind, jene die wieder in den alten Zustand zurück wollen und jene, die das Leben als normale Individuen zu schätzen gelernt haben und nicht zurück in ein großes Superintelligenzen-Kollektiv wollen. Und dann ist da noch Schrell, die einst die Anführerin der Rebellen war und inzwischen ihr eigenes Süppchen kocht und dabei ohne jeden Skrupel vorgeht. Zwischendurch stolpert Perry Rhodan dabei noch auf alte Rätsel aus Geschichte. Vom Konzept her ist dieser Zyklus, der ohnehin nur zur Aufwärmung für den neuen Großzyklus dient, wenig überzeugend. Wie die Miniserie lebt auch die Mutterserie aktuell mehr von liebevoller Charakterzeichnung.

Maddrax-Heftserie

Hier geht es munter weiter mit abgeschlossenen Einzelabenteuern. Inzwischen ist man bei Band 664 angekommen. Die übergeordnete Handlung lässt sich kurz zusammenfassen. Maddrax und Aruula sind im Dienst des Weltrats mit Sitz in Washington D.C. auf dem Weg kreuz und quer durch Nordamerika um überall dort für Ordnung zu sorgen, wo Monster, Mafia und außerirdische Phänomene für Unruhe sorgen.

Die Romane und ihre Themen schwanken extrem in der Qualität, wobei hier sicher jeder seine eigenen Maßstäbe ansetzt. Manches wirkt eher wie Akte-X, manches eher wie Prof. Zamorra und wieder anderes lässt an einen Krimi, einen Agenten- oder gar Superheldenroman usw. denken. Unterhaltsam ist es allemal, ob jedoch etwas dabei ist, dass für die Zukunft der Serie von Bedeutung ist, lässt sich zu diesem Zeitpunkt nicht sagen. Interessant wird die Nr. 666 „Dunkle Träume“ von Wolfgang Hohlbein, die an H. P.

Lovecraft und seinen Cthulhu-Universum anknüpfen soll. Ich denke, das wird dieses Jahr der bessere Schnappszahlenroman. — Und davor kommt noch 665 „Skinwalker“ von Michael Edelbrock in dem es nebenbei wieder einen Ausflug in die reale Geschichte Amerikas gibt. — Wie der aktuelle „Perry Rhodan“-Zyklus wird auch der aktuelle Zyklus von „Maddrax“ nach 50 Heften enden, also mit Heft 699. Es gibt aktuell jedoch noch keinerlei Hinweise was dann passieren wird.

Soweit mein Überblick. Ich wünsche allen einen schönen Sommer 2025.

Anime Previews für die Sommer-Saison 2025

Von Alexander „Tiff“ Kaiser

Neue Anime der Sommersaison 2025

Wie ihr wisst, habe ich mich im letzten WoC auf ein Experiment eingelassen. Anstatt über Anime zu berichten, bei denen ich schon fast alle Folgen gesehen habe, (haben kann, weil ich nicht immer alles anschau, worüber ich schreibe, zugegeben) habe ich diesmal die Vorschau genommen und mir einige herausgepickt, die ich wohl schauen würde. Hat fast alles geklappt.

Auch heute möchte ich das so halten. Hier sind also die für mich viel versprechendsten Anime der nächsten drei Monate im japanischen Fernsehen.

Kizetsu Yuusha to Ansatsu Hime

Wie Ihr wisst, mag ich generell Isekai-Geschichten. Also Anime, in denen Menschen von hier und heute auf fremde Welten versetzt werden. Mal durch Beschwörung, mal als Reinkarnation. Dabei entstanden ist auch ein neues Genre: Das des Helden, der nicht weiß, wie stark er eigentlich ist.

Der Held und die Meuchlerprinzessinnen ist so eine Geschichte. Toto ist riesenstark, weiß aber nichts davon, weil er bisher immer zu schüchtern war, um einer Party beizutreten oder eine eigene zu gründen. Deshalb hat er es bisher auch nur auf den E-Rang gebracht, was nicht der unterste ist, aber weit weit von A oder Doppel-S. Bis eines Tages drei schöne Mädchen an ihn herantreten und in ihre Party einladen. Ein Glücksfall? Wie man es nimmt. Denn wie der Titel der Geschichte verrät, sind die Mädels Attentäterinnen, die es aus unerfindlichen Gründen auf Toto abgesehen haben. Weil ihnen aber Ehre unter Dieben was bedeutet, attackieren Sie Toto nicht bei erstbesten Gelegenheit zu dritt, sondern sie wechseln sich ab. Jede erhält einen Tag, an dem sie versuchen kann, den heimlichen Helden zu eliminieren. Wenn es keiner schafft, siehe Tag eins.

Ich muss sagen, genau mein Humor, genau mein Setting. Ich bin gespannt darauf, wie comedylastig der Anime werden wird. Ich hoffe doch sehr, dass ich meinen Spaß haben werde. Warum die Einschränkung? Man weiß ja nie...

Yuusha Party wo Tsuihou sareta Shiromadoushi, S-Rank Boukensha ni Hirowareru

Da ist er wieder, der Anime aus der „Ich wurde aus der Party des Helden geworfen, weil niemand glauben konnte, dass ich den Laden am Laufen halte“-Storyline. Also im Gegensatz zu Ansatzu keine piffige Idee, sondern ein Plot, den wir schon ein paarmal hatten.

In diesem Fall ist es der weiße Magus Llyod, der aus der Heldenparty geschmissen wird, weil man dort allgemein der Meinung ist, er halte die Gruppe zurück.

Aber es kommt, wie es kommen soll, eine andere Party, sogar S-Rang, interessiert sich für ihn und gibt ihm eine Chance. Die er nicht nur nutzt, sondern erfolgreich nutzt.

Tja, und da endet die Beschreibung des Previews. Dennoch: Nur weil alleine im letzten Jahr mindestens drei Anime mit diesem Plot rausgekommen sind, heißt das nicht, dass er schlecht umgesetzt worden ist. Als Pluspunkt sehe ich schon mal, dass er nicht der einzige Mann in der Party ist, das ist schon mal anders. Und hey, „der Held gewinnt immer alles“ muss nur unterhaltsam sein, damit ich bei der Stange bleibe. Auf jeden Fall gebe ich dem Anime eine Chance, allein weil ich das Genre wirklich mag.

Isekai Mokushiroku Mynoghra

Ira Takoutu hat es schwer. Wirklich, wirklich schwer. Er stirbt nämlich an einer nicht heilbaren Krankheit. Ja, das ist ein Isekai. Denn nach seinem Tod, als er seine Augen wieder aufschlägt, ist es, als erwache er bloß, statt von den Toten auferstanden zu sein. Denn als er aufwacht, tut er das neben Atou – einem Charakter aus dem Spiel Civilisations of Nations, den er stets bevorzugt gespielt hat. Schnell stellt sich heraus, dass nicht nur Atou da ist, sondern dass auch noch die ganze Nation Mynoghra hinter ihm steht, und damit hinter Ira. Tja, und was macht man, wenn man in solch eine Situation gerät und in einem Spiel erwacht, das man in-, und auswendig kennt?

„Was machen wir heute denn, Ira?“

„Das, was wir immer machen, Atou. Wir versuchen, die Weltherrschaft an uns zu reißen!“

Well, well, well, der Held Atou scheint eine Frau zu sein, also mache ich mir durchaus Hoffnung, dass der neueste Ableger eines „Ich bin in einem Spiel gefangen und mache das Beste draus“-Anime mich gut unterhalten wird.

Busamen Gachi Fighter

Shigeru Yoshioka hat es alles. Nämlich die üble Nachrede, die Beleidigungen, den Vorwurf der sexuellen Belästigung, den Verlust seiner Arbeit, seines sozialen Status, seiner sozialen Bindungen, das volle Programm. Was liegt da nicht näher, als einen vollkommen neuen Start zu suchen, da er vollkommen unschuldig ist? In seinem Fall ist es ein Portal in eine neue Welt, in der ihn niemand kennt – und auch keine der üblen Nachreden und eigentlich haltlosen Vorwürfe. Doch bevor er die neue Welt betreten kann, muss er etwas opfern für die Macht, die er erhalten wird. Etwas, was ihm wichtig ist. Um also Macht zu erhalten, die einem Gott gefallen würde, opfert er alles, was ihm nach dem Skandal geblieben ist: Sein gutes Aussehen. Als fatter Riese betritt er die neue Welt. Und bei seinem Neuanfang will er nichts auf seinen Ruf kommen lassen. Diesmal hat er auch die Fähigkeiten dazu.

Wieder ein Isekai, zum Glück keiner durch einen Unfall mit einem Laster verursachten. Ich bin vorsichtig optimistisch.

Busu ni Hanataba wo.

Hana Tabata hat es nicht leicht. Obwohl sie in ihrem Namen das Wort „Blume“ trägt, ist sie nicht automatisch schön. Zu klein, zu dick, zu schmale Augen. Daher ist es äußerst verwunderlich, dass sich ausgerechnet Yosuke Ueno, der Schul-Schönling plötzlich für ihre Pflege der Schulbeete interessiert – und für sie. Macht er sich über sie lustig? Hat er eine Wette verloren? Ist er blind? Oder steckt etwas vollkommen anderes dahinter? Langsam, langsam. Bisher will er sie nur kennen lernen, und wenn Hana ehrlich ist, will sie das auch. Wir werden sehen, was noch passiert.

Ja, ich weiß, nicht ganz die Genres, die ich sonst beschreibe, aber mir fehlte noch was, weil DIE VERDAMMTE SEASON hauptsächlich aus zweiten Seasons besteht. Auflistung weiter unten. Und ich halte diesen Anime, ohne ihn gesehen zu haben, für charmant genug für eine Erwähnung. Wie gesagt, wir werden sehen, was dort passiert.

Anime, die eine Folgeseason bekommen werden:

Dandadan, die Geschichte des Alien-Freaks und seiner Geisterglaubenfreundin.

Sono Bisque Doll, die Geschichte von Wakana Goto und seiner Cosplayfreundin Marin, die mich sehr begeistert hat, kriegt auch eine zweite Runde. Ich freue mich auf Lacher, ein paar tollpatschige Momente zwischen Marin und Wakana, und wieder jede Menge Cosplay.

Grand Blue. WOW! ICH BIN BEGEISTERT! Grand Blue 2 wartet. Das bedeutet mehr Comedy, mehr Saufgelage, mehr Kämpfe zwischen Iori und Chisa, von denen alle wissen, dass sie zusammengehören, außer eben den beiden. Besonders freue ich mich auf Azusa, der so übel mitgespielt und die von Iori und Kouhei gerettet wurde und jetzt Teil des verrückten Taucherteams ist. ...irgendwie.

Tate no Yuusha no Nariagari Season 4. Ich gebe zu, ich habe Season 3 noch gar nicht gesehen, weil der Anfang gelinde gesagt Mist war. Aber es ist Tate no Yuusha, deshalb erwähne ich es in der Hoffnung, dass ich die 3. Season nachholen werde, und diese hier auch, denn der Shield Hero hat es verdient.

Tensei shitara Dainana Ouji Datta node, Kimama ni Majutsu wo Kiwamemasu 2nd. Zweite Staffel also über den siebten Königssohn, der mit Politik oder gar dem Thron so gar nichts zu tun hat, und einfach nur seine Magie perfektionieren will. Was er auch schafft. Was sehr problematisch ist, weil er mit sieben Jahren zu jung für die Magie ist, die er beherrscht!

New PANTY & STOCKING with GARTERBELT. Die beiden Geheimagentinnen Panty und Stockings kriegen also ihre zweite Season. Wieder einmal ist Garterbelt ihr Supervisor, und man kann gespannt sein, durch welche Comedy und welchen Slapstick die beiden gut gebauten Frauen geschickt werden.

Kaijuu 8-gou 2nd Season. DAS ist der zweitgrößte Kracher der Saison. Kafka kriegt also auch eine weitere Season. Schon die erste um den Cleaner, der sich zum dreizehnten Mal bei der Kaijuu-Bekämpfungstruppe bewirbt, um seiner Kindheitsfreundin Mina, die bei der stärksten Einheit Captain ist, hat mir sehr gut gefallen. Zwar hat sich ein Mini-Kaijuu in seinen Leib gedrängt, der ihn in den Kaijuu Nummer acht verwandelt (nur besonders schreckliche Kaijuu erhalten Nummern), aber bisher kontrolliert Kafka den Kaijuu, nicht der Kaijuu ihn. Nun, wir werden sehen, wie es mit dem Mitglied ehrenhalber und seiner Anti-Kaijuu-Truppe weitergeht

Umweltangepasste – ein Blick aufs Thema

von Senex

Umweltangepasste im frühen Perryversum.

Als ich vor 50 – nein, mittlerweile 51 – Jahren zum ersten mal Perry Rhodan las, habe ich einiges ohne großes Hinterfragen einfach hingenommen.

Natürlich ist es Unsinn, jede Kleinigkeit sezieren zu wollen, denn es ist ja Science-Fiction. Moderne Märchen. Da muss nicht alles perfekt stimmen.

Einiges stößt allerdings schon auf.

Das sind zum Beispiel so manche Umweltangepasste.

Ich muss noch vorausschicken, ich bin kein Biologe.

Ich bin überhaupt kein Wissenschaftler.

Was ich über Biologie weiß, passt mit einer dicken Feder geschrieben auf ein Post-it. Ich habe ich es von Dokus im Fernsehen – also Phönix, Arte, ZDF Info und ähnliche Öffentlich Rechtliche. Doktor G, Anwälte der Toten, Leschs Kosmos, Spacetime – was es halt so in der Richtung gibt.

Ja, ich weiß schon, das sind diese Leute, die immer noch behaupten, dass die Erde eine Kugel ist, der Mensch auf dem Mond war und diese Streifen am Himmel harmlos sind. Wo man doch nur...

Wie auch immer, ich bin ein Laie, der ein wenig an der Oberfläche kratzt. Aber einiges ist mir dann später im Laufe der Zeit schon bei einigen Umweltangepassten des Perryversums aufgefallen.

Ich möchte jetzt nicht über die Hautfarben reden, obwohl ich mich schon manchmal frage, wie eigentlich das Grün in die Haut einiger menschlicher Subspezies kommt.

Es grünt so grün wenn – man Siganesen deftige Witze erzählt.

Ich kenne jetzt zwar kein Säugetier, das grüne Haut hätte, aber sie gesagt, mit Hyper- Para- oder Hypostrahlen im Sonnenspektrum kann man ja jede Pigmentierung erklären. Und die ersten Außerirdischen mit grüner Haut waren die überschweren Mehendor, die man damals noch Springer nannte. Ob wohl die Redewendung mit den ‚kleinen grünen Männchen‘ bei der Kreation Pate gestanden hat? Oder die Batterie bei dem Geheimdienst Tu’Ra’Cel? Ich hoffe es beinahe, und ich hoffe, sie haben dabei schallend gelacht – es macht die Autoren menschlich.

Obwohl – heute wissen wir ja, dass die kleinen grünen Männchen eher blaugrau sind...

Oder wie kommt denn das Violett in die Haare?

Ja, okay, Flasche auf, einmassieren, einwirken lassen, spülen, föhnen. Schon gut. Außerdem ist das die andere Abteilung.

Aber – wie kommt das Rot der Haare in die Springer-Genetik? Ich meine, die Springer stammen von den Arkoniden ab – und ein über die halbe Galaxis verstreutes Volk erlebt überall die gleiche Mutation von blütenweiß zu rot? Okay – Hyper- Para- Hypostrahlen. Überlichtschnell, überall gleich. Wieso werden dann nicht alle raumfahrenden Arkoniden rothaarig? Und wieso sind alle Springer irgendwie schmutzig geschildert? Und die Freihändler auch? Gibt es nur an Bord der terranischen Schiffe Duschen? Oder liegt es daran, dass sie Zivilisten sind? Ohne militärische Disziplin keine Sauberkeit? Echt jetzt? Ich sehe schon die Person am Abfertigungsterminal eines Raumhafens schnuppen. „Ach, da ist wieder ein Schiff vom Planeten Olymp und zwei Springer gelandet!“

Aber auch das ist jetzt eine andere Sache. Kehren wir noch einmal zu den Überschweren zurück. 1,6 Meter groß und ebenso breit. Angepasst an eine Schwerkraft von 2 G.

Also – rund 8.000 Jahre vor unserer Zeitrechnung herrscht ein harter Krieg zwischen Arkoniden und Proto-Maahks, und Atlan schlägt es auf die Erde. Später gewinnen die Arkoniden – und erst danach können sich Sippen von Arkoniden bei den zurück gelassenen Raumschiffen der ‚Methanatmer‘ bedienen. Sie beginnen sich zu verändern und werden zu Mehendor. 8.000 vor der Zeitrechnung – da war der moderne Mensch von der Evolution her schon so ziemlich fertig.

Aber egal – der Punkt ist, dass die Überschweren schon ziemlich lange im Geschäft sind. Also von Otto Normalarkoniden zum 2 Gravo-Typen in weniger als 8.000 Jahren? Ziemlich flott, aber zumindest irgendwie denkbar. Wenn ein Springerschiff auf einem Planeten mit doppelter Schwerkraft abstürzt, dann – na ja, zwei G kann man eine Zeit aushalten. Ein 80 Kilo-Mann (oder Frau) wöge 160. Das *kann* man überleben. Vielleicht nicht lange und nicht alle, aber einige unter Umständen zumindest so lange, bis sie sich fortgepflanzt haben. Wahrscheinlich in vitro, denn bei 2 Gravo...? Lassen wir das.

Wenn sie keine größeren Anstrengungen unternommen haben – aber für die Arbeit hatten sie ja ohnehin ihre Roboter. Na ja, irgendwann haben dann erfolgreiche Mutationen überlebt und diese Mehendor-Sippe sich an 2 Gravo angepasst, und wenn dann einmal eine andere Sippe dort gelandet ist – nicht undenkbar.

Dann wären die Überschweren aber alle ziemlich eng miteinander verwandt. Wie dem auch immer sei – einige tausend Jahre sind eine lange Zeit, da kann sich eine Spezies schon entwickeln und ausbreiten.

Abgesehen von ihrer grünen Haut sind die Überschweren – und die gleich gebauten Epsaler aus dem terranischen Imperium, jedenfalls eine ziemlich gelungene ‚Konstruktion‘. Sie sind klein und breit, was es dem Herzen erspart, das Blut sehr weit nach oben zu transportieren.

Allerdings dürften sie ein Problem haben, wenn sie eine für uns normale Umgebung aufsuchen wollten. Damit meine ich nicht die Schwerkraft, sondern den Luftdruck. Wenn wir annehmen, dass doppelte Gravitation auch in etwa doppelten Luftdruck hervorbringt, dann würden sich Überschwere und Epsaler auf der Erde fühlen, als stünden wir etwa auf dem Kilimandscharo in etwa 5.400 Meter. Ja, Messner hat sogar den Mount Everest ohne Sauerstoffflasche bestiegen und einige nach ihm auch, und der ist sogar ein 8.000er. Aber wie lange waren die auf dem Berg, wie

lange haben sie sich vorher angepasst und – ganz wichtig – wie leistungsfähig war ihr Gehirn zu dieser Zeit? Da haben wir bei den Überschweren kein großes Problem, die halten sich in ihrer gewohnten Umgebung auf.

Aber Epsaler?

Epsaler verrichten ihren Dienst in terranischen Raumschiffen mit terranischem Luftdruck. Wie lange können sie das aushalten?

Es ist leicht, darauf zu vergessen. In meiner kleinen Fan-Fiction-Story über Rhodans Tochter mit Thora (Nachzulesen auf FanFiction.de oder – mit etwas Glück ab jetzt auch illustriert – auf world-of-cosmos.de) machte ich noch den selben Fehler.

Aber gut, ja, es gibt einen Präzedenzfall – die Andenindianer leben auch in großen Höhen und sind sicher nicht dumm.

Wenden wir uns also den nächsten ‚Umweltangepassten‘ zu.

Den Ertrusern.

Erinnern wir uns. Ertrus ist ein Planet mit 3,4 G. Die Ertruser sind 2,5 Meter groß, 2 Meter breit, haben eine rotbraune Haut und tragen eine ‚Irokesenfrisur‘. Sie sind nicht ‚natürlich‘ entstanden, sondern durch Gentechnik. Gut und schön, trotzdem bleiben ein paar Fragen offen.

Es ist mit den Technologien der Arkoniden sicher nicht unmöglich, ein Wesen gewissermaßen ‚nach Maß‘ herzustellen, auch wenn die absoluten Profis auf diesem Gebiet, die Aras, noch immer Probleme damit hatten, ein komplexes Wesen zu kreieren. Vielleicht haben sie es aber auch nur nicht zugegeben. Egal. Aber wenn man die Möglichkeit hat, ein Wesen zu erschaffen, das sich auf einer Welt wie Ertrus wohl fühlt, warum macht man dann einen ‚Riesen‘ daraus? Damit das Herz gegen eine dreieinhalb höhere Schwerkraft das Blut möglichst hoch hinauf pumpen muss, um das Gehirn zu versorgen? Es muss ja das Blut auch noch von den Extremitäten wie den Zehen den ganzen Weg wieder hochgeholt werden. Was für ein Herz muss so ein Ertruser in seiner Brust haben? Das von einem Elefanten? Oder gibt es statt eines einzelnen Herzens gar ein paar vereinfachte Pumpmuskeln über den Körper verteilt?

Ja, es gab Riesenwuchs auf der Erde – aber immer nur bei einem einzigen Gravo.

Wie ist das damals eigentlich mit den Eltern gewesen? Also, klein Melbar oder Oro benötigten eine Schwerkraft von 3,4 G. Mama Masut und Papa Kasom waren noch ganz normale Menschen – falls es bei Menschen so etwas wie ‚Normal‘ überhaupt gibt. Trugen jetzt die Eltern ständig einen Antigrav, wenn sie mit ihren Kindern zusammen waren, oder hatten die Kinder einen Mikrograv in der Windel? Oder sonst irgendwo? Wurden die Ertruser vielleicht über einige Generationen in künstlichen Habitaten mit steigender Gravitation gezüchtet? Wurden sie von Robotern großgezogen wie Mowgli von den Wölfen und Tarzan von den Affen?

Das Problem mit dem Luftdruck ist hier noch schwerwiegender als bei den Epsalern. Wenn ein Ertruser auf der Erde sein Raumschiff mit der leer gefütterten Speisekammer öffnet, steht er in einem Luftdruck, der – auf Menschen und Erde umgelegt – wirklich in etwa dem auf dem Mount

Everest entspricht. Im wahrsten Sinne des Wortes dünne Luft. Ganz dünne Luft. Zu dünn, um auf Dauer handlungsfähig zu bleiben. Oder benützen Ertruser vielleicht getarnte Sauerstoff-Flaschen, wenn sie auf einem Terra-Schiff Dienst machen? Ich weiß es nicht, Perrypedia bietet da leider auch überhaupt keine Informationen an.

Umgekehrt könnten Menschen den Luftdruck auf Ertrus vielleicht eine Zeit aushalten – aber dann muss die Gewöhnung an den normalen Druck unendlich langsam erfolgen. Die Caisson-Krankheit ist tödlich.

Wir hätten dann auch noch die Oxtorner im Angebot. Das Extrem, Oxtorne ist so richtig komfortabel. Satte 4,8 Gravos. Der achtfache Luftdruck – 1 bar ist für einen Oxtorner wie für eine Menschen die Reiseflughöhe eines Jets – runde 18 Kilometer Höhe. Temperaturen von Plus 100 bis minus 120 Grad Celsius. Stürme bis 1.000 Stundenkilometer. Die Oxtorner überstehen das alles, sind 700 Kilogramm schwer und halten den Beschuss mit einer Faustfeuerwaffe aus – die wahren Superhelden des Perryversums.

Ist das überhaupt möglich? 1.000 Stundenkilometer und der achtfache Luftdruck – bleiben da Oxtorner noch auf dem Boden? Immerhin sind die 1.000 Stundenkilometer mehr als das doppelte der irdischen Rekordsturmböen, und dazu noch die dicke Luft – reichen 700 Kilogramm, um nicht davon gewirbelt zu werden? Oder gelten die 700 kg bei Erdschwerkraft? Dann wiegt ein Oxtorner auf seiner Heimatwelt 3.360 Kilogramm. Ein Auto der Mittelklasse wiegt im Durchschnitt etwa 1.500 Kilogramm und wird bei weit schwächeren – im Vergleich zu oxtornischen – Orkanen davon gewirbelt. Ich denke, bei diesem Wetter bleibt sogar ein Omar Hawk ganz gerne in seinem gemütlichen Terkonitbunker. Es heißt ja BIS, und nicht ständiger Wind.

Aber trotzdem.

Das mit dem Aushalten eines Treffers mit einer Handfeuerwaffe ist auch etwas – schwer zu schlucken. Ein mittlerer Handthermostrahler entwickelt *mehrere 100.000 Grad* – Zitat Perrypedia. Wo kommt die Energie hin, wenn sie auf die Haut trifft? Wohin verteilt sie sich? Nach den Gesetzen der Thermodynamik, so wie ich es verstanden habe, geht Energie nicht verloren, sie wird nur umgewandelt. (Wie ist das eigentlich mit den Uniformen? Ich meine, da wird ein Oxtorner mit einer Thermowaffe getroffen, die Energie verteilt sich – zuerst einmal natürlich auf die Kleidung. Asche rieselt zu Boden und die Anatomie des Oxtorners liegt offen zu Tage. Sauna-Outfit sozusagen.) Und diese Haut, die so einen massiven Hitzeschock aushält, ist noch elastisch genug, damit die Person beweglich bleibt?

Hm... ich gestehe meine Bedenken. Physik gewinnt eigentlich immer!

Und noch eine Eigenschaft der Haut fällt einem wie mir auf, der ich das Glück hatte, in einer Zeit aufzuwachsen, die ausnahmsweise keine Prüderie in der Öffentlichkeit verlangte. Diese enorm widerstandsfähige Haut – hat die keine Nerven? Arme Oxtorner, wenn sich alle erogenen Zonen nur *unter* der Haut befinden. Aber falls sich Nerven an der Oberfläche der Haut befinden, ist dann nicht schon der Hitzeschock tödlich? Der Schmerz von mehreren 100.000 Graden, die sich rund um den Körper verteilen, weil die Energie den Körper ja nicht durchschlägt und irgendwo bleiben muss?

Ernsthaft?

Hier fällt mir dann Lady Hamilton ein, die zu ihrem Geliebten Admiral Nelson gesagt haben soll: „Sir, alles was man treiben kann, kann man auch übertreiben.“

Bei den Imartern muss ich schon fragen – ist es auf Imart eine Atmosphäre mit wenig Druck oder wenig Sauerstoff in der Luft. Perrypedia lässt da beide Schlüsse zu. Aber egal.

Ich komme jetzt zur finalen Frage. *WARUM* muss man solche Extremwelten besiedeln. Gut, Oxtorne war nicht beabsichtigt, aber Ertrus und Epsal? Also, als terranischer Irgendwas für Auswanderung und Kolonisierung fremder Planeten würde doch zuerst einmal nach Planeten zwischen 0,8 bis 1,2 Gravos, einem Luftdruck von rund 1 Bar auf Meereshöhe und einer durchschnittlichen Temperatur von etwa 13 bis 17 Grad Celsius suchen und besiedeln. Mit Menschen, die mit der Umgebung bereits von Haus aus einigermaßen kompatibel sind.

Die Geschichte der Menschheit ist auch eine Geschichte von Migration. Einzelne Personen und ganze Völker sind schon immer gewandert, um sich eine neue Heimat zu suchen. Bei jedem von uns ist nicht die Frage *ob*, sondern nur *wann* die Vorfahren aus Afrika hier eingewandert sind. Und über welchen Umweg.

Warum?

Auswanderung erfolgt, weil der Bevölkerungsdruck aus irgend einem Grund zu groß wird. Zu viele Menschen, zu wenig Ressourcen. Also macht man sich auf den Weg und sucht diese anderswo. Die zu Hause gebliebenen kommen nun wieder mit dem aus, was der Boden hergibt – und die Auswanderer vielleicht auch.

Aber bei genetisch Veränderten? Auf Planeten außerhalb der Komfortzone wandern sicher nicht genug Leute aus, um einen Unterschied zu machen.

Lohnt sich also der ganze Aufwand? Was gibt es denn dort, dass man nicht ein Habitat zur Kontrolle von Schürfrotern errichtet, sondern Menschen für diese Umwelt extra maßschneidert.

Was – außer Supersoldaten – hat das Solare Imperium denn von diesen Extremwelten und ihrer Bevölkerung.

Und diese gezüchteten Supersoldaten – wie ‚menschlich‘ sind die noch? Anders gefragt – wenn Epsaler Menschen sind, warum sind es dann nicht auch die Sippen der Überschweren? Warum nicht mit denen Verträge schließen? Mannschaften anheuern? Mehendor sind ihren Kameraden auf den Schiffen und ihrem Patriarchen treu – warum also diese Leute ausschließen?

Wie gesagt, ich bin kein Wissenschaftler, sondern nur ein neugieriger Mensch. Meine Bildung ist zwar breit gestreut, aber eher flach. Vielleicht finden ja Spezialisten eine Antwort auf meine Fragen. Und damit will ich Euch, die Ihr das hier lest, gar nicht den Spaß an der Freude nehmen. Wenn sich in Romanen und Filmen Werwölfe und Elfen tummeln, darf man auch einen Oxtorner erfinden. Man darf aber auch Fragen stellen. ‚Was wäre wenn..?‘ oder ‚Wie und warum und wohin?‘ und ‚Wieviel ist zuviel‘. Denn das macht ja einen Menschen auch aus – die Phantasie.

Uwe rezensiert: Die Flusswelt der Zeit (OT: To Your Scattered Bodies Go) Von Philip José Farmer

Die Flusswelt der Zeit

(OT: To Your Scattered Bodies Go)

Von Philip José Farmer

Heyne 3639 (1979)

256 Seiten, TB

Aus dem Amerikanischen von Ronald M. Hahn

ISBN 3-453-30552-3

Richard Francis Burton, Schriftsteller und Reisender, zu Lebzeiten berühmt und berüchtigt zugleich, Übersetzer von „*Tausendundeiner Nacht*“ ins Englische, erster Europäer in Mekka und Medina, als Araber verkleidet, ist der Held dieses Romans. Als er im Jahre 1890 in Triest im Alter von 69 Jahren zittrig und kraftlos stirbt, glaubt er nicht an ein Fortleben im Jenseits, nicht an eine Wiedergeburt. Er ist zeitlebens Atheist geworden und wünscht sich nur noch Erlösung von seinen Qualen.

Er wird enttäuscht.

Burton glaubt sich in einem Alptraum, als er die Augen nach dem Sterben bizarrerweise erneut öffnet: er schwebt in einem offensichtlich grenzenlosen Raum, der erfüllt ist von unzähligen gleich ihm schwebenden Körpern, alle nackt und völlig haarlos, ja, manche sogar noch in einer Art Baustadium, manche ohne Haut, hin und wieder lediglich Skelette mit darin treibenden Organen. Endlose Stäbe erstrecken sich zwischen den Schwebenden senkrecht, und er fühlt sich wie auf einen unmenschlichen, teuflischen riesenhaften Grill, so dass sich seine Kämpfernote regt. Mit einem Körper ausgestattet, der sein eigener etwa im Alter von fünfundzwanzig Jahren ist, versucht er, dieser Welt zu entkommen, doch bevor er etwas erreichen kann, erscheinen menschenähnliche Fremde in einem schwebenden Fahrzeug, dirigieren ihn an seinen Ort zurück und betäuben ihn erneut.

Das nächste Erwachen findet auf einer grasbedeckten Ebene statt. Noch immer ist er völlig nackt, und überall um ihn herum erstreckt sich eine endlos scheinende Schar von ebenfalls erwachenden Menschen. An sein Handgelenk ist mit einer schmalen Kette ein langer Metallzylinder gebunden, etwas, was man später als GRAL bezeichnen wird. Fügt man diese GRALE in die Vertiefungen der regelmäßig über die Ebene verstreuten „Pilzsteine“, so geben sie dreimal am Tag, nach einer mörderischen, flammenspeienden Entladung, offensichtlich eine Art Energie-Materie-Transmission, daraufhin Nahrungsmittel und Genussgegenstände frei, später auch diverse Kleidungsstücke.

Burton und seine vielfältigen Gefährten entstammen verschiedensten Zeitepochen und Ländern, wie sie rasch herausfinden. Viele verfallen wegen der Diskrepanz dieser Welt gegenüber den

religiösen Verheißungen von Paradies oder Hölle in Wahnsinn oder Raserei. Unter dem Einfluss eines psychedelisch wirkenden Traumgummis kommt es besonders am Anfang zu entsetzlichen Massakern. Doch niemand scheint etwas von jenem ANDEREN Raum zu wissen, in dem Burton das erste Mal erwacht ist. So begreift der Abenteurer, dass er offensichtlich von irgendjemandem oder irgendeiner Macht auserwählt worden ist, dass ihm ein Einblick zuteil wurde, der nicht erlaubt ist. Und natürlich fragt er sich nach dem Grund.

Er beginnt sich bald noch mehr zu wundern. Er begegnet *Monat Grrautut*, einem Wesen von Tau Ceti, das von sich behauptet, im Jahre 2002 durch einen unglücklichen Zufall alle sechs Milliarden Menschen getötet zu haben und damit direkt für das Ende der menschlichen Rasse verantwortlich zu sein.¹ Monat wird genauso wiedererweckt wie die Menschen, doch niemand kann sagen, ob das als Strafe passiert, nicht einmal er selbst.

Burton und ein Kreis prominenter Wiedererweckter versucht bald darauf, per Schiff den Fluss zu befahren, der schier endlos lang zu sein scheint. Und während der Fahrt, die Jahre dauert, hören sie Geschichten. Geschichten von einem Abschnitt des Flusses, wo die Sonne ewig am Himmel steht, wo es kalt ist, wo die allgegenwärtigen Pilzsteine aufhören und gigantische Vorzeitmenschen hausen, die jeden Besucher umbringen. Und sie erfahren von der Nebelsee und dem *Großen Gral*, der zugleich Anfang und Ende des Flusses sein soll, ein mythischer Ort. Jeder, der ihn findet, stirbt auf unergründliche Weise. So wird jedenfalls behauptet.

Burton erfährt von der Gralsklaverei, von dem Wiederaufleben diktatorischer Staatengebilde charismatischer Führergestalten, und er bekommt es recht handfest mit den absoluten Pazifisten der „*Kirche der Zweiten Chance*“ zu tun. Einer der gläubigsten Anhänger dieser Lehre ist niemand Geringeres als *Hermann Göring*.

Doch dann erhält Richard Francis Burton eines Nachts Besuch von einem schemenhaften Wesen, das sich „*Ethiker*“ nennt und ihm erklärt, dass er jener Rasse angehört, die für das „*Experiment Flusswelt*“ verantwortlich ist. Seine Rasse sei uralte und hätte seit Anbeginn der Zeiten die Menschen bzw. deren Seelen aufgezeichnet und nach dem überraschenden Ende der menschlichen Zivilisation im Jahre 2002 diese Wiederbelebung begonnen.

Aber er selbst, den Burton bald „*X*“ zu nennen pflegt, sei nicht der Ansicht seiner Artgenossen. Sie würden ein Verbrechen begehen, die Menschen entwürdigen, und darum habe er Burton ausgewählt, zur Quelle des Flusses zu reisen und zum *Polturn* vorzudringen, in dem der Steuercomputer der Ethiker für die Flusswelt stehe. Aber er müsse Acht geben, weil die Ethiker zahllose Agenten in menschlicher Gestalt hätten, insbesondere in der „*Kirche der Zweiten Chance*“, die direkt von den Ethikern ins Leben gerufen worden wäre.

Und in der Tat wird Burton alsbald Gejagter der Ethiker, die auf seine Spur kommen. Die einzige Möglichkeit, ihnen zu entgehen, scheint der Tod zu sein.

Und so stirbt Burton. Wieder und wieder, bis ...

Man kann „*Die Flusswelt der Zeit*“ mit Fug und Recht einen ausgemachten Klassiker der Science Fiction-Literatur nennen, wiewohl er erst runde 50 Jahre alt ist. Das Konzept, rund 36 Milliarden Menschen aus einem Zeitraum von gut 2 Millionen Jahren Erdgeschichte wiederzubeleben und auf eine Welt zu versetzen, die aus einem einzigen Flusstal besteht, dessen Windungen durch hohe und undurchquerbare Bergketten voneinander getrennt sind, wobei zugleich jeder Tod erneut zu einer erneuten Wiedergeburt führt – die aber irgendwo am Fluss erfolgt, scheinbar durch eine Art Zufallsselektion willkürlich gesteuert, das ist schon ein grandioser Einfall. Die Personen, die dabei als *dramatis personae* auftreten können, ist gleichzeitig schier unendlich, steht doch jedes namhafte Individuum der menschlichen Kulturgeschichte zur Verfügung und kann als Akteur wiedererweckt werden.

Im Prinzip kann man den ersten Roman (von insgesamt fünf, obwohl damals weitere angekündigt wurden, die sich mit „Seitensträngen“ der Flussweltserie beschäftigen sollten – ob sie je erschienen sind, entzieht sich der Kenntnis des Rezensenten, auf den deutschen Markt haben sie es augenscheinlich nie geschafft) darum als eine Art romanhaft verlängerten Prolog betrachten. Es wird eine Ausgangssituation vorgestellt, eine Fahrt zum Anfang oder Ende (was dasselbe ist, da im Polsee der Fluss sowohl entspringt als auch endet) begonnen, ferner ein paar Andeutungen gemacht, was hinter dem Rätsel der Flusswelt stecken mag. Aber man kann das eigentlich nur wittern, nicht wirklich fassen. Dieser Sache widmen sich dann wortreich die nächsten Bände. Wie es letztendlich ausgeht, weiß ich noch nicht, weil ich vor zehn Jahren lediglich bis Band 4 las. Der letzte Roman, „*Die Götter der Flusswelt*“, steht mir also noch bevor. Zu geeigneter Zeit auch passende Worte dazu ...

© 1998/2020 by Uwe Lammers

Braunschweig, den 23. Juli 1998

Leicht bearbeitetes Digitalisat: Braunschweig, den 30. Mai 2020

Nachtrag vom 30. Mai 2020: Dieses Datum war natürlich für Farmer anno 1979 noch reine Science Fiction, und selbst für mich, als ich den Roman anno 1998 rezensierte, war das noch ein Weilchen in der Zukunft. Heutzutage, wo sich die Menschheit nach wie vor munter vermehrt und auf die 8-Milliarden-Individuen-Grenze zusteuert, wäre es vielleicht tatsächlich besser gewesen, wenn wir auf die obige Weise anno 2002 die Reißleine gezogen hätten ... so ist das im Roman genannte Fixdatum für das Ende der menschlichen Rasse so unrealistisch wie Arthur C. Clarkes Jupiter-Flug anno 2001. Darüber muss man heute einfach hinweglesen.

Uwe rezensiert: Vaterland (OT: Fatherland) Von Robert Harris

Vaterland

(OT: Fatherland)

Von Robert Harris

Heyne 8902, 1992

Aus dem Englischen von Hanswilhelm Haefs

ISBN 3-453-07205-7

Dies ist der Roman einer unglaublichen Verschwörung, die im Jahre 1964 spielt, allerdings nicht auf unserer guten alten Erde, sondern in einer Alternativwelt, in der Hitler, der Führer des Großdeutschen Reiches, den Zweiten Weltkrieg gewonnen hat. Hitlerdeutschland reicht vom Ural bis Elsaß-Lothringen, der Kaukasus ist deutsch, Skandinavien ist frei, aber Deutschland verpflichtet, der Balkan zur Hälfte germanisiert. Am Ural und im einstigen Polen (dem jetzigen „Generalgouvernement“) wird von den Deutschen ein erbitterter Partisanenkrieg gegen die von den Amerikanern unterstützten Sowjets geführt. Deutschland und Amerika befinden sich im nuklearen Patt, dem so genannten „Kalten Krieg“.

In einer Woche wird man den 75. Geburtstag des Führers Adolf Hitler feiern, der sich dann in Berlin zeigen wird. Und einige Monate später soll der amerikanische Präsident Joseph Kennedy, der antisemitisch eingestellt ist, erstmalig Deutschland einen Besuch abstatten.

In diesem Klima wird der *SS-Kripo-Sturmbannführer* *Xaver März*, der von seiner Frau geschieden lebt, nicht in der Partei ist und während des Krieges U-Boot-Kommandant war (jetzt der Kripofahndung in Berlin zugeteilt) mit einem Fall betraut, der zunächst wie ein normaler Unfall aussieht. Eine männliche Person wird aus der Havel gezogen, die offenkundig ertrunken ist. Eine Identifizierung ist vorerst nicht möglich. Aber März beginnt sich zu wundern, als er in dem Zeitablauf desjenigen, der die Leiche entdeckt hat (SS-Rekrut Jost), Lücken feststellt. Dann nimmt er die Fingerabdrücke des Toten und bemüht einen seiner Bekannten in der Polizeiverwaltung.

Es kommt heraus, dass der tote alte Mann kein Geringerer als *Josef Bühler* ist, altgedienter Kämpfer und Parteigenosse seit den 20er Jahren, später eingesetzt im Generalgouvernement, wohnhaft in der Luxussiedlung Schwanenwerder. Als März sich dorthin auf den Weg macht, warnt ihn sein Kollege Max Jäger, dass die Gestapo in seinem Büro war und offiziell den Fall übernommen hat.

Also doch mehr als ein normaler Unfall.

Aber März, als Spürnase und Sturkopf bekannt, ignoriert das Verbot, besucht Bühlers Villa auf Schwanenwerder und findet den verletzten Hund mit Maulkorb, die Prothese von Bühlers Bein an

einem Anlegesteg der Insel und Spuren von Schiffslack. Allmählich wird für ihn klar, dass hier mehr läuft.

Er erfährt, dass Bühler von *Odilo Globocznik* (genannt Globus), dem Gestapo-General, der auch bei Bühlers Anwesen aufgetaucht ist und kurz nach März' Ankunft eiskalt den Hund erschoss, Bühler getötet und ins Wasser geworfen hat. Bald darauf ist allerdings der Zeuge Jost, der März das erzählt hat, verschwunden: versetzt an die Ostfront, von der er nicht mehr zurückkommen wird!

Ein Päckchen, aufgegeben in Zürich, gibt März noch mehr zu denken, desselben der Anruf, den er in Bühlers Wohnung entgegennahm. Eine gehetzte, alt klingende Männerstimme fragte nach Bühler, gab aber keine Informationen.

Bald darauf bekommt März auch heraus, dass ein weiterer alter Parteigenosse namens *Stuckart* in die Sache verwickelt war. Angeblich hat er sich und seine Geliebte erschossen. Entdeckt wurden die beiden von einer amerikanischen Journalistin, *Charlie Maguire*. Aber als der SS-Sturmbannführer weiter ermittelt, obwohl er das eigentlich gar nicht darf – nur das Einschalten des Sicherheitsdienstchefs *Artur Nebe*, der März sympathisch, weil hartnäckig findet, rettet Xaver März vor Globocznik, der inzwischen sein erbitterter Feind ist –, da entdeckt er, dass auch Stuckarts Tod von der Gestapo getürkt war.

Und noch ein dritter alter Kämpfer, der ein hohes Amt in der Parteihierarchie bekleidete, ein Mann mit dem sinnigen Namen *Martin Luther* (!), war scheinbar in die Angelegenheit verwickelt.

Nach und nach entdeckt der immer stärker erschütterte Kripofahnder, dass es sich hierbei keineswegs nur um einen Schmuggel von Kunstgegenständen aus dem damaligen Generalgouvernement handelte, wie es anfangs scheint, selbst wenn in Bühlers Keller ein Geheimraum mit Ikonen und Madonnen entdeckt wird und in seinem Garten weitere Skulpturen vergraben sind. Im Gegenteil: Luther, der dritte Mann, ist auf der Flucht vor Globus, und dieser setzt alle Männer auf ihn an, die er hat. Artur Nebe hat März befohlen, Luther vor Globocznik zu finden, denn die einzelnen Geheimdienststellen intrigieren gegeneinander.

Die Spur in die Schweiz, der er folgt, endet in einem (fast) leeren Nummernkonto mit einem Schließfach. Bald verdichten sich die Anzeichen dafür, dass Luther in die USA überlaufen will. Aber was er mitnimmt, was er für Beweise in der Hand hat, über zwanzig Jahre alte Beweise aus dem Generalgouvernement, das weiß noch niemand. Auch März stolpert nur allmählich auf sehr gefährlichen Umwegen über rätselhafte Informationen.

Was, zum Teufel, war die „*Wannsee-Konferenz*“? Und was haben die Juden, die nachweislich in den Osten umgesiedelt wurden, mit Bühler, Stuckart und Luther zu tun? Was ist *Zyklon-B*? Und dann diese Namen von Orten, von denen noch niemand je gehört hat: *Auschwitz-Birkenau. Treblinka. Majdanek. Sobibor ...*

Als Xaver März und Charlie Maguire begreifen, was sie da eigentlich gefunden haben, da ist es schon zu spät – das Netz der Gestapo schließt sich unerbittlich um sie. Und der schärfste aller Jagdhunde ist Odilo Globocznik. Nun hilft offenbar auch der Kontakt zu Artur Nebe nicht mehr ...

Robert Harris' bald darauf auch verfilmter Roman ist ein Thriller, wie er man ihn sich besser kaum vorstellen kann – ein Werk mit ausgefeilten, höchst glaubwürdigen Charakteren, Tragik, Liebe, Verrat, Vertuschung, Verschwörungen, düsterer Atmosphäre, schwülstigen Albert-Speer-Bauten, großdeutschen Details (Bach-Kantaten in deutschen Flugzeugen etwa), heroischen Riesenstatuen, Vereinen, die zum Teil richtiggehend absurd sind, mit Erfindungen, die man den großdeutschen Planern durchaus zutrauen kann. Dazu gehören etwa 4-Meter-Spur-Eisenbahnen, Autobahnen bis Ufa usw. Die Stimmung im Volk der Richter und Henker ist alptraumhaft, die Suche in den monumentalen Reichsarchiven ein kafkaesker Alptraum. All das wird gewürzt mit historisch-authentischen Dokumenten, ergänzt um real existente Personen der Zeitgeschichte (Nebe, Stuckart, Bühler, Luther und all die anderen haben tatsächlich gelebt!).

Alles in allem handelt es sich um einen furiosen Roman, der nicht nur für Leser von Parallelweltenstories, sondern auch für die gut gemachter Detektivromane und Liebhaber von Geschichten, die im Dritten Reich spielen, denkbar geeignet ist. Es bleibt zu hoffen, dass uns Harris auch in Zukunft mit so guten Romanen überraschen kann und wird. Dann nämlich wird er wirklich zu einem Synonym für die Qualität werden können, für die jetzt schon sein Erstling „*Vaterland*“ steht.

© 1994 / 2022 by Uwe Lammers

Gifhorn, August 1994

Abschrift: Braunschweig, den 19. Oktober 2022

Uwe rezensiert: Miss Maxwells kurioses Zeitarchiv (OT: Just One Damn Thing After Another (The Chronicles of St. Mary's Book 1)) Von Jodi Taylor

Miss Maxwells kurioses Zeitarchiv

(OT: Just One Damn Thing After Another

(The Chronicles of St. Mary's Book 1))

Von Jodi Taylor

Blanvalet 6208, 2019

512 Seiten, TB

Übersetzt von Marianne Schmidt

ISBN 978-3-7341-6208-4

Das Schicksal ist manchmal schon außerordentlich kurios. Das lernt *Dr. Madeleine Maxwell* (landläufig nur „Max“ genannt) kennen, als die junge Historikerin unvermittelt ein Jobangebot erhält, von derselben *Mrs. Sibyl De Winter*, die ihr auch während der Schulzeit eine zweite Chance gab. Vorsichtig gesagt: Max ist nicht wirklich ein Teamplayer, und in ihrer Nähe ereignen sich immer irgendwelche Katastrophen. Dennoch hat Mrs. De Winter etwas in ihr gesehen, was Max selbst in sich nicht gesehen hat.

So kommt sie nach *St. Mary's*, einem Institut für Historische Forschung der Universität von Thirsk, von dem sie noch nie gehört hat. Das hat seine Gründe. *St. Mary's* ist ein seltsamer Ort, etwas heruntergekommen, klar unterfinanziert und außerdem angefüllt mit eigentümlichen Menschen, die scheinbar alle Fachspezialisten sind. Aber irgendwie macht das die Sache für Max interessanter, und auch das Gespräch mit dem *Direktor Edward Bairstow* führt nicht dazu, dass sie sich hier unwohler fühlt, ganz im Gegenteil.

Bairstow macht ihr klar, dass *St. Mary's* gewissermaßen historische Feldforschung betreibt. Doch erst nach Ausfüllen einer Vielzahl von Dokumenten und Verschwiegenheitserklärungen wird nach und nach deutlich, was hier tatsächlich vor sich geht: *St. Mary's besitzt Zeitmaschinen*. Und sie sind im Auftrag der Universität in der Vergangenheit unterwegs, um historische Sachverhalte vor Ort zu klären. *Überall* in der Vergangenheit, ob nun im Zweiten Weltkrieg oder 67 Millionen Jahre vor der Gegenwart ... und ja, natürlich ist das *gefährlich*.

Max hat als frisch angenommene neue Historiker-Rekrutin, nunmehr nur noch „Miss Maxwell“ genannt, weil es ja so viel an Neuem zu lernen gibt, viel aufzuholen. Und sie wird mächtig trainiert. Wissenschaftlich, physikalisch, fitnesstechnisch, es gibt Überlebenstraining, es gibt medizinische Checks und jede Menge aller erdenklichen Tests.

Dabei lernt sie das Personal des Campus recht gut kennen. Mit manchen kommt sie durchaus gut aus, etwa mit *Chief Leon Farrell*, der zu den Technikern gehört, oder mit *Tim Peterson*. Dann gibt es den Sicherheitsbeauftragten *Major Guthrie*. Die Ärztin *Dr. Foster* und die grimmige *Izzie Barclay*. Und schließlich sind da auch noch ihre Mitrekruten wie der nervige, besserwisserische *Sussman*, der nervöse *Grant*, *Rutherford* und *Stevens*, *Jordan* und *Nagley*.

Anfangs ist das für Max ein eher geringes Problem, mit diesen fremden Leuten umzugehen. Um sie zu zitieren: „*Ich weiß – eine Aufmerksamkeitsspanne wie ein Teebeutel.*“ Sie ist wirklich nicht gut im Umgang mit anderen Menschen, und ein Teamplayer schon gar nicht, wie gesagt. Außerdem hat sie Probleme damit, zu vertrauen, und Familie ist ihr Ding überhaupt nicht.

Als es endlich daran geht, mit den Zeitmaschinen – *Pods* genannt, die äußerlich gebaut sind wie zeitlose kleine Steinhütten, innen aber modernste Technik besitzen – , da merkt sie recht schnell wie gefährlich das ist. Bei der ersten Aufklärungsmission kommt ihr Mitrekrut Grant unvermittelt ums Leben – und wenig später einer der wenigen Historiker des Instituts. Und ihr eigener Ausflug in ein Lazarett im Ersten Weltkrieg kostet sie beinahe selbst das Leben.

Damit wird klar: Vorsicht allein und gute Vorbereitung reichen nicht, es kann sehr schnell sehr lebensgefährlich werden. Dennoch ist Max Feuer und Flamme ... allein die Vorstellung, endlich einmal in die Vergangenheit eintauchen zu können, hat etwas Elektrisierendes an sich. Am liebsten würde sie sich als Fan der Alten Geschichte nach Babylon begeben (da ich selbst ein Faible für den alten Orient habe, konnte ich ihre Faszination sofort nachvollziehen, und sie war mir spontan höchst sympathisch, was sich mehr und mehr intensivierte). Aber natürlich steht Babylon nicht auf dem Reiseplan, bedauerlicherweise.

Während sie sich mit Izzie Barclay ernsthaft verfeindet, freundet sie sich zunehmend mit Chief Farrell an, der ihr gegenüber immer seltsam linkisch ist. Als er ihr das eines Tages erklärt, fällt Max fast vom Glauben ab, aber das muss man selbst nachlesen, das soll hier nicht verraten werden.

Schlimm wird es, als Max und der ungeliebte Kollege Sussman das ganz große Los ziehen – es geht für drei Monate lang zum Datensammeln in die Kreidezeit, 67 Millionen Jahre weit zurück. Anfangs ist das grandios und einfach nur überwältigend. Und tatsächlich geht über zwei Monate alles wirklich gut – und dann wird Max fast vergewaltigt, und Sussman kommt ums Leben.

Leider ist das aber erst der Anfang von verheerenden Neuigkeiten, die ihr Leben gründlich aus der Bahn werfen. Und das aller Mitglieder von St. Mary's. Denn in der Vergangenheit der Kreidezeit sind auch andere Zeitreisende unterwegs, und die halten sich partout nicht an die Nichtinterventionsklauseln des Instituts, ganz im Gegenteil. *Und sie gehen über Leichen ...*

Wenn man ein Buch mit diesem Volumen binnen von drei Tagen verschlingt und bei jedem einzelnen Kapitel lachen muss, wird schnell deutlich, wie unterhaltsam ein Roman über die zeitreisende Miss Maxwell ist. Ehrlich, ich kam manchmal aus dem Gackern kaum mehr heraus. Max hat in der Tat ein Talent, in so ziemlich jedes Fettnäpfchen zu treten, das es gibt, aber sie hat ebenfalls ein Talent dafür, weitgehend unbeschadet wieder daraus hervorzugehen. Sie ist wirklich ein zähes Mädel, das kann man kaum anders sagen. Ihre Kollegen im Lehrkörper und bei den Adepten sind im Übrigen kaum minder kreativ oder chaotisch ... nennen wir es, wie wir wollen.

Ich bringe mal ein paar Stellen, um den Appetit noch zu befeuern:

„Bei ihm wirkte die Erdanziehung anders, und er war hoffnungslos in Kal verschossen wie ein Fisch auf einem Fahrrad auf dem Weg durch den Grand Canyon.“

Oder:

„Wenn du nicht einmal zu einer Verabredung in deinem eigenen Gebäude pünktlich kommen kannst, so sagt man hier, dann wirst du auch nicht viel Glück dabei haben, die Schlacht von Hastings zu finden.“

Oder:

„Also, dann lasst mich doch mal raten, was passiert ist, okay? Irgendein Idiot hat den tollen Witz gerissen: Wie erhöht man das Intelligenzniveau eines Pods? Man holt den Historiker raus. Und daraufhin hat ein Klugscheißer gefragt: Wie viele Techniker braucht man, um eine Glühbirne zu wechseln? Einen, aber man braucht viele Glühbirnen! Irgendjemand fand das gar nicht lustig, und dann hat ein anderer Witzbold seinen Ausweis dem Hund vorgezeigt, nicht den Leuten von der Sicherheit, weil ja jeder weiß, dass der Hund der mit dem Verstand ist, und als Nächstes prügelt ihr euch alle gegenseitig die Scheiße aus dem Leib.“

Oder:

„Wir wurden alle zum Krankentrakt gescheucht, selbst Barclay. Offenbar steht etwas in der Genfer Konvention oder in den Menschenrechten darüber, dass man keine blutenden Leute herumliegen lassen darf. Bei mir bedurfte es einiger Überredung.“

Oder:

„Und besonders herzlich heiße ich Miss Maxwell willkommen, deren Rückkehr aus dem bürgerlichen Leben dem Einschlag eines kleinen Asteroiden glich.“

Es gibt unzählige solche Stellen, ernsthaft. Und es ist ein monsternmäßiges Vergnügen, Max und ihren Kolleginnen und Kollegen dabei zuzusehen, wie sie den Alltag in St. Mary's meistern und zudem ihre Zeitsprünge überleben, was mitunter alles andere als einfach ist.

Und als Max dann auf die Idee mit der *Bibliothek von Alexandria* kommt (und zwar wegen eines Tannenzapfens!), da geht die Geschichte richtig durch die Decke ... ja, ich höre schon auf zu spoilern. Aber ihr merkt deutlich, was für ein wahnsinniges Vergnügen es war, diesen Roman zu lesen. Und das Schönste daran ist: Es ist der erste Band einer ganzen Reihe, und im zweiten von insgesamt 8 Büchern stecke ich schon lesend drin. Der Klappentext ist wie immer etwas irreführend, aber das spielt keine Rolle. Ihr werdet das nicht merken, wenn ihr erst mal mit der Lektüre angefangen habt. Spätestens auf Seite 20 gibt es kein Zurück mehr, dann heißt es: *Augen auf und mit Volldampf voraus!*

Klare Leseempfehlung von mir.

© 2025 by Uwe Lammers

Braunschweig, den 2. April 2025

Im Schatten der Masaria Katastrophe – Im weiten Licht des Feldes

Von Malakai Delamare

Maman

„Echt jetzt, Maman? Océane und Anais warten bereits auf mich“, versuche ich meine sture Mutter mit einem besonders genervten Tonfall umzustimmen, doch noch gehen zu dürfen. Es ist nahezu aussichtslos, aber manchmal geschehen selbst auf Auriverde Wunder.

Gleichzeitig halte ich die abgewetzte Terraforming-Drohne in die Höhe und wedel mit ihr herum. Als sich ein paar Lackreste lösen und langsam zu Boden segeln, höre ich besser auf und schicke ein rasches Stoßgebet

zu den Sternengöttern, dass sie das nicht bemerkt. Ein kritischer Blick auf den glänzenden und dazu klinisch rein wirkenden Steinfußboden aus unregelmäßig geformten Makazien-Blöcken, die nicht weit von Boavista Nova in einem tief gelegenen Steinbruch abgebaut werden, belehrt mich schnell eines Besseren.

Sie wird es bemerken. Höchste Zeit, in die Offensive zu gehen. Auch wenn die überall im Apartment vorhandenen Blitzis den Dreck flugs entfernen, reagiert sie darauf eher ... äh ... ungehalten. Es ist zumindest nicht förderlich für mein Herzensanliegen. Daher setze ich noch einen darauf und schenke ihr ein einnehmendes Lächeln. Meiner bescheidenen Meinung nach geht soeben eine zweite Sonne neben Solalto auf. „Ich will das Innenleben und die technische Geschichte der alten Drohne im Rahmen eines Schulprojekts dokumentieren und dann vorstellen. Wir nehmen die Besiedelung von Auriverde und die damit verbundenen Herausforderungen durch. Meine Freunde und ich haben uns dabei das Terraforming herausgesucht. Davor soll es ja noch heißer gewesen sein, als so schon. Man stelle sich das mal vor. Nun ja, hauptsächlich Océane weiß viel über die Botanik und Anais möchte ihren Uropa ausquetschen. Der ist einer der letzten Terraforming-Ingenieure. Der muss echt uralt sein.“

Ich schaudere innerlich, als ich mir einen so alten Mann vorstelle. Graue zerfurchte Haut, weiße dünne Haare, gebrechlich wackelnd auf seinen HoverRoller zuwankend. Die Besiedelung von



Auriverde fand vor Hunderten Jahren statt. Wie alt muss der dann sein? 150 Jahre? Mindestens. Gruselig.

Als keine unmittelbare Reaktion von Maman erfolgt, vor allem nicht die gewünschte, schiebe ich meinen letzten Trumpf hinterher. Hoffentlich nicht zu früh. „Du möchtest doch immer, dass ich mich mehr in die Hausaufgaben hineinknie und für die Schule engagiere. Jetzt will ich mal und darf nicht.“

Zusätzlich sehe ich meine Mutter mit großen, bittenden Augen an. Papa meint immer, der Blick ist zum Steinerweichen. Nur funktioniert er nie bei Maman. Mögen die Sternengötter herabsteigen und mir Inspiration schenken. Irgendwie muss ich es doch hinbekommen, diesen Eisschrank zu knacken, der mit unter der Brust verschränkten Armen am Küchentisch gelehnt steht und mich kritisch aus ihren schiefergrauen Augen ansieht. Eventuell hilft ja die Mischung aus lieb schauen und Unverständnis zeigen. Gewürzt mit ein wenig Theatralik.

„Du weißt genau, dass heute unser Familiennachmittag ist“, kommt die erwartete schneidende Antwort und ich muss mir Mühe geben, nicht umgehend die Augen zu verdrehen. Das wäre für mein Anliegen nicht förderlich, da Maman darauf allergisch reagiert. Den Tonfall kenne ich außerdem schon. Er ist reserviert für: „Komm mir nicht so Bürschen“ oder besser: „Du tust, was ich sage, bevor ich dich so zusammenfalte, dass du bequem in die Tasche passt, mit der du die Drohne transportierst.“ Immerhin scheint sie die Lackreste am Boden nicht bemerkt zu haben. Man soll die kleinen Siege feiern.

Bevor ich in der Lage bin etwas zu sagen, fügt sie zu ihrem für sie berechtigten Hinweis, dass heute unser Familientag ist, hinzu: „Es ist ja nicht so, dass dieser überraschend kommt. Jede Woche am Mittwochnachmittag. Man kann also von einem wiederkehrenden Termin sprechen. Er steht im Terminkalender an der Tür deines Zimmers und im Handheld-Kalender ist er ebenso eingetragen.“

Seufz. Wie ich ihre herablassende Art manchmal hasse. Es passiert automatisch. Ich kann mich gar nicht wehren. Meine Augen führen ein Eigenleben und bewegen sich wie von selbst.

„Lucien Carvalho. Unterstehe dich, die Augen zu verdrehen.“

Empört stößt sie sich vom Tisch ab, entfaltet wie ein Zuesar-Schmetterling ihre Arme, nur um pfeilschnell ihren Finger auf mich zu richten. Ich bin immer wieder erstaunt, wie sie das hinbekommt. Ob doch Uschander-Gene bei ihr um ein paar Ecken mit beigemischt sind? Aber das würde ja bedeuten, dass ich auch ... obwohl laut den Lehrinhalten in Genetik muss es nicht unbedingt weitervererbt werden. Es wäre allerdings ziemlich cool, schnellere Reflexe als der Rest aller galaktischen Menschen zu haben. Ich sollte Papa dazu befragen. Als Forensiker weiß er garantiert mehr darüber.

„Findest du das so komisch, junger Mann?“, fragt sie mit einer Schärfe in der Stimme, die sämtliche Alarmglocken bei mir klingeln lassen.

Entmutigt geben meine Schultern der Schwerkraft nach und das Kinn folgt nur einen Moment später. Winseln und fluchen werde ich nur im eigenen Zimmer.

„Ist ja gut, Maman“, sage ich ... oder will es sagen. Denn eine andere Stimme platzt dazwischen.

„Lass ihn laufen, Maman. Es macht ohnehin mehr Spaß, wenn der Kleine nicht dabei ist. Der kann eh nicht verlieren. Abgesehen davon genießt er es viel zu sehr, von seinen Mädels angehimmelt zu werden.“

Mein Kopf ruckt herum und ich blicke zu Shalia, die mich erst süffisant angrinst und dann zuzwinkert. Ich weiß zunächst nicht, wie ich reagieren soll. Erst beleidigt sie mich und unterstellt mir Sachen, die überhaupt nicht wahr sind. Andererseits springt sie mir bei, nicht an diesem dusseligen Familiennachmittag teilnehmen zu müssen, bei dem wir nur wieder irgendwelche blöden Spiele spielen, auf die Maman Wert legt. Angeblich, weil sie den Familienzusammenhalt stärken.

Was auch stimmen würde, wenn nur nicht alle aus der Familie Carvalho notorische „ich explodiere, wenn ich verliere“ Gene hätten und es ein absoluter Krampf ist, diesen Drang zu unterdrücken. Andererseits ist es witzig, wie Maman passiv-aggressiv wird und Dad aus Versehen Gegenstände vom Tisch fegt. Aber selbst als er einmal eine sündhaft teure Vase den Abflug beschert hat, hat dies seine Frau nicht umgestimmt, auf diese Nachmittage zu verzichten.

„Was habe ich da gehört? Meinem Sohn werden schöne Augen gemacht? Von wem denn?“

Oh nein, Papa. Wie immer leichten Fußes tänzelt er in den Raum hinein und gibt Maman einen Kuss auf den Mund. Kurzfristig entwickle ich ein starkes Interesse für ein scheußliches Porträt von einem unserer Urahnen, das links neben mir an der Wand hängt.

Innerlich stöhne ich dagegen wegen seiner Frage auf und werfe meiner breit grinsenden Schwester einen vernichtenden Dankeschön-Blick zu, als die beiden endlich fertig sind. Shalia trägt eines ihrer üblichen luftigen Sommerkleider, bei denen ich immer schnell wegsehe, wenn sie sich vorbeugt, weil da etwas herausfallen könnte, was besser an Ort und Stelle bleibt. Für den Hauch einer Sekunde schiebt sich ein anderes Gesicht, mit so wunderbar weichen und harmonischen Gesichtszügen dazwischen, sodass ich fast irritiert blinzele. Dazu erscheinen orangerote, stark geschwungene Lippen, die feucht glänzen und mir leider viel zu selten ein feines Lächeln schenken. Garniert wird das Ganze mit grasgrünen Augen, die oft verschämt zur Seite oder nachdenklich in die Ferne sehen. Dabei mag ich den dunkelgrünen Ring um die Iris so gerne. Dieser zeigt sich immer dann, wenn sie bemerkt, dass ich sie ansehe und sich ihre Pupillen weiten.

Shalias Kleid ist heute mal in dunklem Rot gehalten, das mit hellgelben diagonalen Streifen durchsetzt ist. Das sei der letzte Schrei in ihrem Freundeskreis wird sie nicht müde zu betonen. Ich für meinen Teil bekomme davon Augenkrebs. Wie gut nur, dass dies in jedem besseren MediCenter heilbar ist.

„Na von wem wohl, Océane und Anais. Er hängt doch andauernd mit den beiden ab“, lästert Shalia und schnappt sich eine gefrorene Amilas-Kirsche aus der kleinen dampfenden Schüssel vom Küchentresen, die Maman eigentlich für den Familiennachmittag vorbereitet hat. Das empörte „Hey!“, von ihr quittiert sie frech grinsend.

„Die beiden sind Schulkameraden von mir und wir hängen öfter mal ab. Mehr nicht. Ihr kennt sie doch“, erwidere ich entnervt und rolle jetzt bewusst mit den Augen. Maman schaut schließlich gerade nicht hin. Dafür Papa, der es sich auf einem der Stühle am Küchentisch bequem macht und sich einen der vielen Newsfeeds öffnet. Über dem Tisch wird eine der austauschbaren KI-News-Sprecherinnen sichtbar, die etwas von der Kalmerischen Liga und dem weit entfernten Krieg gegen die Solare Planeten-Union faselt. Es sei angeblich eine versprengte Flotte der Spusis in der Nähe gesichtet worden.

„Na na, junger Mann“, tadelt er mich und wirft mir kurz einen undefinierbaren Blick von der Seite zu, bevor er sich den News wieder widmet. Zumindest wäre es einer, wenn er dabei nicht hörbar schmunzeln würde. Sein Gesicht spricht eh Bände und ich grinse zurück, was ihm gleich einen zurechtweisenden Blick von Maman einbringt, den Papa wie immer gekonnt ignoriert.

„Du meinst die beiden hübschen jungen Damen, die letztens bei uns waren?“, hakt er unerfreulicherweise nach und schafft es, seine Aufmerksamkeit wieder mir zuzuwenden. Das scheint ein Thema zu sein, das ihn mehr als die News interessiert und das muss etwas heißen.

Grimmig beschließe ich, das Spiel mitzuspielen. Immerhin sind jetzt zwei Akteure anwesend, die es gemeinsam vermögen, den Eisklotz zum Schmelzen zu bringen.

„Wenn du Océane und Anais meinst, dann ja.“

Erneut halte ich die Drohne hoch, ohne damit allzu heftig herumzuwedeln. Man soll sein Glück nicht überstrapazieren.

„Wir haben unser gemeinsames Schulprojekt besprochen und wie wir vorgehen wollen. Das ist alles.“

„Dafür haben die beiden aber ziemlich viel gekichert“, grätscht Shari grinsend dazwischen und fängt sich einen vernichtenden Blick von mir ein.

Ich zucke unschuldig mit den Schultern. „Das sind Mädchen. Muss so in ihrer Natur liegen.“

„Na na“, sagt Maman mahnend und blickt streng in die Runde. Sie mag es nicht, wenn pauschal über Geschlechter oder ihre klischeebehafteten Rollen gelästert wird. Ich kann da nicht so mitreden, aber Jungs habe ich nie kichern gehört.

„Welche von beiden findest du denn hübscher?“, startet Papa den Frontalangriff und ich ächze unwillkürlich. Dass sich jetzt wieder ein Gesicht vor mein geistiges Auge schiebt, vereinfacht es nicht. Aber davon weiß er zum Glück nichts.

„Ich wette Anais“, spekuliert Shari und beißt genüsslich in die nächste Kirsche.

Ach, möge doch ein Kern darin sein und sie daran ersticken.

Erschrocken halte ich inne. Nein, so weit soll es nicht kommen. Ich hasse es zwar, wenn sie mich so vorführt, aber das wünscht man keinem. Nicht einmal der vorlauten großen Schwester. Innerlich seufzend leiste ich ihr Abbitte. Auch wenn ich sie manchmal am liebsten würgen würde. So lange bis es mir besser geht, und das kann eine Weile dauern. Trotzdem liebe ich sie. Schon komisch.

„Sie sind einfach nur Schulkameraden“, versuche ich einen so neutralen Tonfall wie möglich, um das Thema schnell abzuschließen. Doch den Gefallen will mir Shari nicht tun.

„Bist du dir da sicher Brüderchen? So wie ich das gesehen habe, schmachten die beiden dich ja regelrecht an.“

Das geht eindeutig zu weit. Selbst für meine Schwester. Ich liebe sie, aber es wird Zeit, die Anti-Materie-Bombe zu zünden. Für einen kurzen Moment frage ich mich, ob das zwischen uns nicht etwas verdirbt, aber dann zucke ich innerlich die Schultern – sie hat angefangen.

„Du meinst so wie du den dunkelhaarigen Schönling, der dir letzten bei Mamans Empfang hinter einem der schweren Vorhänge im Salon so genüsslich in den Ausschnitt gegriffen hat? Es schien ihm zu gefallen, was er in den Händen hatte und dir noch viel mehr, als sie tiefer wanderten.“

Ich habe meine Worte so neutral wie möglich vorgebracht. Keine Anklage, keine Vorhaltungen. Einfach einen Tatsachenbericht und genauso fassen ihn Maman und Papa damit auch auf. Das kann ich zumindest an ihren empörten Blicken ablesen, während sie sich langsam Shari zuwenden, die erst jetzt realisiert, was ihr blüht.

Als ich sicher bin, dass sich meine Eltern auf sie konzentrieren, führe ich grinsend eine leichte Verbeugung aus. Es macht schon Spaß, die Gesichtsentgleisung von ihr mit anzusehen, auch wenn es mir in einem hinteren Winkel leidtut. Es wechselt zwischen Unglauben, dann zu Verlegenheit, während sie Maman und Papa ansieht, dann zu böartiger Wut, währenddessen sie mir hasserfüllte Schattendolche aus ihren dunklen Augen zuwirft.

Nun gut. Papas Segen hatte ich eh, so neugierig wie er gefragt hat. Er gibt komischerweise immer nach, wenn es um das Thema Mädchen geht. Und Maman?

Tja. Ihr Fokus hat sich jetzt auf ein anderes Ziel verschoben und ich habe damit freie Bahn. Die Lösung meines kleinen Problems ist nicht elegant, aber effektiv.

Instinktiv weiß ich, dass mich Shari dafür büßen lassen wird. Auf die eine oder andere äußerst unangenehme Weise. Doch damit beschäftige ich mich später. Zuerst wird es Zeit, sich mit meinen Freunden im Lichten Feld zu treffen. Sie warten sicher schon ungeduldig.

So leise wie möglich mache ich mich grinsend aus dem Staub, während Shari mit Fragen bombardiert wird. Die Apartmenttür schließt sich zum Glück absolut geräuschlos hinter mir.

Beschwingt laufe ich zur Expresskabine und lasse mich aus dem 102. Stock unseres Wohnturmes auf die Bodenebene bringen. An einer Wand im weitläufigen Foyer, die zahlreiche deutlich voneinander getrennte Fächer aufweist, öffnet sich auf Handabdruck mein persönliches Fach und gibt den Schwebebord frei. Da fällt mir etwas siedend heiß ein und ich reiße den Rucksack mit der kleinen Terraforming-Drohne vom Rücken. Das Aufreißen der Magnetverschlüsse knallt wie leise Hiebe auf den Oberschenkel durch das Foyer und hallt wieder zurück.

Beruhigt starre ich für einen Moment auf die dunkelgrüne Folie, die ich vorsichtig aus dem schmalen Seitenfach ziehe. Ob es ihr gefallen wird? Ich hoffe doch sehr. Immerhin hat es mich einige Mühe und das Taschengeld eines halben Monats gekostet. Da fällt mir ein, dass ich ihnen

mal mitteilen sollte, dass ich unterwegs bin. Nicht dass sie ungeduldig werden und abhauen, wenn sie das nicht eh schon sind.

Eilig hebe ich meinen ovalen ArmCom vor den Mund. „Nachricht an Océane und Anais“, weise ich die integrierte Servor-KI an. „Hey. Hab's gedeichselt bekommen und bin auf dem Weg.“

Das genügte vollkommen. Romane können andere erzählen.

„Eingehende Kommunikation“, schallt es mir aus dem ArmCom entgegen. Durch die abgesetzte Nachricht habe ich den Nicht-Stören-Modus automatisch abgeschaltet.

„Deine Maman hat dich gehen lassen? Wie hast du das denn jetzt wieder geschafft? Du musst uns unbedingt davon erzählen, aber nur keine Eile. Ich bin auch noch unterwegs“, ertönt die raue und wie immer leicht aufgeregt klingende Stimme von Anais durch das Foyer. Langsam gehe ich in Richtung des Ausgangs, durch den sich bereits Solalto mit ihren reinweißen Strahlen ihren Weg bahnt und von einem weiteren heißen Tag auf Auriverde kündigt.

Zum Glück bin ich alleine und keiner hört mit. Sonst wäre es mir doch etwas peinlich. Was jetzt aber auch nicht so ungewöhnlich ist. Die meisten Apartmentbewohner des höchsten Wohnturmes von Boavista Nova verlassen oder erreichen diesen normalerweise per Floater oder Gleiter. Der Begriff für die schwebenden elegant geschnittenen Fahrzeuge variierte je nachdem, ob man sich auf einer Welt der Liga oder der Union aufhält. Papa hatte mir mal erzählt, dass der Begriff Floater von der Hauptwelt der Liga, Uschandor, stammt und sich damit auch hier durchgesetzt hat.

Er hatte es so merkwürdig betont, als ob der Unterschied wichtig sei. Für mich ist es einerlei. Beides bezeichnete ein und dasselbe. Warum also so ein Aufheben für eine abweichende Begrifflichkeit machen? Manchmal verstehe ich die Erwachsenen und ihre Spitzfindigkeiten nicht.

„Eingehende Kommunikation“, ertönt es erneut lautstark aus dem ArmCom und ich stöhne innerlich auf, während ich mich hektisch umsehe. Zum Glück ist weiterhin keiner da.

Ich Idiot habe bei meinem spontanen Aufbruch, na gut, man kann auch Flucht dazu sagen, die In-Ears vergessen. Sie liegen jetzt auf dem Schreibtisch und gönnen sich eine Pause.

Nun muss ich mich notgedrungen vom ArmCom anplärren lassen und jeder neugierige dahergelaufene Auriverda kann die Ohren spitzen, um zu lauschen.

„Bin bereits im lichten Feld und warte auf euch – mal wieder.“

Im ersten Moment habe ich mich gefreut, die glockenhelle Stimme, die mich immer so an den weiten sonnendurchfluteten Himmel von Auriverde erinnert, von Océane zu vernehmen. Die für sie überraschend offene Kritik am Ende lässt die Mundwinkel dann doch eher im unteren Drittel liegen. Der breite Eingang öffnet sich vor mir leise zur Seite gleitend. Zugleich flutet der typische Lärm der Stadt herein und Solalto gibt sich aufrichtig Mühe, die Oberfläche als eine einzige flimmernde Fläche zu gestalten.

Dabei habe ich es schon gut. Die vorherigen Generationen hatten laut Papa echte Anpassungsschwierigkeiten und mussten durchgehend Sonnenbrillen tragen. Ich sei da wesentlich

besser dran, dank des genetischen Langzeitprojekts unserer Urahnen. Sollte ich mal Nachkommen haben, werde ich das schon sehen. Er faselte etwas von tieferen Augenhöhlen und dunkleren Augenfarben.

Pah, als ob ich jemals Kinder bekommen würde. Mich schüttelt es bei dem Gedanken.

Ich beschließe, nicht zu antworten. Meine Aussage gilt, schließlich bin ich unterwegs und Océane wird warten, wie immer. Da bin ich mir sicher.

Abflug

Der ausladende Schatten der hohen Amberbäume ist mir äußerst willkommen. Solalto meint es wieder besonders gut. Laut den aktuellen Wetterdaten ist heute der wärmste Tag des Jahres, was ich nur bestätigen kann. Meine Schweißdrüsen leisten Überstunden.

Dafür sollen sich am Abend dichte Wolken und damit schwere Unwetter bilden. Der schönste Tag des Jahres tritt mit einem herrlichen Knall ab, hatte Papa heute Morgen am Frühstückstisch gewitzelt.

Wann sagt ihm mal jemand, dass er nicht witzig ist?

Bis dahin will ich zumindest wieder zu Hause sein. Es dürfte uncool sein, auf dem Schwebetable von einem Blitzschlag gegrillt zu werden.

Das, was mir an Insekten und Staub von dem trockenen Feldweg ins Gesicht fliegt, ist nicht feierlich. Die Schutzbrille trinkt derzeit zusammen mit den Kopfhörern ein kühles Getränk auf mein Wohlergehen und ich ärgere mich über die eigene Nachlässigkeit.

Normalerweise riskiere ich gerne einen Blick auf die zwischen den breiten Baumstämmen hervorlugenden goldgelben Kornfelder, deren Ähren sich im Wind wie am Meer in Wellen hin und her wiegen. Die starke Sonnenstrahlung lässt sie wie eine einzige weite Fläche illuminieren, weswegen sie von allen „die lichten Felder“ genannt werden.

Jetzt muss ich allerdings die Augen so weit zusammenkneifen, dass die Augenbrauen nahezu einen durchgehenden dunkelblonden Balken bilden.

Nicht, dass sich doch noch etwas in meine Augen kracht. Bei der aktuellen Geschwindigkeit kann ich gut darauf verzichten.

Fast hätte ich die kaum sichtbare Abzweigung verpasst, die sich rechts zwischen zwei hohen üppig blühenden Büschen auftut. Die Ackerfläche mit dem wachsenden goldgelben Meer endet wie abgeschnitten und brandet gegen eine lang gezogene dunkelgrüne und violettfarbene Oase aus Bäumen und Gestrüpp an.

Fluchend lege ich mich weit nach rechts zur Seite und ziehe das linke Bein hoch. Instinktiv strecke ich den Arm aus, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Die Fliehkraft und die beständig wirkende Vorwärtskraft des Schwebetables lassen mich jedoch zufrieden grinsend eine nahezu perfekte Neunzig-Grad-Kurve fliegen. Kurzzeitig berühren meine Fingerspitzen den Boden. Als ich

merke, wie hitzig sich die Reibungswärme anfühlt, ziehe ich sie fluchend ein, nur um anschließend durch die abrupte Bewegung, um die Balance zu kämpfen. Für einen Bruchteil einer Sekunde sehe ich mich als Dekorationsobjekt um den nächstbesten Baum gewickelt, da reißt mich der Vorwärtsschub nach oben. Bei allen Sternengöttern, ist das geil.

Automatisch beuge ich mich mit pochendem Herzen in die Knie und verringere die Geschwindigkeit, indem ich ein wenig Druck auf die rechte Knie gebe. Nicht dass ich ungebrems in die völlig überwucherte Kuppel krache, die in den Schatten der Bäume und Büsche vor mir hervorragt. Die ursprünglich sandfarbene Oberfläche ist kaum auszumachen. Auch die Fensterfront hat schon einmal bessere Tage gesehen. Wenn meine Maman dies so sehen würde, wäre sie angesichts des Schmutzgrades der gesamten Umgebung nicht sehr amüsiert. Dessen bin ich mir sicher und muss dabei grinsen.

Umso mehr, als ich kurz einen hellbraunen Schimmer in der Dämmerung hinter dem Fenster verschwinden sehe. Dass ich mit meiner Vermutung richtig liege, dass Océane wie versprochen gewartet hat, verrät mir ihr dunkelgrünes Schwebelboard, das wie immer sorgfältig abgestellt ist und an der Wand der Anlage aufrecht lehnt. Sie hat echt ein Faible für diese Farbe, stelle ich mal wieder fest.

Als sie wie aus dem Boden gewachsen auf einmal zwischen hohen Gräsern steht, wirken ihre schlanken und ungewöhnlich hellen Beine, die in hellblauen Shorts enden, wie Fanale im Dickicht. Dazu trägt sie ein rostrotes ärmelloses Oberteil, das sich in den vergangenen Monaten im Brustbereich immer weiter vorgewölbt hat.

Mit einem Kopfschütteln verscheuche ich den Gedanken, der eine gewisse Wärme in mir auslöst. Es ist so schon heiß genug. Zum Glück funktioniert die Eigenkühlung meines cremefarbenen Shirts und lässt mich dadurch nicht so schwitzen.

Sie winkt mir mit einem Arm zu und hält mit dem anderen ihr über alles geliebtes Handheld an den Körper gedrückt. Unwillkürlich muss ich an mein Mitbringsel denken und der Gedanke lässt mich lächeln ... und leichtsinnig werden.

Ich winke zurück und springe besonders lässig vom Schwebelboard. So wie man das halt macht, wenn das andere Geschlecht auch nur den Anschein erweckt, in der Nähe zu sein. Es hätte zumindest lässig aussehen sollen, wenn nicht die verdammte Wurzel eines unweit stehenden Baumes meint, genau hier ans Tageslicht zu kommen.

Der Gleichgewichtssinn, der mich noch kurz zuvor so souverän durch eine schnelle Neunzig-Grad-Kurve getragen hat, lässt mich schmachvoll im Stich. Ich gerate ins Straucheln. Statt elegant auf das Ende des Schwebelboards zu treten, sodass es cool in die Hand fliegt, macht es einen Satz nach vorn und ich lerne auf äußerst schmerzhaft Weise, dass ein Spagat einfach nicht mein Ding ist. Die ruckhafte Dehnung der Sehnen in den Beinen lässt mich aufschreien und wie eine kaputte Drohne zur Seite fallen.

„Scheiße!“, brülle ich auf und schlage die Faust auf den Boden. Aufgrund des sandigen Untergrunds, der mit vielen Blättern und kleinen Ästen garniert ist, ertönt nur ein dumpfes

„Pfump“. Dafür klettert ein Insekt gleich den Daumen hinauf und macht es sich auf dem Handrücken bequem.

Für eine Sekunde starre ich auf den winzigen schwarz-violettfarbenen Naturfreund und schüttele ihn dann unwillig von der Hand. Wie ich mein Glück kenne, brennt sein Biss in der Haut – bestenfalls.

Dafür werde ich neben dem Rauschen des Windes durch die unzähligen Äste und Blätter der kleinen Landzunge auf das glucksende Lachen aufmerksam, das von der Stelle zu kommen scheint, an der Océane zuvor stand.

Mein Kopf ruckt hoch und ich versuche sie zu entdecken, während hoffentlich bald das Feuer in meinem Schritt gelöscht wird.

Ich erspähe sie wie vermutet noch an der gleichen Stelle. Sie krümmt sich vor Lachen und drückt ihr Handheld wie ein Schutzschild gegen den Bauch.

Ich funkele sie böse an. Wie kann sie es wagen, mich auszulachen? Ich habe hier einen Unfall und erleide die fürchterlichsten Schmerzen und sie lacht einfach nur.

Dann denke ich ein paar Momente zurück und muss zugeben, dass meine Aktion wohl etwas komisch aussah. Über eine gute Vier kommt die Haltungsnote nicht hinaus, stelle ich selbstkritisch fest.

Dennoch ... kann ich nicht anders und lache herzlich mit, so ansteckend ist das. Auf dem Rücken rollend höre ich endlich dumpfe Schritte näher kommen. Sie beugte sich immer noch lachend über mich. Ihre Silhouette wird vom Sonnenlicht umrandet, das durch das Blätterdach strahlt und goldene Reflexe in ihr hellbraunes Haar malt. Es fällt glatt und seidig auf ihre Schultern, ein paar Strähnen wehen ihr leicht ins Gesicht.

„Na, ausgerutscht, Held?“, lacht sie. Ihre Stimme klingt hell und verspielt, wie das Glucksen eines klaren Baches.

Ich kann mich gar nicht daran erinnern, wann sie das letzte Mal so herzlich gelacht hat. Mehr als einmal habe ich versucht, sie dazu zu bringen. In der Not griff ich sogar auf einen von Papas Scherzen zurück, was ihr zu meiner schweren Verwunderung ein Schmunzeln abgerungen hat.

Da es so selten ist, gestatte ich mir, einen winzigen Moment länger ihr wunderschönes Gesicht zu betrachten. Ich blinzele, geblendet von Licht und Lächeln. Sie ist so nah, dass ich jede Einzelheit sehen kann. Die grasgrünen Augen, die mich mit amüsiertem Neugier mustern, die ovalen, weichen Züge, die an ein Gemälde erinnern, das jemand mit Liebe und Geduld gemalt hat.

Und dann sind da ihre Lippen; orangerot, stark geschwungen und gleichzeitig mit feinen Linien versehen, die nun von einem belustigten Grinsen verzogen sind.

Ich sage nichts, kann es einfach nicht. Mein Blick hängt an ihr, wie das Licht an den Tautropfen in den Zweigen über ihr. Für einen Moment vergesse ich den Fall, die feuchte Erde unter mir, sogar mein eigenes Herz, das unruhig in der Brust pocht.

„Du siehst mich an, als hättest du noch nie ein Mädchen gesehen“, neckt sie sanft und sieht verlegen weg.

Ich lächele nur. Vielleicht habe ich das auch nicht. Nicht so jedenfalls.

Da erreichten meine Ohren ein nur zu vertrautes hohes Summen aus der Richtung, aus der ich vor dem peinlichen Abflug gekommen bin. Es bedeutet genau das, wofür ich es halte, als ich den Kopf entsprechend drehe.

Die Silhouette von Anais auf ihrem Schwebboard kommt rasch näher. Heute trägt sie zur Abwechslung mal ein sommerliches Top, das mit vielen gelben Blumen gemustert ist. Wesentlich eleganter, als ich es vermocht habe, landet sie auf ihren Füßen. Sie verzichtet aber auch darauf, ihr Board hochzukicken und hebt es ganz schnöde einfach auf.

„Hi Anais“, begrüßt Océane sie zurückhaltend. Ihrem Blick sehe ich an, dass sie das Blumenmuster mag.

„Was macht ihr denn hier?“ Die neu Hinzugekommene sieht uns nacheinander kritisch an. Zumindest soll der Blick so wirken, doch ihre zuckenden Mundwinkel verraten ungeniert etwas anderes.

Bevor ich eine Erwiderung formuliere, kommt mir Océane zuvor. Lässig deutet sie mit dem Daumen auf mich herunter.

„Luce hat mal wieder versucht, cool auszusehen, und eine Baumwurzel hat ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Das Ergebnis liegt hier auf dem Waldboden.“

Umgehend spüre ich, wie mir das Blut in die Ohren schießt und sie aufglühen lässt.

„Hey!“, protestiere ich sofort, werde von den beiden jedoch gekonnt ignoriert.

„Ich verpasse doch immer das Beste“, beschwert sich Anais. „Sah der Abflug wenigstens stylish aus?“

Océane setzt ein schiefes Grinsen auf und sieht mit hochgezogenen Augenbrauen zu mir hinunter. „Ein einmaliger Anblick“, bestätigt sie, hält dann aber kurz inne. Jedes Lächeln verschwindet aus ihrem Gesicht. „Allerdings sah es schmerzhaft aus.“

Oha. Höre ich da etwa Mitgefühl heraus? Na immerhin.

„Echt jetzt? Alles okay mit dir?“, fragt Anais, wendet sich zu mir um und hockt sich neben mich.

Ich beeile mich, den Oberkörper hochzuheben und ein breites Lächeln aufzusetzen. „Klar doch. Alles halb so wild“, beschwichtige ich, während die Sehnen zwischen den Beinen und Leisten empört neue Schmerzimpulse durch den Körper jagen.

Sie sieht mich zweifelnd an und akzeptiert wohl stillschweigend, dass ich erneut versuche, den Helden zu spielen.

Noch während sie aufsteht, blickt sie zu unserer gemeinsamen Freundin hinüber, die uns nachdenklich beobachtet. Wieder einmal fällt mir der unterschiedliche Teint zwischen den beiden

auf. Anais olivbraune Haut mit den langen nachtschwarzen Haaren, die sie wie immer offen trägt, kontrastiert zu der Hellen von Océane, die auch die intensive Einstrahlung von Solalto nicht zu einer gewissen Bräune verhilft. Ein Blick auf meinen Handrücken beweist mir, dass ich mich zwischen den Mädels bewege. Zu dritt ergeben wir schon fast eine Farbleiter.

„Komm Oci. Lass uns den Helden hier mal auf die Beine helfen“, fordert Anais Océane auf und streckt mir ihre Hand entgegen. Die zögert kurz und wirft mir einen undefinierbaren Blick zu.

„Nun komm schon. Alleine packe ich es nicht, den schweren Sack hochzuhieven“, setzt sie einen nach und ignoriert mein empörtes „Hey!“ mit einem breiten Grinsen.

Jetzt gibt sich Océane scheinbar doch einen Ruck oder einfach nur geschlagen. Zumindest streckt sie mir ihre Hand entgegen. Gemeinsam hieven sich mich mit Mühe auf die Beine, was diese nur unter Protest mitmachen.

Energisch klopfe ich mir festhängende Erde vom Hintern. „Also, ein Spagat gehört nicht zu meiner liebsten Leichtathletikübung“, gebe ich dann doch mit etwas Offenheit zu. Es bringt nichts, es zu verbergen. Am abgehackten Gang bemerken sie es eh. Außerdem sind sie meine besten Freunde und die belügt man nicht.

„Hui, das kann schmerzhaft sein. Vor allem so plötzlich. Geht es, oder sollen wir lieber eine Medi-Drohne rufen?“ Sie wackelt mit ihrem ArmCom und ich schüttele schnell den Kopf. Das ist jetzt das Letzte, was ich will. Bei einem solchen Einsatz werden immer gleich automatisch die Eltern informiert und das möchte ich dann doch vermeiden.

„Geht schon. Ich werde keinen Sprint im Moment hinlegen können, aber das ist auch nicht meine Absicht“, erwidere ich und grinse sie schief an.

„Wie du möchtest. Lass uns hineingehen.“

Ich bestätige nickend und sie hakt sich lachend bei mir unter. „Komm, alter Mann. Ich führe dich.“

Zunächst will ich protestierend stehen bleiben, beuge mich dann aber doch ihrer ansteckenden guten Laune und genieße dabei die Berührung ihres Arms.

„Hier bitte“, ertönt die Stimme von Océane seitlich von uns. Sie hält mir mit ausgestrecktem Arm den Rucksack hin, den ich bei meinem unfreiwilligen Abflug verloren habe, und sieht dabei zur Seite. So als ob sie es tunlichst vermeiden möchte, uns so gut gelaunt zu sehen.

Nicht zum ersten Mal frage ich mich, was sie hat. Warum sie es nicht mag, wenn sich zwei Menschen berühren, und beschließe, Anais mal zu passender Gelegenheit zu befragen. Eventuell vertraut sie sich ja ihr an.

„Danke dir“, sage ich und bin betrübt, dass ich ihr Gesicht nicht richtig lesen kann, während ich den Rucksack entgegennehme. Er hat ein wenig Gewicht durch die Drohne und ...

Siedend heiß fällt mir ein, dass ich ja noch etwas zusätzlich dabei habe. Nicht, dass dies beschädigt wurde. Abrupt winde ich mich aus dem Arm von Anais, was diese mit einem überraschten Ausruf quittiert.

Dafür hocke ich mich hin und öffne mit fliegenden Fingern die Magnetverschlüsse. Vorsichtig ziehe ich die Folie heraus, halte sie vor mir in die Höhe und betrachte sie kritisch von allen Seiten in dem durch das Blätterdach fallenden Licht.

Erleichtert atme ich tief aus. Es scheint unbeschädigt zu sein.

„Was ist denn das?“, vernehme ich die neugierige Frage von Anais. Sie hockt sich neben mich und betrachtet das, was ich in den Händen halte. Verlegen blicke ich sie von der Seite an und bewundere nicht zum ersten Mal ihre wie mit der Schnur gezogene Nase. Der kleine Knubbel, der die Spitze ziert, stört den ansonsten harmonischen Aufbau überhaupt nicht. Als ich sehe, wie sich der Nasenflügel langsam rhythmisch bewegt, wird mir bewusst, dass ich sie anstarre. Schnell blicke ich zur Seite und hoffe, dass sie es nicht bemerkt hat. Dafür nehme ich wahr, dass sich Océane neben mich gestellt hat und forsch ansieht. Ihre zusammengezogenen Augenbrauen und dass sie auf der Unterlippe herumkaut, zeigen mir eindeutig, dass sie etwas missbilligt. Mir entzieht sich nur, was dies sein könnte.

„Was habe ich denn jetzt wieder falsch gemacht?“

Für einen kurzen Moment überlege ich verärgert, die Folie einzupacken. Noch ist nichts ausgesprochen. Andererseits habe ich sie doch speziell für sie angefertigt.

Mit einer „jetzt erst recht“ Haltung richte ich mich für beide überraschend auf, drehe mich zu dem verkniffenen Gesicht von Océane um und strecke ihr mit einer energischen Bewegung die Folie vor die Nase.

„Bitte. Für dich“, sage ich und sehe ihr trotzig entgegen. Einen Lidschlag lang behält sie ihren Ausdruck bei, dann werden die Augen groß und ihre so wunderbar geschwungenen Lippen öffnen sich überrascht.

Als sie nicht reagiert, gehe ich einen Schritt auf sie zu und wedel mit der Folie einmal hin und her.

Eventuell wäre es hilfreicher, wenn ich selbst nicht so ein verkniffenes Gesicht aufsetzen würde, doch ich bin verärgert und möchte es jetzt einfach nur hinter mich bringen. Ihre Haare, leicht zerzaust vom auffrischenden Wind, werfen Schatten auf ihre geröteten Wangen. Nur eine Nuance bewegen sich ihre Augen nach oben und blicken direkt in meine. Grasgrün und unglaublich klar.

Da ist etwas zwischen uns, schwer wie ein Wort, das keiner von uns auszusprechen wagt. Für eine Sekunde glaube ich, sie wird endlich etwas sagen. Nur ein Satz, aber dann beißt sie sich auf die Unterlippe und sieht wieder nach unten.

Da wird mir die Folie geschickt aus den Händen gewunden und Anais hält sie triumphierend in die Höhe.

„Was haben wir denn da?“, fragt sie lachend und grinst mich dabei so frech an, dass ich ihr dafür nicht böse sein kann.

Bevor ich auch nur einen Hauch halbherzigen Protests formuliere, spricht sie die eigentliche Empfängerin des Geschenks an.

„Hey, Oci. Was ist los? Ich vermute mal, das ist eine holografische Folie für deinen geliebten Handheld. Die Farbe und Größe passen zumindest perfekt.“

Sie sieht mich fragend an und ich bestätige nickend, während ich die Hände in den Hosentaschen versenke.

„Siehst du. Gib einfach mal her.“

Ohne weiter abzuwarten, entwindet sie Océane genauso geschickt wie schon mir zuvor das Geschenk, ihr Handheld und kniet sich hin, positioniert die Vorderseite auf ihre Knie und zieht die holografische Folie aus ihrer schützenden Hülle.

Jetzt kommt endlich Leben in Océane und sie ruft halb überrascht und halb verärgert: „Hey. Lass das!“

Jedoch zu halbherzig, als das ihre Freundin von ihrem Tun lässt. Sie kennt uns halt beide zu genau und weiß, wie weit sie gehen kann.

Ich kann Océane verstehen. Anais traut sich schon etwas, wenn sie ihr den Handheld entwindet, mit der sie sorgfältig alle möglichen Arten von Pflanzen auf die sie trifft, dokumentiert. Als ich ihr einmal aufgrund einer längerfristigen Infektion die Hausaufgaben gebracht habe, um ihr Zusammenhänge in den Aufgabenstellungen zu erklären, hatte sie in ihrem Bett gelegen und gerade gezeichnet. Ich weiß noch, dass ich innerlich über das Muster der Bettwäsche geschmunzelt hatte. Es war von unzähligen rötlichen Blättern des Jakar-Baumes gemustert, sodass der Eindruck entstand, in einem regelrechten Blättermeer zu liegen.

Mit verquollenen Augen hatte sie mir entgegengesehen und dabei versichert, dass dies nicht von zu wenig Schlaf herrührt, sondern der Krankheit geschuldet ist. Ich fand ihren Gesichtsausdruck witzig und irgendwie niedlich. Schließlich betraf es lediglich das Außenrum, und nicht das kühle Feuer, das sonst immer, wenn teilweise auch sehr versteckt, in ihnen glimmt.

Bedauernd hatte sie gesagt, dass sie bis jetzt nicht kräftig genug für die Hausaufgaben sei. Da meinte ich nur lapidar, dass ich ihr dann doch einfach über die Schulter sehen könnte, was sie da macht.

Erst hatte sie kurz gezögert und dann zu meiner Überraschung mit einem schüchternen Lächeln zugestimmt. Sie deutete zuerst auf einen Stuhl, den ich mir heranziehen soll, doch ich habe mich einfach neben sie auf das Bett gelegt. Natürlich ganz behutsam.

Noch heute kann ich mir ein Schmunzeln nicht verkneifen, wenn ich an ihren überraschten Gesichtsausdruck zurückdenke. Die geweiteten Augen, mit denen wir uns das erste Mal für mehr als einen flüchtigen Moment auf dem tiefsten Grund unserer Seele sahen, bevor sie mir zeigte, was sie da tat.

Sie zeichnete ein Blatt. Was so ordinär wie öde klingt, hat bei mir das Kinn um einige Etagen nach unten sinken lassen. Obwohl es nicht fertig war, sah es so unglaublich plastisch und lebensecht aus. Zugleich sah man, dass es ein künstlerisches Motiv war, was ich hauptsächlich an den verspielten

Linien und der teilweise exzentrischen Farbgebung festmachte. Alles in allem aber, ein echtes Kunstwerk.

Wir unterhielten uns angeregt darüber und so erfuhr ich von ihrem Faible für die Pflanzen aller Art auf Auriverde. Auf meine Nachfrage, ob sie sich auch für die von anderen Planeten der Kalmerischen Liga interessierte, verneinte sie dies. Unser Heimatplanet besitzt alleine schon eine kaum zu zählende Flora, die bereits vor der Besiedelung durch die ersten Siedler existierte. Mit der Einfuhr von hauptsächlich irdischen Pflanzen und deren genetische Anpassung an die hier herrschenden Bedingungen explodierte die Zahl regelrecht. Vor allem, wenn man einbezog, dass sich Arten miteinander verbanden oder verdrängten.

Wir unterhielten uns so angeregt, dass wir gar nicht merkten, wie die Zeit verging und mich ihre Maman freundlich fragte, ob ich nicht mitessen möchte. Im ersten Moment war ich gerührt, weil ich das nicht erwartet habe. Meine würde nie auf die Idee kommen, einen meiner Freunde zum Essen einzuladen. Dennoch lehnte ich höflich ab, obwohl ich viel lieber geblieben wäre. Der Anstand gebot jedoch anderes.

Ab diesem Moment suchte ich sie in den Stundenpausen in ihrer schattigen Nische auf dem Schulhof auf, die sie immer aufsuchte, um weiter ungestört an ihren Bildern von Pflanzen und Blättern zu zeichnen. Später meinte sie einmal zu mir, dass ich der netteste Störenfried von allen sei, und ich fasste es als herzlich gemeintes Kompliment auf.

Als sie mit ihrem Tun fertig ist, blickt Anais auf und hält ihrer Freundin triumphierend das Handheld entgegen und sagt zu ihr: „Bitte!“, und an mich gewandt, fügt sie anerkennend hinzu, „Nicht schlecht!“.

Océane reißt Anais ihren größten Schatz geradezu aus den Händen und funkelt sie dabei so böse an, dass ich befürchte, eine neue Eiszeit bricht an. Der warme Wind, der über meinen Nacken streicht und damit einen Schub an frischem Schweiß triggert, belehrt mich schnell eines anderen. Dabei ist es hier zwischen den Bäumen und dem Schatten, den die ausladenden Kronen spenden, wesentlich besser auszuhalten.

So langsam komme ich mir doof vor, so in der Gegend herumzustehen. Es scheint sie nicht zu interessieren, was mich doch mehr enttäuscht, als ich mir selbst zuzugeben, bereit bin.

Verärgert nehme ich eine Haarsträhne von mir in die Hand, die bisher auf der Stirn festklebte und betrachtete sie für einen Moment. Sie werden bereits wieder viel zu lang und es wird Zeit, sie zu kürzen. Eventuell sollte ich mal eine andere Farbe ausprobieren. Das helle Blond ist zwar praktisch, aber auf Dauer langweilig.

Mein Blick fällt auf die beiden Mädchen. Es ist wie immer. Anais redet auf Océane ein und diese verfällt in dumpfes Brüten, während sie ihr Handheld an die Brust wie einen Schutzschild gedrückt hält.

Mir ist das zu doof. Daher gehe ich einfach los, marschiere an den beiden Streithammeln vorbei und sehe bewusst nicht zu ihnen hin. Im Vorbeigehen meine ich noch zu hören: „Mir schenkt er so

etwas zumindest nicht“, was mir doch ein flüchtiges Lächeln entlockt. ‚Wenigstens eine, die es zu würdigen weiß.‘

Würdigung

Das Innere der alten Terraforming-Anlage und seit ca. einem Jahr das inoffizielle Hauptquartier unserer kleinen Gruppe, präsentiert sich so unaufgeräumt wie eh und je. Wobei ich einschränken muss, dass lediglich die Bereiche, in denen sich Anais und ich uns aufhalten, diesen Eindruck vermitteln. Océanes Ecke, deren Interieur hauptsächlich aus einer abgewetzten, aber äußerst bequemen Liege und einem daneben stehenden schlichten Beistelltisch besteht, ist frei von irgendwelchem Krimskrams.

Mit Schwung will ich den Rucksack in meine Ecke befördern, in der sich schon allerlei technisches Gerät stapelt, besinne mich aber eines Besseren. Der Drohne kann nichts für meine Laune und sie wird garantiert weiter in den Keller rauschen, wenn ich sie beschädige und reparieren muss, weil ich meine Gefühle nicht unter Kontrolle habe.

Seufzend lege ich sie daher auf den runden Tisch, der vor der halbrunden Couch steht. Dabei rutschen ein paar Bauteile zur Seite, an denen ich in den vergangenen Tagen gearbeitet habe, und fallen scheppernd zu Boden.

Na super. Die Augen ungestört verdrehend, beschließe ich, das später aufzuheben und anzusehen.

Die dunkelbraune Polsterung der Couch weist etliche Flecken auf und ächzt angestrengt, als ich mich auf das halbrunde Möbelstück auf den Rücken fallen lasse. Den rechten Arm drapiere ich als Kopfkissen darunter. Solange sich nicht grober Schmutz oder gar Schimmel darauf bildet, sehe ich keinen Handlungsbedarf. Ein Blatt hat sich auf die Polsterung neben mir verirrt. Ich hebe es vor die Augen und erkenne es sofort.

Tief ausatmend starre ich an die Decke, an der sich die Weinrebe mit ihren typisch geformten Blättern wie das in meiner Hand, als eine grün-violettfarbene Wand ausbreitet. Sie stammt ursprünglich von der alten Erde, der Hauptwelt der Solaren Planeten-Union und wurde wie so ziemlich alles auf die Verhältnisse von Auriverde angepasst. Daher der tiefe, violettfarbene Einstich. Schon verrückt, dass jetzt unzählige Kolonialwelten einen Krieg gegen die Heimatwelt aller Menschen führen. Der Grund soll laut Papa eine Mischung aus Unabhängigkeitsbestreben, territorialen Streitigkeiten und der angeblichen Ausbeutung der Kolonien durch die Zentralwelt zunächst zur Gründung der Kalmerischen Liga und danach zum Krieg zwischen den beiden Machtblöcken geführt haben. Für mich sind die Gedankengänge dahinter zu hoch, allerdings bekommt man selbst am Rand des Liga-Raumes von dem Konflikt mehr mit, als einem lieb ist. Die meiste Zeit versuchen meine Freunde und ich alles weit von uns zu schieben, doch ganz können wir dem nicht entkommen. Alleine schon durch unsere Familien, die über fast nichts anderes reden. Vor allem Océane scheint dies mitzunehmen, was aber kein Wunder ist. Ihr großer Bruder ist Offizier auf einem Ligaschiff. Die ständige Angst um ihn hängt schwer wie ein nasses Tuch über der Familie, hat sie mir mal anvertraut. Als ob man nur noch flach atmen kann und langsam den Eindruck bekommt, zu ersticken.

Mich hat es gegruselt, als ich versucht habe, das Gefühl nachzuempfinden.

Ich vermute ja, dass ihre manische Zeichenlust ein Ausdruck dieser tiefen Sorge ist, weiß es aber nicht genau. Es ist schwierig, mit ihr darüber zu reden. Immer dann, wenn sich ihr Blick ins Unendliche verschiebt, verschließt sie sich wie eine Panzertür und öffnet erst wieder, wenn ein innerer Schalter kippt. Anais meinte mal, als ich sie darauf angesprochen habe, dass wir nicht mehr machen können, als gute Freunde für sie zu sein, und ich denke, sie hat recht. Innerlich quält es mich aber, so hilflos zu sein.

Ich halte das Blatt zwischen den Fingern, als wäre es ein Fundstück. Es ist breit wie eine kleine Hand, nur grüner und kühler. Die Oberfläche fühlt sich rau an, ein wenig wie feines Schleifpapier. An den Rändern ist es gezackt und in der Mitte verläuft eine dicke, dunkelviolette Ader, von der sich dezente Linien in allen Richtungen verzweigen wie ein ausgebreitetes Netz. Kurz ziehe ich es an die Nase und schnuppere. Kein Duft und, ich wende es, um die andere Seite betrachten zu können, kein Glanz. Enttäuschend!

Aber was erwarte ich auch? Es ist nur ein Blatt. Aber es gehörte zu einer der drei Reben, die wir alle zusammen letztes Jahr gepflanzt haben. Als symbolischen Akt haben wir diese alte Terraforming-Station gewissermaßen in unseren Besitz genommen.

Ich muss lächeln, wie Anais und ich uns angesehen haben, als Océane uns den Vorschlag unterbreitet hat. Erst hielten wir es für eine spinnerte Idee, aber als wir darüber sprachen und weiter nachdachten, enthüllte sich wie eine Schicht nach der anderen die Großartigkeit, die darin liegt. Drei Pflanzen, die langsam emporwachsen und sich dabei ineinander regelrecht verhaken, wie unsere Freundschaft. Nur zusammen schaffen sie es, die Wände und die Decke nahezu lückenlos zu begrünen.

Verklärt blicke ich auf das Blatt, gebe diesem schließlich einen sanften Kuss und lass es aus meiner Hand fallen. Langsam gleitet es zu Boden und verharrt schlussendlich neben dem Bauteil, das ich zuvor heruntergeworfen hatte.

Stimmt, da war ja was. Schluss mit den schweren Gedanken.

Ächzend drehe ich mich zur Seite und hebe die Platine auf. Hin und her drehend checke ich mit kritischem Blick, ob eine Beschädigung vorliegt. Oberflächlich gesehen nicht, aber das muss nichts heißen. Erst wenn ich sie an den Prüfer anschließe, habe ich Gewissheit.

Doch das kann warten. Zuerst hat etwas Besonderes Priorität. Behände öffne ich die Magnetverschlüsse des Rucksacks und hole behutsam die eiförmige Drohne heraus. Das widerspricht ein wenig meiner vorherigen, man kann sagen, gröberen Behandlung, aber da waren auch Emotionen im Spiel.

Schon echt beknackt, wie die einen handeln lassen können, obwohl der Verstand etwas anderes schreit.

Den Rucksack pfeffere ich hinter mir auf die Couch und lege die Drohne vorsichtig auf den Tisch. Nachdem ich mich versichert habe, dass sie sicher steht, strecke ich mich rechts zur Seite und

finger aus einem Fach über der Lehne eines der vielen Energiepacks, die dort verstreut herumliegen. Mit den Fingerspitzen bekomme ich eine zu fassen und ziehe sie mit einem Ruck zu mir. Elegant landet sie in meinen Händen, wenn man von dem am Ende des Kabels befindlichen Universalkuppler absieht, der schmerzhaft auf einen Fingerknöchel kracht.

Autsch, tut das weh. Mit zusammengepressten Zähnen ziehe ich zischend die Luft dazwischen ein.

Das scheint heute nicht mein Tag zu sein. Erst der Abgang draußen, dann das undankbare Gehabe von Océane, und jetzt das.

Und für all das habe ich meine Schwester bloßgestellt und einen persönlichen Racheengel gezüchtet? Eine Flut von Bedauern und Reue durchströmt mich. Das war es einfach nicht wert.

Ich schüttele den Kopf und beschließe, heute Abend bei Shari zu Kreuze zu kriechen und mich aufrichtig zu entschuldigen. Hoffentlich ist es dafür nicht zu spät.

Für einen Moment blicke ich auf mein ArmCom und überlege, ihr eine Nachricht zu schicken. Océane und Anis entheben mich einer Entscheidung, da sie hereinkommen und ihr Lachen den dämmrigen Raum erfüllt.

Betont starre ich auf die vor mir liegende Drohne und hantiere mit der Universalkupplung an ihr herum, nur um dabei die Ohren zu spitzen, damit mir nichts entgeht.

Ich will schließlich nur vorgeben, dass es mir egal ist, was die beiden machen.

Umgehend erlöscht ihr Lachen. Hmpf. Wohl als sie mich bemerken, und da ist ein solches Verhalten natürlich ungebührlich. Na gut, das Spiel kann ich auch spielen.

Während ich mit einem sanften Fingerdruck ein Stück der Verkleidung der Drohne zur Seite schiebe und das Kupplungsstück freilege, höre ich, wie die beiden ein paar Schritte durch den Raum gehen. Ansonsten herrscht Schweigen.

Aber nicht für lange. Alles andere hätte mich bei Anaïs auch schwer überrascht.

„Wie kommst du voran mit der Drohne, Luce?“

Erst überlege ich, nichts zu sagen, aber das kommt mir dann doch kindisch vor. Abgesehen davon bin ich im Grunde meines Herzens ihnen und vor allem ihr ja nicht böse. „Ganz gut“, brumme ich. Als ein paar Sekunden vergingen, ohne dass etwas zurückkommt, füge ich hinzu: „Ich versuche herauszufinden, ob der Universalkoppler wirklich so universal ist. Immerhin hat das gute Stück“, ich klopfe ein paarmal mit der Hand auf die Hülle, was jedes Mal ein dumpfes metallisches Geräusch entstehen lässt, „schon ein paar Jahre auf dem Buckel. Die ist älter als unsere Eltern. Mal sehen, ob sie sich besser gehalten hat.“

Ein Kichern hallt durch den Raum. Jetzt blicke ich doch kurz hoch und bemerke, wie Océane sich die Hand vor den Mund hält und mich erst erschrocken ansieht, nur um dann schnell zur Seite zu sehen. Hey, dabei habe ich nur ein schmales Lächeln aufgesetzt.

Was habe ich ihr nur getan?

Eventuell sollte ich an meinem Lachen üben. Oder stehen die Zähne schief? Kleben Essensreste dazwischen? Ich beschließe, das heute Abend zu kontrollieren, obwohl ich mir sicher bin, dass dies nicht der Fall ist.

„Halte mich auf dem Laufenden, Luce. Ich muss noch einmal los und komme später wieder.“

Mein Kopf ruckt hoch und ich fixiere Anais herzförmiges Gesicht, das mir ernst entgegenblickt. Ich meine so etwas wie Belustigung, aber auch einen undefinierbaren Hauch von Trauer über ihre Züge gleiten zu sehen.

„Wieso denn das?“, frage ich und kann die Enttäuschung nicht aus der Stimme zurückhalten. Mit den Augen weise ich erst auf die Drohne und sehe dann sie wieder an. „Wir wollen doch zusammen die hier starten lassen und du dokumentierst die Abläufe, die sie ausführt.“

„Ich weiß“, seufzt Anais theatralisch. „Meine Maman bringt mich um, wenn ich nicht auftauche. Du weißt doch, heute ist ...“

Da dämmert es mir und ich nicke schnell. Wie konnte ich das nur vergessen?

„Aber natürlich. Der VisoCall mit deinem Papa hat immer Vorrang. Bitte entschuldige.“

Sie winkt lässig ab. „Mal sehen, ob er stattfindet. Wenn sich sein Schiff nicht in passender Position aufhält oder der Kapitän aus Sicherheitsgründen jede private Kommunikation unterbindet, bin ich schneller zurück, als euch lieb ist.“

Bei den Worten dreht sie sich kurz zu Océane um und widmet sich dann wieder mir.

„Ich möchte später nur eine Erfolgsmeldung hören, dass das verdammte Ding hier stabil fliegt. Das ist das Wichtigste. Die Dokumentation können wir nachholen. Noch haben wir Zeit.“

Ich möchte schon einwenden, dass dies großzügig gesprochen ist, schweige aber, da ich genau weiß, dass bei ihr der VisoCall immer an erster Stelle steht. Mir würde es genauso gehen, wenn es mein Papa wäre, der in einem Kreuzer der Liga durch die kalte Leere des Weltraums fliegt.

„Alles klar. Du kannst dich auf uns verlassen. Grüße ihn schön!“

Anais strahlt mich an und nickt bestätigend. „Das mache ich. Versprochen. Bis später, ihr zwei.“

„Bye“, ertönt es von Océane aus dem hinteren Teil. Sie hat sich mittlerweile auf ihrer Liege bequem hingelegt und den Handheld vor der Nase. Die holografische Folie zeigt ihr Motiv stolz in den Raum hinein. Zu schade, dass es die neue Besitzerin nicht ebenso zu würdigen weiß.

Ich hebe die Hand und winke Anais zu, während ich beobachte, wie sie mit federnden Schritten den Innenraum verlässt und durch die immer offen stehende Tür ins Freie gelangt. Eine Ranke der Weinrebe, die in der Öffnung herein hängt, verfängt sich kurz in ihrem Haar, bevor sie diese energisch zur Seite schlägt.

Die Gleiche hat mich vorhin auch schon gestört.

Ein kleines Ärgernis, aber ein guter Aufhänger.

„Océane?“, rufe ich durch den Raum und sehe zu ihr hinüber.

Sie schiebt ihr Handheld ein wenig zur Seite und sieht zu mir. „Ja? Hast du ein Problem mit der Drohne?“

Ich schüttele verneinend den Kopf. „Nee. Ich möchte dich nur etwas fragen.“

Jetzt habe ich ihre Aufmerksamkeit und sie legt das Gerät flach auf ihren Schoß. Auf den Unterarmen gestützt, sieht sie gespannt zu mir rüber.

Ich deute mit der Hand nach oben und mache eine kreisförmige Bewegung. „Wie hast du es hinbekommen, dass sich die Weinreben so rasch ausbreiten? Soviel ich weiß, wachsen sie zwar schnell, aber nicht so schnell wie hier bei uns.“

Ein breites Grinsen erhellt ihr Gesicht und mein Herz beschleunigt bei diesem Anblick. Ein wenig bin ich stolz, dass ich es geschafft habe, sie aus ihrer Trübsal zu holen. Andererseits bin ich noch ein wenig angefressen, wegen ihrer Reaktion.

Ach egal. So ist sie halt und so mag ich sie ja im Grunde auch, wenn sie nur manchmal mehr aus sich herausgehen würde.

„Ich weiß gar nicht, was du meinst“, kokettiert sie und grinst mich weiter offen an.

„Doch, das glaube ich schon“, erwidere ich und fasse mir ans Kinn, nur um so zu tun, als würde ich nachdenken. „Du hast da garantiert etwas in die Erde gemischt.“

Das Fingerschnippen ist lauter als gedacht und hallt durch den Raum. Dennoch sehe ich sie an, als ob mir gerade die Erkenntnis des Jahrzehnts gekommen ist. „Ich habe es. Du hast einen Zaubertrank dazugegeben. Einen, aus dem abwechselnd grüner und violettfarbener Dampf herausgequollen ist. Dieser hat das Wachstum auf unnatürliche Weise enorm verstärkt und für die wundervolle Farbgebung gesorgt.“

Erst sieht sie mich für einen Lidschlag vollkommen entsetzt an, dann lacht sie laut auf. „Du Spinner!“ Ihr langes Haar fliegt ihr regelrecht um die Ohren, so sehr schüttelt sie den Kopf hin und her.

„Bitte was?“, fahre ich gespielt empört auf und bin mit ein paar schnellen Schritten um den Tisch herum. Dabei streife ich mit meiner Hüfte die Kante, sodass dieser einen kräftigen Schlag abbekommt.

Während ich mir fluchend an die Seite fasse, scheppert es mehrmals, als herumliegende Drohnenbauteile und Werkzeug zu Boden fallen. In letzter Sekunde gelingt es mir, die Terraforming-Drohne festzuhalten, bevor diese dem Weg der Schwerkraft folgt.

„Oh, bei allen Sternengöttern. Was machst du heute nur?“, brüllt Océane und kringelt sich regelrecht vor Lachen auf der Liege.

„Sehr witzig. Du könntest mal helfen, das Chaos hier zu beseitigen!“

Sie hält inne und deutet mit dem Zeigefinger, den sie hin und her tanzen lässt, auf meine Ecke mit der wunderschönen Couch. „Du meinst das Chaos in diesem Bereich, da, wo es so ähnlich wie in deinem Kopf aussieht? Nee, lass mal. Unmöglich.“

„Was soll das denn bitte heißen?“, fahre ich auf und blicke sie zunächst streng an. Dann kann ich einfach nicht anders und pruste drauflos.

Na ja, so Unrecht hat sie halt nicht.

Dennoch kann ich das nicht auf mir sitzen lassen. Kurz versichere ich mich, dass die Drohne sicher steht, und mache einen etwas größeren Bogen um den Tisch herum.

Océane sieht das Unheil kommen und kreischt auf. Schnell packt sie das Tablet auf den Beistelltisch und streckt mir dann die Arme lachend, abwehrend entgegen.

„Na warte“, rufe ich und halte ihre Hände mit einer von meinen fest, während die andere anfängt, sie zu kitzeln.

„Bitte nicht“, japst sie kreischend und versucht verzweifelt, von mir abzurücken. Doch so schnell gebe ich nicht auf und fahre bis unter den Arm. Japsend springt sie erst hoch, nur um sich dann zusammenzukrümmen.

„Bitte nicht. Ich mag das nicht“, ruft sie erneut aus und ich halte umgehend inne. Dieses Mal klingt ihr Tonfall anders, schneidender. Das muss ich respektieren, auch wenn ich den Moment lieber weiter ausgedehnt hätte.

„Tut mir leid“, stammele ich und ziehe die Hand dabei so schnell weg, als ob ich Lava angefasst habe. Automatisch rücke ich ein paar Zentimeter von ihr an den Rand der Liege zurück.

„Schon okay“, sagt sie leise und legt sich den Arm über den Bauch. Das macht sie nicht zum ersten Mal, wie mir erneut auffällt. Ich erwarte eine unangenehme Stille, die sich jetzt zwischen uns ausbreiten wird, und gehe gedanklich schon zurück in meine eigene Ecke, als sie doch weiterspricht: „Du hast nichts falsch gemacht. Ich bin es, die schwierig ist. Mir muss es leidtun, nicht dir.“

Ein feuchter Schimmer sammelt sich in ihren Augen. Solalto lässt sie glitzern, auch wenn die Sonne es kaum mit ihren Strahlen in den Raum hineinschafft.

Ein Gefühl von Schuld wallt in mir hoch, ungeachtet ihrer Worte. Sie zum Weinen zu bringen ist das Letzte, was ich will.

Langsam strecke ich meine Hand aus. Als sie diese nicht abwehrt, berühre ich mit aller Vorsicht, zu der ich fähig bin, ihre Wange. Fange die Tropfen auf, die sich bedächtig herab begeben, während sie mich undefinierbar ansieht. Ich habe das Gefühl, als würde sie mit sich ringen? Doch weswegen? Will sie mir etwas sagen und traut sich nicht?

Plötzlich neigt sie den Kopf, schließt die Augen und streicht mit der Wange aktiv über meinen Handrücken. Es ist ein so wunderbares Gefühl von Zuneigung, dass ich regelrecht erstarre.

Überwältigt von dem, was in diesem Moment in mir aufflammt. Das ist so anders als alles, was ich zuvor empfunden habe.

„Was ist los, Océane? Was quält dich so sehr?“, presche ich vor und bereue es umgehend, da sie mit der Bewegung aufhört.

Ich Idiot! Wann zum Sternenabyss lerne ich es mal, meine verdammte vorlaute Klappe zu halten?

Statt mir eine Antwort zu geben, werden ihre Augen nur noch feuchter. Gleichzeitig sieht sie mich so eindringlich an. Wir verschränken den Blick geradezu miteinander und ich meine eine abgrundtiefe Verletzlichkeit, gepaart mit Unsicherheit zu sehen. Sie ist nicht mit sich im Reinen. Ganz und gar nicht.

Warum nur? Ich verstehe das nicht.

„Was ist los?“, wiederhole ich sanft, einen erneuten Versuch wagend. Mir ist klar, dass ich keine Antworten erhalten werde, wenn ich jetzt nachgebe.

Océane ringt sichtlich mit sich. Ihre Augen huschen hin und her. Erst zum Boden, dann zur Decke, wo sie eine Weile verbleiben, dann wieder zu mir zurück. Die ganze Zeit streichele ich sanft ihre Wange und ignoriere meine immer nasser werdenden Finger. Das ist jetzt nicht wichtig.

Sie atmet einmal tief durch. Sie scheint zu einer Entscheidung gekommen zu sein.

„Du bist das Problem“, flüstert sie beinahe unhörbar und reißt den Kopf nach hinten. Während sich meine Augen vor Schreck weiten, rutscht die Hand langsam hinunter. So als ob ich soeben jeden Kontakt mit ihr verloren habe.

Bevor ich dazu komme, sie wieder an den Körper zurückzuziehen, nimmt sie meine Hand in die Ihrige und hält sie fest. Gräbt dabei ihre Nägel so tief in den Handrücken, dass es schmerzt, den ich jedoch ignoriere.

Zu beschäftigt bin ich mit den unterschiedlichen Emotionen, die über ihr Gesicht branden. Scham, Angst und ganz zum Schluss, ja, Erleichterung.

Erneut macht sich Verwirrung in mir breit.

„Wie ...“, weiter komme ich nicht, da sie sich nach vorn beugt und mit der freien Hand mir den Finger auf den Mund legt.

„Psst. Lass mich reden. Höre einfach nur zu.“

Ich nicke mechanisch und bin überwältigt von den Gefühlen, die sich alle in mir breitmachen. Ihr Finger ist so zart auf meinen Lippen, dass ich ihn am liebsten küssen möchte. Gleichzeitig ist ihr Gesicht tränenüberströmt und dennoch lächelt sie mich an. Ihre Augen schimmern wie ein sich hin und her wiegendes Meer aus weitläufigem Gras.

„Problem ist zu hart gesagt ... es ist nur ... ach verdammt. Warum kann Reden nicht so einfach wie Zeichnen sein?“

Océane atmet so tief ein, dass sich ihr Brustkorb unter dem rostroten ärmellosen Oberteil auffällig hebt. Schnell sehe ich woanders hin, auch wenn meine Augen am liebsten auf den sich abzeichnenden Rundungen unbedingt verweilen wollen.

„Nein, sag nichts“, ermahnt sie mich. Leider ohne dieses Mal den Finger auf die Lippen zu legen. Erneut atmet sie tief durch und endlich schafft sie es, das zu sagen, was sie möchte: „Ich liebe Anais ...“

Jegliche Spannung verlässt auf einen Schlag meinen Körper und ich sacke regelrecht zusammen. Mein Gesicht muss ebenfalls in sich zusammengefallen sein, so erschrocken wie sie mich auf einmal ansieht.

„... Und dich“, fügt sie rasch hinzu. Ihre Wangen erfahren eine sichtbare Rötung, während sie schnell zur Seite sieht.

Für einen Moment kann ich nichts sagen. Es ist, als würde die Welt einen Takt aussetzen. Mein Herz pocht laut, viel zu laut, und ich spüre, wie mir die Hitze ins Gesicht steigt.

„Bitte, was?“, frage ich wie ein begriffsstutziger Idiot, als ich meine Stimme wiederfinde, während der Verstand mühsam versucht, das soeben Gehörte zu sortieren. Meine Gefühle dagegen sind auf einem wilden Ritt und wissen gerade nicht, was sie eigentlich widerspiegeln sollen.

Das muss mein Gesicht eindeutig zum Ausdruck bringen. Zumindest lacht Océane leise auf, als sie mich ansieht.

„Ich mache wohl gerade nicht so einen intelligenten Eindruck?“, versuche ich einen müden Scherz. Hauptsächlich, um die innere Sortieranlage am Laufen zu halten.

„Nein!“, bestätigt sie lächelnd zu meiner Überraschung und ich will lautstark protestieren. Jedoch sehe ich ihr deutlich an, dass eine ungeheure Last von ihren Schultern genommen wurde, als sie endlich das ausgesprochen hat, was ihr wohl schon lange auf dem Herzen liegt.

Erst jetzt realisiert mein Verstand, was sie da überhaupt geäußert hat. Sie liebt Anais und gleichzeitig mich. Das erklärt ihre innere Zerrissenheit ... Moment. Mich?

Mit voller Wucht trifft mich ein Floater. So fühlt es sich zumindest an, wenn einem die Erkenntnis kommt, dass das Mädchen einen liebt, in das man selbst schon von Anfang an ...

„Ich lie...“, setze ich an, werde jedoch von ihrem Finger erneut unterbrochen.

„Psst. Sag es nicht!“

„Warum nicht?“, frage ich wahrscheinlich so blöd wie offensichtlich. Im ersten Augenblick kocht die Wut in mir hoch, da ich das alles nicht verstehe. Sie hat doch gesagt, dass sie mich liebt und ich ... ich empfinde so unglaublich viel für sie und will es ihr einfach nur zeigen.

Kurz halte ich inne. Genau. Die Zeit der Worte ist vorbei, doch ich fürchte mich. Habe es mir schon so oft von meinem geistigen Auge vorgestellt. Was ist, wenn sie sich verweigert? Mich gar auslacht? Ein kaltes Schaudern durchfährt mich.

Nein. So ist sie nicht. Ganz und gar nicht. Sie ist ... ich muss es herausfinden.

Entschlossen rücke ich ein Stück näher und lehne mich ein wenig vor, kaum merklich, als würde ich prüfen, ob sie wirklich hier ist. Ihre Haare fallen weich über ihre Schulter, und sie macht keine Anstalten, zurückzuweichen. Ihr Blick bleibt an mir hängen, offen und erwartungsvoll, fast fordernd.

„Ich liebe dich auch“, flüstere ich, weil es das Richtige ist und ich verhindern will, dass sie mich wieder aufhält, es auszusprechen. Es ist das Einzige, was zählt. Alle anderen Fragen haben Zeit und sind jetzt nicht wichtig.

Dann ist da nichts mehr zwischen uns. Keine Unsicherheit, keine Angst. Ich beuge mich weiter vor, langsam, aber entschlossen. Mein Herz hämmert in der Brust, als würde es springen wollen. Ihre Lippen sind nur noch einen Atemzug entfernt.

Ich küsse sie.

Zuerst zögerlich, nur eine Berührung, weich, vorsichtig. Doch sie erwidert den Kuss, zieht mich ein kleines Stück näher zu sich, und plötzlich ist da nichts mehr zaghaft. Ihre Hand findet meine, unsere Finger verschränken sich wie von selbst, und ich verliere mich in dem Gefühl.

Der Kuss wird tiefer, wärmer, dringlicher. Ich spüre, wie sie bebt, wie ihr Atem schneller geht. Und ich weiß, dass das hier echt ist, dass es gerade nichts außerhalb dieses Moments gibt. Nur sie und ich, und das Feuer, das zwischen uns entfacht ist.

Als wir uns langsam voneinander lösen, bleibt ihr so wundervolles Gesicht ganz nah. Wir lächeln beide, atemlos, und ich weiß: Das ist alles, was ich immer wollte.

Aber etwas in ihren Augen zögert. Ich sehe es. Bevor ich etwas sagen kann, kippt etwas und ihr Ausdruck bekommt einen seidigen Glanz. Gleichzeitig schiebt sie ihre Hand in meinen Nacken und zieht mich erneut an sich.

Der zweite Kuss trifft mich wie ein Sturm.

Er ist kein Zögern mehr, er ist Verlangen. Unsere Lippen finden sich gieriger, tiefer, unsere Körper rücken enger zusammen. Ihre Hände gleiten über meinen Rücken, zitterig, als würde sie sich an mir festhalten müssen, und ich spüre, wie jede Grenze zu verschwimmen beginnt. Mein Puls hämmert in den Ohren. Ich wünsche mir nichts anderes mehr. Nur sie. Nur jetzt.

Aber dann, ein leiser Laut, kaum hörbar. Ein Atmen, das plötzlich andersartig klingt. Ihr Körper spannt sich unter meinen Händen. Der Kuss bricht ab, abrupt, fast erschrocken.

Ich sehe sie an. Ihre Augen sind weit geöffnet, glänzen. Nicht vor Glück, sondern vor Schuld.

„Es tut mir leid“, flüstert sie. Ihre Stimme bricht. „Anais“

Der Schlag trifft mich unvorbereitet. Für einen Moment sitze ich nur da, starre sie an, versuche zu verstehen.

Sie zieht sich zurück, langsam, als würde jede Bewegung wehtun. Ihre Hand liegt noch kurz auf meinem Knie, dann nimmt sie sie fort.

„Ich ... ich weiß einfach nicht weiter“, sagt sie mit brüchiger Stimme. Traurig sieht sie auf den Boden, während eine Träne nach der anderen ihre Wange hinunterläuft. „Ich liebe dich, ich liebe sie. Es ist, als würden zwei Herzen in meiner Brust schlagen. Jedes gibt einen anderen Takt vor. Jedes zerrt mich mit seinen Gefühlen in eine andere Richtung.“

Ich nicke stumm. Da sind tausend Fragen in mir, aber keine Worte. Nur das Brennen auf meinen Lippen und ein leises, schmerzhaftes Begreifen.

„Es zerreißt dich regelrecht von innen?“

Erschrocken reißt sie die Augen auf und nickt schließlich nur. Mehr bedarf es nicht.

Instinktiv rücke ich wieder vor und nehme sie in den Arm. Ziehe sie zu mir heran und drücke ihren Kopf sanft gegen die Brust, damit sie meinen Herzschlag hört. Gebe ihr, was sie benötigt. Keinen Kuss, keine Leidenschaft. Nur Nähe und Geborgenheit. Langsam wiege ich sie hin und her. Streichle ihren Arm zärtlich und lasse die Zeit an diesem wunderbaren Ort verstreichen, der für diesen kostbaren Moment nur uns beherbergt.

Währenddessen jagen sich meine Gedanken.

Sie liebt mich. Alleine, was dies an Gefühlen in mir auslöst. Eine regelrechte Flut und ich mittendrin, kurz vor dem Ertrinken. Ich paddle wie ein Verrückter und komme doch nicht von der Stelle. Dafür ist es gleichzeitig so warm und einnehmend, dass ich mich einfach nur treiben lassen möchte.

Doch ganz praktisch gefragt: Was bedeutet das alles für unsere kleine Dreiergruppe? Unsere Freundschaft? Wird sie jetzt zerbrechen, weil wir mehr als nur Freundschaft empfinden? Und erwidert Anais die Gefühle von Océane?

Eine Welle von Eifersucht durchflutet mich und ich schäme mich schon fast dafür. Eine Seite in mir verlangt sie nur für mich. Ich möchte sie nicht teilen. Mag es nicht mit ansehen, wenn jemand anderes sie im Arm hält, während sie doch bei mir sein könnte. Oder gar zärtlich zu ihr ist. Ihre so wundervollen Lippen spürt, währenddessen sie sich doch auf meine schmiegen sollten.

Hatten sich die beiden schon geküsst? Wie war es für sie? Anders als mit mir? Wenn ja, wie anders? Empfind Anais auch etwas für mich und ich hatte es bisher einfach nicht bemerkt?

Es schüttelt mich, angesichts der vielen Fragen, die sich vor mir auftürmen und auf die ich keine Antworten finde oder gar habe.

Océane muss es bemerkt haben, denn sie kommt mit dem Kopf hoch und sieht mich fragend an. „Alles okay“, sage ich schnell und gebe ihr einen Kuss auf die schweißnasse Stirn. Wie vertraut es sich schon nach so kurzer Zeit anfühlt. Nein, es ist nicht alles okay. Sie ist endlich ehrlich zu mir und ich möchte es genauso halten. Alles andere fühlt sich nicht richtig an.

„Na gut. Ich denke nur daran, was aus uns dreien wird. Ich habe Angst, dass jetzt unsere Freundschaft zerbricht.“

„Willkommen in meiner Welt“, flüstert Océane und lächelt mich traurig an. „Genau das ist es, wovor ich immerzu Angst hatte.“

„Weiß Anais von deinen Gefühlen für sie ... und für mich?“

Endlich ist es heraus! Zugleich fürchte ich mich vor der Antwort. Unbewusst halte ich die Luft an.

Statt eine Antwort zu geben, sieht mich Océane lediglich für einen winzigen Moment an, nur um mir einen weiteren Kuss zu geben.

Überrascht schließe ich die Augen und erwidere ihn mit aufkochender Leidenschaft. Meine Hand fährt durch ihre so wundervoll seidigen Haare, die gleichzeitig dazu einladen, mit ihnen zu spielen. Doch danach ist mir in diesem Moment nicht. Sanft drücke ich ihren Kopf gegen meinen, sodass sich unsere Lippen noch inniger aneinanderpressen. Es fühlt sich an, als ob Wellen der Hitze genau von dem Punkt ausgehen, an dem wir uns berühren und direkt in meinem Schoß kulminieren.

Als sie zurückweichen will, lasse ich sie gewähren. Mit hochrotem Kopf, so kommt es mir zumindest vor, starre ich sie an und drehe die Beine ein wenig, damit sie nicht bemerkt, wie sehr sie mich erregt.

Ich möchte vermeiden, dass sie meint, ich würde nur das Eine wollen und sich schauernd von mir abwenden. Daher denke ich rasch an die bevorstehende Matheprüfung und fange an, Beispielaufgaben im Kopf zu rechnen, um mir einen Fokus zu geben.

Ihre Lippen leckend, lehnt sie sich auf den Händen abstützend nach hinten und lächelt mich an.

„Du schmeckst auf jeden Fall anders!“

Da habe ich meine Antwort und ich kann derzeit nicht einordnen, ob sie mir gefällt. Oh dieser Widerspruch, der in mir tobt. Einerseits sind ihre Worte wie eine eiskalte Dusche, die mich vor Eifersucht erschauern lässt. Andererseits ist die Situation prickelnd und Hitze brandet in mir auf. Das Gemisch, das mich erfüllt, verwirrt mich komplett und ich weiß nicht, wie ich damit umgehen soll.

„Vielen Dank übrigens noch für das tolle Geschenk und ...“, ihre Stimme bricht und sie blickt verschüchtert zu Boden. Die Sekunden verstreichen und ich will schon etwas sagen, als sie eine Hand auf mein Bein legt und mir schließlich ein wenig traurig in die Augen sieht. Eben noch sah sie glücklich aus. Erleichtert gar und die roten Wangen zeugen davon, dass in ihr die gleiche Leidenschaft erblüht ist wie in mir. Jetzt schwingt das Pendel der Gefühle wieder in die andere Richtung.

„Es tut mir leid. Ich weiß, ich bin furchtbar zu dir gewesen. Dabei habe ich mich wirklich über dein Geschenk gefreut. Du hast eins meiner gezeichneten Blätter genommen. Mein Lieblingsmotiv. Ich ...“, sie atmet einmal tief durch und kaut nervös auf der Unterlippe herum, „mir fällt es unheimlich schwer, meinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Umso mehr, wenn sie dich oder Anais betreffen.“

Erneut hält sie kurz inne und blickt an mir vorbei in die Ferne. Oder tief in sich selbst hinein? Ich kann es nicht deuten. Auf jeden Fall scheint sie bislang nicht fertig zu sein mit dem, was sie zu sagen hat, und ich spüre deutlich, dass es ihr wichtig ist und ich sie nicht unterbrechen darf.

Dann bricht es regelrecht aus ihr heraus. Geradezu wütend hebt sie dabei ihre Hände hoch, als ob sie jemanden würgen möchte, während erneute Tränen ihre Augen zum Glänzen bringen: „Warum muss das immer nur alles so kompliziert sein? Warum muss ich so kompliziert sein? Zuerst hatte ich mich in dich verliebt. Weißt du noch, als du bei mir warst, als ich so lange krank war?“

Ich nicke. Zu gut kann ich mich daran erinnern.

„Seitdem ist es um mich geschehen und ich wusste nicht, wie ich an dich herankommen soll. Du bist immer so unglaublich cool und steckst alles, was andere aus der Bahn wirft, mit einem Lächeln weg. Ich wusste nie, was du für mich empfindest. Nur die enge Freundin, die ich auch immer sein wollte? Oder doch mehr? Ich konnte dich einfach nicht lesen und das hat mich so enorm verwirrt. In meiner Not wandte ich mich an Anais und das machte das Gefühlschaos dann erst recht komplett. Ich verliebte mich auch in sie und frage mich bis heute, was nicht richtig mit mir ist! Man kann doch nicht zwei Menschen zugleich lieben und begehren! Das geht doch nicht!“

Wie ein Ballon, aus dem die Luft entweicht, sackt sie in sich zusammen und schlägt die Hände vors Gesicht. Leise weinend, der den Kloß in meinem Hals nur noch mehr zum Wachsen bringt.

Ich mag es nicht, wenn jemand weint und vor allem nicht sie. Behutsam lege ich erst die Hand auf ihre Schulter, und als ich merke, dass sie es zulässt, rücke ich näher an sie heran, um sie erneut an mich zu drücken. Dieses Mal erwidert sie dies und umfasst mit ihren Armen meinen Oberkörper. Ihre Finger krallen sich mir in den Rücken und ziehen so den Stoff des Shirts merklich zusammen.

Langsam fange ich an, über ihren Rücken zu streichen, und genieße die unglaubliche Nähe zu ihr. Auch wenn es so schon irre warm ist und ihr Körper seinen Teil zu der in mir herrschenden Hitze beiträgt, rutsche ich keinen Millimeter weg. Viel zu lange habe ich es mir ersehnt, sie wie jetzt in den Armen zu halten.

„Ich denke, es ist vollkommen normal, was du empfindest, Océane“, überwinde ich den Kloß in meinem Hals krächzend und muss mich räuspern. Als ich die Stimme wiedergefunden habe, füge ich hinzu: „Manche Menschen können das und sind nicht fixiert auf einen, auch wenn das für die meisten wohl so gilt. Wir sind soziale Wesen und unseren Gefühlen fast hilflos ausgeliefert. Ich denke daher, dass das völlig okay ist und wir uns eher die Frage stellen sollten, wie wir damit umgehen. Denn ...“

Ihr Kopf ruckt hoch, als ich eine Pause einlege, um meine Gedanken zu sortieren. Mit traurigem, verschleiertem Blick sieht sie mich an, grinst jedoch dabei. Das verleiht ihrem Gesicht etwas sonderbar Zwiespältiges. Wie Licht und Schatten, die miteinander um die Vorherrschaft ringen.

„Die Ansprache klang jetzt ein wenig wie aus einer der Serien, die du immer schaust.“

Erst langsam, dann rasend schnell knallen meine Augenbrauen nach oben. Für einen Moment starre ich sie sprachlos an, während sie mich unverschämte angrinst. Wenigstens erreicht das Grinsen ihre Augen und vertreibt die Traurigkeit gleich einem Schleier, der zur Seite gewischt wird.

„Manchmal bist du ziemlich frech“, schmunzele ich und grinse zurück. Himmel und Erde. Es ist unmöglich, ihr böse zu sein, wenn man so angesehen wird. Selbst, wenn sie einen aus dem Konzept bringt und zugleich eine halbe Beleidigung an den Kopf bekommt.

„Manchmal? Wir kennen sie doch gar nicht anders“, ertönt jetzt eine wohlbekannte Stimme im Hintergrund.

Erschrocken drehe ich mich um und sehe Anais, wie sie mit verschränkten Armen an der Wand voller Weinreben lehnt und uns beide kritisch mustert.

Der Arsch geht mir auf Grundeis und ich fühle mich bei etwas Schrecklichem ertappt. Vor Schreck springe ich auf und stoße dabei mit den Waden so heftig gegen die Liege, auf der noch immer Océane sitzt und mich mit riesigen Augen anstarrt, dass diese nach hinten wegrutscht. Unangenehm laut, wie unter Protest kreischend, quietschen die vier Beine der Liege über den Boden. Das Geräusch ist so schrecklich, dass sich mir die Nackenhaare aufstellen und sich mit dem Gefühl vermischt, dass unsere Gruppe in diesem unsäglichen Moment zerbricht. Dass sich ein riesiger Scherbenhaufen auftut, der nicht mehr gekittet werden kann.

Es kocht immer höher. Schlussendlich kann ich es nicht aufhalten und merke beschämt, wie sich meine Augen füllen, während ich mir verzweifelt so sehr auf die Lippen beiße, dass sich der warme, metallische Geschmack von Blut im Mund ausbreitet.

Ich möchte nicht, dass es so endet!

Im weiten Licht des Feldes

Sie lachen mich aus.

Beide.

Oder lachen sie mich an?

Verwirrt blinzele ich und erkenne nur verschwommene Umrisse. Hektisch wische ich mit dem schweißnassen Handrücken darüber, was nur dazu führt, dass meine Augen umgehend, anfangen zu brennen.

Ein Knurren entfährt meiner Kehle und ich wünsche mir meine Augentropfen her, die natürlich ebenfalls zu Hause in meinem Zimmer liegen. Die spielen wahrscheinlich gemeinsam mit den In-Ears und der Schutzbrille gerade Karten. Dabei ablästernd, wie absolut vergesslich und dämlich ihr Besitzer doch ist.

Erst jetzt fällt mir auf, dass das Lachen abrupt aufgehört hat. Als ich endlich halbwegs geradeaus zu sehen vermag, blicke ich in Anais erschrockenes Gesicht.

„Bitte entschuldige, Luce“, beginnt sie hektisch zu sprechen und hebt sogar ihre Arme, als ob sie etwas beschwört. „Das war nicht so gemeint!“

Ich sehe sie mit grenzenloser Verblüffung an. Was sollte das denn jetzt? Da dämmert es mir und ich kann nicht anders als breit zu grinsen.

„Ein Schneewolf ist wohl nichts dagegen?“, sage ich und strecke dabei selbstbewusst meine Brust heraus.

„Der wird blass vor Neid, bei deinem Knurren“, bestätigt sie unumwunden und lächelt jetzt vorsichtig, während sie mich mit den Augen abcheckt. Wohl, ob nicht doch etwas von einem Wolf in mir steckt und ich sie gleich anfallte. Als ob ich so etwas bei einer Freundin machen könnte, obwohl ... vielleicht gerade deswegen.

Rasch gehe ich einen Schritt auf sie zu, verzerre das Gesicht vor Wut und lasse das gleiche Knurren wie zuvor ertönen.

Die Wirkung ist phänomenal.

Schallend fange ich an zu lachen, als Anais erschrocken die Augen aufreißt, unkontrolliert einen Schritt zurück macht und auf ihren Hintern landet.

„Autsch“, schimpft sie und funkelt mich böse an. „Du bist und bleibst ein Schuft, Luce.“

Ich zucke entschuldigend mit den Achseln, gehe zu ihr hin und strecke die Hand entgegen, um ihr nachzuhelfen. „Brauchst gar nicht versuchen, unschuldig wie ein Welpie dreinzublicken. Das zieht vielleicht bei Oci, aber nicht bei mir“, tadelt sie mich, lässt sich dann allerdings doch hochhelfen.

Zumindest tut sie im ersten Moment so und zieht mich dann kraftvoll nach unten, sodass ich das Gleichgewicht verliere und mit den Knien schmerzhaft aufpralle. Mit der anderen Hand kann ich gerade noch verhindern, dass mein Gesicht die gleiche Bekanntschaft mit dem Boden macht. Dennoch zieht es im Gelenk. Rasch drehe ich den Körper und komme neben Anais zum Liegen, die sich bei der Aktion ächzend auf dem Rücken wiederfindet.

Immerhin etwas.

„Du Biest“, stöhne ich.

„Das sagt der Richtige“, kommt es prompt zurück und ich meine einen Hauch von Gehässigkeit herauszuhören. Da ist sie wieder. Die gute alte Anais. Hältst du ihr eine Wange hin, haut sie dir genüsslich auf beide. Es soll sich ja lohnen.

Am liebsten würde ich mich gleich auf sie stürzen und ihr mal die Meinung geigen, aber da taucht ein Schatten über uns auf. Océane steht vor uns. Die Fäuste in die Hüften gedrückt, fällt ihr langes hellbraunes Haar wie ein Vorhang, als sie nach unten zu uns sieht.

„Sind wir hier im Kindergarten?“ Oh, wow. Der Tonfall ist wirklich vorwurfsvoll.

Ich drehe kurz den Kopf zur Seite und blicke Anais in die fast schwarzen Augen und erkenne am Zucken der Mundwinkel, dass sie genauso denkt wie ich.

„Jupp. Sind wir! Hier ist sogar das Hauptquartier, Frau Erzieherin.“ Ich deute mit einer Hand auf Anais, die neben mir liegt und versucht ein Lachen zu unterdrücken. „Können Sie bitte das freche Gör hier zurechtweisen?“

Es dauert keine Sekunde, bis ich von links und oben im Chor ein empörtes „Hey!“ höre, da stürzen sie sich schon gemeinsam auf mich.

Ich weiß gar nicht, wie mir geschieht. So schnell kitzeln mich Hände, während andere meine festhalten. Ich brülle und winde mich. Flehe und winsel, sie sollen doch aufhören.

Alleine nur: Sie kennen keine Gnade.

Es kommt mir wie eine Ewigkeit der Agonie vor, als sie endlich innehalten. Das schmerzende Zwerchfell gesellt sich zu den etlichen anderen Körperstellen, die wehtun. Heute ist einfach nicht mein Tag und ich mag gar nicht daran denken, wie viele blaue Flecke ich wohl ab morgen aufweisen werde. Hoffentlich sieht Maman nichts davon.

„Ihr seid dermaßen unfair“, keuche ich auf dem Rücken liegend und muss dabei doch schmunzeln.

„Wir geben dir nur das, was du brauchst“, antworte Océane, die mit zusammen gefalteten Beinen neben mir sitzt und mich glücklich anfunktelt.

„Noch eine Runde?“, ertönt es da aus Anais Mund von der anderen Seite und ich hebe rasch die Arme hoch.

„Gnade ihr beiden. Ihr habt gewonnen ... für heute!“

Océane sieht zu unserer Freundin rüber und sie scheinen kurze Zwiesprache zu halten. Es erstaunt mich immer wieder, wie Mädchen sich nur mit den Augen unterhalten können. Quasi einen Roman besprechen. Es ist ein Phänomen.

„Na gut“, lenkt Anais ein. „Wenn du allerdings erneut so frech bist, dann war das hier nur ein lauer Vorgeschmack auf das, was dich erwartet.“

„Zwei auf einen ist aber auch unfair“, verteidige ich mich, während ich den Oberkörper hochstrecke und auf den Ellenbogen abstütze. Bedächtig blicke ich von rechts nach links in nahezu das gleiche grinsende Gesicht. Na toll. Die beiden scheinen sich einig zu sein, dass das kein Problem für sie darstellt. Das kann ja noch etwas werden.

Erneut blicken sie sich an und wie auf ein geheimes Kommando legen sie sich auf einmal dicht neben mich. Im ersten Moment ist es mir unangenehm, dass ich nicht mit der Situation umzugehen weiß. Dass Océane mir ihre Hand auf den Brustkorb legt und ein Bein über meines zieht, genieße ich. Vor allem, da sich ihre Brüste zusätzlich gegen den Oberarm schmiegen, was sich einfach nur unglaublich anfühlt.

Anais ist dagegen etwas distanzierter. Sie bleibt wenige Zentimeter vor mir liegen, legt dafür ihre olivfarbene feingliedrige Hand auf die von Océane. Ich fühle auf der Brust, wie sich die beiden sanft streicheln und bemerke, wie sie einander zärtlich ansehen.

Erneut durchzuckt mich die Eifersucht und ich muss kurz tief ausatmen. Aber ist es wirklich so schlimm?

„Kommst du klar?“, flüstert Océane und haucht mir einen Kuss auf die Wange, was umgehend neue äußerst angenehme Wellen durch mich hindurch jagt.

Zaghaft nicke ich und versuche mich zu entspannen.

„Ich sagte dir doch, er wird es verstehen“, meldet sich jetzt Anais zu Wort und umklammert Océanes Hand, wie ich eindeutig auf der Brust mitbekomme.

„Was verstehen?“ Ich bin wohl ein wenig begriffsstutzig unterwegs.

„Anais hat mich dazu gedrängt, mich dir endlich zu offenbaren“, hilft Océane aus und drückt sich ein Stück enger gegen mich. Innerlich stöhne ich auf. Wenn sie so weiter macht, fällt es auf, was ich gerade empfinde. Hey. Wem würde es nicht gefallen, mit zwei hübschen Mädchen auf dem Boden zu liegen? Den Eisschrank möchte ich sehen, den das kaltlässt.

„Nur damit ich alles korrekt einordne“, sage ich schnell, auch um mich von den in mir aufsteigenden Hitzewallungen abzulenken, die einen Vulkan blass vor Neid werden lassen. Kurz wende ich den Kopf nach rechts zur Seite und sehe in die faszinierenden grünen Augen, die nun gänzlich klar sind und mir voller Wärme entgegenblicken. Océane scheint eine große Last von der Seele genommen worden zu sein. „Du hast dich in mich verliebt, wusstest aber nicht, ob ich genauso empfinde. Nach einiger Zeit hast du dich dann an Anais gewandt und dabei habt ihr festgestellt, dass ihr auch füreinander etwas empfindet. Deine Gefühle für mich hat es allerdings nicht beeinträchtigt und Anais hat dich dann sogar darin unterstützt, mir endlich näherzukommen?“

„So kann man das in männlicher Logik knapp zusammenfassen“, lacht Anais auf und nimmt jetzt ihre Hand herunter, um sie an mein Kinn zu führen, um meinen Kopf sanft zu ihr zu drehen. Die Berührung fühlt sich dabei merkwürdig an. Anregend, aber anders als bei Océane, wo irgendwie mehr dahinter ist. Als ob etwas Fundamentales fehlt, das die Berührung mit Bedeutung versieht.

Für einen kurzen Moment sieht Anais mich unergründlich aus ihren dunklen Augen an. Mustert mich scheinbar, dann zieht sie ihre Nase kraus und den Mund schief.

„Neee. Den behalte mal schön, Océane. Nicht mein Typ. Mach dir also keine Hoffnung, Luce!“

Ich muss einigermaßen verblüfft aussehen, denn sie lacht laut auf. „Hast du dir wirklich Hoffnung auf zwei Frauen an deiner Seite gemacht?“

Energisch schüttele ich den Kopf. Es ist mir egal, dass sich dabei Tropfen von den schweißnassen Haaren lösen und in alle Richtungen davon schießen.

„Hey, was machst du da?“, kreischt Anais auf und dreht sich rasch weg, sodass nichts in ihrem Gesicht landet.

„Nein“, widerspreche ich ihr und ignoriere dabei geflissentlich ihren Ausruf. „Das würde schon von meiner Seite aus nicht funktionieren. Sei mir nicht böse, ich mag dich.“

Für einen kurzen Moment blicke ich ihr fest, aber ernst in die Augen, um die Worte zu unterstreichen. „Ich mag dich sogar von ganzem Herzen, aber als gute Freundin. Da ist nichts Romantisches, wie ich ... oder wir es für Océane empfinden.“

„Und es ist kein Problem für dich, dass ich dich und Anais liebe?“, fragt jetzt Océane leise hinter mir und ich drehe mich halb zu ihr um. Umgehend schmiegt sie sich wieder an mich und ignoriert dabei meine vor Schweiß und Dreck klebende Haut. „Das kann ich dir offen gestanden nicht zu einhundert Prozent sagen. Es ist alles neu für mich“, antworte ich nachdenklich, nachdem ich noch einmal kurz in mich gegangen bin. Als sie schon enttäuscht hochsieht, füge ich rasch hinzu: „Ich weiß jetzt nur, dass wir uns endlich gefunden haben, so verwirrt die Pfade auch waren. Zugleich will ich die Freundschaft zu Anais nicht aufs Spiel setzen. Wie wir das Ganze dann händeln wird die Zeit zeigen.“

„Hätte schlimmer kommen können, Oci. Ich denke, damit können wir leben, oder was meinst du?“

Hm, das hört sich so an, als ob die beiden sich schon vorher darüber einig waren. Was ja kein Wunder ist, wenn Anais ihre Freundin sogar darin bestärkt hat, mir ihre Gefühle zu offenbaren. Also hat sie mit der Dreieckskonstellation kein Problem!

Was mich ein wenig verwundert. So hätte ich sie nicht eingeschätzt oder zumindest gedacht. Anscheinend kenne ich sie doch nicht so gut, wie ich meine. Mir scheint: Wann immer man glaubt, man hat eine weitere Schicht vom Inneren eines Menschen freigelegt, schimmert eine zusätzlich darunter liegende hindurch. Eine, die einen dann wieder komplett zu verwirren vermag. Oder in den Wahnsinn treibt. Je nachdem.

Statt eine Antwort zu geben, kuschelt sich Océane erneut an mich und legt die Hand auf meine Brust. Es dauert nur ein paar Sekunden, in denen Anais folgt und ihre Hände das zuvor unterbrochene Spiel wieder aufnehmen.

Die Augenlider fallen mir von selbst zu und das Ausschließen eines Sinnesorgans verstärkt automatisch die weiterhin Aktiven.

Es fühlt sich zunächst merkwürdig an. Ganz und gar merkwürdig. Einerseits die schon fast schmerzhaft und klebrig süße Nähe von Océane, die ich so lange Zeit herbeigesehnt habe. Ihre von der Wärme ebenso aufgeheizte Haut reibt sanft über meine.

Andererseits die distanzierte Nähe, ich kann es nicht anders beschreiben, von Anais. Da fällt mir ein, dass ich sie noch fragen will, was aus dem VisoCall mit ihrem Papa wurde. Hatte sie das nur vorgeschoben, um Océane und mir Zeit zu verschaffen?

Zu hören ist lediglich der leise regelmäßige Atem der beiden und ich muss mich schon anstrengen, diesen zu vernehmen. Gerade dieses gleichbleibende Heben und Senken des Brustkorbes von Océane fühlt sich beruhigend an. Selbst auf der anderen Seite verspüre ich den Gleichklang, den mein Ohr vorgibt. Anais muss ein wenig dichter gerutscht sein.

Ich nehme zunächst den üblichen feuchten und modrigen Geruch der alten Terraforming-Station wahr. Sie hält die von Solalto aufgeheizte Luft ziemlich gut draußen. Wenn ich mich konzentriere,

mischt sich daneben auch noch der Schweiß von uns dreien hinzu. Ich habe mal gelesen, dass dieser bei den Urmenschen von der Erde wesentlich intensiver ausfällt als bei uns Auriverda. Die ersten Siedler haben wohl genetisch etwas daran gedreht, damit der körpereigene Schweißgeruch nicht so penetrant ist. Ob nun die Zusammensetzung des Schweißes geändert wurde, damit die entsprechenden Bakterien diesen nicht mehr so toll finden, oder lediglich die passenden Geruchsrezeptoren manipuliert wurden, entzieht sich meinem Gedächtnis. Jetzt ärgere ich mich, dass ich nicht aufmerksamer aufgepasst habe, und beschließe, die fehlende Information später einzuholen.

Kurz lasse ich den bisherigen Tag Revue passieren und muss sagen, dass ich selten einen erlebt habe, an dem es so viele Hochs und Tiefs gab. Tiefs vorwiegend von der schmerzhaften Seite und Hochs ...

Nun ja ...

Eine ungewohnte Tonfolge unterbricht meine Gedanken, die von überall herzukommen scheint. Gleichzeitig vibriert der ArmCom. Erst sanft, dann immer heftiger.

Erschrocken reiße ich die Augen auf. Dadurch, dass die beiden Mädchen hochfahren, merke ich, dass sie es auch hören und ich es mir nicht nur einbilde.

Verwirrt sehen wir uns erst gegenseitig an, bevor jeder auf seinen eigenen ArmCom starrt. Wie üblich haben wir diese hier auf abwesend geschaltet, damit wir nicht gestört werden. Darauf haben wir uns schon zu Anfang geeinigt und eines Tages hatten es auch unsere Eltern akzeptiert, nachdem wir uns zum Ausgleich angewöhnt haben, zur vereinbarten Zeit zu Hause zu sein.

Das Innere der Terraforming-Station ist erfüllt von den gleichen auf und abschwellenden Tönen, die alle drei ArmComs im Gleichtakt abgeben.

„Das ist der systemweite Generalalarm“, kreischt Océane auf und blickt uns entsetzt an.

Nur langsam dämmert es mir. Stimmt. Da ist was. Eine Übung vom letzten Jahr in der Schule, bei der wir alle gehofft hatten, dass sie schnell vorbei ist, um wieder nach draußen zu gelangen.

Sämtliches Blut weicht mir aus dem Gesicht. Dass es den anderen beiden ähnlich ergeht, macht es in diesem Moment nicht besser.

„Ein Angriff der Spusis.“ Anais Augen weiten sich vor Angst und schlägt sich dabei die Hände vor den Mund.

„Das wissen wir nicht“, versuche ich zu beruhigen, während sich meine Gedanken jagen.

„Was soll es denn sonst sein?“, schreit Océane und beginnt, zu ihrer Liege zu laufen. „Wo ist nur der verdammte Handheld?“

Jetzt kommt auch Bewegung in mich. Automatisch beuge ich mich zu ihr und suche mit ihr zusammen. Es liegt auf dem Boden hinter dem Tisch, da es wohl hinuntergefallen ist, als ich die Liege verschoben hatte.

Sie umklammert das Gerät so stark, dass ihre Fingerknöchel weiß hervortreten. Ob vor Angst, weil sie keine Ahnung hat, was sie tun soll, oder vor Erleichterung, dass sie es wiedergefunden hat, kann ich nicht sagen.

Ich bin nur froh, dass sie es wiederhat. Völlig kopflos können wir sie jetzt nicht gebrauchen.

Noch immer dröhnt der Alarm und das Vibrieren auf dem Handgelenk wird schon fast schmerzhaft. Erwartungsvoll sehen mich die beiden an, doch ich bin für das erste Mal in meinem Leben nahezu ratlos. Zumindest für einen flüchtigen Moment.

Dann kommt mir eine Idee. Eigentlich ist sie absolut naheliegend und ich ärgere mich, nicht schon vorher darauf gekommen zu sein.

Entschlossen hebe ich das ArmCom vor das Gesicht und entsperre es. „Verbindung aufnehmen mit Maman, Papa oder Shari!“, weise ich die Servor-KI an.

„Keine Verbindung möglich. Das Netzwerk ist überlastet“, sagt die sanft modulierte Stimme und ich möchte am liebsten vor Enttäuschung aufschreiben. „Ich versuche es weiter.“

Ich will mich schon an meine Begleiter wenden, die ebenfalls ihre Arme gehoben haben, als die Stimme aus dem ArmCom erneut ertönt: „Einkommende Nachricht des Ministeriums für Innere und Äußere Sicherheit. Alle Bürger haben sich umgehend in eine Schutzvorrichtung zu begeben. Das ist keine Übung.“

Gleichzeitig flammt ein kleines Holo über der Oberfläche auf und zeigt einen Lageplan der näheren Umgebung. Wir sind in der Mitte mit einem roten Punkt gekennzeichnet und eine weiße Linie führt mit etlichen Verzweigungen zu einer der angewiesenen Einrichtungen. Der Weg ist weit. Hoffentlich nicht zu weit.

„Scheiße. Ich bekomme auch keine Verbindung zu Maman“, ruft Anais und Océane schüttelt ihr ArmCom, als ob es dadurch möglich wird. Ihr scheint es genauso zu gehen.

„Wir begeben uns am besten schnell zum Schutzraum“, rufe ich den beiden zu und will mir schon meinen Rucksack holen.

Da flammt ein kleines Holo mit einem Kopf über Océanes ArmCom auf und ich denke zuerst, dass dies ihre Mutter ist. Da bemerke ich meinen Irrtum anhand eines Schriftzuges, der darüber schwebt: ANS-News. Ihr muss es gelungen sein, einen Newsfeed anzuzapfen.

„Mach mal lauter“, herrsche ich sie an und fange mir dafür einen bösen Blick ein. Immerhin kommt sie, ohne zu zögern, meiner Bitte nach. Anais und ich stellen uns neben sie und gemeinsam starren wir auf die Nachrichtensprecherin. Es scheint sich, um eine Echte und keine KI-Generierte zu handeln, die sichtlich bemüht ist, die Fassung zu bewahren.

„... große Flotte der Solaren Planeten-Union ist in das Auriverde-System eingedrungen. Unsere Streitkräfte sind sofort auf Abfangkurs gegangen und binden die Angreifer auf der Höhe des fünften Planeten Corsic. Zwei Schlachtkreuzern ist es jedoch gelungen, sich zu lösen. Sie befinden

sich im direkten Anflug auf Auriverde. Die planetare Verteidigung hält sie unter schwerem Feuer, kann sie allerdings bisher nicht aufhalten.“

Leises Schluchzen dröhnt an mein Ohr, als die Sprecherin für einen kurzen Moment schweigt, als lausche sie einer eingehenden Mitteilung, die nur sie vernehmen kann. Ich kann nicht ausmachen, wer von den beiden weint. Zu sehr ist mein Blick auf das Gesicht der Frau gerichtet, die nun wieder anfängt, zu reden, und sichtliche Mühe hat, ihre Haltung zu wahren: „Soeben erreicht uns die Nachricht, dass einer der zwei Schlachtkreuzer der Angreifer schwerbeschädigt ist und keine Gefahr mehr darstellt. Der Zweite jedoch ...“, sie stockt kurz und spricht dann den Tränen nah weiter, „... der Zweite hat einen kurzen Jump vollzogen und steht jetzt direkt in den oberen Atmosphärenschichten von Auriverde. Sein Flug führt den ersten Berechnungen zufolge über den Kontinent Aniash-Verse mit seinen großen Städten Buenos Verse und Boavista Nova.“

„Boavista Nova?“, flüstert Océane heiser und voller Angst.

„Schalte es aus“, fordere ich sie auf. „Wir haben genügend gesehen. Lasst uns aufbrechen.“

„Du hast recht“, sagt Anais und nickt mir zu. Auch sie hat Tränen vergossen, so wie wir alle. In ihren Augen blitzt jedoch Entschlossenheit. „Lasst uns los.“

Kurz sehen wir uns alle an und nicken schließlich wie auf ein geheimes Zeichen. Gemeinsam gehen wir mit schnellen Schritten hinaus. Ich will mir schon mein Schwebetablet nehmen, das die beiden neben das von Océane gestellt haben, als mein Ohr ein dumpfes, lang gezogenes Grollen erreicht. Ähnlich wie bei einem Gewitter, aber fremdartiger. Viel tiefer, vibrierender.

Erschrocken blicken wir nach oben und sehen doch nur das vertraute Blätterdach, das sich im Wind hin und her wiegt.

Das Grollen wird immer lauter und ist jetzt begleitet von einem lang gezogenen Fauchen, das sich weiter in den Vordergrund schiebt.

„Was zum Sternenabyss ist das nur?“, schreit Océane panisch und dreht sich einmal um ihre eigene Achse. Eventuell hofft sie, so die Quelle auszumachen.

Sie wird damit keinen Erfolg haben.

„Lasst uns an den Rand zum lichten Feld gehen. Von dort aus haben wir eine bessere Aussicht“, brülle ich, um das Getöse zu übertönen, und verschwende keinen Gedanken mehr daran, dass wir eigentlich aufgefordert worden sind, uns in einen Schutzraum zu begeben.

Für einen Moment bleibt Océane wie angewurzelt stehen, während Anais sich vor mir einen Weg durch das Dickicht bahnt.

„Nun komm schon“, rufe ich und winke sie zu mir. Gerade als ich zurückgehen will, um sie zu holen, hebt sie den Kopf und strafft die Schultern. Mit langen Schritten ihrer schlanken Beine kommt sie mir entgegengeeilt. Die Furcht ist ihr weiterhin deutlich anzusehen und sie greift umgehend nach meiner Hand, als sie mich erreicht.

Gemeinsam nehmen wir den Weg, den Anais vorgelaufen ist. Wir kämpfen uns durch tief hängende Äste von Bäumen und umrunden ausufernde Chamenow-Büsche mit ihren charakteristischen weißgelben üppigen Blüten, die in diesem kleinen Biotop besonders gut gedeihen. Ein paar der Blütenblätter verfangen sich überall auf mir, als wir rasch hindurchheilen und wenig Rücksicht auf alles nehmen.

Schwer atmend holen wir Anais endlich ein, die mit dem Rücken zu uns wie angewurzelt am Rand des lichten Feldes steht und nach oben in den blauen Himmel starrt, den mittlerweile einige dunkle Wolken zieren.

Durch den fehlenden Schutz der Natur ist das unheilvolle Grollen noch besser zu hören. Stumm zeigt Anais nach oben. Automatisch legen Océane und ich die Köpfe in den Nacken.

Der Himmel über dem Feld wird dunkler, als das Raumschiff durch die oberen Wolkenschichten bricht, die sich zwischenzeitlich aufgetürmt haben. Ein grellweißes Nachglühen zieht hinter ihm her, als es rasch sinkt. Schnell, viel zu schnell.

Das Grollen wächst zu einem Dröhnen an, so tief, dass mein Brustkorb zu vibrieren beginnt. Anais hält sich die Ohren zu, während sich Océane instinktiv duckt. Irgendwo schreit ein Tier.

Das Schiff gleitet schnell über uns hinweg, riesig wie ein wandernder Kontinent. Die Triebwerke röhren nicht wie bei alten Maschinen, es ist eher ein heulender Wind, der sich in das Kreischen von ionisierter Luft mischt.

Unsere Augen gleiten über das goldgelbe Weizenmeer, das nun nicht mehr sanft im Wind wiegt, sondern aufgepeitscht jeglichen Zusammenhalt zu verlieren scheint. Die Pflanzen werden niedergedrückt und entwurzeln teilweise. Wirbeln durch die Luft und werden wie an einem langen luftigen Schal der Urgewalt hinterhergezogen, der über sie hinwegfegt.

„Warum kommt keines unserer Schiffe und schießt es endlich ab?“, schreit Anais. Ihr ist deutlich die Verzweiflung in der Stimme anzuhören.

Ich will schon sagen, weil entweder niemand in der Nähe ist, der es damit aufnehmen kann oder bereits alle Verteidiger vernichtet sind. Doch das behalte ich lieber für mich. Ebenso das Klugscheißerische, dass der Angreifer viel zu dicht an Boavista Nova ist, um noch dort stationierte Abwehrwaffen zum Einsatz zu bringen. Damit würde die Stadt nur sich selbst gefährden. Falls es denn solche Waffen überhaupt gibt.

Jetzt streckt Océane den Arm aus und zeigt auf das Schiff, als ob sie die Vibrationen der Luft durchschneidet. „Da, es dreht ab. Es schwebt an BoNo vorbei.“

Ich erkenne, was sie meint. Es fliegt eindeutig eine Kurve und steigt dabei höher.

„Es flieht! Es versucht, vor unseren eintreffenden Streitkräften ins All zu entkommen“, jubele ich. Dabei frage ich mich sorgenvoll, was es so tief in der Atmosphäre zu suchen hat? Mir fällt kein Grund ein, was das für einen Vorteil bringt, aber ich bin auch kein Militärstratege und habe nicht vor, einer zu werden.

Gemeinsam treten Océane und ich vor und stellen uns neben Anais an den Rand des blühenden Weizenfeldes. Aus den Augenwinkeln bemerke ich, wie sie nach der Hand unserer Freundin greift. Augenblicklich verringert sich das dumpfe Zittern, das von ihr bisher ausgeht.

Am Heck des gewaltigen Schiffes flammen in gleißendem Blau die Triebwerke auf und schieben den Titanen höher in den Himmel. Immer weiter weg von Boavista Nova und seinen Bewohnern.

Anais klatscht vor Begeisterung in die Hände und Océane bildet einen Trichter mit den ihrigen am Mund. Schreit dem fliehenden Schiff hinterher: „Verpisst euch ihr Spusis. Ihr habt hier nichts zu suchen. Auriverde ist unsere Welt!“

Jubelnd laufen wir in das lichte Meer und lassen die Spitzen der Ähren genussvoll über die Handflächen gleiten.

Nach etlichen Metern bleiben wir endlich außer Atem stehen.

Das hält die Mädels nicht davon ab, spontan miteinander zu tanzen. Ich klatsche lachend vor Freude einen Takt dazu, da bemerke ich in den Augenwinkeln eine Bewegung. Ruckartig drehe ich den Kopf hoch.

Das Schiff ist schon fast ins Weltall verschwunden, als sich etwas von ihm löst. Etwas Dunkles fällt in den prachtvollen blauen Himmel über der Metropole.

Ein letzter Gruß der Union.

Der Wind streicht warm über das Feld und lässt die goldgelben Halme sanft rauschen wie flüsternde Stimmen. Das Weizenmeer reicht mir fast bis zur Hüfte, endlos und flimmernd in der Sommerhitze. Ich spüre, wie der Boden unter meinen Füßen leicht vibriert, als ob er ahnt, was kommt. Vor uns liegt Boavista Nova. Weit entfernt und doch klar erkennbar. Glänzende, sich kühn in den Himmel empor windende Türme, Floater, die sich wie Libellen zwischen den Gebäuden bewegen. Sie wirkt unreal im Dunst, beinahe wie ein Trugbild. Océane steht jetzt rechts von mir und greift nach meiner Hand. Ihr feines Haar tanzt im Wind. Ihre grünen Augen verengen sich, starren auf denselben Punkt wie ich. Neben ihr Anais. Den Mund geöffnet vor Unverständnis und Unvermögen, etwas zu sagen.

Keiner von uns spricht. Wir warten. Und dann passiert es.

Ein gleißender Lichtpunkt reißt plötzlich den Himmel auf. Hell, unmenschlich hell. Für einen Sekundenbruchteil sieht es aus, als würde ein zweiter Stern direkt über der Stadt entstehen. Dann breitet sich das Licht aus, schneller als mein Verstand es erfassen kann, als hätte jemand das Universum selbst gesprengt.

Ich blinzele. Es ist zu grell. Und dann, wie aus dem Nichts, kommt der Donner. Kein normales Grollen. Es ist eine Wand aus Lärm, die über uns hinwegfegt, so tief und gewaltig, dass es mir den Brustkorb zusammenzieht. Der Boden bebt. Die Ähren biegen sich unter dem Druck. Océane schreit leise auf, Anais stolpert, und ich reiße instinktiv den Arm hoch, als könnte ich uns alle mit einer einzigen Geste schützen.

Dann sehe ich die Stadt.

Sie bricht auseinander. Türme knicken wie Halme im Sturm, Feuer schießt aus den Rissen der Erde, Trümmer steigen auf, glühend und rasend schnell. Eine Pilzwolke wächst in den Himmel. Erst schwarz, dann rötlich durchzogen, wie ein lebendiges, wütendes Wesen. Der Sternenabyss hat sich geöffnet. Alles, was die Stadt war, verschlingt sich selbst. Mir wird kalt. Eiskalt. Die Hitze des Tages ist verschwunden, als hätte die Explosion sie ausgelöscht. Ich starre auf das Chaos, unfähig zu atmen. Dort irgendwo ... war meine Schwester. Waren Maman und Papa. Dort hinten, unter der glühenden Wolke.

Neben mir stößt Océane ein ersticktes Geräusch aus. Ihre Hand bedeckt ihren Mund, Tränen glänzen in ihren Augen. Anais steht ganz nah bei ihr, verzweifelt ihren Arm umklammernd.

„Sie haben es wirklich getan“, flüstert Océane. Ihre Stimme ist kaum hörbar, voller Schock und Schmerz.

Ich nicke. Unfähig zu sprechen.

Die feurige Walze, die alles verschlingende Walze des Abyss breitet sich rasend schnell aus – auch in unsere Richtung.

Ich blicke mit bleierner Traurigkeit zu Océane und Anais. Sie sehen dasselbe wie ich. Die gleiche Unabänderlichkeit. Das eigene Unvermögen, dem Inferno zu entkommen.

Stumm trete ich zu meinen Freundinnen. Lege erst einen Arm um die Schulter von Anais, dann um die von Océane. Die beiden küssen sich. Sanft und zugleich voller Verzweiflung. Dann küsse ich das Mädchen, das ich liebe. Ein letztes Mal berühren sich unsere Lippen. Ein letztes Mal fühle ich ihre zärtliche Wärme, schmecke die salzigen Tränen. Ein letztes Mal ... verschlingt das sich unerbittlich ausbreitende Inferno alles in seinem Weg befindliche und macht dabei keinen Unterschied zwischen golden wiegenden Weizenfeldern, seit Jahrhunderten wachsenden Amberbäumen oder drei Freunden.

Drei Freunde, die an diesem Tag endlich wahrlich zueinander und die Liebe gefunden haben, nach der sie sich so lange gesehnt haben.

Die Sternengötter kennen kein Erbarmen und Menschen schon gar nicht.

ENDE

Im Schatten der Masaria-Katastrophe – einmal mit Profis arbeiten

von Alexander „Tiff“ Kaiser

Im Bereitschaftsraum drei der Nationalgarde von Auriverde herrschte eine gewisse Unruhe. Die Soldaten, vor allem die Piloten und die Mannschaften der Evakuierungshubschrauber gingen seit einigen Stunden wie auf heißen, spitzen Nägeln. Es war jetzt etwa eine Stunde her, seit die Flotte der Solaren Planeten-Union ins System gekommen war. Exakterweise handelte es sich um neunzehn Fregatten, sieben Zerstörer und gleich dreiundzwanzig ihrer Kreuzer, verschiedene Klassen, aber kampfstark. Diese ungewöhnliche Zusammenstellung zeigte, dass die Flotte bereits einiges hatte ausstehen müssen, denn es fehlten die Korvetten und mindestens dreißig weitere Fregatten. Die Kennung der Einheit besagte, dass es die 9. Einsatzflotte war, was die Sache noch ungewöhnlicher machte, denn die hatte normalerweise eine Stärke von einhundertzwanzig Einheiten. Verifiziert waren aber nur neunzehn Abschüsse, also stand die Frage im Raum, ob sich die Terraner in Flottillen aufgespalten hatten. Oder ob die Verluste dieser Formation einfach noch nicht upgedated worden waren.

Jean-Michel Lacroix, Lieutenant seines Zeichens und Co-Pilot des Hubschraubers C-19, kratzte sich am unrasierten Kinn. Eigentlich war seine Wache vorbei, genau wie die von Capitaine Germaine Antoinette Müller, aber dank der Terraner war jeder Soldat auf dem Planeten in Bereitschaft gerufen worden. Noch schienen sich ihre Feinde nicht für den einzigen bewohnten Planeten des Systems zu interessieren und prügeln sich lieber mit der Heimatflotte am Systemrand – was eigentlich dafür sprach, dass die Einheit quasi nur auf der Durchreise war. Aber die Vorgesetzten der beiden waren auf Draht, auch wenn Auriverde und sein Sonnensystem abseits des eigentlichen Kriegsgeschehens gegen die Liga lag. Sie gingen nach dem Motto vor, lieber zehnmal zu viel zu alarmieren, als einmal zu wenig, und sowohl Jean-Michel als auch Germaine stimmten dem zu.

Der Co-Pilot fragte: „Was denkst du, Toni? Kommen die zu uns rein? Theoretisch sind die Kräfte ausgewogen, keiner kann gewinnen, und die 180. Verteidigungsflotte ist ihnen auf den Fersen, sodass ein solcher Abstecher das Todesurteil für jede Einheit bedeuten kann, die ins Systeminnere fliegt.“

„Und wir haben sowohl starke Orbitalforts als auch Abwehrgeschütze auf dem Planeten“, bestätigte Germaine. „Bedenke aber bitte, was es für einen psychologischen Effekt ausmachen würde, wenn auch nur ein terranisches Schiff in Kernschussweite auf Auriverde heran kommen würde. Außerdem könnten sie unsere Militäranlagen zu verwüsten versuchen.“

„Oder Schaden an den Städten anrichten, um uns einzuschüchtern und die Kriegsmüdigkeit voran zu treiben“, sagte Lieutenant Carlos Sharper von der C-21 in ihre Richtung.

Germaine runzelte die Stirn. Eine Augenbraue hob sich langsam Richtung Haaransatz. „Meinst du, Charlie? Ich bin bisher immer davon ausgegangen, dass die Terraner schlau genug sind, keine offensichtlichen Verbrechen zu begehen, sondern nur aus dem Geheimen heraus. Ein Angriff auf

eine unserer Städte wäre ihnen unwillkommen. Das würde ein schlechtes Licht auf sie werfen und die Unterstützung der Ordo Solaris und der Sandan-Hegemonie in Frage stellen. Verstehe mich nicht falsch, weder wir noch die Terraner sind zimperlich, aber wenigstens wahren sie die Form und tun so, als wären sie zivilisiert, etwas, was ich bei unseren Leuten oftmals etwas vermisse.“

„Die Ordoer auf unserer Seite wäre natürlich schön“, sinnierte Carlos. „Dann würde ihr derzeitiger Kurs die Spusis nicht in Sicherheit bringen, sondern vor eine schöne Wand aus Verteidigungseinheiten der Ordo Solaris treiben, an der wir sie zerquetschen könnten.“ Er hob die Schultern. „Natürlich unter voller Wahrung des Kriegsrechts und dem Einhalten der uschandorischen Erklärung. Einen auf zu gut fürs Universum machen können wir auch.“

Jemand lachte, andere fielen ein. Die Solare Liga sicherte sich ihre Unterstützung in der näheren kosmischen Umgebung eben vor allem dadurch, dass sie sich moralischer gab, als sie eigentlich war. Allein die Existenz der „Institution“, eines brutalen Geheimdiensts und seinem langen, langen Killerarm, der Sternenhand, der hauptsächlich für politische Morde eingesetzt wurde und den die Terraner zwar nicht bestätigten, aber auch nicht leugneten, sprach da Bände.

Aber es stimmte schon. Ein Angriff auf zivile Ziele würde sie Sympathien kosten. Viele Sympathien. Weshalb auch die Kamerische Liga versuchte, sich offiziell an die Vorgaben der uschandorischen Erklärung zu halten. Dass es gegen Kriegsgefangene schon mal zu Übergriffen kam, bevor sie sicher in ihren Lagern waren, war ein offenes Geheimnis. Aber da es hieß, die Terraner wären da auch nicht besser, wurde dieses nicht gern gesehene Verhalten so weit es ging ignoriert. Dem Geist der Erklärung entsprach das natürlich nicht, aber Germaine war „nur weil Krieg ist, müssen wir nicht mit Giftpfeilen schießen“ von Gonzales lieber als „im Krieg schweigen die Gesetze“ von Cicero.

Sie wollte gerade etwas darauf erwidern, immerhin war sie hier ohnehin eher als „Taube“ denn als „Falkin“ bekannt, also Friedensbejahend und den Krieg ablehnend, als das große zentrale Holo zum Leben erwachte und das überlebensgroße Brustbild von Admiral Giral dini zeigte, dem derzeitigen Kommandeur der Heimatflotte und damit auch dem Vorsitzenden der Landesverteidigung und des Zivilschutzes. Wie immer brauchte der alte Mann mit der archaischen Augenklappe über dem Loch in seinem Kopf, wo einst das rechte seiner Augen gewesen war, nichts zu tun, um augenblicklich alle zum Verstummen zu bringen und ihre sofortige, volle Aufmerksamkeit einzufordern. Immerhin eine großartige Leistung, wusste Germaine doch, dass das Holo in fast zweitausend ähnlichen Einrichtungen wie ihrem Fliegerhorst projiziert wurde. Der Admiral kam auch gleich zur Sache. „Giral dini hier. Die Kämpfe am Systemrand laufen gut, es schaut ganz so aus als wollten die Spusis nur passieren. Wir lassen sie auch sehr gerne durch, solange sie eine gewisse Grenze ins Systeminnere nicht überschreiten. Zwei ihrer Kreuzer aber, die SPUWS DEVIAN TRETTINO und die SPUWS GERALDINE FORD jedoch sind aus der Flotte ausgebrochen und gehen auf Sprunggeschwindigkeit. Wir nehmen an, dass sie quer durch das Systeminnere reisen werden, um den Absprungpunkt der 9. Einsatzflotte nach Kaltfeldt abzusichern. Im Kaltfeldt-System sind sie dann auf moranischem Gebiet und unserem Zugriff entkommen. Dies werden sie zweifellos mit einigen Kurzsprüngen zu erreichen versuchen. Unsere Einheiten werden die eventuellen Eintauchpunkte absichern und die beiden Kreuzer daran hindern, etwas anderes zu tun, als durch unser System zu reisen. Nichts ist uns lieber, als dass die Unionler wie ein Traum wieder

verschwinden, genauso wie sie gekommen sind. Ich gebe deshalb ausdrücklich die Anweisung, die Sprungstörer nicht einzusetzen. Ich wiederhole, die Sprungstörer werden nicht eingesetzt. Ausschließlich ich gebe den Gegenbefehl, und niemand sonst.“ Sein Blick wurde hart, sehr hart. Der alte Knochen war bekannt dafür, dass er etwas dagegen hatte, jede Form von Verlusten hinzunehmen, die vermieden werden konnten. Und dafür liebten ihn seine Leute. Nun ja, fast alle seine Leute.

„Möge Gott mit uns sein“, beendete er seine Rede, und dann fügte er hinzu, wovor sich Germaine die ganze Zeit gefürchtet hatte: „Und pass auf dich auf, Toni. Admiral Giral dini Ende.“

Diese Worte lösten eine Welle von Bemerkungen und freundlicher und nicht so freundlicher Knuffe gegen die Capitaine aus. Natürlich war es kein Geheimnis, dass sie eine der Enkellinnen des alten Giral dini war, aber musste er es immer so hervorheben? Zugegeben, sie hatte die gleiche Angst um sein Leben wie er um ihr. „Isjagutjetzt!“, rief sie schließlich, als es ihr zu bunt wurde. „Schaut lieber zu. Die beiden Kreuzer springen gerade!“ Dies brachte die erhoffte Erlösung und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die taktischen Holos.

„Du, da stimmt was nicht. Die haben Sprunggeschwindigkeit und gehen nicht in den Sprung“, raunte Jean-Michel.

Germaine kalkulierte das kurz im Kopf nach und bestätigte die Aussage als korrekt. „Merkwürdig. Dass eine Einheit vielleicht nicht springen kann, geschenkt, aber beide?“ Irgendwas in ihrem Kopf machte Klick. „Außer, ihr Sprung wird gestört.“

„Aber der Alte hat doch befohlen, dass die Sprungstörer nicht eingesetzt werden, damit die Spusis wieder abhauen können“, merkte Carlos an.

„Dann können sie aber immer noch springen, nämlich zu den Störprojektoren“, sagte Germaine und bereute die Worte sogleich wieder. Die einzigen Störprojektoren, die das vollbringen konnten, waren in Chateau Noeuf verbaut, dem neuesten und größten Orbitalkastell des Planeten. Es war so groß, dass es auf einen Lagrange punkt ausgelagert werden musste, um das gravitatorische Feld von Auriverde nicht zu sehr zu stören.

Sie hob das Multiarmband an ihre Lippen und rief hinein: „Sofortkontakt zu General LaBoise!“

Der Computer, welcher die Kontakte verwaltete, erkannte ihre Stimme und ihre Berechtigungen und schaltete sie sofort auf.

„LaBoise.“

„Sir, Chateau Noeuf holt wahrscheinlich die beiden Kreuzer der Union nach Auriverde!“

„Da das Fort die einzigen Sprungstörer hat, die groß genug für diese Reichweite sind, und die Kreuzer immer noch nicht gesprungen sind, macht das Sinn. Wir gehen kein Risiko ein. Danke für die Meldung, Toni.“

Von einem Moment zum anderen ging der rote Alarm durch den Stützpunkt, und wie Germaine wusste, auch einmal um die ganze Welt. Die Situation wurde ab jetzt behandelt wie ein direkter Angriff auf den Planeten. Lieber die Leute einmal zu viel in die Bunker scheuchen, als ein paar

Millionen Tote haben. Für Germaine, Jean-Michel und die anderen Piloten und Crews bedeutete dies, dass sie alles stehen und liegen ließen und sofort zu den Ausgängen stürmten. Germaine, die damit gerechnet hatte, war schon während ihres Gesprächs mit dem General zur Tür raus gelaufen, und ihr Co-Pilot war schlau genug gewesen, ihrer Crew zu winken und ihr zu folgen.

Noch während sie durch die Gänge in die Richtung der Hangars eilten, wurden die Armbandcomputer mit den anzuwendenden Katastrophenplänen geladen. Für ihre Hubschrauberklasstaffel war die Aufgabe ohnehin klar: Menschen evakuieren und in die Bunker schaffen. Der aktuelle Katastrophenplan gab ihnen lediglich die Sektoren vor, in denen sie eingesetzt wurden. Es war eine Tatsache, dass, wenn es wirklich hart auf hart ging, etliche hundert Zivilisten überall zu finden waren, aber nicht in der Nähe eines Bunkers. Das war in ihrem Einsatzgebiet, der Millionenmetropole Boavista Nova, nicht anders.

„Boavista Nova. Westlicher Stadtrand und Peripherie“, las Jean-Michel vor, während sie liefen. „Zeitfenster vier Stunden. Eventuell weniger.“

Germaine nickte. Sie blickte nach hinten, wo ihre Crew und die übrigen Einsatzkräfte liefen. „Bessi, du weißt, was ihr zu tun habt.“

Im Gegensatz zu ihr hatte Sergeant Brigitte Sarmotte nicht die Kondition der Pilotin, da sie, wie sie sagte, ja ohnehin immer geflogen wurde. „Hälst du ... uns für ... blöde?“, tadelte sie ihre Vorgesetzte und Freundin.

„Man kann nie vorsichtig genug sein!“ Sie liefen in den Hangar ein, der die Heimat ihrer Lancette war, dem modernsten paramilitärischen Hubschraubertypus des ganzen Planeten. Ihre C-19 drehte bereits die Triple-Rotorblätter, angeschaltet durch die ständig anwesende Hangarbereitschaft, denn Kriege und Katastrophen kannten keine Schlaf-, und Atempausen. Majeur Huub Decker, der Hangarchief, gab ihr einen erhobenen Daumen, als sie einlief. Die automatische Checkliste war also problemlos abgelaufen. Das war ermutigend. Nichts wäre schlimmer gewesen, als einen manuellen Check machen zu müssen, wenn jede Sekunde zählte.

„Nachricht von Central“, sagte Jean-Michel, während er sich auf seinem Platz im Cockpit festschnallte. „Evakuierung von Boavista Nova zu 0,001 Prozent abgeschlossen.“

Germaine, die kurz nach hinten in den Laderaum geschaut hatte, ob ihre vier Crewleute auf den Sitzen saßen und angeschnallt waren, pfiff anerkennend. „Nicht schlecht für die ersten dreißig Sekunden. Sehen wir zu, dass wir fertig sind, bevor die vier Stunden um sind.“

Jean-Michel wollte etwas sagen, aber Germaine verbot ihm den Mund. Doch der Mann fügte trotzig etwas hinzu. „WENN uns vier Stunden bleiben!“

„Ooooooooooooo, Jean! Du WEIßT, dass ich so was hasse! Wenn was schief gehen kann, dann wird es genau von solchen Worten herbeibeschworen, und das weißt du!“

„Nachricht von Central! Beide Kreuzer sind gesprungen und bei Chateau Noeuf wieder ausgetreten! Zeitfenster zur Evakuierung reduziert sich auf zwei Stunden, elf Minuten. Die Erfolgsquote wird auf 0,2 Prozent gesetzt.“

Noch böser als zuvor starrte sie Jean-Michel an, der sich schuldbewusst um die Instrumente kümmerte. Wenn 0,2% der Bevölkerung starben, war der Einsatz trotzdem ein Erfolg, weil die Zeit knapper geworden war. Die Pilotin schwor sich selbst, dass die Quote in ihrem Einsatzgebiet 0,0 sein würde.

Alles in allem sah es nicht so schlecht aus. Nach hundertzwei Minuten im Einsatz hatte die C-19 schon drei Einsätze absolviert und insgesamt dreihundertundsieben Menschen aus den Wandergebieten, von den Farmen und direkt von den Autostraßen gepflückt und zu den nächsten Bunkern gebracht. Es war die vierte Tour, die ihr den Nerv raubte, vor allem weil einer der Kreuzer von Chateau Noeuf beschädigt worden war, weshalb der andere erst dessen Flucht aus der Reichweite des Forts gedeckt hatte und dann den Kurs in Richtung Auriverde änderte, was ihr Zeitfenster um neun Minuten erhöht und die Evakuierung eventuell unnötig gemacht hatte. Aber das war kein Risiko, dass sie eingegangen wäre. So war sie nicht ausgebildet worden. Und dieses Risiko ging auch keiner ihrer Vorgesetzten ein. Immerhin, die Evakuierung war bei 99,93% angelangt. In der Stadt waren die meisten Menschen bereits in den Bunkern. Fünf von neunzehn hatten bereits das Maximum erreicht, und nun übernahmen die Hubschrauber der Bereitschaftsstaffel auch die Aufgabe, so lange sie konnten im Stadtgebiet abgewiesene Bürger zu anderen Bunkern zu bringen, die noch Kapazitäten hatten.

Für ihre Crew und sie änderte sich nichts. Der starke Schirm ihres Helis würde sie sogar vor direktem Beschuss durch den Kreuzer schützen, und, falls das Unglück geschah und das Monstrum auf ihrer Welt abstürzte, auch vor dem Impakt, solange sie nicht zu nahe dran waren, denn das entfaltete je nach Geschwindigkeit eines Unions-Kreuzers einen kleineren oder größeren Krater. Immerhin waren die Dinger fliegende Großstädte, nicht mehr und nicht weniger.

„SPUWS GERALDINE FORD ist jetzt über unserem Kontinent angekommen“, meldete ihr Co-Pilot. „Kurs auf Boavista Nova, Ankunftszeit etwa in tausenddreihundertelf Sekunden.“

„Über zwanzig Minuten. Falls das Ding nicht einfach schneller fliegt“, kommentierte Germaine.

„Hast du nicht gerade was darüber gesagt, dass man so etwas nicht ausspricht, und zwar zu mir?“, fragte Jean-Michel amüsiert.

„Du hast angefangen“, rechtfertigte sie sich. „Da ist der Wagen. Zweisitzer, Bodenwagen ohne Flugmodus. Beide Passagiere erwarten uns. BESSI!“

Die Unteroffizierin stand bereits neben der Tür und hatte sich mit Claude an den Sicherheitslaschen eingehakt. Theoretisch brauchten sie nur die kleine Seitenschiebetür öffnen und die beiden unverletzten, heftig winkenden Leute, einen Mann und eine Frau, an Bord zu lassen, zu den anderen dreißig Leuten zu setzen, die sie auf dieser Mission bereits aufgelesen hatten und zum nächsten Bunker fliegen – oder zumindest raus aus dem Kurs des Kreuzers. Aber wenn der den Kurs beibehielt, würden sie das Ding zwar prächtig sehen können, aber es würde etwa elf Kilometer an ihnen vorbei fliegen. Im Weltraum war das keine Entfernung, auf einem Planeten aber spielte das in ihre Hände. Hier gab es notfalls immer eine Form von Deckung vor

irgendwelchem Beschuss. Obwohl der Terraner bisher nur zurückgeschossen hatte und nicht selbst angriff, solange sein havariertes Kollege noch nicht in Sicherheit war.

Der Heli setzte auf, das Schott flog auf, und Bessi und Claude reckten ihre hilfreichen Hände zu den beiden Ausflüglern. Der Mann kam zuerst an die Tür und ließ sich hoch ziehen. Als Claude das Gleiche für die Frau tun wollte, stieß er den Soldaten in die Seite. „Sie bleibt hier zurück!“, rief er mit lauter Stimme. „Ich bin Senator Montmartre! Wenn Sie nicht tun, was ich sage, hat morgen keiner mehr eine Karriere!“ Er sah zu den Zivilisten herüber. „Und ihnen werde ich die Leben so nachhaltig ruinieren, dass noch ihre Kinder Schulden haben werden!“

„So ein Quatsch!“, murrte Claude und streckte wieder die Hand aus. „Kommen Sie, Madame!“

„Die Frau ist meine Sekretärin! Ich kann nicht mit ihr privat gesehen werden!“ Wieder drängte er sich an den Ladesoldaten und versuchte ihn zu behindern.

„Gilbert, das kannst du nicht machen!“, rief die junge Frau, fast noch eine Jugendliche. „Das kannst du nicht tun!“

„Tut mir leid, keiner darf von dir erfahren. Und jetzt schließen Sie das Schott, und SIE ZWEI, Sie fliegen ab, und zwar sofort!“

Nun wurde es Germaine aber doch zu bunt. Sie schob ihr Blendvisier hoch und schaute in den Laderaum. „Hallo, Gilbert. Ich fürchte, du verstehst hier etwas falsch. Nachdem ich mit Grandpère geredet habe, wirst DU keine Karriere mehr haben! Also halt die Klappe, lass die Mademoiselle einsteigen und such dir einen Sitzplatz, klar?“

Ihre eindeutigen Worte lösten Zustimmung und Applaus aus. Doch so schnell gab der Senator noch nicht auf. Bleich, aber entschlossen versuchte er, nach Claudes Seitenwaffe zu greifen und sie aus dem Holster zu ziehen. Doch der kleine, drahtige Mann steckte nicht in einer Uniform, sondern in einer Rüstung. Einer Rüstung mit Kraftverstärkern, um genau zu sein. Und mit kraftverstärkten Handschuhen. Einer dieser Handschuhe erwischte die Hand des Senators und packte so hart zu, dass etwa darin brach. Laut und vernehmlich. Georgine, das dritte Crewmitglied, kam nun heran und drückte Montmartre ein Dosi-Spray an den Hals. Es zischte laut, und man konnte dabei zusehen, wie der Mann das Bewusstsein verlor. „Anstiftung zu einem Verbrechen, lebensbedrohende Drohungen, Mordversuch, versuchter Diebstahl einer Kriegswaffe, Junge, da kommt was zusammen.“ Sie fing den haltlos fallenden Körper auf und konnte nur knapp dem Drang widerstehen, diesen Widerling erst mal zu Boden stürzen zu lassen. Verdient hätte er es allemal. Derweil halfen Bessi und Claude der jungen Frau an Bord. „Setzen Sie sich möglichst weit weg von diesem Ekel. Keine Angst, der kann ihnen morgen nichts mehr tun. Und heute schon gar nicht.“

„Danke“, sagte das Mädchen, und dann noch einmal in Richtung des Cockpits: „Danke, Mademoiselle! Wer ist denn ihr Grandpère, wenn ich fragen darf?“

Die beiden Crewleute schmunzelten, während Jean-Michel die Maschine längst wieder von Boden abheben ließ.

„Admiral Giraladini. Ich bin seine Lieblingsenkelin!“ Sie lächelte der jungen blonden Frau zu.

„Machen Sie sich keine Sorgen. Wir haben alles im Griff. Setzen Sie sich und schnallen Sie sich an. Da sind noch ein paar Leute, die gerettet werden wollen.“

„Ja, Mademoiselle. Danke, Mademoiselle.“

Germaine konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken, wandte sich aber wieder um und senkte das Visier, um wieder Zugriff auf die taktischen Daten zu erhalten. „Hoo, vorsichtig, bleib in Bodennähe, Jean. Da kommt das Ding. Es fliegt direkt auf die Stadt zu!“, mahnte sie den Lieutenant an ihrer Seite.

„Schon gesehen. Ich nehme die Straße durch das Wäldchen in Bodennähe. Ich nehme an, wir fliegen nicht zum Bunker, sondern einfach nur weit weg.“

„Du hast es erfasst, mon Grand.“

„Wir sind übrigens bei 99,91% Evakuierungsrate. In der Stadt sind es sogar 99,998%.“

„Der Rest soll sich beeilen. Bei dem Tempo ist der Gigant in zwei Minuten über der Stadt, und ...“

„Toni, ich kriege hier was rein. Drei Kommunikatoren, die auf der Liste als „Vermisst“ gemeldet wurden! Laut Computer wurden sie erst vor wenigen Minuten wieder mit dem Netz verbunden!“

„Wie weit entfernt?“

„Etwa elf Kilometer nach Norden.“

„Na, wenigstens weg vom Kurs dieses Riesenklotzes. Vergiss den Waldweg, flieg einfach hin. Ich habe ein Scheiß Gefühl gerade. Du weißt, Lagrangepunkt sechs, an dem Chateau Noeuf hängt, befindet sich jetzt gerade über dem westlichen Horizont.“

Jean-Michel führte den Befehl gehorsam aus, obwohl sie das Recht hatten, sich bei einer Evakuierungsrate von 99,8% abzusetzen; wer dann noch nicht in einem Bunker war, galt als selbst schuld. Etwas, was Germaine niemals hingenommen hätte, deshalb hatte Jean-Michel auch gar nicht versucht, mit ihr darüber zu diskutieren.

„Acht Kilometer“, zählte er herunter. „Das Ding ist jetzt über dem Stadtrand. Sieben Kilometer.“

„Ich sehe es. Und hast du das gesehen? Die Explosion auf der Oberseite des Kreuzers? Das war ein Gravotonbeschuss!“

„Ein Gravotonbeschuss? Über einer unserer Großstädte? Will Admiral Goose, dass das Ding abstürzt?“, rief er ungläubig.

Das machte Sinn. Sylvestre Goose war ein Hardliner, schon ein Adler und kein Falke mehr. Und nichts wäre ihm lieber gewesen, als den Hass auf die Terraner weiter zu schüren. Ohnehin bedeuteten ihm Opfer nicht sehr viel, weshalb er auch seine Flotte verloren hatte, und nun auf Chateau Noeuf sein Gnadenbrot fraß. „Sieht ganz so aus. Dann muss der Kreuzer sicher noch mehr einstecken. Vielleicht stürzt er auf die Stadt!“

„Das gibt dann aber einen sehr großen Rumms“, murmelte Jean-Michel. „Vier Kilometer.“

„Ich habe eine optische Erfassung. Drei Personen, etwa siebzehn Kilometer vom Stadtkern entfernt. Falls das Ding runterkommt, schaffen sie es definitiv nicht alleine.“

„Der Spusi steigt! Hat wohl genug Prügel bezogen!“, rief Jean-Michel. Tatsächlich versuchte das fliegende Monstrum, Höhe zu gewinnen und zu beschleunigen. Dadurch verursachte es aber am Boden einen mittleren Orkan. „DA FLIEGT WAS AB! Zwei Kilometer!“

Germaine nahm sich die Zeit, das „was da abflog“, heran zu zoomen. Es waren die Überreste eines Shuttles. Kein Personenshuttle, sondern ein großes, monströses Ding, von dem fast das ganze vorderste Drittel fehlte. Zudem hatte das Raumschiff auf der Seite eine riesige Schmarre erhalten, wahrscheinlich durch Photonenbeschuss.

„Ohneinohneinohnein“, murmelte Germaine. „Das ist ein Raketenshuttle! Wenn das in der Stadt runter kommt, dann ist sie tatsächlich platt!“ Noch während sie sprach, fiel das Ding tatsächlich zu Boden. Dann geschah bange Sekunden nichts, und dann ... Dann gab es einen Blitz, und noch bevor der Donner der Explosion bis zu ihnen rollte, drückte sich eine gewaltige Feuerwelle durch die Stadt und beschädigte fast jedes höhere Gebäude.

„Zwei gute Nachrichten!“, sagte Jean-Michel. „Erstens, die Evakuierung ist bis auf drei Nachkommastellen erfolgreich abgeschlossen und war auch vollkommen nötig. Zweitens, die Stadt sollte einen eigenen Schutzschirm bekommen. Jetzt rate mal, welcher Senator das verhindert hat als „unnötige Geldausgabe und Verschwendung“, und jetzt da hinten bewusstlos angeschnallt sitzt!“

„Wie auch immer, wir sind da. Ich gehe runter und aktiviere den Schild, wenn die drei sich darunter befinden. Eventuell müssen wir der Feuerwalze einige Zeit standhalten. Aber hier draußen dürfte sie eh nicht mehr so stark sein!“

Jean-Michel übernahm die Landung und setzte den Heli wie versprochen in direkter Nähe zu den drei Zivilisten auf. „Das sind doch noch Kinder!“ Germaine rief: „BESSI! DIE SIND STARR VOR ANGST!“

„SEHE ICH AUCH!“ Sie riss die Tür auf, schnallte sich ab und sprang mit Claude und Thierry, dem vierten Crewmitglied, aus der C-19. Wie erwartet standen alle drei Kinder unter Schock, ein Junge, zwei Mädchen. Die drei Soldaten mussten sie mit Hilfe ihrer Kraftverstärker bergen, als schon die Feuerwalze grollend heraneilte. Noch bevor sich das Schott hinter Thierry und dem Jungen geschlossen hatte, ließ Jean-Michel die Maschine wieder steigen und übergab zurück an Germaine, die einen Fluchtkurs berechnet hatte, der ihr persönliches Risiko minimieren würde.

Unten im Laderaum wurden die drei auf freie Sitze verfrachtet und angeschnallt. Dann behandelte Georgine die beiden Mädchen und den Jungen auf Schock. Kurz darauf hörte Germaine eines der Mädchen weinen und nach ihrer Maman rufen. Der Junge rief nach einem Frauennamen, einer Shalia, vielleicht auch seine Mutter, seine Freundin, seine Schwester, wer wusste das schon? Nur das dritte Mädchen blieb ruhig. Um sie musste es besonders schlimm stehen.

„Rettung bestätigt von Lucien Carvalho, Anais Dubois und Océane Fairchild!“, meldete Bessi. „Hört mir zu, Kinder, hört mir genau zu! Die Stadt wurde vollständig evakuiert! Der Computer versichert

mir, dass die Dubois im ihnen zugewiesenen Bunker registriert wurden! Auch die Fairchilds sind bis auf dich, Océane, alle da unten angekommen und registriert worden! Deine Schwester Shalia wurde zwar von deinen Eltern getrennt, aber sie wurde registriert, als sie von einem unserer Kollegen, der C-21, zu einem anderen Bunker gebracht und dort aufgenommen worden ist! Dafür sind wir schließlich da! Und alle Bunker haben standgehalten, hört ihr mich?“

Daraufhin folgte lange Zeit nichts, nur enthemmte Tränen. Die Mädchen und der Junge umarmten einander, soweit das mit den Gurten ging, während Germaine die Maschine aus der Feuerwalze rausflog. Junge, Junge, was immer in dem Shuttle gewesen war, wäre es noch an Bord des Kreuzers detoniert, hätte es eine richtig fette Explosion gegeben, und dann die fliegende Großstadt zu Boden gesammelt, und das hätte einen Krater gegeben. Aber der Gigant hatte gerade die Mesopause hinter sich gelassen und flog seinem flügelahnen Kameraden hinterdrein, der gerade Sprunggeschwindigkeit erreichte. Also mussten die Sprungstörer auf Chateau Noeuf entweder zerstört oder abgeschaltet worden sein. Aber egal, hauptsache, die Ligisten verschwanden wieder aus ihrem Sonnensystem.

Als sich die Jugendlichen etwas beruhigt hatten, auch durch das gute Zureden der anderen Zivilisten, vor allem aber die junge Frau, welche Senator Montmartre hatte zurücklassen wollen, erlitt das Mädchen namens Anaïs einen Stimmungsumschwung. Die Verzweiflung, die Angst, die Erleichterung, all das mündete nun in Wut. „Diese verdammten Spusis hätten uns fast alle getötet und ...“

„Übernimm, Jean.“ Germaine schnallte sich ab, jetzt wo sie sowohl vor dem Kreuzer als auch der Explosion sicher waren und kletterte in den Frachtraum. „Nein, das waren nicht die Spusis. Das war Sylvestre Goose, der Kommandeur von Chateau Noeuf! Er hat den Kreuzer beschossen, damit der über Buovistanova explodiert oder zumindest abstürzt. Die Terraner waren eigentlich schon so gut wie weg, ohne unserer Welt einen Grashalm zu krümmen. Abgesehen vom Sturm, den ihr Flug mit sich gebracht hat, natürlich. Der Beschuss hat einen Hangar zerstört und ein Shuttle herausfallen lassen. Leider war das Ding ein Nachschubshuttle, und vermutlich voller Sprit und Bomben und Raketen für die Begleitjäger des Giganten. Und auch wenn die Feuerwalze groß ausgesehen hat, es hat keine Delle in den Planeten geschlagen. Wir hatten hier wirklich Glück im Unglück. Und eure Familien sind in Sicherheit, den Rest bauen wir wieder auf. Versteht ihr das, ihr drei? Wir bringen euch jetzt nach Arnauld. Da wird jetzt gerade ein Evakuierungslager aufgemacht, in den wir nach und nach die Leute aus den Bunkern hinfliegen werden, sobald die wieder geöffnet werden können. Dort seid ihr in Sicherheit und könnt so normal leben, wie es unter diesen Umständen geht, aber vor allem mit euren Familien. Versteht ihr das?“

Der Junge, Lucien, hob misstrauisch die Augenbrauen. „Sie erzählen uns das doch nicht etwa nur mit unseren Familien, um uns ruhig zu halten?“

„Die drei Familien sind derzeit nicht zu erreichen. Zivile Kontaktnetze sind zerstört oder überlastet. Aber warte, wenn ich ... Ja, ich kann Bunker Charlotte erreichen. Capitaine Müller, C-19. Sie haben eine außerreguläre Frau aufgenommen, Colonel Buchamps. Shalia Carvalho. Ich habe hier ihren Bruder direkt vor der Feuerwalze vom Boden aufgepickt. Können Sie Kontakt herstellen? Danke.

Ja, Capitaine Müller. Ihr Bruder ist hier, natürlich in Sicherheit. Ja? Die beiden Mädchen auch, natürlich. Was? In Ordnung. Ich stelle Sie auf Lautsprecher, natürlich.“ Sie hob ihr Armband in Richtung des Jungen. „Sprechen Sie.“

„Hallo, Luci? Bist du da?“

Der Junge machte ein Gesicht, als würde er einen Herzinfarkt bekommen. Dann aber brach es mit aller Erleichterung aus ihm heraus. „SHALIA! SHALIA, BIST DU DAS WIRKLICH?“

„Schrei nicht so, sonst deformieren meine Ohren, und Jaques will nichts mehr von mir, weil ich hässlich bin. Danke übrigens fürs Anschwärzen bei Maman. Hast dir ja einen wirklich tollen Tag für einen Ausritt mit deinen beiden Schätzchen ausgesucht, oder?“

Eines der Mädchen wurde puterrot, das andere brach in leises Kichern aus. „Hör mal, Luci, natürlich habe ich mir gewünscht, dass du für deinen eiskalten Verrat an mir einen reingedrückt bekommst, aber musste es gleich die ganze Stadt platt machen?“

„D-das war jetzt nicht meine Schuld!“, verteidigte sich der Junge.

„Ist ja nichts passiert, was man nicht wieder aufbauen kann“, wiegelte die weibliche Gesprächspartnerin nun wieder ab. Dankenswerterweise. Germaine registrierte das mit Wohlwollen. Sie musste selbst unter Schock stehen und kümmerte sich auch noch um ihren Bruder. Sie sollte sich ihren Namen wohl besser merken. „Und die Stadt wurde vollständig evakuiert, also ist bei uns auch niemand gestorben. Mit Maman und Papa habe ich sogar schon geschrieben, also alles gut. Wir sehen uns dann in den Evakuierungslagern. Kümmere dich um deine beiden Schätzchen, bis sie zu ihren Familien zurückkehren können, hast du gehört, Luci?“

„Ich habe dich lieb, Shalia“, platzte es leise aus dem Jungen heraus.

„Was? Habe ich einen Hörfehler? Oder hast du gerade wirklich gesagt, dass du mich lieb hast, Luci?“ Sie lachte. „Ich habe dich auch lieb. Und ich bin so froh, dass du und deine Mädchen gerettet wurdet. Wir sehen uns dann im Lager, Luci. Der Kanal muss wieder freigemacht werden. Wir sehen uns bald.“

„Wir sehen uns bald!“, rief Lucien Carvalho hastig in der Hoffnung, dass sie es noch hörte.

Das Mädchen Océane begann zu weinen. „Sie sind noch am Leben“, hauchte sie.

Der Junge drückte sie kräftig an sich, und auch das andere Mädchen, Anais, umarmte sie fest. „Wir sind bald wieder mit unseren Familien zusammen, das ist die Hauptsache. Und bis dahin kümmere ich mich um euch, versprochen.“

„Große Worte. Mal sehen, was dahintersteckt“, neckte Anais. „Du kannst uns im Lager gleich mal Eis besorgen. Vanille für mich und Oci nimmt wie immer Schoki.“

„Heyyyy!“, protestierte Lucien. Dann aber lächelte er und sagte: „Ich sehe mal zu, ob ich Eis für euch beide auftreiben kann. Aber ihr müsst nehmen, was ich kriegen kann.“

Germaine konnte nicht anders. Sie wuschelte allen drei durch die Haare. „Also, euch geht es gut. Das ist schön. Ich muss jetzt wieder fliegen, damit wir zeitig ankommen. Wir hatten alle einen

schlechten Tag“, sagte sie mit einem Seitenblick auf den betäubten Senator, der noch mehr schlechte Tage vor sich haben würde, „aber ab hier wird es grundsätzlich besser. Das ist doch was, oder?“ Sie wuschelte noch einmal, was zumindest Océane leise protestieren ließ und ging wieder auf ihren Platz. Nicht aber ohne der jungen Frau, die sich vorher schon um die drei gekümmert hatte, einen eindeutigen Blick mit der Bitte zuzuwerfen, dass sie doch weitermachen solle.

Sie nickte, und Germaine beschloss, die Sekretärin unter ihre Fittiche zu nehmen in der Zeit, die noch kommen würde. Ja, in der Tat, es konnte für alle nur noch besser werden nach diesem Tag. Zumindest für die meisten. Nicht für einen gewissen Senator und einen gewissen Admiral.

Im Cockpit funkte Jean-Michel bereits mit der Lagerleitung und ließ sich einen Anflugvektor und einen Landeplatz zuweisen, denn alles, was fliegen konnte, brachte nun die ersten Menschen aus der Stadt hierher in Sicherheit. Und wenn sie aufs Radar sah, erkannte sie an den vielen Blips, dass es über fünfzig Flugeinheiten waren, die den gleichen Kurs hatten wie sie.

„Es freut dich vermutlich zu hören, dass unsere Staffel keine Verluste hat“, empfing sie Jean-Michel beinahe fröhlich.

„Das ist gut, denn wir werden noch eine Menge zu tun haben.“ In den nächsten Tagen, den nächsten Wochen, den nächsten Monaten und vielleicht sogar Jahren. Aber hey, etwas zu tun war immer besser als langweiliges Warten.

„... begann heute der Prozess gegen Admiral a.D. Sylvestre Goose. Der unmittelbar nach der Boavista Nova-Katastrophe unehrenhaft entlassene Stabsoffizier und ehemaliger Kommandeur des Kastells Chateau Noeuf ist des versuchten millionenfachen Mordes angeklagt. In seiner ersten Zeugenaussage sprach er von „notwendigen Opfern, die das Volk zusammenschweißen und für den Krieg stählen würden“. Der Staatsanwalt beantragte daraufhin eine Untersuchung seines Geisteszustands, dem das Gericht mit allen fünf Stimmen stattgab.

Etwas aus den Schlagzeilen gerutscht ist dagegen der Prozess wegen versuchten Mordes an Senator Montmartre, der versucht hatte, seine Ex-Geliebte und Ex-Sekretärin im Explosionsradius der Feuerwalze zurückzulassen. Die Hauptzeugin der Anklage, Majeur Germaine Antoinette Müller, beschrieb ihn als skrupellosen Machtmenschen, der über Leichen zu gehen bereit sei, während er für die Medien ein Sonntagslächeln und ein Image als fürsorgender Vater pflegte. Bei einer Verurteilung drohen ihm bis zu dreißig Jahre Gefängnis und anschließende Sicherheitsverwahrung, da er als Gefahr für alle Menschen in seiner Umgebung angesehen wird. Nach der Blitzscheidung und dem Entzug der Rechte an den eigenen Kindern die nächste schlechte Nachricht für den Politiker, der verzweifelt versucht hatte, die Besatzung des Rettungshubschraubers C-19 als Lügner und politisch motivierte Attentäter darzustellen, was ihm aber nicht gelang. Die Integrität von Majeur Müller und ihrer Crew wurde vor allem nach der Zeugenaussage von Annelie Norfolk, dem Opfer, vollständig bestätigt. Sie erhob noch im Gerichtssaal eine Anzeige gegen Montmartre, da sie dieser über Mittelsmänner, die bereits ermittelt und inhaftiert sind, zu erpressen versuchte, um in seinem Sinne auszusagen. Kommen wir zum Sport in der Channel-Liga. Dort eroberte Rotblauweiß Arnheim die Spitze zurück, indem sie beim Spiel ...“

Rätsel um den alten Bekannten

von Göttrik

Atlan starrte sinnend vor sich hin und schien in fremde Dimensionen und ferne Zeiten entrückt. Nur oberflächlich streifte sein Blick die Kontrolltafeln und Bildschirme der Zentrale der SOL. Die Reparaturarbeiten am Schiff schritten, auch ohne Einmischung des Arkoniden, zügig voran. Die Mom'Serimer überschlugen sich förmlich in ihrem Eifer, den von ihnen angerichteten Schaden zu beseitigen und unterstützen die Besatzung der SOL wo es nur ging. Allerdings war ihre Hektik ansteckend und so hatte sich Atlan in die gegenwärtig ruhige Zentrale zurückgezogen. Sonst der betriebsamste Ort, befand sich gegenwärtig nur eine Notmannschaft an den Kontrollgeräten. Wer keine wichtigen Aufgaben in der Zentrale zu erfüllen hatte, beteiligte sich an den Arbeiten.

Ruhig wanderte sein Blick durch die Zentrale und traf jene Stelle, an der einst das Podest mit dem Thron des High Sideryt stand und über den nun ein seltsamer Kokon mit dem Symbol ESTARTUS hing. Vor wenigen Stunden hatte eine Stimme aus diesem Gebilde den Auftrag erteilt, in der Galaxis Segafrendo einen Kym'Jorier zu bergen. Niemand hatte eine Vorstellung, worum es sich dabei handelte, doch laut der rätselhaften Stimme ging es um nicht weniger als die Existenz der Menschheit. Atlan musste bei diesen Gedanken kurz auflachen.

Was hätte denn sonst passieren sollen?! Stets ging es an Bord der SOL um das Schicksal der Menschheit oder gleich des ganzen Universums! Schließlich hatten die Solaner, nach langer und gefährlicher Odyssee, gemeutert und waren für Jahrhunderte ihren eigenen Weg gegangen. Doch das Universum war gnadenlos. Shabazza hatte die SOL erobert und die Solaner ausgesetzt. Wo mochten sie sein? Gab es sie überhaupt noch?

Müßige Gedanken, die nur zu der wachsenden Unruhe Atlans beitrugen. Endlich rang er sich dazu durch sich an den Arbeiten zu beteiligen. Er wollte sich bereits abwenden, als urplötzlich die Kontaktplatte, aus dem Kokon ausfuhr.

Auf der Platte war ein Abdruck der Hand Atlans. Der Arkonide starrte irritiert auf die Erscheinung, als handle es sich um einen Geist. Zögernd trat er auf dem Kokon zu und führte seine rechte Hand zur Vertiefung der Platte. Sie passte wie maßgeschneidert und Atlan fragte sich, was gewesen wäre, wenn er sich nicht auf dem Schiff befunden hätte. Wäre dann ein anderer Abdruck auf der Fläche erschienen? Er wusste es nicht.

>Diese Frage ist gegenwärtig irrelevant!<

Der kurze, disziplinierende Impuls des Extrasinns traf Atlan wie ein Stromschlag. Langsam senkte sich seine Hand auf die Platte. Welcher unlösbare oder seltsame Auftrag mochte nun folgen? Doch zunächst tat sich nichts. Mit einiger Konzentration war zu erkennen, dass der Kokon zu pulsieren begann. Verwirrt trat Atlan einige Schritte zurück.

Mit einem Ruck, den er körperlich zu spüren vermeinte, öffnete sich eine Schublade im Kokon. Die Lade hatte etwa die Größe eines Schuhkartons. Im Inneren lag auf einem Polster aus rotem Samt ein großer dunkler Kristall. Der Kristall reflektiert keinerlei Licht und war nur als Schattenriss zu

erkennen. In einer Tasche an der rechten Wand der Lade war ein Briefumschlag zu erkennen. Verwirrt trat Atlan auf dem Kokon zu und nahm den Kristall in die Hand. Der Anblick dieses Objekts weckte alte, fast vergessene Erinnerungen. Doch dies war nicht die letzte Überraschung. Als der Arkonide den Briefumschlag an sich nahm und öffnete, fand er eine Botschaft.

GIB CARCH DEN KRISTALL !

FÜHRE DAS SCHIFF NACH HAUSE !

KLÄRE DAS SCHICKSAL DER MÄCHTIGEN !

*

Ein lautes Knallen ließ "Rob-Roy" aus dem Schlaf schrecken. Die Nebenzentrale der SZ-1 schien förmlich in Flammen zu stehen. Mit zugekniffenen Augen starrte er auf das Kontrollpult vor sich. Blaue, grüne und rote Leuchterscheinungen tanzten über die Schalttafel. Der Dookie hatte im Schlaf sein Trinkgefäß umgestoßen. Der Saft aus der teuren Palaumafrucht hatte sich über die elektrischen Anlagen ergossen und für zahlreiche Kurzschlüsse gesorgt. Rob fluchte, als er nach den Wischlappen griff und zu retten versuchte, was er zu retten vermochte.

Ursprünglich hatte Rob sich nur für ein kurzes Päuschen zurückgezogen, doch der Stress der letzten Stunden war stärker gewesen als gedacht. Diese Mom'Serimer konnten wahrhaft nerviger sein als Cpt'Carch. Vor dem Beginn der Arbeiten hätte Rob sich dies nicht vorstellen können.

Nach einiger Zeit schaffte es "Rob-Roy" die größten Schäden zu beseitigen. Zufrieden musterte er sein Werk. Wer nicht zu genau hinsah, würde keine Spuren seines Missgeschicks bemerken. Allein die Bildschirme bereiteten den Dookie geringe Sorgen. Im Sekundentakt wechselten die Anzeigen und Abbildungen. Da mit dem Erscheinen anderer Besatzungsmitglieder nicht zu rechnen war, beschloß er, diese Unregelmäßigkeit nicht weiter zu beachten. Ein Blick auf die Uhr verriet ihm, dass es sich nicht mehr lohnte, sich an die Arbeit zu begeben. Er würde hier das Ende der Schicht abwarten und sich anschließend im eigenen Quartier ausruhen.

Träge zogen sich die Minuten. Erst jetzt bemerkte "Rob-Roy", daß Nichtstun zu einer schweren Qual werden konnte. Dennoch änderte er seine Absichten nicht. Langsam begann der Dookie wieder zu dösen. Dabei starrte er auf das Ausgangsschott der Nebenzentrale. Dieses stand seit Robs kleinen Missgeschick offen und gab ein beständiges Brummen von sich.

Unerwartet störten Schritte die betäubende Stille. Gespannt wartete Rob auf den Neuankömmling. Leise erwachte ein schlechtes Gewissen im Dookie. Als der Ankömmling das Schott durchschritt, erkannte "Rob-Roy" sofort die Medoeinheit von Cpt'Carch. Entgegen Robs früherer Annahme, gab es doch nur einen Roboter dieser Bauart auf dem Schiff.

Die Medoeinheit war tiefschwarz. Nur die Markierungen mit dem roten Kreuz im weißen Kreis stachen von der dunklen "Haut" ab. Tatsächlich wirkte die Verkleidung des Roboters wie eine künstliche Haut. Die Gestalt war menschenähnlich, wenn man von den zahlreichen Instrumenten und Unregelmäßigkeiten auf der Oberfläche sowie den drei kleinen Greifarmen und zahlreichen

abnehmbaren Aggregaten und Tornistern absah. Auf dem ersten Blick hätte es sich auch um einen Cyborg handeln können. Der Dookie wusste es besser.

Ein leichtes Schaudern überlief den Rücken von "Rob-Roy". Doch bevor er sich zu sehr in sein Unbehagen hineinsteigern konnte, zischte bereits Cpt'Carch in den Raum.

Er bestürmte Rob mit zahlreichen Fragen, die dieser nicht verstand. Dabei blieb der Cpt'Nok nie auf der Stelle stehen oder schaute den Dookie auch nur an. Vielmehr stürzte er sich auf jede Hervorhebung im Raum und probierte so ziemlich jede Schublade, jede Tür und jeden Hebel aus. Natürlich blieben ihm die dürftigen Flickarbeiten "Rob-Roys" nicht verborgen. Ein erneuter Schwall an Fragen traf den Dookie wie eine Meereswoge. Dieser entschloss sich aus Verzweiflung einfach zu schweigen. Irgendwann wurde es endlich ruhig. Cpt'Carch starrte wie gebannt auf die Bildschirme. Das Kaleidoskop an Eindrücken aus dem Schiff forderte seine gesamte Aufmerksamkeit. Dass der Cpt'Nok diesen Schwall von Bildern wirklich verarbeiten konnte, bezweifelte Rob. Für den Dookie zählte nur, dass Ruhe eingekehrt war und er wieder beruhigt auf Dienstschluss warten konnte. Damit sollte er sich getäuscht haben.

*

Die Schiffsführung hatte sich im Konferenzraum von SOL-City versammelt. Atlan hoffte, dass die ihm vertraute Umgebung sich positiv auf die Arbeit auswirkte. Einst waren die Räume von SOL-City das Hauptquartier der Atlan-Treuen gewesen, zu einer Zeit als es galt die Diktatur des High Sideryt zu brechen. Die Mehrheit der Anwesenden waren erstmals an Bord gekommen, nachdem ein anderer Tyrann, Shabazza, von Perry Rhodan besiegt wurde. Die "Gute Alte Zeit" war ihnen fremd. Selbst Icho Tolot und Roland Tekener waren nie in SOL-City gewesen, da diese erst lange nach ihrer letzten Anwesenheit eingerichtet wurde. Doch Atlan waren solche Bedenken momentan gleichgültig.

>Du hoffst auf ein Wunder, durch die Magie des Vertrauten. Du bist tief gesunken alter Häuptling<, kommentierte der Extrasinn.

>Sei still, wenn du keinen besseren Rat hast!<

Atlan blickte von seinen Unterlagen auf, als das beständige Murmeln im Hintergrund für kurze Zeit abbriss. "Hat Jemand eine Idee, was es mit den neuen Auftrag auf sich hat?"

"Mein Gefühl sagt mir, dass wir es mit einem anderen Auftraggeber zu tun haben als beim ersten Mal. Ich denke wir sind uns einig, dass der Auftrag innerhalb von 32 Tagen einen Kym'Jorier zu bergen, von ES stammt. Aber dieser Text deutet auf eine andere Wesenheit hin." Tekener wirkte leicht erregt, als er sich so in die Diskussion einmischte.

"Ach und an welche Wesenheit dachtest du?" Atlan wurde ungehalten, der Zeitdruck und die Hektik der vergangenen Stunden zerrten an seiner Kraft.

Tekener antwortet mit seinen typischen Lächeln und zeigte auf den Kristall aus dem Kokon. "Kommt dir dieses Ding nicht auch irgendwie bekannt vor?"

Atlan strich sich durch die Haare, "Der Kristall erinnert mich an den Pruuhl, aber das kann auch Zufall sein. Nein, das reicht mir nicht. Außerdem soll der Kristall an Carch übergeben werden. Doch nicht etwa dem Carch? SENECA?"

"Wider erwarten befindet sich Cpt'Carch seit kurzem tatsächlich auf der SOL. Er erschien völlig verwirrt auf dem Schiff, kurz nachdem wir die Nacht erreichten. Eine Meldung an die Schiffsführung unterblieb bislang auf Wunsch von Carch. Zudem gab es anfänglich Zweifel an seiner Person. Er tritt gegenwärtig als Cpt'Nok auf! Mit vier Beinen!"

Icho Tolot bemerkte kurz "Als Cpt'Carch letztmalig auf der SOL weilte, war er meines Wissens bereits ein Cpt'Kul und nannte sich Twoxel!"

"Richtig! Aber dieser Carch stammt aus einer früheren Epoche, etwa dem Jahr 3601 n. Chr."

Myles Kantor, der sich bisher nicht an der Diskussion beteiligte, begann fieberhaft Notizen auf seinen Block zu kritzeln. "Ein Zeitreisender reist aus der Vergangenheit in die Zukunft. So etwas hat es seit Ovaron nicht mehr gegeben und ist mit einigen mir bekannten Theorien nicht vereinbar. Ein interessantes Phänomen. Bin im Moment eh unterbeschäftigt."

Ein durchdringender Summton erklang und unterbrach die Diskussion. Atlan wandte sich an SENECA. "Ist die Nachricht wirklich wichtig!"

"Ja! Die Mom'Serimer vermissen gegenwärtig sieben ihrer Techniker auf der SOL!"

*

"STOP!!" Mit einem kurzen und schrillen Ruf beendete Cpt'Carch die träge Ruhe in der Nebenzentrale der SZ-1. "He! Was war denn das? Ich will das noch einmal sehen!"

Mühsam richtete sich "Rob-Roy" auf und wandte seine Aufmerksamkeit den Cpt'Nok zu. "Was regst du dich auf! Dieser Bildschirm zeigt doch nur Aufnahmen aus den Hangarsektoren der SOL-Zelle 1! Da war seit Jahrhunderten niemand mehr!"

"Und ich sage, da war was! Halte die Bilder an!" Carch schaute den Dookie mit allen vier Augen flehend an.

Rob versuchte zunächst das Flehen und Fordern Carchs zu ignorieren. Lange hielt er den Druck durch den Cpt nicht stand und tippte nun verzweifelt auf den Kontrollen herum.

"Du hast sie kaputt gemacht! Ich will aber wissen, ob ich mich nicht geirrt habe. SENECA, stoppe diesen Trottler und zeige mir die Bilder!", Carch klang ungewohnt verzweifelt.

"Durch die Beschädigungen war eine Aufzeichnung durch SENECA nicht möglich. Ich kann jedoch mit meinen eigenen Aufzeichnung aushelfen!" Damit griff der Medoroboter erstmals in die Diskussion ein.

"Ja! Dann fang gefälligst an, Korrigo-666!" In Cpt'Carch wuchs neue Zuversicht.

Rob wandte sich beruhigt von den Kontrollen ab. Er beobachtete, wie der Roboter seine Aufzeichnungen auf eine freie Wand projizierte. Zunächst erschienen keine besonders aufregenden

Bilder. Wie vom Dookie erwartet, Aufzeichnungen der Hangars, die mit allerlei alten, zum Teil bereits wrackten Beibooten gefüllt waren.

Plötzlich geriet Unruhe in den Cpt'Nok und Carch verlangte vom Roboter, die Aufzeichnung zu verlangsamen. Mit einiger Mühe erkannte Rob einige Mom'Serimer, die in ihrem Eifer auch seit langem verlassene Bereiche der SOL herzurichten versuchten. Einige dieser an aufrechtgehende Termiten erinnernde Wesen drangen sogar in abgesperrte Hangars vor.

“Halt! Nur Bilder von den Aktivitäten dieser sieben Serimer im Sektor SZ-1 H-K-32 und bitte etwas langsamer!” Carch schien gefunden zu haben, was er suchte.

Nun wurde auch der Dookie neugierig und schenkte den Bildern größere Aufmerksamkeit. Zunächst verliefen die Arbeiten reibungslos.

Der Puls von Rob beruhigte sich bereits, als die Serimer das Schott zu einem Hangar erreichten, das nur durch einen grünen Energieschirm verriegelt war. Drei der Serimer wandten sich dem Schott zu und versuchten durch den trüben Schirm hindurch zu sehen. Als einer der Neugierigen die übrigen vier Pseudo-Termiten herbeirufen wollte, brach die Hölle aus. Aus kleinen Erhebungen der Decke, den Rahmen des Schotts, den Wänden und sogar den Boden schossen unzählige Strahlen hervor. Die sieben Mom'Serimer waren innerhalb Sekunden vollständig atomisiert. Nur ein schwacher Nebel blieb zurück, der schon bald von den Belüftungsanlagen beseitigt war.

Die Aufzeichnung stoppte und in der Nebenzentrale breitete sich drückende Stille aus. Damit hatte Rob nicht gerechnet. Der Angriff auf die Serimer konnte nur von SENECA ausgegangen sein. Der Dookie schluckte trocken: “Wie konnte so etwas passieren?”

“Keine Information vorhanden. SENECA verweigert auf meine Anfrage die Antwort!” Irrte sich Rob, oder klang die Medoeinheit wirklich verunsichert?

“Wieso? Als Roboter der SOL bist du doch ständig mit SENECA vernetzt. Du bist praktisch ein Teil der Bordpositronik. Wie kannst du da nicht wissen, was das soll?” Das langsam gewachsene Misstrauen des Dookie gegen den Roboter brach sich eine Bahn.

“Sie unterliegen einen massiven Irrtum. Ich wurde von Tangens dem Falken aus Überresten eines Korrigo-Roboters hergestellt. Der originale Korrigo-666 befand sich zum Zeitpunkt der Eroberung der SOL durch Perry Rhodan, in einer Wartungssektion. Ich wurde lediglich mit Standardbauteilen ergänzt. Es besteht keine ständige Vernetzung mit SENECA. Vielmehr muss ich bei jedem Datenaustausch von mir aus den Kontakt mit SENECA suchen.”

Das Misstrauen von “Rob-Roy” war damit nicht wirklich beschwichtigt, doch hatte der Dookie keine Möglichkeiten die Angaben des Roboters zu überprüfen.

Inzwischen hatte Cpt'Carch sich gefangen. Sein an eine Banane erinnernder Körper zitterte noch leicht, als er sich dem Roboter zuwandte. “Was ist in dem Hangar?”

Atlan rannte durch die weiten Gänge der SOL. Seit Stunden lief die Suchaktion nach den sieben verschwundenen Mom'Serimern. Doch wollte sich kein Erfolg einstellen. Um Zeit zu sparen hatte er die Leitung der Suchaktion an Tekener übergeben. Dafür befand sich der Arkonide nun auf der Suche nach Cpt'Carch. Der Kristall steckte in einer Hosentasche und drückte leicht gegen den rechten Schenkel Atlans. Kurzatmig erreichte der Unsterbliche jenen Sektor der SZ-1 in dem sich die Spur von Carch und seinen Begleitern verlor.

Plötzlich entstand eine Wand aus rotem Leuchten vor dem Arkoniden. "Ein Eindringen in diesem Sektor muss aus Sicherheitsgründen verweigert werden!" SENECA verweigerte Atlan den Zutritt zum Standort des Cpt'Nok. Wieso? Der Arkonide war ratlos. Er ahnte jedoch, dass die Antwort auch das Schicksal der Serimer klären würde.

Einen Hinweis seines Extrasinns folgend, ging Atlan einige Meter des Ganges zurück. Dort fand er den Einstieg zu einem Wartungsschacht. Er kletterte hinein und umging die Sperre. Überraschend einfach kam Atlan durch die engen Schächte vorwärts. Dennoch war zweifelhaft, dass er es rechtzeitig schaffte.

*

Ohne Probleme war das Trio an jenen Ort gelangt, an dem SENECA die Serimer getötet hatte. Nun standen sie vor dem Schott und versuchten einen Blick ins Innere des Hangars zu erhaschen.

"Eine Analyse der verwendeten Energien lässt vermuten, dass dieser Schirm nicht von Anlagen der SOL errichtet und stabilisiert wird." Korrago-666 wandte sich an Carch: "Mit einigem Aufwand lässt sich ermitteln, was die drei Serimer mit ihren Sinnen wahrgenommen haben und auf Wunsch sogar ein besseres Bild."

"Dann fang schon an!", rief der Dookie und schritt auf den Roboter zu.

Es dauerte einige Minuten. Aus dem Bordfunk hatten sie erfahren, dass die Arbeiten in der SOL abgeschlossen waren. In wenigen Stunden würde die SOL die NACHT verlassen. Doch das Trio interessierte sich nicht wirklich dafür.

Ein Versuch des Cpt'Nok den Schirm mit Hilfe seiner besonderen Fähigkeiten zu neutralisieren schlug fehl. Fast wäre der ungeduldige Carch von den Energien nach sonstwohin abgestrahlt worden. "Wenn ich bereits geboren wäre, ständen wir jetzt nicht so hilflos herum!"

"Beruhigen Sie sich! Die ersten Ergebnisse stehen gleich zur Verfügung." Der Roboter war kurz vor dem Abschluss seiner Tätigkeit.

Der Dookie, der sich längere Zeit im Hintergrund aufgehalten hatte, stellte sich nun direkt neben den Korrago. Er hoffte so einen besseren Blick auf die Bilder zu haben. Diesmal projizierte die Medoeinheit die Bilder nur 10 cm groß in seine linke Handfläche. Die Hoffnung, so vor einer Beobachtung durch SENECA sicher zu sein, war reine Illusion.

Die Projektion wirkte wie ein Spielzeugmodell des Hangars. Überraschend war der Hangar zum größten Teil leer. Lediglich weiter hinten befand sich ein kleines Raumschiff, dass entfernt an eine

Keule mit gefiederten Griff erinnerte. Davor stand ein Denkmal, eine Statue eines Lebewesens, das entfernt an ein Kissen auf Beinen erinnerte.

“Die Statue stellt Douc Langur dar und das Schiff ist die HÜPFER! Was denkt sich SENECA dabei?” Cpt’Carch hatte fast geschrien, er war geradezu hysterisch.

Bevor der Dookie die Worte des Cpt richtig verarbeitet hatte, brach das Chaos über das Trio herein. Wie bereits bei den Mom’Serimern griff SENECA die allzu Neugierigen einfach an. Ein Inferno aus allen nur denkbaren Waffen, die in geschlossenen Räumen einsetzbar waren, wurde aktiv. Der Dookie überlebte nur, da er nahe bei Korrago-666 stand. Der Roboter besaß aus alten Zeiten hochwirksame Schutzschirme, die ihn und Rob schützten. Cpt’Carch warf sich bewusst ins Feuer und saugte die ihn treffenden Energien förmlich auf. Der Schirm des Roboters begann zu flackern und wurde von Carch gezielt unterstützt. SENECA erkannte seinen Fehler innerhalb von Sekunden und fokussierte seinen Angriff auf den Cpt. Korrago-666 und “Rob-Roy” waren unter den Schirm nun relativ sicher, aber auch zur Untätigkeit verdammt. Doch Carch konnte, obwohl noch nicht geboren, unglaubliche Mengen von Energie schlucken. Abermals änderte SENECA seine Taktik, statt den Cpt’Nok weiterhin mit allen denkbaren Energien aufzuheizen, begann er ihn mit “Saugstrahlen” anzugreifen. Dagegen war Carch wehrlos. Um nicht aller Energie beraubt zu werden, sog er die benötigten Energien aus den Anlagen der SOL. Es ging um Minuten. Wessen Möglichkeiten Energie zu gewinnen waren zuerst erschöpft? Ein Sieg des Cpt hätte allerdings die Entladung aller Speicher der SOL bedeutet. Als es Carch gelang Zugang zum Stromfluss eines Hypertropzapfers zu erreichen, war der Kampf fast entschieden. Nur die körperliche Erschöpfung konnte den Cpt noch stoppen. Doch fand SENECA seinerseits einen Weg, die von Carch gewonnen Energien wieder in den Hyperraum abzuleiten. Der Kampf hatte sich zu einen Kreislauf entwickelt, der keinen Sieger kennen konnte.

*

Nur wenige Meter vor dem Ziel war Atlan aus den Wartungsschacht geklettert. Nun musste er nur noch durch einen Gang in die Halle vor dem Hangar gelangen.

Der Arkonide atmete kurz durch und setzte sich wieder in Bewegung. Die Beleuchtung des Gangs begann zu flackern. Aus dem ständig eingeschalteten Bordfunk erfuhr Atlan, dass die Energieversorgung der gesamten SOL zusammenzubrechen drohte. Endlich erreichte er das letzte Schott vor dem Ziel.

Es schienen Ewigkeiten zu vergehen, während sich das Schott öffnete. Grelle Helligkeit schlug dem Unsterblichen entgegen. Es dauerte, bis sich der Arkonide an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatte. Ihm bot sich ein erschreckender Anblick.

Der Dookie, der allgemein nur “Rob-Roy” genannt wurde, hatte sich an den Medoroboter geklammert. Der hatte sich mit seiner Last in einen Winkel des Raums zurückgezogen. Der Energieschirm der für einen Medoroboter ungewöhnlich stark war, behinderte ihn jedoch. Carch schließlich war durch unzählige Energiebahnen an seinen Standort gebunden. Die Bahnen, durch die SENECA den Cpt seine Energien entzog, pulsierten unaufhörlich. Dazwischen gab es beständig neue Überschlagsblitze, mit denen sich Carch mit Energie versorgte.

Ratlos starrte Atlan ins Inferno. Mit Gewalt konnte er diesen Kampf nicht mehr beenden. Und Befehle nahm SENECA jetzt wohl keine entgegen. Da meldete sich der Extrasinn und gab uralte Erinnerungen frei.

>Denke an den Traum Narods über den 4. Oktober 3645 n. Chr.! Handle endlich!<

Zögernd betrat Atlan die Halle und näherte sich der Kampfzone.

Beständig rief er: "Aktivatorsicherheitsschaltung A-1 aktivieren. Überrangbefehl!"

Zunächst verschwanden die Energiebahnen nur dort, wo sie Atlans Weg schnitten. Als der Arkonide sich den Cpt zunehmend näherte, erloschen nach und nach auch die letzten Bahnen. Nur zögerlich verzichtete Carch auf die für ihn rettenden Überschlagsblitze.

Erst als alle Waffen schwiegen und auch Korrago-666 seinen Energieschirm deaktivierte, beruhigte sich der Arkonide. Erschöpft sank Atlan in sich zusammen.

*

Als Ronald Tekener in Begleitung von drei Sicherheitsoffizieren die Halle erreichte, hatten sich das Trio und Atlan bereits wieder erholt. Der Arkonide hielt den Kristall in seiner Hand und wartete mit Carch darauf, dass sich Tekener zu ihnen gesellen würde.

Atlan begann zu sprechen: "Dieser Kristall stammt von einer Höheren Macht, dessen Identität mir noch unklar ist. Ich soll ihn dir, Cpt'Carch, übergeben! Ich hoffe, du weißt, was damit passieren soll." Still nahm der Cpt den Kristall entgegen. Als dieser von Carchs Hand fest umschlossen wurde, begann er Wärme auszustrahlen. Gleichzeitig schien ein Gong zu erklingen und der bis dahin undurchdringliche Schirm im Hangarschott erlosch.

"Der Beauftragte ist wunschgemäß erschienen, die HÜPFER steht ihn für die weitere Arbeit zur Verfügung!" Die Stimme, die dies sagte, erklang nur in den Köpfen der Anwesenden. Eine Geisterstimme wie von ES, jedoch sehr viel ruhiger und beherrschter, fast kalt.

"So weit so gut," meinte Tekener nach einiger Zeit und sah Atlan an: "Aber was ist denn eigentlich vorgefallen?"

"Nun. Ich hatte Zeit für ein kleines Gespräch mit den Dreien und erfuhr so einiges. Die Details wie immer später im Konferenzraum. Nur soviel: SENECA hat die sieben vermißten Mom'Serimer ermordet, als diese hier zu schnüffeln begannen. Die Drei wurden durch Zufall Zeugen des Verbrechens und wurden neugierig. Da sich Cpt'Carch für unverwundbar hielt, wurde keine Meldung gemacht. Als das Trio erkannte, dass sich im Hangar die Hinterlassenschaften von Douc Langur befinden, griff SENECA an und konnte von mir nur unter Berufung auf eine uralte Sicherheitsschaltung gestoppt werden. Sie besagt, dass SENECA sich unter keinen Umständen gegen einen Zellaktivatorträger stellen darf."

"Mag sein! Aber warum hat SENECA überhaupt so reagiert?"

"Dies hängt wohl mit dem Denkmal für Douc Langur zusammen. Lass uns einfach nachsehen."

Das Trio hatte das Ende des Gesprächs nicht abgewartet und war bereits ins Hangar vorgestoßen. Während Cpt'Carch sich vor allem für die HÜPFER interessierte, wandte sich "Rob-Roy" den Denkmal zu. Er vermutete, dass hier der Grund für den Angriff SENECAS lag.

Die eigentliche Statue stand auf einem großen und breiten Sockel. Auf der Vorderseite des Sockels war eine breite Metallplatte zu erkennen. Es war die Front einer Art Schublade. Diese war groß genug um einen Menschen aufzunehmen.

Rob rief alle Anwesenden zu sich. Carch erschien als erster. Er hatte sich in der Zwischenzeit Logikors bemächtigt und stand im intensiven Kontakt mit diesem. Als sich alle versammelt hatten, zog der Dookie den Kasten heraus. Tatsächlich war es eine Art Sarg. Im Inneren lag der Leichnam von Douc Langur. Er lag da, als wäre er friedlich entschlafen, doch alle wussten, dass er von Surfo Mallagan während eines Amoklaufs über den Planeten Kran getötet worden war. SENECA hatte alle Spuren der Tat beseitigen lassen. Atlan ließ den Sarg wieder schließen. Ratlos standen sie um das Mausoleum, dass dieses Denkmal wohl war, herum.

Schließlich sagte Atlan: "Ich habe Mallagan diese Tat nie wirklich verziehen. Aber, warum schützt SENECA diese Stätte? Und dann noch auf diese Weise?"

"Weil er vertuschen wollte, dass nicht Surfo Mallagan den Forscher der Kaiserin von Therm getötet hat, sondern er, SENECA selbst, war es." Entgegen seinen sonstigen Gewohnheiten sprach Logikor in einer Lautstärke, dass er von allen verstanden wurde.

"In der Zeit der SOL als Spoodieschiff in Vayquost ist SENECA durchgedreht, größenwahnsinnig geworden. Er wollte die Herrschaft über den Limbus. Doch du, Atlan, standest ihm im Weg. So konditionierte er Surfo Mallagan mit manipulierten Spoodies. Er sollte zu einem den Orakel gleichwertigen Handlanger werden. Mallagan sollte eines Tages Atlan vernichten, etwas das SENECA selbst wegen der Sicherheitsschaltungen nicht konnte. Doch die Betschieden und Douc Langur kamen ihm auf die Schliche. Langur gab nicht auf und wurde schließlich von einem Roboter SENECAS erschossen. Tage später nach der Zähmung der Bordpositronik und ihrer Reparatur schämte sie sich ihrer Tat und tat alles um sie zu vertuschen. Warum Surfo Mallagan und die Betschieden mitspielten ist mir unklar. Jahrhunderte war SENECAS dunkles Geheimnis sicher. Durch die jüngsten Ereignisse drohte es offenbar zu werden. SENECA hatte vielleicht auch Angst eines Tages durch eine Syntronik ersetzt zu werden."

"Ich hoffe, dieser Spuk ist jetzt vorüber. Wir werden ein Auge auf SENECA haben müssen. Aber wir wissen nun auch, was der erste Teil der Botschaft aus dem Kokon bedeutet. Cpt'Carch soll mit Hilfe des Kristalls in den Besitz der HÜPFER gelangen und mit dieser einen Auftrag erfüllen." Atlan atmete einmal tief durch und schloss das Thema geistig ab: "Bis wir die Nacht verlassen, vergehen noch einige Stunden. In Kürze wollen uns unsere unfreiwilligen Gastgeber, die Mom'Serimer, mit einem Geschenk überraschen. Dazu wird es eine Vollversammlung der Besatzung geben. Ich hoffe es sind dann alle Anwesend. Bis dahin ordne ich strenge Nachtruhe für alle Beteiligten an, die über keinen Zellaktivator verfügen. Also gute Nacht und bis Morgen!"

Während "Rob-Roy" sich schnellstmöglich aus dem Staub machte, blieb Carch noch eine Weile, um sich mit der HÜPFER vertraut zu machen. Tekener und die Sicherheitsleute verließen den Hangar

und Atlan richtete sich darauf ein, dass er Crom Harkanvolter, dem Herrscher der Mom'Serimer, eine bittere Nachricht übermitteln musste.

Nur langsam breitete sich wieder die gewohnte, leicht angespannte Ruhe im Schiff aus. Und alles wartete auf die Herausforderungen der Zukunft.

ENDE



Der letzte Zeitsplitter

Kapitel eins bis sieben

ein Fortsetzungsroman von Seejay

1. Jetzt

Frederik Graf hatte keine Chance. Der Angreifer war ihm hundertfach überlegen, die Schläge trafen ihn von links, von rechts und mitten ins Gesicht. Die Nase schmerzte höllisch, Blut lief an ihm herab...

Bing!

Frederik versuchte sich wegzuducken, kam aber nur ins Stolpern und ging zu Boden.

Herr, wo sind jetzt deine verdammten Engel, die mich angeblich auf Händen tragen?

Drei sind auf Urlaub, drei haben sich krank gemeldet, einer schreibt noch an seinem Bericht über den letzten Einsatz. Tut mir leid, Fred.

Saftladen. Sind das nicht ein paar mehr?

Im Moment nicht. Wir werden bestreikt.

Bing! Bing!

Der andere, eine gewaltige Masse, von der man weder einen klaren Umriß noch ein Gesicht erkennen konnte, holte zu einem Fußtritt aus und traf Frederik in den Magen. Voller Schmerzen krümmte er sich zusammen.

Bing!

Was sollte eigentlich dieses bescheuerte ‚Bing‘? Zählte es die Treffer mit, die er einstecken musste? Helles Licht drang in Frederiks Augen. Er öffnete sie blinzeln, das Licht war extrem unangenehm. Die Nase fühlte sich an, als habe er einen gewaltigen Schlag ins Gesicht bekommen, der Magen war ein schwarzer Klumpen.

Bing!

Er lag in einem Bett. Offenbar in seinem eigenen. Von einem Angreifer war keine Spur zu sehen. Hatte er eben mit dem Herrgott über dessen Engel gestritten? Er musste geträumt haben. Aber die Schmerzen waren echt. Was war passiert? Er versuchte sich aufzurichten, was sein Kopf mit einem Stechen und einem Anfall von Schwindel und der Magen mit einem Gefühl von Übelkeit quittierte.

Er wiederholte seinen Versuch etwas vorsichtiger. Die Hose hatte er nicht mehr an, aber einen Socken. Und mit einem Arm steckte er noch im Oberhemd. Ich muss hackezu gewesen sein, begriff er. Außerdem fiel ihm jetzt der Schmerz in der Nase ein. Er betastete sie. Autsch. Und eine Blutkruste. Offenbar hatte ihm tatsächlich jemand einen Schlag ins Gesicht versetzt, aber er erinnerte sich an nichts.

Bing!

Das Handy! Das waren Nachrichten, die auf seinem Handy einliefen. Wie viele schon? Der junge Mann setzte sich auf die Bettkante und wartete, bis der Nachttisch das nächste Mal vorbeikam und er sich an der Kante festhalten konnte. Dabei ging polternd das Handy zu Boden.

Durst! Keine lange Diskussion, Badezimmer, Zahnputzbecher, Wasser. Der Weg dorthin war dreimal so lang wie sonst, der Schlangenlinien wegen. Er tastete sich vom Nachttisch zum Schrank, zur Türklinke, zum Waschbecken. Sein Spiegelbild blickte ihm mit einem wunderschönen Veilchen entgegen. Dann goss er einen Becher Wasser in sich hinein, und noch einen, und zur Sicherheit einen dritten ins Gesicht.

Die Knie fühlten sich wie Pudding an, am besten ging er wieder ins Bett. Dort angekommen tauchte er nach dem heruntergefallenen Handy und riß den Digitalwecker mit sich, der sich über ihn lustig zu machen schien: hi:hi. Was aber daran lag, dass der Wecker über Kopf gelandet und es 14:14 Uhr war.

Der Einfachheit halber blieb er gleich auf dem Fußboden neben dem Bett sitzen. Was wollten die eigentlich alle von ihm? Er bekam sein Handy zu fassen und öffnete die zuletzt eingegangenen Nachrichten.

Na, Fred, wie geht's dir? Schon wach? Wir kommen gleich mal nach dir sehen. Alex.

Die nächste (oder vorherige) Nachricht war ein Video. Es war etwas verwackelt, aber es zeigte eindeutig ihn selbst, wie er einer schwarzhaarigen Schönheit, die einen hautengen weißen Anzug trug, den Arm anbot und sie zu geleiten versuchte, wohin auch immer. Das Ganze misslang gründlich, er ging zusammen mit der Frau zu Boden. Sie erhob sich und klopfte Staub vom Anzug, er blieb liegen. Ende des Videos. Scheiße. Und er erinnerte sich nicht einmal an die Frau. Allerdings würde sie sich vermutlich deutlich an ihn erinnern. Peinlich!

Früher war so etwas einfacher gewesen. Da füllte man sich mit ein paar Kumpels ab, produzierte im Suff irgendwelchen Schwachsinn, und am nächsten Tag war es vergessen und vergeben. Heutzutage gab es immer einen Idioten, der das filmte und dann womöglich ins Netz stellte.

Dingdong!

Er betrachtete irritiert das Handy-Display, aber das war keine weitere Nachricht, es war die Türglocke. Vermutlich Alex und Fiete. „Ich komm schon!“, brachte er hervor und zog sich an der Bettkante hoch. Dann wankte er zur Tür.

Dingdong, Dingdong!

Ja doch, zum Teufel! „Moment, ich finde den Schlüssel nicht!“

Die Tür ging auf. „Mach dir keine Sorgen um den Schlüssel, der steckt von außen.“ Alex hielt ihm den Anhänger mit dem daran baumelnden Schlüssel vor die Nase. „Weit bist du ja nicht gekommen. Wolltest du dich gerade anziehen oder ausziehen?“

Er blieb die Antwort schuldig, schaffte es beim zweiten Versuch, den Schlüssel ans Schlüsselbrett zu hängen, und entschied, dass es wohl sinnvoll wäre, sich anzuziehen. Fiete sammelte die zwischen Tür und Bett verstreuten Kleidungsstücke auf und reichte sie ihm fürsorglich.

„Ich erinnere mich nicht, wie ich nach Hause gekommen bin.“

„Kein Wunder, wir haben dich getragen. An der Haustür sagtest du dann, laßt mal, den Rest schaff ich schon.“

Frederik betastete seine Nase. „Sagt mal, und wer hat mir die Fresse poliert?“

„Das warst du selbst. Du bist der Länge nach hingeknallt. Hat eine Weile geblutet, schien aber nichts gebrochen zu sein. Habe ich dir nicht das Video geschickt?“

„Doch, hast du“, knurrte Frederik. „Es wäre nett, wenn du es löschen könntest, ehe es die Runde macht. – oder – hast du etwa schon...?“

„Nein, habe ich nicht. Wir sind doch Freunde.“

„Danke.“

Fiete zog sein Handy aus der Tasche und hielt es Frederik hin. „Hier, mach es selbst, damit du sicher sein kannst.“

„Ich vertraue dir. Wer war eigentlich diese Frau da in dem knackigen Anzug?“

„Ceena von Xumal.“

„Hä?“

„Na schön, sie heißt Ewa, aber sie nennt sich so. Nach einer Figur aus der Serie ‚Die Sternenprinzessin‘. Erinnerst du dich tatsächlich nicht an sie? Mann, musst du zu gewesen sein. Dann hast du wahrscheinlich auch ein paar andere bedeutsame Dinge nicht mitbekommen.“

„Offenbar war ich nicht mehr online. Bringst du mich auf den Stand?“

„Erst mal wasch dir die Blutreste aus dem Gesicht, und dann machen wir uns einen Kaffee. Du musst einigermaßen klar werden im Kopf, um es zu kapieren. Hast du saure Gurken im Kühlschrank?“

„Nee.“

„Na, wie schön, dass ich ein Glas mitgebracht habe.“ Alex holte ein Glas Essiggurken aus einer Einkaufstasche, stellte es auf den Tisch und drehte den Deckel ab. Frederik übergang Formalitäten wie Teller, Gabel oder Tischgebet, fischte mit den Fingern eine Gurke heraus und stopfte sie sich in den Mund. Ihn streifte im Nachhinein die Erkenntnis, dass das absolut stillos war, aber da war es schon zu spät. Alex setzte unterdessen die Kaffeemaschine in Betrieb, und Fred ging sich das Gesicht waschen.

Als er zurückkehrte, rückte Fiete eben das über Freds Nachttisch hängende Kruzifix zurecht. „Dein Haussegen hängt schief.“

Vermutlich war das passiert, als er mit dem Wecker zusammen abgestürzt war. „Ihr seid echte Freunde, Jungs.“

„Vertage diese Behauptung, bis du erfahren hast, was da gestern abgegangen ist.“

„Doch so schlimm?“

„Wie man’s nimmt.“

2. Am Abend zuvor

„Buthmann’s Bierstube“ stand über der Eingangstür. Einfach so und ohne Beleuchtung. Mit einem grammatisch falschen Auslassungshäkchen vor dem ‚s‘, vor dem gar nichts ausgelassen worden war. Buthmann senior hatte das wohl nicht besser gewusst, und seitdem blieb es so. Drinnen gab

es einen Schankraum mit einem Tresen und einer Anzahl im Verlaufe von fünfzig Jahren abgewetzter Holztische und Holzbänke. Brandstellen auf den Tischen erinnerten an Zeiten, da in Kneipen noch geraucht werden durfte. Buthmann junior war inzwischen auch schon ergraut und stand am Tresen. „Tach, die Herrn. Wie üblich?“

„Tach Peter. Wie üblich.“

Frederik war zugegebenermaßen eine Weile nicht mehr hier gewesen. Wie üblich? Ach ja, Bier und Korn. Eine Menge anderer Dinge, die vor allem mit seinem Beruf zu tun hatten, hatten ihn mehr beschäftigt als die regelmäßigen Treffen des SFFFC. Dabei hatte er als Student begeistert Science Fiction-Romane gelesen.

Alex hatte ihn überredet, endlich mal wieder aufzutauchen. Vor allem, da der Club einen interessanten Neuzugang zu verzeichnen hatte, eine gewisse Ewa. Eine Traumfrau, wie Alex versicherte.

Beruflich forschte er nun als Astrophysiker nach fernen Welten, da hatten Science Fiction- und Fantasy-Treffen für ihn an Bedeutung verloren. Mit überlichtschnellen Raumschiffen kam er in seinem Job einfach nicht mehr in Berührung. Ebenso wenig wie mit Elfen und Einhörnern.

Alex, Fiete und Fred passierten also den Tresen und steuerten eine Tür an, die zu einem Hinter- oder Nebenraum führte. Jene Art Hinterraum, in dem in dunklen Krimis dunkle Geschäfte abgewickelt oder konspirative Absprachen getroffen wurden. In diesem hier tagten normalerweise CB-Funker, Kaninchenzüchter oder Briefmarkensammler. Und einmal im Monat, so wie heute, der SFFFC Dreiseehausen. Oder, im Zuge des um sich greifenden Abkürzungswahns, SF³C genannt. Ausgeschrieben lautete der Name ‚Science Fiction und Fantasy Fan Club‘.

Sie betraten den Hinterraum, in dem schon einige Science Fiction- und Fantasy-Fans versammelt waren. Man durfte im geeigneten Kostüm erscheinen, musste es aber nicht. Fiete trug immerhin eine Art Uniformjacke mit einem Logo der Terrestrischen Raumaufklärungsverbände. Alex und Fred hatten auf dergleichen Dekoration verzichtet; letzterer, weil er gar keine Idee gehabt hätte, als was oder wer er sich hätte kostümieren sollen.

„Hallo Leute!“

„Hallo Jungs!“ Der sie begrüßte, war Spock, im echten Leben Kai, ohne Spitzohren, aber mit korrekter Begrüßungsgeste der Vulkanier, mit abgespreiztem Ringfinger und kleinem Finger (etwas, für das man verdammt lange üben musste). Spitznamen wie dieser waren verbreitet, aber ebenfalls kein Muss. Alexander war Alex und Friedrich war Fiete, ohne jeglichen Bezug zu Science Fiction oder Fantasy.

„Guckt mal, wen wir euch mitgebracht haben.“

„Willkommen zurück im alternativen Universum, Fred. Was machen die Aliens?“

Sie fanden drei noch freie Plätze zwischen Merlin und Onomaris. „Ich forsche nicht nach Aliens“, betonte Fred.

„Ich denke, du bist Astronom.“

„Astrophysiker“, korrigierte Frederik.

„Wo ist da der Unterschied?“

„Astronomen zählen Sterne. Astrophysiker erforschen sie. Um es volkstümlich auszudrücken.“

„Und was genau erforschst du nun wieder?“

„Ich – wir – mein Institut erforscht Exoplaneten. Also Planeten anderer Sonnensysteme.“ Er sah sich unauffällig nach der angekündigten Traumfrau um, erblickte aber nur die altbekannten Gesichter.

„Also doch Aliens.“

Das hing ihm jetzt an, und er wurde es auch nicht mehr los. Trotzdem wagte er noch einen Versuch der Richtigstellung. „Also, ob es da Aliens gibt, kann ich euch auch nicht sagen. So gut ist kein Fernrohr. Aber wir können in günstigen Fällen die Atmosphäre der Planeten untersuchen, zum Beispiel ob es da Wasserdampf oder Sauerstoff gibt. Und dann besteht zumindest eine theoretische Chance, dass sie bewohnt sind.“

„Also wie immer. Nix Genaues weiß man nicht“, resümierte Onomaris.

Buthmann erschien mit ihren Getränken. Wie üblich. Also drei Halbe und drei Korn. „Zum Wohl, ihr Spinner!“ Ehe er verschwinden konnte, bestellten einige der Anwesenden noch Nachschub für ihre leeren Gläser.

„Wo war ich stehen geblieben, ehe dieser Alien-Forscher reinkam?“, fragte Merlin, der durch einen Umhang und einen Spitzhut als Zauberer zu erkennen war. Offenbar hatten sie ihn gerade in einer substantiellen Ausführung unterbrochen, und da Fred immer noch keine Aliens vorweisen konnte, war das nun doch wichtiger.

„Excalibur“, half Onomaris aus. Die (in ihrer Legende) mindestens zweihundertfünfzigjährige Königin kannte sich mit Zauberschwertern aus und hatte (in ihrer Legende) auch schon damit gekämpft.

„Richtig. Also, seht mal, was ich neulich auf dem Flohmarkt – ich meine, die Herrin vom See hat mir dieses Ding hier anvertraut.“ Aus einer sehr phantasielosen (und erst recht fantasylosen) Plastiktüte zog er ein Objekt hervor. „Das wollte ich euch doch mal zeigen.“

Es handelte sich um eine Art Würfel, dem Aussehen nach aus Stein bestehend, aber vom Gewicht her war es doch nur Kunststoff. In dem Stein steckte anscheinend ein Schwert, bis zum Heft hineingetrieben. Damit es keine Zweifel gab, stand auf der Unterseite auch noch ‚Excalibur‘ eingeprägt, darunter wesentlich kleiner: ‚Made in China‘.

„Niedlich“, sagte Alex. „Und was macht man damit?“

„Ist doch logisch: Du sollst das Schwert aus dem Felsen ziehen.“

„Bin ich König Artus?“, knurrte Alex, versuchte es dann aber doch. Natürlich ging es nicht. Das Schwert ließ sich einen Millimeterbruchteil bewegen, widersetzte sich aber hartnäckig.

„Da ist natürlich ein Trick dabei. Laß mich mal“, erbot sich Fred, hatte aber ebensowenig Erfolg.

„Du auch noch, Fiete?“

Also versuchte auch Fiete sein Glück. Da er schon wusste, dass es mit bloßer Gewalt nicht ging, versuchte er es mit Drehen und Ziehen. Tatsächlich gab das Schwert nach, blockierte aber einen Augenblick später.

„Darf ich euch einen Tipp geben?“, erbot sich Onomaris.

„Na?“

„Denkt mal an kindersichere Verschlüsse von Flaschen.“

„Ah!“

Also probierte er es: Drehen, Ziehen, Drücken, wieder Drehen, Drücken, Drehen, Ziehen. Dann hatte er das Schwertchen befreit. Jetzt konnte man auch sehen, dass an der Plastikklinge zwei Noppen angesetzt waren, mit denen man offenbar durch ein kleines Labyrinth von Nuten im Innern des Würfels finden musste.

„Wenn ich auf die Weise eine Medizinflasche aufmachen müsste, wäre ich gestorben, ehe ich die Medizin nehmen kann“, meinte Fred.

„Mit einer Bierflasche ist es zum Glück einfacher. Prost!“ Alex hob sein Glas. „Auf die erfolgreiche Befreiung von Excalibur.“

„Warum muss es eigentlich Excalibur sein?“, wollte Richie wissen und lehnte sich von der anderen Seite über den Tisch.

Ohne hinzusehen, fädelt Merlin das Schwert wieder in seinen Würfel ein. „Willst du es auch mal probieren?“

„Danke. Wäre langweilig. Ich hab ja nun gesehen wie es geht. Aber die Legende von Excalibur finde ich schon bemerkenswert abgedroschen. Wisst ihr, dass es diverse Legenden gibt, in denen irgendwelche Helden irgendwelche Schwerter irgendwo rausziehen müssen?“

Sie sahen sich irritiert an. Selbst Königin Onomaris wusste es nicht. Obwohl sie sich mit Schwertern auskennen sollte. „Laßt uns an Eurem reichhaltigen Wissen teilhaben, edler Weiser.“

„Wie du selber wissen solltest, großer Merlin, hast du nicht etwa das Schwert Excalibur in den Stein getrieben, sondern das Schwert Caliburn, das bedeutet ‚Hartscharte‘ oder auf keltisch ‚Caledvwlch‘. Nur der wahre zukünftige Herrscher sollte es dort herausziehen können. Das war König Artus, dem das als einzigem gelang. Caliburn wurde aber in einer Schlacht zerstört, und die Herrin vom See gab Artus daher als Ersatz ein anderes Schwert, und erst das hieß Excalibur. Das Gerücht, dass Excalibur aus einem Fels gezogen wurde, beruht vermutlich auf einem Übersetzungsfehler. Es könnte ‚ex saxo‘ heißen, ‚aus dem Fels‘ aber auch ‚ex saxone‘, also ‚von einem Sachsen‘. Dieses Schwert, das der Schmied Wieland aus einem Meteoriten geschmiedet hat, wurde demnach in einer Schlacht von einem Sachsen an König Artus verloren. Also nix mit Herrin vom See.“

„Das eine ist doch ohnehin eine Legende wie das andere“, meinte Fred.

„Eben. Und nun denkt mal an Richard Wagners ‚Walküre‘ aus dem ‚Ring des Nibelungen‘. Da hat Göttervater Odin das Schwert Nothung in eine Eiche getrieben, damit Sigmund es zur rechten Zeit findet und sich Hundings erwehren kann. Denn Hunding ist mit Siglinde verheiratet, mit der Sigmund aber den Helden Siegfried zeugen soll, dessen Aufgabe es ist, die Götter zu retten. Klar soweit?“

„Äh, ja. Ich gebe zu, dass ich den ‚Ring‘ nie gesehen habe. Wagners Germanenkult ist mir schon immer auf den Zeiger gegangen“, sagte Alex, „es reicht mir, dass Hitler ihn verehrt hat.“

„Vielleicht tust du Wagner unrecht. Für Hitler kann er nichts. Jedenfalls, da Sigmund und Siglinde Geschwister waren, war das ein Fall von Inzest, den die Götter nicht ungestraft lassen konnten. Sigmund wurde getötet, das Schwert Nothung zerbrochen. Siglinde konnte ihrem Sohn Siegfried nur die Bruchstücke geben. Der erlernte aber beim Zwerg Mime die Schmiedekunst und schmiedete sich aus den Trümmern ein neues Schwert namens Balmung.“

„Und dann gibt es ja noch eine dritte Version“, mischte sich nun Sofie (Erdmuthe vom hellen Stein) ein, die seit einer Weile zuhörte.

„Auch noch“, stöhnte Alex.

„Die dritte ist diese: Wiederum Odin hat in dieser Variante ein Schwert, dessen Name diesmal nicht überliefert ist, in einen Apfelbaum in der Halle Wölsungs getrieben.“

„Ein Apfelbaum in der Halle?“

„Das war völlig normal, dass die ihre Hallen um Bäume herum errichteten. Immerhin verehrten sie Bäume fast wie Götter. Also, dieses Schwert findet Sigmund, er kann es herausziehen und benutzt es im Kampf gegen die Söhne Hundings, dabei wird es aber zerbrochen. Die Trümmer übergibt Sigmunds Frau Hjördis an Sigurd, der sich daraus das Schwert ‚Gram‘ schmiedet.“

„Woher wisst ihr das eigentlich alles?“, wunderte sich Fred.

„Na ja, Fantasy bedeutet eben nicht nur, sich Elfenohren anzukleben und mit Gummischwertern nachts im Stadtpark Orks zu jagen. Wir bemühen uns schon auch um die historischen

Hintergründe.“ Sophie hatte übrigens keine Elfenohren angeklebt, trug aber immerhin ein mittelalterlich anmutendes wollenes Gewand mit Umhang und langem Rock.

„Historisch? Ich würde sagen, diese Legendendichter haben alle voneinander abgekupfert“, vermutete Fred.

„Oder aber“, meinte Erdmuthe, „hinter alledem steckt eine einzige Begebenheit, die tatsächlich passiert ist, und die sich in den verschiedenen Kulturkreisen beim Weitererzählen unterschiedlich verändert hat. Wusstet ihr, dass ‚saxid‘ isländisch für ‚schneiden‘ oder ‚Schneidwerkzeug‘ ist? Vielleicht kommt der Begriff ja daher und nicht von Felsen oder Sachsen.“

„Meinst du denn, es gibt wirklich ein historisches Ereignis, bei dem irgendwer ein Schwert aus einem was auch immer gezogen hat?“

„Ja. Und dieses Schwert ist offenbar zerstört und neu geschmiedet worden. Das ist ein wesentlicher Kern der Geschichte.“

„Du meinst also, dieses Zauberschwert hat es tatsächlich gegeben. Bedenke: ein Zauberschwert. Das ist doch schon in sich Fantasy.“

„Es gibt einige Hinweise“, meinte Sofie. „Wieland soll tatsächlich ein Schwert aus einem Meteoriten geschmiedet haben. Nun gibt es ja tatsächlich Eisenmeteoriten. Und was vom Himmel fällt, das muss nach Ansicht unserer Altvordenen sicherlich etwas Wundertätiges sein. Aber Wieland sorgte lieber selbst für die Schärfe des Schwertes und muss dabei einige metallurgische Kenntnisse gehabt haben. Es heißt, dass er es dreimal schmiedete, dann wieder zerfeilte und die Späne unter das Futter von Gänsen mischte. Aus dem Gänsekot erschmolz er wieder das Eisen und schmiedete es neu. Auch hier wird also wieder ein Schwert zerstört und neu geschmiedet.“

„Und was sollte das? Mit den Gänsen, meine ich.“

„Nun, das Eisen wurde durch den im Gänsekot enthaltenen Stickstoff nitriert und so von Mal zu Mal härter. Die letzte Klinge war so scharf, dass sie ein drei Fuß dickes Wollbüschel zerschnitt, das von der Strömung eines Flusses dagegen getrieben wurde. Übrigens hat er König Nidung, für den er das Schwert anfertigen sollte, betrogen. Er lieferte ihm ein anderes, nicht so scharfes. Allerdings heißt das Schwert in dieser Überlieferung Mimir, benannt nach Wielands Lehrer. Erkennt ihr die Parallele? Hieß der Zwerg, bei dem Siegfried die Schmiedekunst erlernte, nicht Mime?“

„Wow. Ich bin fast geneigt, dir zu glauben. Aber wo ist dieses Schwert jetzt?“

„Keine Ahnung. Im Dozmary Pool vor Avalon versenkt. Oder es ist als historisches Fundstück in einer Vitrine in einem Museum ausgestellt, ohne dass jemand ahnt, worum es sich handelt. In irgendeiner Abtei in der Toskana zeigt man den Touristen ein Schwert, das in einem Felsen steckt. Aber das ist vermutlich ebenso ein Werbegag wie der Tintenleck auf der Wartburg, der entstanden sein soll, als Luther ein Tintenfass nach dem Teufel warf.“

„Habt ihr euch mal folgendes überlegt?“, wandte nun Richie ein. „Wenn dieses Schwert von einem vom Himmel gefallenen Stein stammte, könnte es dann nicht auch außerirdischen Ursprungs sein?“

„Ja, schon. Meteoriten sind normalerweise außerirdischen Ursprungs.“

„Ich meine nicht den Meteoriten. ‚Vom Himmel gefallen‘ könnte auch eine Metapher dafür sein, dass außerirdische Besucher es hier gelassen haben. Ich meine, Erich von Däniken hat ja schon immer behauptet, die Erde habe Besuch von Aliens gehabt.“

„Jetzt hebst du wieder ab.“

„Ich meine ja nur. Wenn wir denn schon mal spekulieren...“

„Klar, und da Außerirdische nicht ausgerechnet ein Schwert verlieren werden, könnte es ja auch etwas anderes sein.“

Dass Buthmann unterdessen immer wieder leere Gläser abräumte und neue Getränke hereinbrachte, fiel ihnen gar nicht mehr auf. Und auch nicht, dass sie die Gläser austranken. Aber die Lautstärke der Unterhaltung nahm zu und die Deutlichkeit der Aussprache nahm ab.

Dies war die Stelle, an der Frederik allmählich die Auswirkung von Bier und Korn in seinem Schädel bemerkte. Nicht schlimm, vorerst nur eine recht angenehme Leichtigkeit. „Es gibt ja noch mehr Legenden mit so magischen Sachen“, sagte er. „Der heilige Gral. Das Grabtuch von Christus.“

„Die Gitarre von Elvis Presley“, ergänzte Alex.

„Spinner! Sollte man nicht mal eine Tour durch die Museen machen und danach Ausschsch...“

„Ausschau halten?“, vermutete Fiete.

„Genau. Mann, da könnte man au-ßer-ir-di-sche Ar-te-fak-te entdecken, wär’ das nicht geil?“ Die schwierigen Wörter sprach er mittlerweile hochkonzentriert aus, um sich nicht die Zunge zu verheddern, wobei er im Sprechтакт mit dem Zeigefinger auf den Tisch pochte. „Tschuldigung, ich muss mal.“

Er erhob sich und fiel wieder auf den Stuhl zurück. Beim Aufstehen zogen die Promille ihn doch schon deutlicher nach unten als geahnt. Er versuchte es ein zweites Mal etwas erfolgreicher und wankte zur Toilette.

„Den hat’s erwischt“, bemerkte Sophie.

„Jo. Hackezu. Oder, da er Astronom ist, sternhagelvoll.“

„Und von einer stellaren Idee besessen. Außerirdische Artefakte in Museen, was haltet ihr davon?“

„Wenn überhaupt, dann in Area 51. Oder im Archiv des Vatikans. Da landen solche Sachen doch immer.“

„Zu viel Akte X geguckt?“

„Ach was! Wenn man sie überhaupt als solche erkennt.“

*

Bei diesem Stand der Entwicklung betrat Ceena von Xumal den Raum. Mit langen schwarzen Haaren, einem dunklen Teint, kirschrotem Lippenstift, und in der weißen Uniform der Romanfigur, die sie darstellte. Einschließlich der Attrappe eines Tricorders (oder dergleichen) am Handgelenk, mit eindrucksvoll blinkenden Leuchtdioden. „Hallo Ewa“, begrüßte sie Fiete.

Sie musterte ihn streng. „Ist dir die korrekte Anrede entfallen, Schlammkriecher?“

Fiete unterdrückte ein Grinsen. „Ich bitte um Vergebung.“ Er verbeugte sich tief. „Ich grüße Euch, Hochedle!“

„Schon besser. Du darfst dich erheben.“

Die Romanfigur Ceena von Xumal war eine schöne Außerirdische, die allerdings nicht wirklich adlig war, wie das ‚von‘ in ihrem Namen vermuten ließ, sondern sie war vom Clan derer von Xumal adoptiert. Diesen Makel pflegte sie durch besondere Arroganz zu überspielen. Die Romanserie ‚Die Sternenprinzessin‘ lebte davon, dass Ceena, die mit ihrem Raumschiff auf der Erde abgestürzt war, immer wieder nach Möglichkeiten suchte, die Erde zu verlassen, und sich diese Chancen immer wieder verdarb, oftmals gerade durch ihren Dünkel. Ewa gab sich zweifellos redlich Mühe, diesem Vorbild nachzueifern. Sie imitierte sogar einen außerirdischen Akzent. Allerdings wusste niemand, wie ein außerirdischer Akzent klang, und vielleicht deshalb klang es eher wie ein russischer. Da alle wussten, dass sie eine Rolle spielte, spielten sie mit.

„Ich verlange Bericht, womit ihr hier eure Zeit vergeudet!“

„Sehr wohl, Hochedle. Wir sprachen über die Legenden von Zauberschwertern wie Excalibur und kamen zu der Vermutung, dass es einen realen Gegenstand geben könnte, auf dem diese Legenden beruhen. Vielleicht eine Waffe, die tatsächlich von Aliens...“

„Ich verbitte mir diese Wortwahl!“

„...von überlegenen außerirdischen Besuchern auf der Erde verloren wurde.“

„Interessante Theorie. Ich werde sie dem Wissenschaftsrat unterbreiten.“

„Und dann meinte Fred, vielleicht findet man echte außerirdische Artefakte in Museen, wo sie unerkant ihr Dasein fristen.“

„Wer ist Fred? Warum wurde ich nicht mit ihm bekannt gemacht?“

„Er ist gerade auf der Toilette, Hochedle. Sollte sein Zustand es erlauben, werden wir ihn Euch natürlich vorstellen.“

„Ich bitte darum.“

Ein Poltern verriet, dass Fred sich auf dem Rückweg vom Klo befand. Irgendwie blieb er mit einem Fuß hängen und drohte der Länge nach zu Boden zu klatschen, wenn ihn Fiete nicht gerade noch aufgefangen hätte. Trotzdem war seine Landung wenig ruhmreich.

„Vorstellen hätte genügt“, sagte Ceena/Ewa hoheitsvoll. „Vorlegen wurde nicht erwartet.“

Man hievte Fred auf seinen Stuhl. Mit großen Augen starrte er die Außerirdische an. Das also war die versprochene Schönheit. „Mann...!“, war allerdings alles, was er hervorbrachte.

„Heißt du so?“

„Nee, ich meine... und du?“

Alex fiel ihm ins Wort. „Sie heißt Ceena von Xumal und die korrekte Anrede ist ‚Ihr‘ und ‚Hochedle‘.“ Etwas leiser fügte er hinzu: „Das ist Ewa. Aber sei so nett und spiel mit.“

„Hallo, Hochwohlbegorene ... geborene.“

Ceena/Ewa begriff, dass sie von dem angeheiterten Fred nicht mehr sehr viel Etikette erwarten konnte, und griff daher gleich das eigentlich spannende Thema auf: „Ich hörte, du hast die Theorie entwickelt, man könne in irdischen Museen außerirdische Artefakte finden. Wo wolltest du mit der Suche beginnen?“

„Ich hab nicht gesagt, dass ich das ... also, wäre ja ne irre Idee. Hey, Leute, wer ist dabei?“, grölte Fred.

„Wobei?“ Die Frage kam von weiter weg, aber er hatte seine Stimme so erhoben, dass es niemand mehr ignorieren konnte.

„Da diese Legenden alle irgendwie auf die germanischen Götter zurückgehen...“, begann Alex, dann besann er sich, dass Ceena/Ewa noch gar nicht wissen konnte, um welche Legenden es sich handelte. „Verzeiht, Hochedle, wir waren vom Schwert Excalibur ausgegangen und zu der Erkenntnis gelangt, dass letztlich in allen Legenden um magische Schwerter die germanischen Götter dahinterstecken. Wotan und so weiter.“

„Interessant. Dann wäre wohl irgendwo in Skandinavien die richtige Adresse.“

„Sagte Sofie nicht vorhin, dass ‚saxid‘ isländisch ist für Schneidwerkzeuge?“

„Zudem war es ein isländischer Dichter, Snorri oder so, dem wir die Edda und damit die meisten Erkenntnisse über die nordischen Götter verdanken!“, ergänzte Onomaris.

„Hey! Island! Ja, das ist der Schlüssel!“, verkündete Fred und schlug mit der Hand auf den Tisch. Sein Bier kippte um. „Tschulligung.“

Alex rückte etwas vom Tisch ab, damit das Bier sich nicht über seine Hose ergoß, und versuchte den See auf der Tischplatte mit Papiertaschentüchern einzudämmen. „Ach ja. Ist ja auch gleich um die Ecke. Meinst du nicht, Fred, dass du da jetzt zu hoch greifst?“

„Hoch in den Norden, jawohl! Ich fahr nach Dingsda und such das Dingsda.“

Fiete grinste Ceena/Ewa an: „Hochedle können ihm nicht vielleicht Euer Raumschiff zur Verfügung stellen?“

„Wie du weißt, ist es abgestürzt und nicht flugfähig. Es gibt aber sicherlich auch irdische Möglichkeiten, dorthin zu gelangen.“

Fred guckte etwas dümmlich und hatte das vermutlich falsch verstanden. „Kommst du – Ihr – Sie – mit?“

Ceena/Ewa warf einen Blick zur Decke oder zu ihren Sternengöttern. „Ich denk drüber nach. Und jetzt solltest du besser nach Hause gehen und deinen Rausch ausschlafen.“

„Mein schönes Fräulein, darf ich’s wagen, Arm und Geleit Ihr anzutragen?“ Er brachte es fehlerfrei (wenn auch etwas genuschelt) hervor, vermutlich hatte er es für Gelegenheiten wie diese auswendig gelernt.

Ceena/Ewa kannte das Zitat offenbar, jedenfalls antwortete sie angemessen: „Bin weder Fräulein, weder schön, kann ungeleitet nach Hause gehen.“ Dennoch erhob sich Fred und bot ihr den Arm an, obwohl doch eigentlich er gehen wollte und nicht sie. Diese Feinheiten hatte er aber nicht mehr im Griff. Es folgte nur noch die Szene, die aus dem von Fiete aufgenommenen Video bereits bekannt ist. Diesmal fing niemand den Sturz ab, und die Folge war die ebenfalls bereits bekannte blutige Nase.

Alex und Fiete zahlten für Fred mit, nahmen ihn in die Mitte und schleppten ihn nach Hause. Und Ceena/Ewa kam nun endlich dazu, sich ein Getränk zu bestellen.

3. Am Tag danach

Dingdong!

„Wer kommt denn jetzt noch?“, stöhnte Fred, vom Kaffee inzwischen etwas munterer, aber immer noch mit Kopfschmerzen.

„Keine Ahnung. Wir haben niemanden bestellt.“ Fiete breitete als Zeichen des Unwissens hilflos die Arme aus.

„Gehst du, Alex?“

„Von mir aus.“ Alex erhob sich vom Küchenstuhl. Auf dem Tisch standen leere Kaffeebecher, eine ebenso leere Kaffeekanne und ein erst halbleeres Glas Essiggurken.

„Oh Mann, das sieht hier aus wie Hulle.“

„Staub wischen schaffst du nicht mehr“, tröstete Fiete seinen Freund.

Von der Wohnungstür her war jetzt eine weibliche Stimme zu vernehmen. „Na, wie hat euer Alien-Forscher den Abend überstanden?“

„Du?“, wunderte sich Alex. Oder seine Stimme. Er schien zu lachen. „Wie hast du uns gefunden? Wir dachten, wir hätten alle Spuren verwischt.“

„Nicht gut genug. Merlin kannte deine Adresse und deine Freundin oder wer auch immer diese Brünette war, kannte die von Fred. Kann ich reinkommen?“

„Hier herrscht Chaos.“

„Danach habe ich nicht gefragt, Schlammkriecher“, sagte sie streng.

„Verzeihung, Hochedle.“

„Schon gut. Ich bin privat hier.“

An dieser Stelle begriff sogar Fred, woher er die Stimme kannte und wer das war. In seiner Erinnerung hatte sie zwar irgendwie keine nennenswerten Spuren hinterlassen (oder er hatte diese mittels Ethylalkohol aufgelöst), aber auf diesem Video vorhin war sie zu hören gewesen. Das war diese – diese Ewa. Ach du meine Fresse. Die hier, nach dem peinlichen Auftritt gestern.

„Hallo Fred, hallo Fiete.“

„Hi“, machte Fred etwas gedämpft. Sollte er erwartet haben, sie heute wieder in der atemberaubenden Uniform zu sehen, so wurde er enttäuscht. Ewa trug völlig unspektakulär Jeans und Rollkragenpullover.

Ihr Blick streifte die Kaffeekanne. „Ist da noch 'ne Tasse für mich drin?“

„Im Moment nicht, aber ich setz gern noch mal einen auf.“ Fred schwankte etwas orientierungslos zwischen Kanne, Kaffeepulver und Filtertüten, so dass Alex ihm hilfreich zur Hand gehen musste.

„Tut mir echt leid wegen gestern“, bekannte Fred zerknirscht. „Ich war nicht mehr Herr der Lage.“

„Das habe ich gemerkt. Immerhin gehörst du nicht zu den Typen, die in betrunkenem Zustand ausfallend oder aggressiv werden. Statt dessen hast du originelle Ideen. Dein Vorschlag war so

interessant, dass ich mich entschieden habe, es dir nicht übel zu nehmen. Also, was ist mit unserer Expedition?“

„Was denn für eine Expedition?“

„Zu den außerirdischen Artefakten in Museen.“

„Äh – aber das war doch im Suff geredet.“

„Aber nein. Das war ein absolut genialer Gedanke. Und leicht umzusetzen. Eine kleine Urlaubsreise nach Island, ein paar Ausstellungen besuchen – da wäre ich gern dabei.“

„Du würdest mitkommen wollen?“

„Das waren meine Worte.“

Die Aussicht, mit der rassigen schwarzhaarigen Schönheit auf Urlaubsreise zu gehen, war außerordentlich verlockend. Aber es musste ein Haken dabei sein. „Und wer bezahlt das?“

„Na ja, deine nächste Urlaubsreise würdest du doch ohnehin bezahlen. Wir finden vielleicht ein Last-Minute-Angebot.“

„Ich hatte noch gar nichts geplant.“

„Na also. Dann fangen wir doch mal damit an.“

„Sag mal, liegt dir sehr daran, mit mir auf Reisen zu gehen? Wir kennen uns kaum.“

Ewa lächelte wie Eva. Jene Eva, die Adam die berühmte verbotene Frucht angedreht hatte. „Das Kennenlernen können wir unterwegs ja nachholen.“

„Mann, Fred. Du hast das große Los gezogen. Ein Urlaub mit Ewa.“

„Und ihr? Kommt ihr auch mit?“ Er war nicht sicher, ob er sich das wünschte, oder ob er sich das nicht wünschte. Diese Frau war für seinen Geschmack zu draufgängerisch. Ihr allein ausgeliefert zu sein, war ein Gedanke, der ihn ängstigte. Und andererseits eine süße Versuchung wie die verbotene Frucht im Paradies. Würde der Erzengel ihn am Ende auch vor die Tür setzen?

„Du, ich hab meinen Urlaub schon gehabt dieses Jahr“, winkte Fiete ab. „Sehr schade.“

„Und du, Alex?“

„Der Kaffee ist fertig“, erklärte Alex und stellte die Kanne auf den Tisch. „Ewa braucht noch 'ne Tasse.“

Fred holte eine aus dem Schrank und stellte sie zu den übrigen auf den blanken Tisch. „Hast du keine Übersetzer? Ich habe Hemmungen, die heiße Tasse einfach auf den Kunststoff zu stellen“, meinte Ewa.

„Okay, du kannst ja einen Prospekt drunter legen.“ Was die Dame zu einem Stirnrunzeln veranlaßte. Ihre Vorstellungen von ‚Schöner wohnen‘ wichen augenscheinlich von denen Freds ab.

*

Bezüglich der Frage, inwieweit er sich an der Unternehmung beteiligen würde, hielt sich Alex auch bei den folgenden Treffen etwas zurück. Vielleicht, weil er den Eindruck hatte, es könne für das Vorhaben nicht förderlich sein, wenn zwei sich damit aufrieben, um die Aufmerksamkeit Ewas zu konkurrieren. Außerdem hatte er ja eine feste Freundin.

Die Sitzungen fanden, nachdem sie nun einmal damit begonnen hatten, weiterhin bei Fred statt. Sie suchten im Internet nach möglichen Flugverbindungen, und das Ganze möglichst kompatibel mit Freds Urlaubsterminen. Auf die Frage, was denn mit ihren Terminen sei, erklärte Ewa lachend, damit habe sie keine Probleme, in ihrem Job als Designerin könne sie mit ihrem Laptop von überall aus arbeiten.

Beim zweiten Treffen brachte Ewa ein Set von Übersetzern für Freds Kaffeetassen mit. „Ich kann es nicht mit ansehen“, erklärte sie.

„Das ist – äh – sehr nett von dir“, brachte Fred hervor.

„Wenn sie anfängt, Pullover für dich zu stricken, solltest du dir Gedanken machen“, frozzelte Alex.

„Ich kann nicht stricken“, beruhigte ihn Ewa.

Alex spielte mit einem der Übersetzer herum. Er hatte die Form eines Scherengitters, so dass man ihn platzsparend zusammenklappen konnte. „Tolles Design. Hab ich noch nie gesehen.“

„Ist aus meiner Kollektion“, behauptete sie.

Nein, Pullover strickte sie nicht. Allerdings verlangte sie nach einem Staubsauger, um den Wollmäusen zu Leibe zu rücken. Was einen heilsamen pädagogischen Effekt auf Fred ausübte; es war ihm peinlich, und von diesem Tag an sorgte er dafür, dass seine Bude keinen Grund mehr zu Beanstandungen bot, wenn Ewa ihn besuchte.

„Sie formt dich um“, warnte ihn Alex, „bis du ihrem Bild entsprichst. Das machen Frauen immer so. Ein Mann hofft immer, dass eine Frau so bleibt, wie er sie kennengelernt hat. Eine Frau hingegen hofft, dass sie ihn so verändert kriegt, wie sie ihn von Anfang an haben wollte. Allerdings fangen sie normalerweise erst nach den Flitterwochen damit an.“

„Woran ihr seht, dass ich keine ernstesten Absichten habe“, bemerkte Ewa mit unbewegtem Pokerface.

4. Eine Weile früher

Das Lokal, das die dunkle Gestalt betrat, wirkte wesentlich weniger bieder als beispielsweise ‚Buthmann(‘)s Bierstube‘. Dem Neon-Schriftzug nach hieß es ‚Bei Mackie‘, womit wahrscheinlich Mackie Messer gemeint war, jedenfalls gehörte zum Logo die Darstellung eines Messers, mit wenigen Strichen aus Leuchtstoffröhren skizziert und ungefähr so aussehend, wie man sich den Dolch von Damon vorstellte, mit dem er (Schiller zufolge) zu Dionys, dem Tyrannen, geschlichen war. Die Schrift flackerte, wobei die Regelmäßigkeit des Blinkens vermuten ließ, dass es sich nicht um einen Wackelkontakt handelte, sondern um eine gezielte Maßnahme, um die Aufmerksamkeit eines potentiellen Betrachters zu gewinnen.

Die erwähnte Gestalt passierte einen Türsteher, raunte ihm eine Parole zu und durfte eintreten. Sie betrat eine nicht ganz so dunkle Bar, mit vorwiegend roter Beleuchtung, die allerdings nicht flackerte. Am Tresen kicherten ein paar ebenso leichte wie leicht bekleidete Mädchen mit zwei Herren herum, die etwas mehr an hatten. Alle wandten ihre Köpfe und musterten den Neuankömmling misstrauisch. Polizei? Mafia? (Beides wäre gleich ärgerlich gewesen). Jene argwöhnisch beäugte Gestalt beugte sich über den Tresen zum Barkeeper und murmelte etwas, das wie ‚Gurkensalat‘ klang, aber auch ‚Kalaschnikow‘ heißen konnte. Woraufhin sich die gerunzelte Stirn des Mannes glättete und er den Weg zu einem Perlenvorhang freigab, hinter dem der Gast verschwand.

Hinter dem Vorhang folgte ein Korridor, der geradezu phantasielos von ein paar grünen Leuchten mit einem Pfeil und der Aufschrift ‚Notausgang‘ illuminiert wurde. Allerdings führte der Weg nicht nach draußen, die Gestalt bog zu einer Seitentür ab, tastete einen Code in ein Zahlenschloss und trat ein.

Drinne gab es einen Schreibtisch mit zwei Stühlen und einer Schreibtischlampe. Die Lampe beleuchtete den freien Stuhl, diesseits des Tisches. Das Sitzmöbel jenseits des Schreibtisches war besetzt, aber die Lampe machte es unmöglich, mehr als einen dunklen Umriß zu erkennen.

„Guten Tag, Frau Meier“, sagte der Schatten.

„Guten Abend, Herr Müller“, erwiderte die Besucherin.

„Legen Sie doch ab.“

Die Besucherin ließ ihren Mantel auf die Stuhllehne gleiten. Darunter kam eine hautenge, weiße Phantasieuniform zum Vorschein, von der zuvor nur die weißen Stiefel zu sehen gewesen waren. Müller reagierte mit keiner Silbe darauf, es war ihm schlicht egal. Vielleicht stand er nicht auf Frauen. Das wiederum war ihr allerdings egal.

„Müssen wir uns in dieser Spelunke treffen? Ich finde es abstoßend.“

„Irrelevant. Sie tut ihren Zweck. Was haben Sie zu berichten?“

„Ich habe mich weisungsgemäß in die Gruppe eingeführt und observiere seit mehreren Monaten...“

„Das weiß ich. Erkenntnisse?“

„Mostly harmless“, sagte die Frau.

„Wie, bitte?“

„Ich zitiere aus einem in der Gruppe sehr gut bekannten literarischen Werk. Weitgehend harmlos.“

„Könnten Sie das präzisieren? Bisher stehlen Sie mir meine Zeit.“ Dass Müller mit einer ausgesprochenen Humorlosigkeit gesegnet war, hatte sie schon begriffen.

„Es handelt sich um einen Club harmloser Spinner, die sich für Einhörner, Elfen und überlichtschnelle Raumschiffe begeistern.“

„Also nichts für uns. Dann können Sie den Kontakt abbrechen.“

„Das wäre voreilig. Es gibt da eine aktuelle Entwicklung, die vielleicht interessant ist.“

„Sie rauben mir den Nerv, Meier. Nun rücken Sie schon raus damit!“

„Ein gewisser Fred, den ich zum erstenmal dort getroffen habe, begeisterte einige Mitglieder mit der Idee, außerirdische Besucher könnten auf der Erde, nun ja, Objekte hinterlassen haben, verloren, vergessen, wie auch immer. Und dass diese vielleicht unerkant in irgendwelchen Museen herumstehen.“

„Und was soll daran interessant sein?“

„Nun, wenn es sich um Alien-Technik handelt?“

„Dafür geben wir kein Geld aus.“

„Es könnten womöglich sogar Waffen sein.“

„Hm.“

„Und viel Geld müsste man dafür vielleicht gar nicht ausgeben. Ein paar von den Freaks, zumindest dieser Fred, haben die Schnapsidee entwickelt, sich auf die Suche zu machen. Da er Astrophysiker ist, vermute ich mal, dass er einige Expertise mitbringt.“

„Astrophysiker, so. Hat er gesagt, wo er arbeitet?“

„Am MPI, wenn ich das richtig verstanden habe.“

„Hier am MPI? Wo auch diese Präzisionsbolometer entwickelt werden? Das ist allerdings interessant, da fehlt uns noch ein geeigneter Kontakt. Vielleicht können Sie mehr darüber herausfinden, bleiben Sie dran. Meinen Sie, man könnte ihn für uns gewinnen?“

„Eine Frau findet alles heraus, was sie will. Ich werde ihn schon einwickeln.“

Müller klang nicht so, als ob er sich das vorstellen konnte. „Also, hängen Sie sich dran und sehen Sie, ob es sich lohnt. Berichten Sie regelmäßig. Aber benutzen Sie auf keinen Fall den Krypto-Algorithmus Ihres Handys, den hat die NSA längst geknackt.“

„Was dann?“

„Handarbeit.“

Sie stöhnte. „Muss das sein?“

„Die sicherste Methode. Schlüssel ist das Buch, vorn beginnend, Überschriften auslassen.“

„Na schön, wenn's sein muss.“ Die Frau zog ihren Mantel wieder an. „Mein Honorar?“

Der Schatten schob einen Umschlag über den Tisch. Die Besucherin öffnete ihn und überflog den Inhalt. „Mehr nicht? Trotz des aussichtsreichen Tipps?“

„Seien wir realistisch. Erstens ist es bislang nur eine Schnapsidee, wie Sie selbst sagen, und zweitens – wenn wir unsere Außendienstler danach bezahlen würden, wie spektakulär ihre Ergebnisse sind, dann könnten wir uns vor frei erfundenen Sensationen nicht mehr retten.“

„Was ist mit Spesen?“

„Sammeln Sie die Belege und reichen Sie sie ein wie üblich.“

„Sie sind lustig. Das wird eine Auslandsreise. Da brauche ich einen Vorschuss.“

„Mehr solche Agenten, und wir gehen pleite.“

„Mir kommen die Tränen. War das etwa ein Anflug von Humor?“

„Nein.“

„Schade.“

„Wir drucken unser Geld nicht selber.“

„Warum eigentlich nicht?“

Des Jammers ungeachtet, hielt er offenbar einen Vorrat an geeigneten Umschlägen in seinem Schreibtisch bereit; er reichte ihr einen weiteren. „Tausend. Das muss reichen.“

„Gewissermaßen tausend Dank.“ Die Dame verneigte sich demonstrativ spöttisch, zog die Kapuze über ihre langen Haare und schloss den Mantel. Die weiße Uniform verschwand, und sie wurde

wieder zu der dunklen Gestalt, als die sie die Spelunke betreten hatte und auch wieder verlassen würde.

5. Zweitausendfünfhundert Jahre zuvor – ungefähr

Xiatli war tot. Porr saß neben ihrem Lager und drückte ihr sanft die Augen zu. Die Sonne versank in einem Farbenrausch hinter den Bergen, und Xiatli würde sie nie wieder aufgehen sehen. Er blickte auf, als er jemanden hinter sich bemerkte. Widen legte ihm schweigend eine Hand auf die Schulter. Tut mir leid, drückte die Geste aus, aber der Kommandant verzichtete auf Worte, wofür Porr ihm unendlich dankbar war.

Das Abendrot wurde violett und ging allmählich in die Nacht über. „Ja“, sagte Porr, mehr zu sich selbst, strich der Toten über die langen schwarzen Haare und erhob sich.

„Was tust du?“, fragte Rana, als sie sah, dass er nach seiner Waffe griff.

„Ich möchte auf diesem Planeten nichts zurücklassen.“ Damit richtete er die Waffe auf die Tote und zerstrahlte sie restlos. Dann wandte er sich zu Widen um. „Diesen verdammten Götzen zerstöre ich auch noch. Und dann können wir meinetwegen starten.“ Seine Stimme klang gefasst, die Trauer hielt er verborgen.

Die RANNSAKANDI 272 war vor fünf Monaten auf diesem Planeten gelandet, offiziell zu Kartografierungszwecken. Auftrag: Die Sternkataloge aktualisieren und um die Daten der Planeten erweitern. Die Eignung für eine eventuelle Besiedlung prüfen. Da sie keine Funksignale empfangen hatten, waren sie von einem unbewohnten Planeten ausgegangen und hatten erst vor Ort erkannt, dass es hier auf mehreren Kontinenten intelligente Eingeborene gab. Intelligent im weitesten Sinne. Die Spezies an der derzeitigen Spitze der Evolution war zwar weit davon entfernt, die Raumfahrt entdeckt zu haben, aber zumindest gab es einige Hochkulturen, die astronomische Studien betrieben, und eine davon hatte sogar schon das Prinzip des Raketenantriebs entdeckt. Zum Einsatz in Waffen, wie konnte es auch anders sein. Einige Kulturen standen in ihrer Blüte, andere schon im Niedergang. Hier hatte man schon die Gesetze der Mathematik und Logik entdeckt, dort erforschte man mit hoher Präzision die Planetenbewegungen, andernorts brachte man irgendwelchen Gottheiten Menschenopfer. Oder man errechnete präzise aus den Gestirnskonstellationen, wann der geeignete Zeitpunkt für Menschenopfer war. Kriege führten sie alle, mit Schwert und Schild, mit Katapulten, mit Raketen, mit gewaltigen Heeren. Barbaren, aus Porrs Sicht. Obwohl er zugeben musste, dass sein Volk eine ähnliche Vergangenheit aufzuweisen hatte, mit Raubzügen über Nachbarplaneten hergefallen war und Bewohner als Sklaven oder Studienobjekte mitgenommen hatte. Aber das war lange her.

Ein wenig vom Blut seiner Ahnen floss allerdings noch in ihm. Er hatte keine Skrupel dabei, einen der vergoldeten Götzen zu zerstrahlen. Mit dem Desintegratorgeschütz des Raumschiffs war das kein Problem, und die Primitiven konnten nur mit offenen Mündern und großen Augen zusehen, wie ihre angebetete gefiederte Schnecke oder was auch immer sich in Staub auflöste. Der Kommandant sagte dazu nichts, er war weniger Porrs Vorgesetzter als sein Freund aus Kindertagen, und Porr musste seine Wut und Verbitterung abreagieren.

Xiatli war eine schwarzhaarige, dunkelhäutige Schönheit gewesen, und dazu ausersehen, als Dank für die vorausgegangene Ernte (oder als Vorschusszahlung für die nächste) einer dieser Gottheiten geopfert zu werden. Vermutlich war sie sogar Jungfrau gewesen, die galten ja als besonders kostbar, gerade gut genug für Götter. Die Methode bestand darin, das Opfer bei lebendigem Leibe in einer Kammer einzumauern, wo es dann verdursten würde. Oder, wenn es Glück hatte, vorher ersticken.

Porr war nicht bereit gewesen, den Tod dieses schönen Mädchens hinzunehmen. Xiatli gefiel ihm, und er würde mit ihr bestimmt viel mehr anfangen können als dieser Blechgötze, dem die Opfer herzlich egal waren, eben weil er gar kein Herz besaß. Porr hingegen hatte eins, und das war entflammt. Was hatte näher gelegen, als nachts die verschlossene Kammer aufzusuchen, sie mit dem Desintegrator aufzuschneiden und das Mädchen zu befreien. Nicht als Sklavin, aber als Gefährtin hätte sie ihn zu den Sternen begleiten können.

Xiatli hatte das nicht verstanden. Sie war für die Rolle des Opfers erzogen worden; sie war überzeugt, ihrem Volk einen großen Dienst zu erweisen, indem sie starb. Und sie hatte die Qualen des Verdurstens noch nicht gespürt und wusste gar nicht, was ihr erspart geblieben war. Im nächsten Moment wäre sicherlich die Gottheit gekommen und hätte sie auf den Schwingen der geflügelten Schlange in den Himmel getragen. Oder so ähnlich.

Porr hatte sich alle Mühe gegeben, sie vom Gegenteil zu überzeugen, sie hatte höflich zugehört, aber gegen die massive Indoktrinierung, der das Mädchen ausgesetzt gewesen war, waren alle seine Worte machtlos. So war Xiatli doch gestorben. Ohne erkennbare Ursache. Aus Gram. Oder durch einen posthypnotischen Befehl ihrer Priester. Bei einem Kult wie diesem konnte man das nicht auseinanderhalten.

„Kraftwerk hochfahren. Triebwerke vorwärmen!“ Widen kommandierte das Startmanöver von seinem Platz auf der Kommandobrücke aus. Das Schiff lag in einem unzugänglichen Tal, die Exkursionen hatten sie mit dem Beiboot unternommen, das nun wieder eingeschleust war. Als letztes waren die Beobachtungsdrohnen an Bord zurückgekehrt.

„Triebwerke bereit.“

„Feldtriebwerke Stufe eins.“

Der Reaktor gab seine Energie frei; sie strömte durch den Modulator, der sie konfigurierte, in die Triebwerke. Ein tiefes Grollen erfüllte die Zentrale, steigerte sich über den hörbaren Bereich bis fast zum Ultraschall, der einen unangenehmen Druck auf die Hörorgane ausübte. Aber das waren sie gewohnt, so klangen die Triebwerke in der Anlaufphase nun einmal.

Das Getier aus der Umgebung flüchtete vor dem Geräusch. Immerhin war es die schonendste Art zu starten; eine Aktivierung des Atomstrahls hätte den Regenwald im Umkreis von hundert Metern verbrannt und im Umkreis von mehreren Kilometern radioaktiv verseucht. So verabschiedete man sich nicht von einer Welt, auf der man zu Gast gewesen war.

Die RANNSAKANDI 272 hob ab und stieg senkrecht in den wolkenlosen Himmel auf. Einige Schlingpflanzen, die sich in der Zeit ihres Aufenthaltes um die Landestützen gerankt hatten, rissen

ab. Das Schiff durchstieß die Atmosphäre. Das Azurblau des Himmels verblasste und wich der Schwärze des Weltraums.

„Atomtriebwerke bereit.“

„Schubmanöver. Einschwenken in die Umlaufbahn.“

Die RANNSAKANDI 272 erreichte den Orbit. Rana bediente die Rechenmaschine, die Zeitpunkt und Schubvektor für den Einschuss in den Fluchtkurs bestimmen sollte. Dann würden sie dieses Sonnensystem verlassen und in den Hyperflug eintreten.

*

„Ortung!“ Porr blickte gebannt auf den Radarschirm. „Da kommt etwas. Sieht aus wie ein Abfangkurs.“

„Identifizierung?“

„Moment ... Es ist ein Schiff der RANNSAKANDI-Klasse ... Der Transponder antwortet ... RANNSAKANDI 314.“

„Das ist Logg!“, rief Widen. „Was will der hier? Dieses Sonnensystem war unser Auftrag, nicht seiner.“

„Funkverbindung! Logg meldet sich.“

„Schalte ihn mir rüber“, verlangte Widen.

Auf einem Bildschirm erschien der Oberkörper Loggs. „Hallo Widen. Was macht ihr denn hier?“, grinste Logg.

„Frag nicht so dumm. Das weißt du genau. Was willst du?“

„Ich möchte diesen Planeten in Besitz nehmen. Du hast ja offenbar kein Interesse daran – oder sollte ich nur das Signal deiner Bake überhört haben?“

„Der Planet ist bewohnt und für eine Besiedlung nicht geeignet. Ich habe keine Bake ausgesetzt. Wir sind auf dem Rückflug und werden es dem Rat genau so berichten. Also gib den Weg frei. Oder willst du eine Kollision riskieren?“

„Du kannst ja deinen Hyperanflug abbrechen.“

„Kollision in fünfzig Sekunden!“, rief Bal.

„Ausweichmanöver!“, befahl Widen.

„Ich wusste, dass du ein Feigling bist“, ätzte Logg. „Danke fürs Ausweichen. Jetzt werde ich den Planeten erobern und den Ruhm dafür einheimsen – und die Prämie für die Entdeckung einer Siedlungswelt!“

„Und die Bewohner?“

„Was für Bewohner? Sie sind primitiv und unseren Waffen nicht gewachsen. In einem planetaren Jahr sind sie Geschichte.“

„Du willst sie ausrotten?“

„Was sollte mich hindern?“

Widen unterbrach die Funkverbindung. Wut stieg in ihm hoch. „Schutzschilde aktivieren! Waffensysteme hochfahren. Schießt ihn manövrierunfähig!“

„Zu spät. Er hat seine Schutzschilde schon hoch.“

Porr, in seiner jähzornigen Art, hätte beinahe auf das Abbild Loggs geschlagen. Das Erlöschen des Bildes bewahrte den Monitor davor.

Ein neues Signal zeichnete sich im Radar ab. „Torpedos!“ Logg wagte es, sie anzugreifen. Das waren zielsuchende Projektile, durch Ausweichen konnte man ihnen nicht entkommen. „Gib mir die Kontrolle“, brüllte Porr.

Widen überlegte nicht lange, schaltete die Automatik ab und überließ seinem Freund die Steuerung. Wenn man die Torpedos überhaupt überlisten konnte, dann nur in Handsteuerung. Die Atomtriebwerke brüllten auf, als Porr abrupt den Kurs änderte. Natürlich folgten ihm die Torpedos mit nur geringer Verzögerung. Aber das war beabsichtigt. Er lenkte die RANNSAKANDI 272 in einen Bogen, der sie haarscharf am hinteren der beiden Torpedos vorbeischießen ließ. Überlastanzeigen blinkten hektisch, ein Alarm heulte. Triebwerk bei 150 Prozent. 200 Prozent. Notabschaltung in drei, zwei, eins ... Stille. Alle Energieverbraucher erloschen. Und in diesem Augenblick verlor der Torpedo, der ihnen im Nacken saß, sein Ziel. Und fand ein neues – seinen Kollegen. In einem lautlosen Lichtblitz vergingen sie beide. Es war ziemlich knapp und ziemlich nahe. Der Schutzschirm flackerte, stabilisierte sich aber wieder.

„Das war Rettung in letzter Sekunde“, anerkannte Widen. „Vielleicht glaubt Logg nach dieser Explosion sogar, er hätte uns vernichtet.“

„Aber willst du ihn jetzt einfach so ziehen lassen? Er darf nicht auf dem Planeten landen!“

„Und wie soll ich das verhindern?“

„Du weißt, wie!“, sagte Porr ernst.

Ja, Widen wusste es. Die RANNSAKANDI 272 gehörte zu den wenigen Schiffen, die mit einem Zeitdeformator ausgestattet waren. Das war, vereinfacht gesagt, eine Zeitmaschine, aber eben

doch etwas anderes, und zudem eine immer noch nicht völlig ausgereifte Technologie. Für den Zeitdeformator lagerten in einem speziellen Feld aus Quantenvakuum, Matrix genannt, kleine neutrale Ausschnitte der Raumzeit, die Zeitsplitter. Wurde ein Zeitsplitter aktiviert, so transferierte er sich mittels topologischer Inversion in die Metrik der Zielzeit und konnte Teile des Raumzeitkontinuums dorthin mitnehmen. Dann löste er sich auf und ließ das transportierte Objekt dort zurück.

Die Verwendung des Zeitdeformators war ein riskanter Vorgang. Ein nachträglicher Eingriff in die Vergangenheit konnte ein Paradox auslösen, das die Zeitlinie veränderte. Als Lehrbeispiel berühmt war das Paradox, bei dem jemand in der Vergangenheit seine Eltern ermordete, ehe er selbst geboren war. Allerdings hatte noch niemand ausprobiert, was dann wirklich geschah. Theorien besagten, dass das Universum dann in einen anderen Zustand umschlagen würde, in dem die Ermordeten gar nicht seine Eltern waren.

Widen nickte bedächtig. „Wir können ihn nicht einfach aufhalten, ehe er seine Schutzschilde aktiviert. Er hat sie aktiviert. Das ist Fakt und nicht mehr abänderbar. Wir brauchen einen sauberen, widerspruchsfreien Plan.“

„Laß ihn seinen Landeanflug machen. Wir folgen ihm in sicherer Entfernung“, schlug Porr vor. „Ihr wisst, irgendwann muss er die Schilde abschalten, um eintauchen zu können. Die Schilde würden sonst die Atmosphäre derart ionisieren, dass seine Ortung blind wird.“

„Und dann?“

„Diesen Zeitpunkt nehmen wir als Zielzeit, folgen ihm aber noch solange, bis wir den Punkt im Raum passiert haben. Dann springen wir in der Zeit zurück und sind folglich vor ihm da. Und dort empfangen wir ihn mit unserer gesamten Feuerkraft.“

Widen atmete tief durch. „Überlegt bitte alle scharf, ob das einen Widerspruch erzeugen kann“, wandte er sich an den Rest der Besatzung.

„Logg kann dann die letzte Etappe seines Flugs nicht mehr absolvieren, obwohl er sie schon geflogen ist“, gab Rana zu bedenken.

„Richtig. Aber es geht ja nur um wenige Sekunden. Wenn ihn dort niemand gesehen hat, wird ihn niemand vermissen. Und alles, was er sonst auf dem Planeten anrichten würde, wird niemals geschehen und niemals geschehen sein. Weitere Einwände?“

Es kamen keine mehr. „Ortung. Logg hat die Schirme abgeschaltet.“

„Dann los. Volle Feuerbereitschaft. Zeitsprung, sowie wir diese Koordinaten erreichen.“

„Logg ist einer von uns.“

„Er war es. Nachdem er sich so entschieden hat, ist er es nicht mehr.“

Es klappte fast und ging nur ein ganz klein wenig schief. Niemand hatte jemals zuvor den Zeitdeformator bei aktiviertem Schutzschild ausprobiert. Die hyperdimensionale Wechselwirkung gaukelte der Steuerelektronik des Deformators eine Fehlfunktion vor. Sie ging davon aus, dass der Sprung nicht erfolgt war, aktivierte den nächsten Zeitsplitter aus der Matrix, versuchte einen neuen Sprung, erkannte ihn als Fehlfunktion...

Über das Dröhnen der Waffen hinweg schrie Rana: „Widen! Der Deformator verbrennt im Sekundentakt einen Zeitsplitter nach dem anderen. Du musst ihn abschalten.“

„Negativ! Die Automatik blockiert mich!“ Der Kommandant sprang auf, warf sich in den Schacht zum Maschinenraum, wo er zum Deformator hetzte und versuchte, ihn direkt zu deaktivieren. Aber der Apparat hatte sich durch den Dauerbetrieb überhitzt, schon standen die meisten Anzeigen im Warnbereich, und man kam nicht mehr heran. Der Wirkungsbereich, der eigentlich das ganze Schiff umfasste, schrumpfte. Gleich würde er nur noch Löcher ins Schiff reißen. Etwas musste passieren. Widen sah nur noch die Möglichkeit, den Modulator aus der Energieleitung zu reißen, um den Stromfluss zu unterbrechen. Dann explodierte etwas, ein Metallteil traf ihn am Kopf, und er fiel bewusstlos zu Boden.

*

Die Dunkelheit schwand, die Schmerzen blieben. „Widen...?“

„Porr!“, erkannte er. „Was ist passiert?“

„Du hast den Zeitdeformator gestoppt. Dabei ist ein Verteiler explodiert und hat dich verletzt.“

„Und Logg?“

„Abgeschmiert. Sah nach einer harten Landung aus.“

Widen tastete nach der schmerzenden Partie des Kopfes und spürte einen Verband. „Ist es schlimm?“

„Du wirst es überleben. Allerdings...“

„Was?“

„Dein rechtes Auge ist hinüber. Das konnte auch Rana nicht mehr retten.“

Der Kommandant brauchte eine Weile, um die Nachricht zu verarbeiten. Er würde es akzeptieren müssen. Ein Auge war besser als gar kein Auge. Dann besann er sich auf seine Funktion. „Schäden am Schiff?“

„Hm. Etliche. Vor allem aber...“

„Was?“

„Ich fürchte, das sind auch keine guten Nachrichten. Wir haben den Modulator verloren.“

„Wie – verloren? Ich habe ihn aus der Verbindung gerissen. Er wird irgendwo im Maschinenraum liegen.“

„Leider nicht. Er ist weg. Soweit ich es rekonstruieren konnte, hat der Deformator ihn erfasst und irgendwo in die Zeit geschleudert.“

*

Das war eine üble Situation. Der Deformator hatte, nachdem sein Wirkungsbereich sich als Folge der Überhitzung fast auf Null reduziert hatte, als letztes ausgerechnet den Modulator in der Zeit versetzt. Und ohne den Modulator, der die Anpassung zwischen Reaktor und Verbrauchern regelte, war eine Energieversorgung des Schiffes nicht mehr möglich. Auch nicht des Deformators. Man konnte dem Modulator also nicht durch einen Zeitsprung folgen. Ohne Modulator keine Energie, ohne Energie kein Zeitsprung, ohne Zeitsprung kein Modulator. Ein klassisches Dilemma. Wozu man ohnehin hätte wissen müssen, um welche Zeitspanne er eigentlich versetzt worden war.

Die nächste Meldung war ebenso unschön. Das unkontrollierte Arbeiten des Zeitdeformators hatte fast alle eingelagerten Zeitsplitter verbraucht bei dem sinnlosen Versuch, den Sprung auszuführen, der schon längst erfolgt war. In der Matrix schwebte noch genau ein Zeitsplitter. Der letzte. Für noch genau einen Sprung. So ähnlich wie der letzte Wunsch in einem Wunschring. Er wollte sorgfältig überlegt sein. Aber im Augenblick war das jenseits jeglicher Diskussion, denn dazu hätten sie erst einmal wieder Energie haben müssen.

6. Eine Woche später – geschätzt

Widen, immer noch mit Kopfverband, lag in seiner Kabine und haderte mit seinem Schicksal. Oder mit dem Schicksal seiner Expedition. Die RANNSAKANDI 272 trieb in einer Umlaufbahn um den Planeten und war praktisch manövrierunfähig.

„Kommandant?“ Porr war eingetreten.

„Laß die Förmlichkeiten. Widen genügt. Was gibt's?“

„Die Energiespeicher sind durch unsere Solarzellen so weit aufgeladen, dass wir eine Landung versuchen könnten.“

„Dann sollten wir es tun. Am Boden müsste es dann auch möglich sein, die Schäden am Schiff zu reparieren.“

„Da ist noch etwas. Wir haben nicht genug Energie, um unsere Umlaufbahn zu ändern. Wir müssen auf direktem Wege runter.“

„Das heißt?“

„Die Auswahl an möglichen Landestellen ist begrenzt. Das Nordpolareis, das Südpolareis – oder eine Insel, die zufälligerweise genau unter unserem Orbit liegt. Ein ungemütlicher Ort mit erheblichem Vulkanismus.“

„Na gut, ich komme auf die Brücke. Unser weiteres Vorgehen steht dann ja wohl fest.“

*

Sie schafften es, auf der öden Insel, die noch nicht wusste, dass sie einst Island heißen würde, ohne weitere Schäden zu landen. Es war praktisch unmöglich, dabei nicht in der Nähe eines Vulkans niederzugehen, eine Bodenabtastung hatte ihnen einen als Landeplatz ausgewiesen, der derzeit nicht aktiv zu sein schien. Der Landeplatz lag in einer unwirtlichen Gegend zwischen Schlackefeldern und Geröll, das von Moos und Flechten bewachsen war. Die Reparaturen, soweit sie sie mit Bordmitteln ausführen konnten, zogen sich über mehrere Wochen hin und standen unter der belastenden Frustration, dass sie ohne den Modulator dennoch nicht würden starten können.

Verloren in der Zeit. Porr und Bal nahmen den Deformator auseinander und überprüften die Elektronik. Diese hatte wenigstens den Energieverbrauch und die Reichweite jedes Zeitsprungs aufgezeichnet, die Überhitzung des Apparats hatte allerdings einige Speicherbänke beschädigt. Porr kopierte die noch lesbaren Daten auf einen externen Speicher und führte eine eingehende Analyse durch.

„Kommandant – Widen. Ich konnte die Sprungweite nur noch sehr ungefähr rekonstruieren.“

„Mit welchem Ergebnis?“ Widens Kopfverletzung war verheilt, aber das rechte Auge war verloren, er trug jetzt eine schwarze Augenklappe darüber.

„Der Modulator wurde in die Zukunft geschleudert, zwischen anderthalb und zweieinhalb Tausend Jahren.“

„Das ist ein verdammt langer Zeitraum. Und für uns unerreichbar.“

„Vielleicht nicht.“ Porr breitete in einer resignierenden Geste die Arme aus. „Springen können wir nicht. Aber in die Zukunft kommt man auch auf natürlichem Wege. Durch Warten.“

„Du meinst also...?“

„Da wir keine andere Chance haben, sollten wir den Versuch wagen. Die Solarzellen liefern genug Energie, um die Hibernationskammern zu betreiben. Wir legen uns in Kälteschlaf und programmieren erst einmal eintausendfünfhundert Jahre. Dann wachen wir wieder auf und sehen, ob wir in der Zeit den Modulator finden.“

„Das wird eine mühsame Suche.“

„Wir haben noch das Beiboot. Mit dem können wir den Planeten umrunden.“

„Beiboot. Da kommt mir ein Gedanke. Das Beiboot hat doch auch einen Modulator. Können wir den nicht anstelle des verlorenen an unseren Hauptreaktor anschließen?“

„Aber nur als allerletzte Möglichkeit. Der ist nicht für derartige Energieströme gedacht.“

„Ruf die Besatzung zusammen. Wir stimmen über die verbleibenden Optionen ab.“

*

„Was haben wir zu verlieren als die Manövrierfähigkeit des Beibooten“, sagte Bal.

„Falls wir hier bleiben müssen, könnte das aber entscheidend sein“, gab Rana zu bedenken.

„Eine geringe Chance, nach Hause zu kommen, ist besser als gar keine.“

Die Diskussion zog sich eine Weile hin. Nachdem Widen den Einruck hatte, dass sie alle Argumente ausgetauscht hatten, rief er zur Abstimmung auf. Die Mehrheit war von der Aussicht nicht begeistert, tausend oder mehr Jahre auf diesem Planeten zu verbringen, auch nicht im Kälteschlaf. Sie stimmte dafür, einen Versuch mit dem Modulator des Beiboots zu riskieren, obwohl Porr ihnen eindringlich erklärte, dass die Chancen gering seien.

„Also gut. Dann sei es.“

*

Ein knatternder Blitz schlug über, es roch nach Ozon. Porrs Kopf tauchte aus dem Schacht des Maschinenraums auf. Sein Gesicht war rußgeschwärzt, sein Bart angesengt. „Das war wohl nichts. Ich hatte euch gewarnt.“

„Und nun?“, fragte Widen.

„Der Modulator des Beibootes hat diese Stromstärke nicht ausgehalten. Jetzt ist er auch hinüber. Damit bleibt wirklich nur noch der lange Marsch durch die Zeit. Tut mir leid, ich hätte uns einen Erfolg gewünscht.“

„Wir sind also endgültig gestrandet.“

„So ist es. Macht euch bereit für den Winterschlaf.“ Unwilliges Gemurmel erhob sich unter den Leuten, aber sie hatten es so gewollt.

„Ich hasse Basisdemokratie“, knurrte Widen.

7. Tausendfünfhundert Jahre danach – atomzeitgenau

Mehrmals hatte die Automatik Porr aus dem Kälteschlaf geweckt, und jedes Mal hatte er gedacht, nun endlich in der Zielzeit angekommen zu sein. Nur um festzustellen, dass lediglich wieder einmal die Energieversorgung kurz vor dem Zusammenbruch stand, weil sich Vulkanasche auf den Solarzellen angesammelt hatte. Also war er ausgestiegen, hatte die Paneele geputzt und sich dann wieder schlafen gelegt. Als endlich die tausendfünfhundert Jahre vorbei waren, mochte er es gar nicht glauben. Aber die Automatik hatte diesmal, präzise zur eingestellten Zeit, die gesamte Besatzung geweckt. Nachdem sie sich in der aktuellen Gegenwart zurechtgefunden hatten, begannen sie mit der Forschung nach dem Modulator.

Vergeblich. Der Modulator blieb verschollen. Sie waren noch zu früh dran. Dafür konnten sie mittels ihrer Kameradrohnen dabei zusehen, wie die öde Insel von mutigen Seefahrern, die vom Kontinent kamen, besiedelt wurde. Noch damals, vor tausendfünfhundert Jahren, hatte Bal sich die Mühe gemacht (oder das Vergnügen gegönnt), die beiden Drohnen so umzubasteln, dass sie die äußere Gestalt von Vögeln hatten. Diese konnten nun unbemerkt überall als Beobachter eingesetzt werden.

Die Seefahrer waren ein raues und kriegerisches Volk, und wenn sie in dieser Zeit den Modulator nicht fanden und abermals viele Jahre würden schlafen müssen, dann würden sie es zweifellos mit deren Nachfahren zu tun bekommen.

Es war Rana, die vorschlug, sich bereits jetzt unter die Menschen zu mischen und einen Einfluß auf deren Entwicklung zu nehmen, damit man dereinst mit ihren Nachkommen kooperieren konnte.

„Einfluß? Wie stellst du dir das vor?“

„Sie sind Krieger. Ein Krieger wird vor allem von einem überlegenen Krieger beeindruckt.“

„Du meinst, von überlegenen Waffen?“

„Das auch. Und wir müssen natürlich auch ihre Sprache lernen.“

„Ich habe schon damals dieses Kauderwelsch mit den vielen ‚X‘ und ‚TL‘ lernen müssen, und jetzt schon wieder“, beschwerte sich Widen nicht ganz ernst. Porr schwieg. ‚X‘ und ‚TL‘ erinnerte ihn unvermeidlich an Xiatli. Und es war ja erst wenige erlebte Wochen her, da er die meiste Zeit geschlafen hatte. Wenigstens schlief man in der Hibernationskammer traumlos, sonst hätte ihn die Erinnerung wohl auch da noch verfolgt.

Sie suchten also den Kontakt zu den Siedlern, gaben sich als Vertreter eines fernen Volkes aus (was ja nicht ganz falsch war), maßen sich mit den Kriegern im Kampf, wobei sich Porr in seiner draufgängerischen Art besonders hervortat – und die Planetarier mit der dramatischen Wirkung eines Desintegrators beeindruckte.

Es stellte sich heraus, dass die Siedler zu ihrer Sprache keine Schrift besaßen. Sie benutzten zwar einige magische Zeichen, die sie auf ihre Waffen oder ihren Schmuck ritzten, aber das war keine Verkehrsschrift, mit der man sich verständigen konnte.

Nachdem sie sich bei den Leuten eine gewisse Autorität verschafft hatten, lehrten sie sie ihre eigene Schrift und gewannen sie hierfür mit der Aussicht, auf diese Weise ihrer Nachwelt Botschaften ihrer Heldentaten hinterlassen zu können. Und, worauf Porr besonderen Wert legte: Kraft seiner anerkannten Überlegenheit lehrte er sie, dass Menschenopfer tabu seien, weil die Götter daran keinen Gefallen fanden.

Wie lange die Lehren vorhalten würden und was die Einheimischen daraus machten, musste die Zukunft zeigen. Die Zukunft, in die Widen und seine Besatzung schließlich aufbrachen, indem sie sich wieder in die Hibernation begaben und die Zeit ihrem Lauf überließen.

„Auf welche Dauer sollen wir die Automatik diesmal programmieren?“ Porr stand am Steuerterminal der Schlafkammern.

„Die Obergrenze des Zeitraums, in der der Modulator gelandet sein muss, lag bei zweitausendfünfhundert Jahren. Tausendfünfhundert sind verstrichen“, überlegte Widen. „Ich schlage vor, diesmal tausend zu programmieren. Dann sind wir auf der sicheren Seite.“

„Dann ist aber die Wahrscheinlichkeit groß, dass wir den Modulator in der Zeit überholen“, meinte Rana.

„Das macht ja nichts. Er wird dann da sein. Sobald er in einer Zeit materialisiert ist, wartet er auf uns.“

„Wir werden dann zweieinhalb Tausend Jahre von zuhause weg sein. Lohnt es sich dann noch, heimzukehren?“, überlegte Bal.

„Wir haben noch einen Zeitsplitter. Wenn wir wieder Energie haben, kann er uns in unsere ursprüngliche Zeit zurückbringen.“

„Wollen wir das? Wäre es nicht auch spannend, unsere eigene Zukunft kennen zu lernen?“, warf Porr ein.

„Das können wir uns dann überlegen, wenn wir den Modulator haben. Verkaufe nicht das Fell der Beute, ehe du sie erlegt hast“, lächelte Widen.

„Na dann – schlaft schön.“ Porr öffnete die Abdeckung der Kältekammer, in der er die nächste Zeit liegen würde. Die nächste sehr, sehr lange Zeit. Hoffentlich musste er dazwischen nicht allzu oft die Solarzellen putzen. Hinlegen, schlafen, nach anderthalb Jahrtausenden wieder aufwachen, das war nur ein Wimpernschlag. Aber die Unterbrechungen machten diese kleine Ewigkeit zu einer Folter.

Die Mahnung

Star Trek-Story von Uwe Lammers

Der Planet Genesis war der einzige Trabant einer kleinen weißen Sonne am Rand des 14. Raumquadranten. Eigentlich lag diese Welt außerhalb des Kurses des Föderations-Raumschiffes U.S.S. ENTERPRISE. Aber eine Sequenz von unentzifferbaren Symbolen hatte das Sternenschiff hierher gerufen. Die Signale waren zweifellos künstlichen Ursprungs, und damit tangierte diese Entdeckung die Aufgabe der Schiffsbesatzung.

Genesis war bereits vor etwa hundert Jahren Standardzeit entdeckt worden und alsbald durch ein Forschungskommando für nicht besiedlungsfähig erklärt worden. Die Gründe erschlossen sich nach einer ersten Sichtung der Daten über den Planeten sehr rasch: Bei Genesis handelte es sich heutzutage um eine rauhe, öde Welt, deren Bewohner vor Urzeiten in einem Atomkrieg ihr Ende gefunden hatten. Trotzdem gab es immer noch Leben dort, wenn auch auf einer völlig vegetativen Stufe. Es existierte sogar seit einigen Jahren einen kleinen Forschungsposten der Flotte dort, doch zurzeit sollte er unbemannt sein. Soweit ging es aus den schnell eruierten Informationen über diese Welt hervor, die abgerufen worden waren, sobald die Signalquelle ermittelt werden konnte

Captain James T. Kirk hatte nun Doktor McCoy, den Wissenschaftsoffizier Spock und den Ersten Ingenieur Montgomery Scott zu einer Besprechung zusammengerufen, um das weitere Vorgehen abzusprechen. Während die ENTERPRISE sich mit Geschwindigkeit Warp Eins Genesis näherte, wollte er von Spock wissen, was die Auswertung der rätselhaften Signale ergeben hatte.

„Captain, ich fürchte, dass diese Sequenz keine hinreichende Datenbasis darstellt, um die Intention und den Absender des Funkspruches zu ermitteln. Immerhin ist Genesis achtzig Parsec entfernt, und die ständigen Strahlenschauer im 14. Quadranten machten eine vollständige Übermittlung der Nachricht unmöglich. Aber ich kann soviel sagen, dass die Signale unzweideutig moduliert sind und einwandfrei von einem starken, gerichteten Sender ausgestrahlt worden sind, der inzwischen verstummt ist. Aber da ist etwas, was mich verwirrt ...“

„Sprechen Sie, Spock!“, forderte Kirk ihn auf.

„Die Signale besitzen nur eine sehr geringe Streuwirkung. Wer immer dort also sendet, zielt ganz klar direkt in den Föderationsraum. Damit steht fest, dass dieses Wesen, über dessen Natur ich noch nichts sagen kann, genau weiß, dass hier etwas ist, das seinen Ruf oder was immer es ist, auffangen kann. Es wäre natürlich auch möglich, dass wir uns zufällig im Strahlenkegel der Sendung befinden.“

Seine Miene ließ allerdings keinen Zweifel daran aufkommen, dass er diese Möglichkeit nicht für allzu realistisch hielt.

„Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit eines solchen Zufalls?“, fragte McCoy sicherheitshalber nach.

Der Vulkanier antwortete sofort präzise: „Sie beträgt lediglich 0,08. Ich erwähnte diese Möglichkeit mit Absicht nur der Vollständigkeit halber. Ich denke, angesichts der vorliegenden Fakten können wir diesen Faktor ausschließen. Der Computer geht mit einer Wahrscheinlichkeit von 0,92 davon aus, dass diese Technologie den Richtungskegel mit voller Absicht in unsere Richtung projiziert hat. Wir müssen also von klarer Intention ausgehen.“

„Aber es gibt auf Genesis keine Zivilisation mehr“, wandte Kirk nachdenklich ein. „So etwas wäre den gelegentlich in der Forschungsstation weilenden Wissenschaftlern in den letzten hundert Jahren sicherlich nicht entgangen.“

Spock nickte. Da er über keine weiteren relevanten Daten verfügte, sah er keinen Grund für eine verbale Äußerung. Die Fakten lagen klar auf dem Tisch.

Das Schweigen senkte sich eine Weile über die vier Männer, bis schließlich Scotty das Wort ergriff: „Soll die Geschwindigkeit beibehalten werden, Captain?“

„Ich sehe keine Veranlassung, schneller zu fliegen, Scotty. Sollte aber ein dringender Grund von Mr. Spocks Seite vorliegen ...“

Der Vulkanier schüttelte leicht den Kopf. „Nein, Captain. Diese Zivilisation läuft uns nicht weg. Wir werden zweifellos nähere Daten im Orbit um Genesis ermitteln können, die uns voranbringen.“

Damit endete die Besprechung, und der Flug wurde mit konstanter Geschwindigkeit fortgesetzt. Die weitere Analyse der Signale ergab keine relevanten Anhaltspunkte, nicht einmal, ob es sich um einen Notruf oder eine Art von Kommunikationsaufnahme handelte. Spock konnte lediglich seinem Bericht die Feststellung anfügen, dass es sich augenscheinlich um keine menschlichen Kommunikationssignale handelte.

Näheres würden sie wirklich erst im Orbit um Genesis herausfinden können.

*

Genesis war nach den wissenschaftlichen Berichten, die sich in den Datenbanken fanden, einmal ein durchaus bewohnbarer Planet der M-Klasse gewesen. Nun glühte seine einst wohl grüne Oberfläche unheimlich gelblichrot, als stünde sie in Flammen. Das war auf die weit ausgedehnten Staubwüsten zurückzuführen, die weite Teile der Oberfläche bedeckten. Offene Gewässer existierten schon lange nicht mehr, aber den Daten zufolge gab es noch dicht unter der Oberfläche unterirdische Wasserläufe und fossile Aquifere, sodass sich eine gewisse Vegetation trotz der allgemein unwirtlichen Bedingungen immer noch hielt. Deshalb verfügte Genesis auch über eine durchaus atembare Atmosphäre, selbst wenn sich ein längerer Aufenthalt auf der Oberfläche nicht empfahl. Die Staubstürme emittierten immer noch radioaktive Strahlungspartikel, die alles höhere Leben ausgelöscht hatten.

Die kleine Forschungsstation der Föderation hatte man deshalb auch in ein Felsmassiv eingebettet, und sie lag komplett unterirdisch. Nach Spocks Informationen war die Station vor über einem Jahr verlassen und versiegelt worden. Alles Weitere würden sie den Stationslogbüchern entnehmen können, die hoffentlich ein wenig Licht in die rätselhaften, verstummten Signale brachten.

Die ENTERPRISE war in einen Orbit geschwenkt und scannte während der Umkreisung die Planetenoberfläche nach energetischen Signaturen, eventuell havarierten Raumschiffen und höheren Lebensformen. Bislang gab es dazu aber noch keine positiven Ergebnisse. Chefingenieur Montgomery Scott machte den Transporter fertig zum Beamen, sobald sie in Sichtweite des Förderationsstützpunktes gelangten. Neben Spock, Kirk und McCoy kamen noch der drahtige Sicherheitsoffizier Witney und die Wissenschaftlerin Dr. Carmen Ramirez mit hinunter. Die zierliche Technikwissenschaftlerin mit peruanischen Wurzeln war auf Sternbasis 11 zu ihnen gestoßen. Diese fünf Personen wurden im Beamstrahl aufgelöst, um in Nullzeit unter der Oberfläche des Planeten Genesis wieder Gestalt anzunehmen.

Sie materialisierten direkt im Stützpunkt der Föderation. Er war, wie in den Datensätzen korrekt angegeben, komplett unterirdisch angelegt und bot normalerweise zwanzig Wissenschaftlern Unterkunft. Als sie voll verstofflicht hatten, stellte Kirk sofort fest, dass die Stationsluft ohne Probleme atembar war, wenn sie auch etwas abgestanden roch. Im zentralen Empfangsraum, in dem sie erschienen waren, schimmerte die Notbeleuchtung. Und sie war augenscheinlich nicht eben erst angesprungen, sondern stetig gewesen. Auch herrschte eine Raumtemperatur, die anzeigte, dass die Heizung ebenfalls noch aktiviert sein musste.

Er runzelte die Stirn. Eigentlich hätte der Reaktor im Ruhemodus sein sollen.

Kirk zog das Sprechgerät und aktivierte es. Lieutenant Uhura von der Brücke meldete sich sofort. „Captain? Was ist?“

„Hier unten stimmt etwas nicht, die Station ist erkennbar nicht inaktiv. Die Gründe sind noch unklar. Wir sehen uns zuerst im Stützpunkt um und sichern die Daten des Stationslogbuchs, um mehr herauszufinden. Sollten wir etwas finden, rufen wir sofort zurück. Sollten wir uns in spätestens einer Stunde nicht gemeldet haben, geben Sie die von Spock aufgezeichneten Daten weiter an das Sternenflotten-Kommando.“

Damit hatte er sichere Anweisungen für einen möglichen Krisenfall gegeben. Zwar deutete noch nichts explizit darauf hin, aber Kirk war nicht mehr ganz so draufgängerisch wie vor Jahren, als er sein Kommando auf der ENTERPRISE angetreten hatte. In diesem Fall hielt er es für angebracht, auf Nummer Sicher zu gehen.

„In Ordnung, Captain. Viel Glück.“

Kirk dankte knapp, schaltete das Gerät aus und ging zu den anderen. McCoy war unterdessen durch das Schott auf den Gang hinausgetreten. Er mündete, wie der von Spock eingesehene Stationsplan angegeben hatte, in eine runde Halle, die den Mittelpunkt des Stützpunktes darstellte. Direkt darunter befand sich die Kraftstation, darüber lag die Zentrale. Das war eine Standardstruktur für kleine Forschungsstützpunkte der Föderation. In dem Außenbereich befanden sich Dekontaminierungskammern und ein Hangar, in dem sich Bodenfahrzeuge und Schutzanzüge befinden mussten.

Es sprach einiges dafür, dass diese Materialien hier eingelagert worden waren, um beizeiten, wenn wieder hinreichende Forschungsgelder zur Verfügung standen, die Forschungen an der

untergegangenen genesianischen Kultur fortzusetzen. Vermutlich würde Spock über die entsprechende Forschungslage einen fundierten Vortrag halten können. Er hatte sich während des Fluges zum Planeten Genesis mit den Basisdaten gründlich auseinandergesetzt. Detailinformationen würden sie aber nur aus dem Stationslogbuch entnehmen können.

„Die Station ist doch aktuell nicht bemannt, Spock, oder?“, fragte er sicherheitshalber nach.

„Normalerweise sollte sie seit etwa vierzehn Monaten verlassen sein, Captain. Unsere Daten sind natürlich nicht auf dem aktuellsten Stand, aber ich verstehe Ihre Rückfrage. Warum dann nicht alle Maschinen ausgeschaltet wurden, verstehe ich nicht. Möglicherweise steht das in Zusammenhang mit den von uns empfangenen Signalen.“

Dr. Ramirez hatte derweil eine der Forscher-Kabinen an der Seite des Korridors betreten. Sie sah die karge Einrichtung, wie sie für die persönlichen Räume in Wissenschaftsstützpunkten üblich war. Auf den ersten Blick sah alles wie üblich aus ... aber als sie den Blick zur Seite nach links lenkte, weiteten sich ihre Augen.

Eine seltsame, unbekannte Apparatur auf dem Bett erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie trat zwei Schritte näher und erkannte mehrere unterarmlange Kästen, die durch verschiedene Drähte und Dioden miteinander verbunden waren. Werkzeug lag herum, ebenso einige offenbar ungebrauchte oder unpassende Teile. Alles sah aus, als wäre es in großer Eile angefertigt worden und als würde der Monteur gleich zurückkehren, um sein Werk zu vollenden.

Sonderbar.

Die Apparatur, deren Sinn sie nicht durch Augenschein ermitteln konnte, wirkte auf eine schwer zu beschreibende Weise nicht irdisch. Instinktiv trat sie einen Schritt näher, um das Gebilde zu betrachten. Doch ehe es ihr gelang, aus der Apparatur schlau zu werden, überkam die Technikwissenschaftlerin ein eigenartiges Gefühl.

Ihr war zwar nicht recht klar, was sie fühlte, aber irgendetwas in ihrem Rücken änderte sich. Carmen Ramirez drehte sich um und erblickte jählings die Gestalt, die von der Tür kam. Sie hätte sie im Grunde unmöglich übersehen können, und doch war es geschehen.

Sie musste sich direkt neben der Tür an die Wand gedrückt haben, denn vom Korridor her gekommen sein konnte sie unmöglich. Draußen waren Captain Kirk und seine Männer.

Ein erschrockener Schrei verließ ihre Kehle.

*

Kirk hörte Ramirez' Entsetzensschrei, der jedoch schon im Ansatz erstickte. Er warf sich auf dem Absatz herum und lief zu dem offen stehenden Schott. Witney war jedoch schneller, weil er sich von vornherein nach Kirks Ruf an die ENTERPRISE in erhöhter Alarmbereitschaft befunden hatte. Er zog bereits im Laufen seinen Phaser und stürmte in das Wissenschaftlerquartier.

Zu seinem Schreck sah er hier nicht nur Dr. Ramirez, sondern mitten im Raum stand eine schauerliche, unmenschliche Gestalt, die sich über die besinnungslos zusammengesunkene Wissenschaftlerin beugte. Da er sofortige Gefahr im Verzug sah, schoss er auf der Stelle auf das fremde Wesen. Der Phaser war auf Betäubung gestellt und brummte. Eine Wirkung trat nicht ein, obwohl er eindeutig getroffen haben musste.

Das zottige, hünenhafte Wesen, das entfernt humanoid war, warf sich im rötlichen Schimmer der Notbeleuchtung mit einem tierischen Knurren herum und griff den Sicherheitsoffizier an, der entgeistert zurücktaumelte, ehe die monsterhafte Kreatur ihn erwischen konnte.

„Gehen Sie aus dem Weg, Witney!“, schrie Kirk direkt hinter ihm. Er stellte seinen Phaser auf Töten.

„Jim! Du kannst dieses Wesen doch nicht einfach so töten!“, begehrte McCoy auf. Ihm war diese Veränderung der Waffeneinstellung nicht entgangen.

Kirk ignorierte seinen Aufschrei. Seine Besatzungsmitglieder waren in klarer Lebensgefahr – er sah keine andere Möglichkeit, als so zu handeln, um sie zu retten.

Witney hatte sich nun fallengelassen, um einen Zugriff der haarigen Pranken zu entgehen, und Kirks gebündelter Strahl traf die Kreatur mitten in die Brust. Sie richtete sich zu ihrer vollen Größe von fast zwei Metern auf und stürzte dann schwer zu Boden. Dabei verfehlte sie sowohl Dr. Ramirez als auch Witney nur knapp.

Spock sah sofort nach Dr. Ramirez, während Kirk Witney auf die Beine half.

Die schöne Technikwissenschaftlerin war gerade wieder zu sich gekommen. Sie hatte den Schock noch nicht ganz überwunden, aber mit der Hilfe des Vulkaniers kam sie wieder auf die Beine. Scheu und ungläubig starrte sie das zottige, dunkel behaarte Wesen an, das eine entfernte Ähnlichkeit mit einem sehr muskulösen Gorilla aufwies. Das war mit weitem Abstand das Allerletzte, was sie hier erwartet hätte ... und das ging ihnen allen so.

Soviel zu dem Thema, der Stützpunkt sei verlassen. Das entsprach ganz klar nicht den Tatsachen.

„Was war das nur für ein Wesen?“, fragte sie nervös.

„Ich glaube, der Doktor wird das schon herausfinden“, antwortete Spock.

McCoy kniete derweil neben dem niedergeschossenen Wesen und untersuchte unterdessen die Kreatur mit seinem Tricorder.

„Es lebt noch“, stellte er einigermaßen überrascht fest, weil er das nicht angenommen hatte. „Ich schätze, das sollte dich erleichtern, Jim.“

Kirk schaute ihn erstaunt an. Dann erst bemerkte er die schmutzigen Stofffetzen, die den Körper des Wesens teilweise noch bedeckten. Er begriff, einigermaßen fassungslos.

McCoy präzisierte ruhig: „Ja, was immer aus diesem Wesen das gemacht hat, was es jetzt ist – vorher war es ein Mensch!“

Damit wurde das Rätsel eher noch größer anstatt kleiner.

*

„Logbuch des Captains, Sternzeit 2832,8, Orbit um den Planeten Genesis.

Das Wesen, das wir in der Wissenschaftsstation fanden, ist nach den ersten Untersuchungen ganz eindeutig das, was von dem Föderations-Wissenschaftler Dr. Howard Cry übrig geblieben ist. Er gehörte zur letzten Stationsbesatzung auf Genesis. Die Reste der Uniform und die bisher gesichteten Eintragungen in das Magnetstationslogbuch lassen keinen anderen Schluss zu. Während unser Wissenschaftsoffizier Spock die weiteren Daten des Logbuchs auswertet, ist das Wesen auf die ENTERPRISE in die Krankenstation gebeamt worden, um weiter untersucht zu werden.

Dr. McCoy ist diese physiologische Veränderung ebenso wie die unglaubliche Resistenz gegen tödliche Phaserstrahlen momentan noch völlig unbegreiflich. Es handelt sich zweifellos um eine Art Mutation, vielleicht gar um eine Krankheit. Darum befindet sich Dr. Cry, wie er wohl besser genannt werden sollte, zurzeit auf der Quarantänestation und unter Beobachtung. Wir, das heißt, alle Personen des Untersuchungstrupps, wurden auf der Krankenstation unverzüglich nach der Rückkehr auf mögliche Erreger untersucht und für nicht erkrankt erklärt. Was immer also den Wissenschaftler derart verändert hat, es hat seine Ursache auf Genesis und ist augenscheinlich nicht übertragbar ... ein weiterer Bericht wird folgen.“

*

Der Vulkanier Spock saß im zurzeit nicht frequentierten Mannschaftsraum der ENTERPRISE. Vor ihm auf dem Tisch lag die rätselhafte Apparatur, die er aus der Personalunterkunft in der Forschungsstation auf Genesis mitgebracht hatte. Er hatte jenes Gebilde, bestehend aus mehreren Chrom-Vanadiumkästen und Dioden und Kabeln unter Beachtung aller relevanten Sicherheitsvorkehrungen mit an Bord der ENTERPRISE gebracht, weil er vermutete, dass dieses Gebilde eine besondere Funktion ausübte und eventuell auch in Zusammenhang mit Dr. Crys physischer Mutation stehen konnte. Ob es auch einen Konnex bezüglich der seltsamen Funksignale gab, die die ENTERPRISE erst hierher gerufen hatte, stand noch nicht fest.

Die Kabine, in der sie gefunden worden war, hatte jedenfalls Dr. Cry gehört, und zweifellos war er auch derjenige gewesen, der daran gebastelt hatte. Aber da Cry noch ohne Bewusstsein war, konnte den Sinn dieser Apparatur selbst natürlich nicht erläutern, dessen Funktion selbst dem Computer der ENTERPRISE ein Rätsel war. Obwohl die Bauteile mehrheitlich aus dem Fundus der Genesis-Station stammten, war die Art der Zusammenfügung äußerst fremdartig und stellte selbst einen Spezialisten wie Spock vor eine nicht gekannte Herausforderung.

Er nahm als Hypothese zurzeit an, dass es sich um den Versuch handelte, genesianische Technologie mit irdischen Mitteln nachzubauen. Das half ihm allerdings bei der Erkenntnis des letztendlichen Nutzens der Apparatur nicht wirklich weiter.

Spock verschob einige der acht Kästen etwas, und sein Messgerät, das er angeschlossen hatte, zeigte einige überraschend stark ansteigende Kurvenfunktionen. Spock zog erstaunt die linke Augenbraue hoch. Wieder verschob er einen Kasten, dann griff er zu einem Relais, das er während des Transportes aus dem Gebilde entfernt hatte und schob es in eben die entstandene Lücke, wobei er sorgsam darauf achtete, dass die Handschuhe richtig isolierten. Sofort schwoll der Stromfluss knisternd an, und der Tricorder gab surrende Töne von sich. Noch immer war der Zweck des Gebildes nicht ersichtlich. Er stand ohne Zweifel unter hohem Strom.

Der Vulkanier schloss ein weiteres Messgerät an einer anderen Stelle des Geräts an und stellte erstaunt einen hohen Spannungsverlust fest. Wohin flossen drei Viertel der Energie? Sie wurden augenscheinlich drahtlos an einen anderen Ort übertragen.

Er fragte sich, ob das vielleicht wirklich eine Art von Sender war und die Signale erzeugt haben mochte, die sie auf der ENTERPRISE empfangen hatten. Das ließ sich wohl leicht herausfinden. Spock mutmaßte, dass die Energie entweder in den Föderationsraum ausgestrahlt wurde – wie die vorherigen Signale – oder nach Genesis. Wie gesagt, das konnte man herausfinden.

Er aktivierte den Interkom an und fragte auf der Brücke an, um Gewissheit zu erlangen: „Mr. Sulu, können Sie derzeit einen Energiestrom feststellen, der von der ENTERPRISE ausgeht?“

„Nein, Mr. Spock. Von uns gehen keine energetischen Signale aus, die über die Norm hinausgehen“, kam die Antwort sofort.

„Danke“, gab Spock kurz zurück und beendete den Kontakt, bevor Sulu Fragen stellen konnte. Das konnte womöglich seinem weiteren Experimentverlauf schaden.

Er grübelte, weil diese Aussage seine Vermutung falsifiziert hatte. Der Stromfluss blieb also innerhalb der ENTERPRISE. Aber wohin verschwand er? Wo mochte der Empfänger sein?

Während er noch über diesen Punkt rätselte, schaltete sich die Apparatur von selbst aus.

*

Schwester Christine Chapel hatte eine Zeitlang nicht auf die Anzeigen der Quarantänestation geachtet, die eine Tür neben der normalen Krankenstation lag, sondern war mit Routineaufgaben betraut gewesen. Das fand sie durchaus unproblematisch, immerhin war Dr. Cry oder das Wesen, in das er sich verwandelt hatte, nach wie vor bewusstlos und schlief. Da vor der Tür zusätzlich auf Anordnung des Captains sicherheitshalber eine Wache aufgestellt worden war, erwartete sie erst recht nichts Ungewöhnliches.

Nun aber sah sie wieder auf die Anzeige, mit der die Quarantänestation im Blick behalten werden konnte.

Zu ihrem Schrecken zeigte die Anzeige Rot!

Das bedeutete, dass der Patient nicht mehr in der Station war.

Schnell drückte sie die Verbindung zu McCoy.

„Doktor, der Kranke ist entwichen! Ich habe eben das Signal gesehen. Bitte kommen Sie schnell!“

„Lösen Sie Alarm aus, Schwester! Ich bin schon unterwegs.“

McCoy, der gerade eine Mütze voll Schlaf hatte nehmen wollen, sprang vom Bett auf und zog sich die Schuhe an, dann verließ er den Raum.

Vom C-Deck kam ihm ein Besatzungsmitglied entgegen, das ihm noch nie aufgefallen war. Es handelte sich um einen jungen Mann mit etwas wildem dunklem Haar, der auf ihn nicht unsympathisch wirkte. Er eilte ohne ein Wort an dem Mediziner vorbei und schien es sehr eilig zu haben. Irgendetwas an ihm war sonderbar, aber McCoy war zu sehr auf Dr. Cry und die Quarantänestation fixiert, als dass er darauf geachtet oder einen Gedanken verwendet hätte.

McCoy achtete also nicht weiter auf ihn, da er ja dringend bei der Quarantänestation erwartet wurde. Er fragte sich, warum die Wache vor der Tür das Entweichen des Patienten nicht gemeldet haben mochte. Rasch ließ er sich ins C-Deck bringen vom Lift und eilte auf die Krankenstation zu. Schwester Chapel kam ihm bereits entgegen. Auch Kirk, der sich nach dem aktuellen Stand von Dr. Crys Zustand hatte erkundigen wollen, war zugegen. Er stand neben dem Wachmann, den die Ereignisse scheinbar überrumpelt hatten.

„Phelps, erzählen Sie Dr. McCoy, was geschehen ist!“, verlangte der Captain, der schon etwas besser informiert zu sein schien. „Vielleicht hat er eine Erklärung.“

„Es war vielleicht vor zehn Minuten, da ging das Schott hinter mir auf“, berichtete der Sicherheitsmann, der allmählich seine Fassung zurückgewann. „Ich drehte mich um und sah einen Mann aus dem Raum kommen – definitiv kein Untier, sondern einen ganz normalen Mann, der durchaus zur regulären Besatzung hätte gehören können. Ich hatte ihn nur noch nie gesehen. Er trug Sachen, die ihm etwas zu weit schienen, ... ich meine damit, sie schlotterten ziemlich um seinen Körper. So, als hätte man falsch bei seiner Garderobe Maß genommen. Er wirkte sehr komisch auf mich. Ich war ziemlich verblüfft und wollte ihn ansprechen ... aber er reagierte wie eine Kampfmaschine und schlug mich direkt nieder. Und als ich wieder zu mir kam, waren der Captain und Schwester Chapel schon bei mir.“

„Und Dr. Cry ist verschwunden“, fügte Kirk etwas grimmig hinzu. Er musste ins Quarantänequartier hineingeschaut haben. „Die Fesseln sind allerdings nicht gesprengt. Ich begreife das nicht. Hat er sich etwa zurückverwandelt?“

„Ich wüsste wirklich nicht, wie das möglich sein sollte, Jim“, wehrte McCoy ab, aber dann schränkte er nachdenklich ein: „Vielleicht die Mutationssporen von Karelis IV...?“

„Ich denke, ihr habt ihn gründlich untersucht. Dann hättet ihr das doch feststellen müssen.“

McCoy nickte nachdenklich und rätselnd. Nein, die Mutationssporen waren nachweisbar. Sie waren nicht an der Veränderung Dr. Crys schuld, das stand zweifelsfrei fest. Und zurückverwandeln

konnten sich die Befallenen von Karelis IV auch nicht mehr. Ihr tierischer Zustand blieb bedauernswert statisch und hielt bis ans Lebensende an.

Aber ... seine Augen weiteten sich auf einmal, als ihm etwas einfiel.

Das Besatzungsmitglied, das er noch nie gesehen hatte und das es so eilig hatte ...

Er brachte das sogleich zur Sprache, auch wenn er sich immer noch nicht erklären konnte, wie eine derartige Rückverwandlung möglich sein mochte. Aber wenn das Dr. Cry gewesen sein sollte, war er definitiv so menschlich wie jeder andere an Bord. „Jim, ich habe auf dem D-Deck einen Mann getroffen, den ich noch nie gesehen habe. Das könnte er gewesen sein ...“

Kirk schaltete sofort. Er nahm sein Sprechgerät und gab zur Zentrale durch: „Mr. Sulu, geben Sie Vollalarm für das gesamte Schiff! Es ist jemand an Bord, der nicht zur Besatzung gehört. Das Sicherheitspersonal soll ihn suchen! Dr. McCoy und ich untersuchen das D-Deck. Kirk Ende.“

Gleich darauf heulte der Alarm los.

*

Spock wurde vom Alarm überrascht.

Er vermutete zuerst automatisch einen Zusammenhang mit seiner Apparatur und dem rätselhaften Energieschwund, verwarf diese Idee aber schnell. Dann fiel ihm ein, dass er höchstwahrscheinlich gebraucht wurde. Im Alarmfall konnte ohnehin niemand von der Besatzung die Zeit dazu nutzen, in den Mannschaftsraum zu gehen, darum ließ Spock die fremdartige Apparatur auf dem Tisch liegen und begab sich aus der Messe zur nächsten Liftsäule.

Kaum war er jedoch um die Ecke gebogen, da öffnete sich ein breiter Kabelschacht in der Seitenwand der Messe, der die Decks des Schiffes miteinander verband. Jener junge Mann kletterte heraus, der McCoy aufgefallen war und nach dem zurzeit gesucht wurde, weil er der Anlass für den allgemeinen Bordalarm war. In der Mitte des A-Decks befand er sich nun. In seinem inzwischen fiebrig wirkenden Blick stand der pure Irrsinn geschrieben, er stammelte wirre Worte und sah um sich.

Sein Blick fiel auf die Apparatur, und die Augen begannen womöglich noch mehr zu glänzen.

„Meine Rettung ... du bist meine Rettung ... ich muss mich beeilen ...“

Er hob die Werkzeugtasche, die er aus dem Kabelschacht entwendet hatte, auf den Tisch und überprüfte erst einmal alle Bestandteile der Apparatur, deren Funktion Spock bislang nicht hatte ermitteln können. Als er die Anschlüsse an die Messgeräte bemerkte, wurde er ärgerlich. Wütend riss er die Kontakte heraus und schleuderte die Apparate gegen die Wand, wo sie knirschend zerbrachen.

Dann machte er sich mit grimmiger Miene und enormer Geschwindigkeit daran, die Apparatur zu vervollständigen.

*

„Es ist mir wirklich ein Rätsel, Captain. Der Kranke ist spurlos verschwunden“, sagte Sicherheitsoffizier Decker. Er kratzte sich verlegen die blonden Haare und fügte hinzu: „Wir haben das gesamte Oberschiff inspiziert. Im Unterschiff und bei den Triebwerken kann er sich ja nur schwerlich aufhalten, sonst hätte Mr. Scott umgehend Meldung gemacht. Aber bei ihm ist er auch nicht.“

„Spock, haben Sie nicht eine Idee, wo er noch sein könnte?“, wollte Kirk wissen.

„Der einzige nicht untersuchte Raum im Oberschiff ist der Mannschaftsraum, die Messe. Aber da befand ich mich selbst bis vor kurzem noch. Als der Alarm aufheulte, war ich darin. Da kann er meiner Ansicht nach also auf keinen Fall sein.“

„Was haben Sie denn da getan, Spock? Für gewöhnlich sind Sie doch in Ihrer Freizeit immer in Ihrer Kabine“, wunderte sich McCoy.

„Das ist absolut korrekt, Doktor, aber diese merkwürdige Apparatur ließ mir keine Ruhe. Meine Untersuchungen sind allerdings noch nicht abgeschlossen, und zurzeit könnte ich allenfalls Vermutungen über seinen Bestimmungszweck aussprechen. Sie verstehen, dass das nicht meinem Naturell entspricht. Ich muss die Apparatur definitiv noch weiter erforschen.“

„Sie befindet sich also jetzt noch in dem Mannschaftsraum, Spock, stimmt das?“

„Ja, Captain.“

Er wollte gerade weiterfragen, da schlug sein Funkgerät an.

„Kirk hier“, sagte er.

„Hier spricht Frazer aus dem Transporterraum. Captain, ein Unbekannter, es muss der offenbar Kranke sein, hat die Transporterwache niedergeschlagen und sich mit dem Transporter nach Genesis herabbeamt. Das kann allenfalls ein paar Minuten her sein.“

„Danke. Wir kommen.“

Damit stand fest, wo der rätselhaft verwandelte Dr. Cry geblieben war. Nur wie er das alles geschafft haben mochte und was der Sinn und Zweck seines Handelns war, das blieb zu ergründen.

McCoy hatte schon seine Tricorder-Tasche gegriffen, um sich umgehend um die niedergeschlagene Wache zu kümmern. Phelps hatte sich inzwischen von der Betäubung erholt und war für den Rest seiner Tageswache dienstbefreit worden, um sich vollkommen zu regenerieren.

Kirk gab diese Information an die Brücke und an den Maschinen-Chefingenieur Scott weiter, damit die korrekten Koordinaten ermittelt werden konnten, an die sich Dr. Cry gebeamt hatte. Bis die ENTERPRISE wieder in Position war, würden sie ihn nicht verfolgen können. Das würde wenigstens

eine Stunde in Anspruch nehmen. Die Zeit würden sie brauchen für ein kurzes Briefing und die Zusammenstellung eines Verfolgungstrupps. Da es diesmal nicht um Technologie ging, sondern darum, den „entlaufenen“ Dr. Cry wieder „einzufangen“, wie McCoy das sarkastisch nannte, würde Dr. Ramirez hier an Bord bleiben können.

Der Vulkanier ging derweil in den Mannschaftsraum zurück, um die Untersuchung der rätselhaften Apparatur fortzusetzen. Doch zu seiner anfänglichen Verblüffung fand er sie nicht mehr vor. Dafür war eine Werkzeugtasche vorhanden, und einige Bauteile lagen zertrümmert am Boden.

Spock musterte die Szenerie und schlussfolgerte das Offensichtliche: Es sah ganz danach aus, als ob Dr. Cry kurz nach seinem Fortgang hier eingetroffen war, die Apparatur vervollständigt und sie dann an sich genommen hatte.

Bis sie die Verfolgung aufnehmen konnten, musste die ENTERPRISE ohnehin eine Umkreisung noch vornehmen, wie gesagt, und dann zusätzlich noch die Biosignale des Doktors orten. Spock entschied, da er mangels der Apparatur seine Ursprungsintention nicht mehr verfolgen konnte, sich über die ungewöhnliche Verwandlung des Doktors Gedanken zu machen. Er hatte da eine spontane Idee im Kopf, so absurd es seinem nüchternen Vulkanierverstand auch schien. Diesen Gedanken gedachte er zu prüfen, bis sie den flüchtigen Wissenschaftler verfolgten.

Konsequent begab er sich also in sein Quartier zurück und rief die Literaturdatenbank auf, um den Eintrag zu studieren, an den er sich gerade erinnert hatte. Er erwies sich als äußerst hilfreich und brachte ihn auf eine bemerkenswerte Idee. Sicherheitshalber rief er auch noch einmal das Analyseprogramm auf, das inzwischen den Rest des Stationslogbuchs durchgearbeitet und bestimmte ungewöhnliche Passagen darin markiert hatte.

Ein Faktum fiel dem Vulkanier sofort auf, das bislang noch keine Erwähnung gefunden hatte, und er hob einmal mehr fasziniert seine Augenbraue.

Wenn er diese beiden Informationen zusammenfügte und dann noch die Forschungsergebnisse der Förderations-Wissenschaftler von Genesis, ergab sich ein ziemlich beunruhigendes Bild. Bislang natürlich nur eine Hypothese, nichts weiter.

Aber für ihn verdichteten sich die Indizien und mahnten zur Vorsicht.

*

Wieder waren es Captain Kirk, Mr. Spock, Dr. McCoy und diesmal zwei Sicherheitsoffiziere, die mit verstärkten Phasern ausgerüstet waren, weil sie die Wirkung der normalen Strahlendosis auf das Monster kannten, die auf die Planetenoberfläche beamten. Bekanntlich hatte Witneys Betäubungsstrahl auf den monströs verwandelten Forscher keinerlei Wirkung gezeigt.

Die fünf Männer von der ENTERPRISE materialisierten diesmal nicht in der Station, sondern auf der verwüsteten Oberfläche von Genesis. Denn genau hier, das ergaben die Transferdaten, hatte sich der Wissenschaftler eigentümlicherweise transmittieren lassen. Auf den ersten Blick ergab das wirklich so gar keinen Sinn.

Endlos breitete sich rings um sie eine graugelbe, lebensfeindliche Sand- und Geröllwüste aus. Hin und wieder ragten massive Felsblöcke und Tafelberge aus dem Schuttmeer, doch meist war der Landstrich, soweit sie sehen konnten, außerordentlich karg, und der Wind heulte über die baumlosen Kämme, die sich wie fossile Rippen urtümlicher Skelette aus dem Sand reckten. In Erdspalten duckten sich niedrige Büsche, violett schimmernde Flechten wucherten an fast jedem Felsen.

„Ich ermittle wie vermutet schwache Radioaktivität. Wir haben etwa eine Stunde Verweilzeit, danach haben wir unsere radiologische Jahresdosis erreicht“, stellte Spock mit dem Tricorder fest. Die Werte hatten sich selbst in über hundert Jahren nur geringfügig verändert. Die alten Genesianer hatten bei der nuklearen Verwüstung der Umwelt und der Zerstörung ihrer Lebenssphäre wirklich ganze Arbeit geleistet. Die Evolution würde Millionen Jahre benötigen, um sich von diesen Verheerungen zu erholen.

Sie waren am Fuß einer Formation materialisiert, die wie der Rest eines verrotteten Raumschiffes anmutete. Vermutlich handelte es sich aber wohl eher um die Rudimente eines Hochhausgebäudes, das durch die ewigen Sturmwinde und das Sediment bis auf magere, brüchige Reste abgeschmiegelt worden war. Dennoch ragte dieses skurrile Bauwerk aus unbekanntem Metall, das vor Tausenden von Jahren in der Glut atomarer Hitze zusammengeschmolzen worden war, nach wie vor rund hundert Meter hoch. Es war einer der wenigen Reste, die die Zivilisation von Genesis hinterlassen hatte. Solche Metallzinnen ragten überall aus den Sanddünen. An anderen Stellen waren – inzwischen ziemlich zugeweht – Grabungsareale zu entdecken, die unzweifelhaft jüngeren Datums waren.

Hier mussten die Forscher des Stützpunktes archäologische Feldstudien bezüglich der untergegangenen Genesis-Kultur betrieben haben. Spock hatte im Logbuch umfangreiche Einträge über Grabungskampagnen, Fundstücke und dergleichen ermittelt, aber aufgrund der geringen Zeit, die sie hatten, lediglich cursorisch überflogen. Eine genaue Analyse hätte Tage, wohl eher Wochen in Anspruch genommen.

Eindeutig besaßen sie diese Zeit jetzt nicht. Sie würden das Forschungsmaterial mit zur nächsten Föderationsbasis nehmen und dort dem wissenschaftlichen Korps der Sternenflotte überlassen, ehe sie ihre Fahrt fortsetzten

„Wo kann Dr. Cry stecken?“, fragte McCoy gerade. „Und was hat er wohl vor?“

„Ich vermute, er versteckt sich. Er konnte sich ja denken, dass wir ihn verfolgen würden. Aber ich glaube nicht ...“ Kirk beendete den Satz nicht. Ein greller Phaserstrahl raste hinter einer Ruine heran und zersprühte an dem stählernen Monument. Die Männer der ENTERPRISE suchten umgehend Schutz in der Deckung.

Es war eindeutig, wer da geschossen hatte.

„Doktor Cry!“, rief Kirk. „Wir tun Ihnen nichts. Sie haben nichts zu befürchten!“

Er erwartete keine Antwort, da er den Wissenschaftler schließlich als Monster zuletzt gesehen hatte. Doch er wurde überrascht, als der Doktor mit wütender Stimme zurückschrie: „Ihr seid alle

Narren und Ignoranten! Ihr wollt mich nur wieder einfangen und meine Entdeckung für euch nutzen! Aber ich werde das Mittel schon noch finden!“

„Welches Mittel?“, fragte McCoy Spock. Der zuckte die Achseln, aber seinem Gesichtsausdruck zufolge schien er durchaus schon mehr zu wissen. Er sah auf seinen Tricorder, und sein Gesichtsausdruck wurde erkennbar noch finsterer.

„Was wird das, Spock?“, fragte McCoy scharf, als er sah, dass der Vulkanier den Tricorder wegsteckte. Er stellte einen Augenblick später seinen Phaser auf TOTALE VERNICHTUNG ein.

Spock antwortete nicht.

Kirk merkte davon nichts. Er redete noch immer mit Dr. Cry, der sich aber immer noch einem ruhigen Dialog widersetzte.

„Lasst mich doch endlich in Frieden!“, brüllte der Wissenschaftler.

Dr. Cry trat aus der Deckung – genau jener Mann, der McCoy auf dem Gang in der ENTERPRISE begegnet war und der es so auffallend eilig gehabt hatte. Doch zugleich wirkte er verändert. Irgendwie breitschultriger und klobiger, auch sein dunkles Haar war auf rätselhafte Weise struppiger geworden, das Gesicht brutaler und grobschlächtiger.

Die Männer der ENTERPRISE sahen auch die Apparatur wieder, die er gebaut und vermutlich in der Messe vervollständigt hatte. Sie war in einen Gürtel integriert, die Kästen hingen davon herab und behinderten Dr. Cry beim Gehen. Es ließ sich mutmaßen, dass er nicht sehr schnell würde davonlaufen können mit diesem Hindernis an seinem Gürtel.

„Auf Betäubung!“, mahnte Kirk, der sogleich diesen Umstand auszunutzen gedachte. Wenn sie wegen der Strahlenbelastung ohnehin nur eine Stunde hier verweilen konnten, mussten sie schnell handeln.

Die Sicherheitsoffiziere hoben schnell die Phaser und feuerten.

„Nicht!“, rief Spock aus. Rätselhaft fügte er an: „Das ist vollkommen sinnlos! Macht ihn doch nicht noch stärker!“

Er stieß die Männer beiseite und legte nun seinerseits an.

McCoy fiel ihm in den Arm. „Sie können ihn doch nicht einfach erschießen, Spock! Er ist doch ein MENSCH!“

Der Vulkanier machte sich frei und ließ sich nicht beirren. „Doktor, ich weiß, was ich tue. Wenn ich jetzt nicht handle, ist es zu spät ...“

Dr. Cry stand noch immer am selben Fleck, aber ein grelles Funkeln umspielte seine Gestalt. Es schien eine rätselhafte Folgewirkung der Betäubungs-Phaserstrahlen zu sein. Sie hatten offensichtlich die geheimnisvolle Maschine wie einen Akkumulator aufgeladen.

Der Föderationswissenschaftler wimmerte und war in die Knie gebrochen. Die Apparatur um seine Hüfte hatte zu schillern begonnen. Spock sah wie alle anderen, dass der vormals schwächliche Körper des Doktors wuchs. Er sprengte mit knirschenden Lauten die Kombination, die er trug. Sein Gesicht verwilderte vollständig und verwandelte sich in das eines Monsters.

Alle waren von dem Geschehnis gebannt.

In dem Moment schoss Spock. Sein Strahl zielte genau auf den Kopf des Untiers. Die Folge des Schusses erwies sich als unerwartet verheerend. Eine weißglühende Aura hüllte den Verwandelten nun vollständig ein, und unter wilden Schreien löste sich Dr. Cry auf – oder das, was einmal Dr. Howard Cry gewesen war, und mit ihm die rätselhafte Apparatur. Zurück blieb lediglich ein rauchender Krater in der staubigen Planetenoberfläche.

Alle Anwesenden waren von der jähen, dramatischen Veränderung der Lage gründlich überrumpelt, das galt selbst für James T. Kirk, der seinem Wissenschaftsoffizier so einen kaltblütigen Mord nicht zugetraut hätte.

Mit schweren Schritten ging derweil der Vulkanier auf den Krater zu und hob ein unscheinbares Metallstück auf. Direkt im Anschluss darauf stellte ihn Kirk unter Arrest. Allen war klar, dass Spock eine Menge zu erklären hatte.

Er mochte die Gruppe vor einem unkontrollierten Angriff des monsterhaft mutierenden Dr. Howard Cry bewahrt haben – aber dennoch musste er sich für sein Verhalten rechtfertigen.

*

Wieder hatte Captain Kirk eine Versammlung einberufen. Diesmal musste sich der Wissenschaftsoffizier Spock rechtfertigen. Sich und sein ungewöhnlich brutales Vorgehen. Wie es üblich war, hatte er dabei zunächst die Gelegenheit, seine Sicht der Dinge darzulegen. Und das tat der kühle, beherrschte Vulkanier mit der Seelenruhe, die ihn stets auszeichnete.

„Anfangs war die Sache auch für mich nur eine unglaubliche Theorie“, schränkte er gleich zu Beginn ein, „und ich gebe zu, dass ich bis zuletzt nicht genau wusste, ob ich nicht mit meinem Vorgehen tatsächlich einen Menschen getötet hatte. Aber jetzt bin ich sicher, dass dieses Wesen nicht Doktor Cry war. Es war gar kein Mensch. Das steht für mich inzwischen zweifelsfrei fest. Darum würde ich argumentieren, dass diese Versammlung mich nicht wegen des Deliktes eines Mordes zur Verantwortung ziehen kann.“

„Moment, Spock! Das müssen Sie erklären. Wieso verstand Cry dann unsere Sprache? Und weshalb konnte er sich mit unserer Technik so gut aus?“, wollte Scotty wissen, der dem Gremium als technischer Sachverständiger angehörte.

Spock blieb die Seelenruhe in Person. „Eins nach dem anderen, Mr. Scott. Es ist vielleicht instruktiv, wenn ich ein paar Fakten aus dem Stationslogbuch aufzähle, dessen Auswertung ich noch konsultiert habe, ehe wir uns an die Verfolgung des Wesens machten, das aktuell augenscheinlich noch als Dr. Cry betrachtet wird.“

Vor ziemlich genau dreizehn Monaten befand sich der letzte Trupp der Förderationswissenschaftler hier auf Genesis. Unter den Wissenschaftlern befand sich auch ein gewisser Dr. Howard Bryan Cry. Er war Kosmo-Archäologe und spezialisiert auf Technik des Planeten Genesis. Bei seinen Untersuchungen kurz nach der Ankunft des Forschungstrupps fand er bei einer Ausgrabung an der Oberfläche eine Metallplatte aus der Technologie der Ureinwohner, die den atomaren Krieg unbeschadet überstanden hatte. Oder sagen wir – nahezu unbeschadet. Soweit es aus dem Logbuch zu erschließen ist, hat sich Dr. Cry daraufhin völlig in seinem Labor verbarrikadiert und sich mit genesianischer Technologie und den Rekonstruktionen umgeben, die die Stützpunktwerkstätten herstellen konnten. Während er Funktionsexperimente durchführte, kam es zu einem folgeschweren Zwischenfall, der im Logbuch durch den Missionskommandanten festgehalten wurde ...“

„Spock, das ist ja alles schön und gut, aber wie hilft uns das jetzt weiter?“, unterbrach ihn Kirk etwas ungeduldig.

Der Vulkanier sah ihn undurchschaubar an. „Captain, Ihre Ungeduld ist der Untersuchung nicht förderlich. Ich versichere Ihnen, wenn Sie meine Argumentation zu Ende anhören, wird die scheinbar klare Sachlage sich vollständig aufklären und mich und mein Handeln entlasten.“

Kirk wirkte nicht überzeugt, und diese Skepsis spiegelte sich in den Mienen der anderen Anwesenden wider. Spock hatte schließlich vor Augenzeugen einen Mord begangen, nicht wahr? Wie sollte man das jetzt wegdiskutieren?

„Also schön“, gab er dennoch nach. „Fahren Sie fort!“

„Der Zwischenfall“, sprach Spock weiter, „ereignete sich in Dr. Crys Laboratorium. Als man die verriegelte Tür öffnen konnte, wurde er leblos am Boden liegend vorgefunden. Der Stationsarzt Dr. Mason konnte nur noch seinen Tod konstatieren. Ursache war augenscheinlich ein energetischer Überschlagblitz aus einer Apparatur, die Dr. Cry nachgebaut hatte und die eine Mischung irdischer und genesianischer Technologie war ...“

„Die Apparatur, die Sie vom Planeten mit Dr. Cry hochgeholt haben!“

„Korrekt, Mr. Scott.“

„Moment, Spock“, warf McCoy stirnrunzelnd ein. „Was Sie sagen, kann nicht stimmen. Ich habe doch keinen lebenden Toten auf dem Gang der ENTERPRISE getroffen! Dr. Cry war eindeutig am Leben!“

„Sehen Sie, Doktor, und genau in dem Punkt beginnt die Sache interessant zu werden.“

„Wenn das stimmt, was Sie sagen, Spock ... wie ist das alles dann zu erklären?“ Kirks Miene war inzwischen auch grüblerisch geworden. Er begann zu ahnen, dass der Vulkanier eine sehr gut durchdachte Strategie verfolgte, die aber bislang nur in Umrissen zu erkennen war.

„Wie ich schon sagte ... fassen Sie sich in Geduld und warten Sie den Schluss meiner Erläuterungen ab.“ Spocks Seelenruhe hatte etwas Enervierendes.

„Dr. Cry, sollte ich hierzu ergänzen, hinterließ für den Fall seines Ablebens klare, wenn auch sehr unkonventionelle Handlungsanweisungen. Ich würde ihn mental als jemanden charakterisieren, der von seinem Forschungsgegenstand regelrecht besessen war. Wir würden das vermutlich für schrullig bis neurotisch nennen. Er verfügte jedenfalls, dass man seinen Körper nicht dem Weltraum übergeben oder auf seiner Heimatwelt beerdigen sollte, sondern er bestand darauf, an der Oberfläche von Genesis begraben zu werden, unmittelbar mit Blick auf die archäologischen Grabungsareale, die er – nach eigenem Bekenntnis – so geliebt habe. Naturgemäß wurde ihm dieser Wunsch post mortem erfüllt. Ich sollte jetzt vielleicht ergänzen, dass sein Begräbnisort der Ort war, wo wir ihn stellten und er von mir zerstrahlt wurde.“

Er blickte kurz in die Runde und stellte befriedigt fest, dass die steinernen Gesichter einer gewissen Neugierde gewichen waren. Der Fall, der anfangs so völlig transparent erschienen hatte, zeigte doch unerwartete Facetten. Und es war offenkundig, dass der Wissenschaftsoffizier mit seinen Ausführungen noch nicht am Ende war.

Wenn das Wesen, das er vernichtet hatte, augenscheinlich nicht Dr. Cry gewesen sein konnte, da der Wissenschaftler seit Monaten tot war, dann galt es nun, ein veritables Rätsel aufzuklären.

„Reden Sie weiter, Spock!“, wies ihn der Captain an.

„Dr. Cry war also, als wir auf Genesis ankamen, schon seit Monaten tot“, resümierte Spock ruhig. „Aber soweit ich mir das zusammengereimt habe, hatte er vor seinem Tod eine wichtige Entdeckung gemacht. Diese Platine der Ureinwohner, die er gefunden hatte, enthielt augenscheinlich die Lebensenergie eines Genesianers, sein Karma, wie Sie vielleicht sagen würden, Doktor. Und so besessen, wie er von der genesianischen Zivilisation war, entschied er sich dazu – würde ich plausibel spekulieren –, ein Experiment am eigenen Leib zu versuchen und damit seine wissenschaftliche Karriere zu krönen und seinen Ruf als Koryphäe auf dem Gebiet der genesianischen Technikforschung ein für allemal unter Beweis zu stellen.“

Er sah McCoy und Montgomery Scott an. „Ich denke, für Sie beide dürfte es von Interesse sein, was sich Dr. Cry hiervon schätzungsweise erhoffte. Er war offensichtlich besessen von der Vorstellung, dass die Genesianer es vermocht hatten, auf technischem Weg den Zustand des Todes aus einem finalen Stadium in ein vorübergehendes zu verwandeln, aus dem sie letztlich gestärkt hervorgehen würden.“

Dr. Cry schaffte es also, seinen Körper sterben zu lassen und dies wie einen Unglücksfall aussehen zu lassen. Es handelte sich dabei in Wahrheit um einen Teil seines sorgsam geplanten Experiments. Ihm war klar, dass sein Tod umgehend zur Einstellung der Forschungen und zur Abberufung der Wissenschaftler führen würde. Damit erhielt er genau den Freiraum, den er für seine weiteren Forschungen brauchte ...“

„Aber, Spock, er war TOT, verdammt noch mal! Wo wollte er seine Studien weiterführen? Auf einer Wolke im Jenseits?“ McCoy fand die Argumentation irgendwie aberwitzig.

„Durchaus nicht. Sondern auf Genesis“, fuhr Spock fort. „Sehen Sie, er wusste, dass die Aktivierung der Lebensenergie in dem genesianischen Chip ihn den Tod überwinden lassen und vitalisieren würde. So kehrte er nur wenige Wochen nach seinem ‚Tod‘ ins Leben zurück und arbeitete normal weiter. Dass er dafür mühelos Zugang zur versiegelten Station bekam, zeigt mir nachdrücklich, dass es sich hierbei nicht um eine zufällige Aneinanderreihung von Ereignissen handelt, sondern um klare, vorsätzliche Planung. So unheimlich es für uns vermutlich auch klingen mag – Dr. Cry hatte sein Ableben vorsätzlich inszeniert, und es stellte einen zentralen Teil seines Planes dar. Und bis zu einem gewissen Punkt, muss man ihm zugestehen, hat dieses Experiment am eigenen Leib tatsächlich auch funktioniert. Aber es ergab sich alsbald ein Problem.“

„Welches?“, fragte McCoy, obwohl es völlig klar war.

„Er verwandelte sich auf unvorhergesehene Weise. Sie kennen vielleicht die Geschichte des Dichters und Schriftstellers Robert Louis Stevenson – Dr. Jekyll und Mr. Hyde. Dieser Autor Stevenson lebte im präatomaren Zeitalter, und sein Roman beschrieb das Bild einer unheimlichen Persönlichkeitsspaltung mit klarer physischer Ausprägung, die so deutlich war, dass gewissermaßen zwei Personen entstanden, die sich ihren Aktionszuständen abwechselten. So ähnlich lag unser Fall auch.“

Der Teil der Persönlichkeit, der Dr. Cry war, erwies sich weiterhin als hochintelligent. Der Geist des Ureinwohners von Genesis aber, der durch die Selbstimplantation des Chips in Crys Körper Teil von seinem Leib geworden war, er dürfte durch äußere Einwirkungen – ich schätze, das war eine Langzeitwirkung der Verstrahlung – so verkümmert, dass nur die tierischen Instinkte noch existierten. Anfangs ließ es sich noch beherrschen. Da konnte der Doktor die Verwandlung noch im Zaum behalten, möglicherweise durch schiere Willenskraft zurückdrängen. Aber seine lichten Augenblicke wurden immer seltener und kürzer, und schon bald bedurfte es einer besonderen Apparatur, die er mit einem Zeitsignal versah, die ihn dann aus der tierischen Phase herausriss.

Er begann sich noch intensiver als bisher mit der Technik der Genesianer zu beschäftigen und stellte fest, dass er allein es nicht schaffte, den Prozess mit lokalen Mitteln zu beherrschen. So schuf er eine Möglichkeit zur drahtlosen Übertragung und gleichzeitigen Speicherung. In einer solchen lichten Phase muss er das starke Funksignal ausgeschiedt haben, das uns hierher nach Genesis führte. Meine Vermutung geht dahin, dass er sich ausrechnete, mit Hilfe der Kraftwerke der ENTERPRISE hinreichend Energie zu besitzen, um die tierische Phase dauerhaft unterdrücken zu können.“

„Halten Sie das für eine realistische Prognose?“, hakte Kirk nach, der Spocks klarer Argumentation immer mehr Glauben schenkte.

Der Vulkanier schüttelte den Kopf nachdenklich. „Das kann ich nicht mit letzter Gewissheit sagen, da mir dafür zu viele Informationen fehlen. Doch was sich abzeichnete, fand ich alarmierend genug: Da sein Körper sich zusehends an immer größere Energiemengen gewöhnte, konnte man ihn mit normalen Phasern schon nicht mehr lähmen, das haben wir ja bei der ersten Konfrontation schon entdeckt. Deshalb hat Ihr Phaserschuss ihn auch nicht töten können, Captain. Da die ENTERPRISE sich im stetigen Orbit um Genesis befand, wurde die Apparatur durch die Zeitschaltung aktiviert und weiter mit Energie aufgeladen.“

Die Cry-Persönlichkeit, die ich gleichwohl nicht mehr menschlich nennen würde, da sie von dem ursprünglichen Wesen des Wissenschaftlers kaum mehr etwas besaß, wurde durch die drahtlose Energieübertragung in der Krankenstation aus dem tierhaften Stadium in eine menschliche Form überführt. Und es ist zwar nur eine Mutmaßung, aber eingedenk der Schnelligkeit, mit der das Cry-Wesen zur Messe und zu der Apparatur fand, ist zu schätzen, dass es eine gewisse kybernetisch-physiologische Verbindung zwischen beiden gegeben haben muss.

Zugleich wurde dem Cry-Wesen klar, dass es sich dringend von der ENTERPRISE entfernen musste ... aber es konnte schon nicht mehr hinreichend klar denken. Sowohl die Beam-Energie als auch die Anwesenheit der ENTERPRISE lud die Apparatur weiter auf, und letztlich schlug der Prozess strukturell um und transformierte die Energie in Stoffwechselstärkungsenergie ... hätte ich dieses Wesen nicht sofort nach der Rückkehr nach Genesis vernichtet, dann hätte man es wohl alsbald nicht mehr ohne Energiegeschütz töten können. Ich glaube, wir waren alle Augenzeugen davon, wie sich Dr. Cry immer schneller in ein Monster verwandelte. Allen Indizien nach zu urteilen wäre diese Umwandlung irreversibel gewesen und hätte uns in akute Lebensgefahr gebracht.“

Auch wenn Spocks Argumentation zahlreiche hypothetische Elemente enthielt, war ziemlich offenkundig, dass sein Vorgehen auf der Oberfläche von Genesis nun in völlig anderem Licht dastand. Er hatte nicht rücksichtslos einen armen, mutierten Wissenschaftler ermordet, sondern eher ein monströses Wesen, das sich auf durchaus unnatürliche Weise einer Magerversion des gestorbenen Wissenschaftlers Dr. Cry bemächtigte, um ein neues, augenscheinlich sehr gefährliches und gewalttätiges Dasein zu führen, das sie alle in Gefahr gebracht hätte.

Somit war Spock kein Verbrecher, sondern ihr Retter.

Alles in allem war die Geschichte indes so ungeheuerlich, dass selbst jetzt, wo die meisten nachprüfbaren Fakten bekannt waren, allgemeines Unbehagen herrschte. Die Technologie der ausgestorbenen Genesianer war eindeutig viel gefährlicher als bislang angenommen. Das würde künftige Forschungen auf diesem Planeten vollständig verändern.

„Ich glaube, ich spreche für uns alle“, meinte James Kirk schließlich, als das Schweigen lange angedauert hatte, „dass wir in Anbetracht der Informationen die Anklage gegen Mr. Spock am besten stillschweigend zu den Akten legen sollten, wie man so sagt ... aber, Spock, das enthebt Sie natürlich nicht eines ausführlichen Berichts über diese Vorkommnisse, der dann meinen Eintrag ins Logbuch entsprechend relativieren wird.“

„Natürlich, Captain“, stimmte der Vulkanier nüchtern zu. „Ich werde mich so schnell wie möglich an die Arbeit machen. In meinem Bericht werde ich besonderen Wert darauf legen, dass wir die künftige Erforschung der genesianischen Hinterlassenschaften an wesentlich strengere Sicherheitsvorkehrungen knüpfen müssen.“

Er sah allgemeines Nicken in der Runde.

Dennoch fühlte er sich zu einer weiteren Bemerkung veranlasst: „Ich glaube, wir sollten aus diesem Zwischenfall, den ich durchaus als tragisch bezeichnen möchte, eine Lehre ziehen. Nämlich die, dass es gefährlich ist, sich angesichts fremder Technologie von purem wissenschaftlichem Ehrgeiz wegtragen zu lassen und Risiken einzugehen, die nicht nur den Forscher selbst bedrohen,

sondern auch zahlreiche weitere Menschenleben in Mitleidenschaft ziehen können. Dr. Crys Experiment und sein Scheitern sollten uns in dieser Hinsicht eine stete Mahnung sein, die Grenzen der Menschlichkeit nicht zu überschreiten.“

Diese Einschätzung fand allgemeine Zustimmung.

Als der Aufenthalt im Orbit schließlich endete, blieb der unheimliche Planet Genesis hinter dem Raumschiff ENTERPRISE zurück. Aber dieses Abenteuer hatte sich allen in die Seele gebrannt.

Sie würden die Mahnung im Gedächtnis behalten.

ENDE

© 1985 / 2025 by Uwe Lammers

Gifhorn, den 29. September 1985, 12 anderthalbzeilige Seiten

Abschrift: Braunschweig, den 2./3. Januar 2025 (13 anderthalbzeilige Seiten)

Überarbeitung: Braunschweig, den 10.-20. Mai 2025 (S. 16)



Voller Dampf für Kakanien

Von Senex

KAPITEL 1

1889, Februar

Wien

Man schrieb den 20. Februar anno Domini 1889, und Prinzessin Maria Sophia Ludovika von Habsburg-Österreich, die Tochter von Franz Joseph von Österreich und Helene von Wittelsbach, Erzherzogin von Österreich, Ungarn und Böhmen, Herzogin in Bayern, Herzogin von Venetien, Friaul und Triest, Gräfin von Steyr und von Taranaki sowie Inhaberin einiger Baronien und Rittertümer nebst den zugehörigen Titeln und Schwester des Thronfolgers Franz Rudolph von Österreich feierte im Schloss Schönbrunn ihren dreißigsten Geburtstag. Selbstverständlich mit einigem Glanz, wenn auch seit dem Ende der absolutistischen Monarchie sogar in Bezug auf die privaten Festlichkeiten des allerhöchsten Herrscherhauses ein gewisser Sparstift am Werk war. Caroline Therese Helene Herzogin in Bayern, im engsten Kreis liebevoll Néné genannt, die Regentin der Vereinigten Donaumonarchien, hatte den Sparkurs ihres Schwiegervaters Franz Karl I getreulich aufrecht erhalten. Die heute gerade noch 54 Jahre alte Helene hatte das Geld lieber in die Modernisierung der Wirtschaft und in soziale Projekte statt in pompöse Festivitäten und unnötigen Luxus gesteckt. Die Universität in Wien war wichtiger als eine fünfte Villa in der Umgebung der Hauptstadt, sozialer

Wohnbau nötiger als die wertvollsten Juwelen, öffentliche Verkehrsmittel hatte Vorrang vor Schmuck, den man vielleicht alle heilige Zeiten hervorholte!

Dieser Sparkurs erregte selbstverständlich das starke Missfallen der Witwe des Kaisers Franz Karl, welche jeder Schmälerung der Privilegien des Adels feindlich gegenüber stand. Allerdings hatte die Erzherzogin und kaiserliche Witwe Sophie Friederike Dorothea Wilhelmine von Bayern aus ihrem Alterssitz im Kloster der Ursulinen in Triest keinen weltlichen Einfluss mehr und konnte an den Sitten und der Politik in Wien nichts mehr ändern. Dennoch schrieb sie immer und immer wieder wütende Briefe an Helene, an den Kanzler des Bundes und die einzelnen Minister und Staatssekretäre. Diese Ergüsse wurden vom Hof und der Regierung jedoch seit längerem weitestgehend ignoriert und landeten zumeist ungeöffnet in der Rundablage. Nur wenn ein junger, neu eingestellter Kanzlist einen Umschlag mit dem Absender der aus Triest in die Hände bekam, landete das Schriftstück wirklich beim angegebenen Adressaten. Dieser nahm die Existenz der Post zur Kenntnis und expedierte das Papier ungelesen in den Müll. Sophie war, wie man halt so sagte, Schnee von gestern. Weg vom Fenster. Über alle Häuser geworfen. Abgerissen wie ein Einser-Zwirn.

Selbst das lange Zeit praktizierte steife und extrem förmliche spanische Hofzeremoniell war seit den Zeiten des Kaisers Franz Karl dem moderneren Denken zum Opfer gefallen. Die Roben, auch die Ballkleider, waren einfacher, praktischer und vor allem bequemer geworden, man hätte sich für die alte spanische Mode direkt geschämt. Sowohl die ausladenden Röcke mit den pompösen Krinolinen, aus Weiden geflochtenen Gestellen und hölzernen Reifen unter den Stoffen des Biedermeier und zweiten Rokoko, mit welchen man nur seitwärts durch eine normal breite Tür gehen konnte als auch die engen Kleider im Karottenschnitt der frühen Gründerzeit, mit denen sich Frau nur mit winzigen Trippelschrittchen fortbewegen konnte, waren endgültig passé. Die moderne Frau in Wien und den anderen Städten der Donaumonarchien trug auch als große Robe fließende, weit geschnittene Formen, dem französischen Empire nicht unähnlich. Der Saum der Abendroben endete bereits eine Handbreit oder mehr über dem Knöchel, elegante, zarte Schnür- oder Knöpfchenstiefeletten mit hohen Absätzen hatten in den Donaumonarchien die flachen Halbschuhe zumindest in der Ballkleidung abgelöst. Sogar die eng geschnürten Mieder mit Verstärkungen und Versteifungen aus Fischbein waren langsam von der Bildfläche verschwunden oder wurden zumindest nur noch als optische Accessoires über der Kleidung getragen, ohne Fischbein und ohne wirklich fest geschnürt zu werden. Die Frauenwelt atmete im wahrsten Sinne des Wortes befreit auf und tief durch. Die Damen fielen nicht mehr bei jeder kleinsten Aufregung oder Anstrengung sofort in Ohnmacht, es sei denn natürlich, Mademoiselle legte es darauf an. Zum Beispiel, wenn sie von den starken Armen eines galanten Herrn aufgefangen und danach gehalten werden wollte, um so den Weg für nähere Bekanntschaften zu ebnen. Die Turnüre² war ebenso bereits Geschichte in Österreich geworden wie lange zuvor schon der steife spanische Kragen. Im Gegenzug hatten bunte, kräftige Farben bei der Kleidung Einzug an den Höfen der mit Österreich verbundenen Länder gehalten. Das triste Schwarz, das stumpfe Braun der Herrenmode und die beinahe farblosen Pastelltöne der Damenkleidung wollte nun, Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Donaumonarchien wirklich niemand mehr tragen. Es war jetzt endlich Zeit für etwas Neues

gekommen, für bunte, kräftig leuchtende Farben in der Mode, der Malerei und der Architektur. In der Belle Epoque und dem beginnenden Art Deco wollte man fröhlich sein, das Schöne genießen, und so kam schwarze Kleidung in Schönbrunn derart stark aus der Mode, dass selbst Diplomaten am Hof in Wien zumindest farbige Sakkos, Fracks oder Gehröcke zu den offiziellen Festen trugen. Die Dame von Welt trug ihre Haare jetzt lang, aber hoch gesteckt oder geflochten, die Schläfenhaare ausgenommen, welche zu Locken gedreht das Gesicht der Trägerin umrahmen sollten.

So war es auch kein Wunder, dass sich Maria Sophia an diesem Abend für ein eher luftiges Kleid aus grüner Seide entschieden hatte und dazu ein angedeutetes rotes Miederchen trug, welches die nicht sehr ausladenden, aber durchaus erfreulich anzusehenden Formen der Erzherzogin zwar betonte, sie aber nicht einengte. Es war die neueste Kreation des Modeschöpfers Adolf Wilhelm Schack in Wien, welche Schultern und Arme komplett unbedeckt ließ und einen tiefen Einblick in das offenherzige, aber nicht übertrieben weit ausgeschnittene und hübsch gefüllte Dekolleté zuließ. Auch die gewagt hochhakigen Stiefeletten und die beinahe bis zur Schulter reichenden Handschuhe waren leuchtend rot, und das dünne, goldene Diadem im dunkelroten Haar war mit böhmischen Granaten und fein polierter grüner Jade geschmückt. Néné, Helene aus dem Haus der Wittelsbacher, seit dem Tod ihres Schwiegervaters Franz Karl von Österreich alleinige Regentin der Vereinigten Donaumonarchien, beobachtete ihre Tochter nicht ganz ohne Sorge. 30 Jahre alt, und der Wildfang hatte immer noch keinen Mann. Also, zumindest keinen Ehemann! Einige gute Partien, welche um ihre Hand anhielten, hatte Maria Sophia bereits kategorisch ausgeschlagen. Aber irgendwann musste sie ja wohl doch unter die Haube, ewig konnte das doch nicht so weitergehen, immer nur Liebeleien und sexuelle Eskapaden, nie etwas Ernstes und Festes!



„Regentin!“, ertönte neben ihr eine bekannte Stimme, Helene schrak aus ihren Gedanken.

„Erzbischof Langer“, nickte sie dem groß gewachsenen, schlanken Kleriker in der scharlachroten Soutane zu, der sich angemessen verbeugte.

„Ich muss eure Hoheit später noch sprechen, bitte.“

„Aber selbstverständlich, Eminenz“, gewährte Helene die Erfüllung der Bitte des Erzbischofs. „Am besten jetzt sofort. Kommen Sie doch bitte gleich mit!“

Von der Tanzfläche aus konnte Maria Sophia sehen, wie ihre Mutter und der Erzbischof in einem der Räume verschwanden und ein Lakai hinter ihnen die Tür schloss. Der Kaiserwalzer, vom seinem Komponisten Johann Strauss selbst dirigiert, klang langsam aus, und Maria Sophia, das Geburtstagskind, wurde von ihrem Tanzpartner in eine letzte Drehung geführt.

„Ich danke Hoheit für diesen Tanz, Erzherzogin!“ Oberleutnant Friedrich Jürgen Mkuki'Mrefu knallte dabei die Haken zusammen und verneigte sich ruckartig. Die weiße Uniformbluse der achten Namib-Husaren mit der ebenfalls weißen, mit scharlachrot gefärbtem Pelz verbrämten Husarenjacke über der linken Schulter und den hautengen roten Hosen mit dem breiten, goldenen Streifen stand dem hübschen Burschen recht gut. Er war schon ein fesches, gut gebautes Mannsbild, die dunkelbraune, fast schwarze Haut kontrastierte hervorragend zur hellen Uniform des Mannes. Aber Maria Sophia hielt ihn für sehr jung. Zu jung für ihren Geschmack, er war doch sicher gerade einmal 24, allerhöchstens 26 Jahre alt. Vielleicht alt genug für ein kleines Abenteuer, ein kurzes Intermezzo, aber viel zu jung für etwas Ernstes. Sie verabschiedete sich mit einigen freundlichen Worten, der Tanz hatte ihr wirklich Spaß gemacht. Der Oberleutnant war ein charmanter Plauderer gewesen, respektvoll, aber nicht unterwürfig, und ein guter Tänzer. Nach einem letzten

„Es hat mich wirklich sehr gefreut und einem Handkuss wandte sie sich ab und entfernte sich, der junge Offizier sah ihr bewundernd nach.

Friedrich Jürgen Mkuki'Mrefu war zu drei Viertel Herero und stammte aus dem Königreich Neuhochadlerstein. Niemand wusste, welcher Teufel den Baron von Hochadlerstein geritten hatte, als er 1721 vom portugiesischen König den Fluss Kunene in der Wüste Namib mit jeweils anderthalb Kilometer Land an jedem Ufer kaufte. Ohne, dass einer der beiden Geschäftspartner auch nur ansatzweise eine Ahnung von der Länge des Flusses gehabt hätte. Dom João Francisco António José Bernardo de Bragança, auch bekannt unter dem Namen Johann V, hatte 1708 Maria Anna Josepha geheiratet, die Schwester von Kaiser Joseph I aus dem Haus Habsburg. Dom João hatte seine Hand auf die Karte der Küste gelegt, wo die Mündung, der ‚Foz do Cunene‘, mit wenigen Kilometern Flussverlauf eingezeichnet war.

„Meu querido Conde³ Hochadlerstein! Keine Details, der Fluss bis zu seiner Quelle mit je 6 Estádios⁴ an beiden Ufern, für 3.000 ihrer Kronen können Sie das ganze Gebiet haben!“ Emanuel von Hochadlerstein griff zu. Er verkaufte seine Stammlande und borgte sich von seiner Familie und Freunden noch die restliche Summe. Nach moderner Messung hatte der Fluss eine Gesamtlänge von immerhin etwa 1.050 Kilometer, ohne die Nebenflüsse, sodass der Baron eine Fläche von 3.250 Quadratkilometer für ein paar tausend Kronen erwarb. Noch etwas größer als das Land vor dem Arlberg mit 2.600 Quadratkilometern. Paul von Hohenadlerstein baute zuerst an der Mündung des Flusses eine florierende Hafenstadt und bewässerte auch ein hübsches Stück Land, um die Niederlassung so autark wie möglich ernähren zu können. Rasch fanden sich Siedler und Bauern

aus dem Volk der Herero sowie Viehzüchter aus dem ihnen verwandten Volk der Himba ein, und das fruchtbare bewirtschaftete Land vergrößerte sich immer weiter stromaufwärts. 1792 ließ sich der Enkel des Barons zum König von Neuhochadlerstein krönen, unterstellte sich aber sofort Kaiser Franz II von Habsburg-Lothringen und schwor diesem als seinem Lehensherr die Treue. Seit 1850 war Neuhohenadlerstein wie alle Donaumonarchien eine konstitutionelle Monarchie mit eigenem Parlament und Sitzen im Kronrat und im Völkerparlament. Die Bevölkerung, egal ob weiß, schwarz oder mit Ockerfarbe bemalt, genoss dank Maria Theresia die gleichen Rechte wie Österreicher, Ungarn, Slawen, Italiker und Maori.

Die Ur-Ur-Urenkelin dieser Maria Theresia, Maria Sophia, wanderte nach dem Tanz mit raschen Schritten durch die Räume des Schönbrunner Schlosses, als ein orientalisch aussehender Mann mit kahlem Kopf und dünnem Schnurrbart ihren Weg kreuzte. Er trug einen smaragdgrünen, hochgeschlossenen Gehrock arabischer Prägung zu europäisch geschnittenen Hosen und weichen Stiefeletten. Ein asketisch wirkender, mittelgroßer Mann, dem dennoch die Glut und der Genuss am Leben aus den Augen leuchteten.

„Hoheit?“, sprach er die Erzherzogin an. Die Stimme des Mannes klang samtweich, der Tonfall war höflich, aber nicht unterwürfig, seine Verbeugung angemessen, aber nicht devot. Maria verhielt in ihrem Schritt und reichte dem Fremden die Hand zum Kuss.

„Wenn Sie mit mir tanz’n wollen, bin ich gern dazu bereit! Aber erst, nachdem ich ein Glaserl Sekt bekommen hab! Oder besser noch zwei“, versprach sie.

„Verfügen Hoheit voll und ganz über mich!“ Der Fremde verbeugte sich erneut elegant. „Wenn sich Euer Hoheit bitte erinnern wollen? Mein Name ist Ibrahim Muhamad Pascha, ich komme aus Konstantinopel im Auftrag meines Herrn, Sultan Abdülmecid, um Eurer Hoheit die besten Wünsche zu Ihrem Geburtstag zu überbringen.“

„Aber selbstverständlich, Muhamad Pascha. Ich war durchaus erfreut und fühle mich sehr geehrt, dass Ihr Herrscher eigens einen Sonderbotschafter entsandt hat.“ Maria Sophia reichte Ibrahim ihre Hand, und der Osmane beugte sich darüber, um sie zu küssen. Dann bot er der Prinzessin den Arm.

„Ich denke, ich kann mich daran erinnern, wo der Sekt steht, Hoheit“, versprach der Sonderbotschafter.

„Dann sind Sie jetzt wohl mein Retter“, lachte Maria Sophia glockenhell auf. „Und bitte retten’s mich doch, Botschafter!“

Der Lakai in der gelb-schwarzen Livree des Hauses Habsburg hatte die Tür zu dem Schreibzimmer der Regentin hinter dieser und dem Kardinal Erzbischof geschlossen. Néné wusste, dass niemand es wagen würde, sie jetzt zu stören. Es sei denn natürlich, das Schloss stünde plötzlich in Flammen oder ein Bote überbrächte eine dringende Katastrophenmeldung. Eine Kriegserklärung vielleicht oder etwas ähnlich dramatisches. Da die Regentin damit allerdings in den nächsten Stunden nicht wirklich rechnete, wandte sie ihr etwas herbes, aber trotzdem durchaus hübsches Gesicht ihrem Gast zu.

„Mich würde interessieren, wem ein Erzbischof eigentlich seine Sünden beichten muss“, überlegte sie.

„Begehe ich denn wirklich eine Sünde?“ Ferdinand Langer küsste innig die Hand der Regentin.

„Noch nicht, meine liebe Eminenz!“ Nénés schlanker Zeigefinger strich über Langers Wange. „Aber ich hoffe doch, dass Sie es bald wieder einmal machen werden. Sie waren jetzt doch schon beinahe zwei Monate nicht mehr bei mir!“

„Unverzeihlich, meine liebe Freundin!“ Der Kleriker zog Helene näher zu sich heran und küsste ihren Hals. Die Haare seines sorgfältig gestutzten Bartes kitzelten angenehm, während sein heißer Atem die Regentin wohligh erschauern ließen. Dann verirrte sich seine Hand unter das zimtfarbene Kleid Helenes und fand darunter, sanft über die hochwohlgeborenen Schenkel streichend, rasch und sicher das Delta der Venus, welches sich ihm wie von Zauberhand öffnete.

„Dann sollten Sie mich ganz schnell wieder gnädiger stimmen, Ferdinand!“ Offensichtlich fanden die Handlungen des Klerikers die Zustimmung der Regentin, welche die erfahrene erzbischöfliche Hand mit sichtlichem Behagen gewähren ließ. „Und ich möchte feststellen, dass Sie durchaus auf dem besten Wege dazu sind“, schnurrte sie wie eine zufriedene Katze.

„Es wird mir ein ausgesprochenes Vergnügen sein, meine liebe hoheitliche Néné. Soll ich ihnen denn vorher oder nachher die Beichte abnehmen und die Absolution aussprechen?“ Die Regentin von Kakanien entzog sich nun den Händen Ferdinand Langers. Sie setzte sich auf einen Tisch, hob ein schlankes Bein und legte dem Erzbischof den Absatz ihres Schuhs auf die Schulter.

„Was hat es denn vorher für einen Sinn, mein lieber Freund?“ fragte Néné. „Frisch ans Werk, sündigen Sie zuerst einmal mit mir, und danach entsündigen Sie mich halt wieder!“

„Aber teuerste, liebste Néné!“ Der Erzbischof streichelte das angebotene Bein und näherte sich dabei einmal mehr dem gelobten Land. „Für eine Absolution müssten Sie doch bereuen, tief und ernsthaft bereuen!“

„Oh, ich werde schon bereuen, Ferdinand.“ Néné öffnete das Oberteil ihres Gewandes und entblößte ihren Busen. „Und wie ich bereuen werde. Ich bereue doch jetzt schon wie noch nie in meinem Leben. Und Sie werden mich jetzt sofort und auf der Stelle wie immer erlösen. Und mich danach wieder einmal segnen! Bevor Sie mir dann die Absolution erteilen.“

„Dann werde ich eure Hoheit sofort erlösen“, lächelte Langer und öffnete seine Soutane. „Auf der Stelle, sofort und mit größter Freude!“

Durch die Gänge Schönbrunns gingen immer wieder Lakaien mit Tablettts voller Sektgläser, und man musste, falls man keinen von ihnen sah, nur einem anderen Diener zuwinken. Trotzdem konnten Minuten vergehen, bis man zu einem Glas Wein oder Sekt bekam. Maria Sophia und Ibrahim hatten einen der Diener mit Getränken gefunden, die Prinzessin nahm sich ein Glas, während Ibrahim um ein Glas Saft bat. Oder Wasser. Weil er Moslem war. Er hatte Glück, denn im Jahr 1889 war es zumindest in den Donaumonarchien nicht mehr unüblich, muslimische Gäste mit der gleichen

Höflichkeit und Rücksichtnahme wie alle anderen Gäste zu bewirten. Nach Russland an den Hof des Zaren sollte der Sultan allerdings lieber keinen Moslem entsenden, sondern einen trinkfesten Mann.

„Wie ist es denn so in der Türkei, Exzellenz“, fragte Maria Sophia im Plauderton, während sie auf den Fruchtsaft für den Osmanen warteten. Ibrahim Muhamad Pascha antwortete ebenfalls im leichten Ton.

„Oh, es ist heute in Konstantinopel gar nicht mehr so anders als in Wien, Hoheit. Auf dem Land außerhalb der Städte gibt es aber leider immer noch eine Menge Armut. Mein Herr arbeitet bereits daran, hier Abhilfe zu schaffen, doch – es geht bedauerlicherweise nicht sehr schnell! Auch an der Modernisierung unseres Landes ist er durchaus interessiert! Er möchte nicht nur Technik kaufen, sondern auch die Jugend dazu bringen, sich im Ausland zu bilden.“

„Nun, das ist ja doch durchaus erfreulich!“ Maria Sophia trank wieder von ihrem Sekt, stellte ihr leeres Glas beiseite und hob die Arme. „Wenn Sie jetzt wünschen, Exzellenz?“

„Ach, wir plaudern doch gerade so schön, Hoheit“, bat der Botschafter statt dessen. „Wollen Hoheit mich nicht vielleicht lieber auf den Balkon begleiten?“

„Ach, Sie sind ja ein ganz ein kecker Mann“, lächelte die Erzherzogin und ließ ihre Arme wieder sinken „Aber ja, gern, geh’n wir halt ein Sprüngelein hinaus!“ Maria nahm den angebotenen Arm und ließ sich auf die Terrasse führen. „Joshi, bring’ er uns zwei Gläser und ein Flaschelein von dem Sekt hinaus, ja“, wandte sie sich unterwegs an einen der Diener in Livree, der sich tief verbeugte. „Und noch einen Krug von dem Apfelsaft für den Botschafter!“

„Selbstverständlich, Hoheit!“ Nach einer tiefen Verbeugung machte der Diener kehrt und entfernte sich.

Von dem Balkon vor dem großen Saal in Schönbrunn hatte man einen guten Ausblick auf den derzeit schneebedeckten Neptunbrunnen, den jetzt tief verschneiten Park und den von der Gloriette gekrönten Hügel. Zwei symmetrisch angelegte und jetzt im Winter von der Dampfheizungsanlage des Schlosses angenehm gewärmte und schneefrei gehaltene Zick-Zack-Wege führten zu dieser Säulenhalle hinauf. Der Wandelgang hatte keine praktische Funktion und sollte nur die Glorie der Habsburger verkörpern. Seit einigen Jahren wurde das Gebäude des Nachts von starken elektrischen Scheinwerfern in wechselnden Farben beleuchtet. Das Vaporid, '49 von Nikolaus Novacek in seinem Chemielabor erfunden, heizte die Dampfkessel billig und ohne übelriechenden Qualm und produzierte über eine Turbine auch elektrischen Strom. Dank der Erfindung des kroatischen Technikers und Erfinders Nicola Tesla mit leicht über große Strecken übertragbarem Wechselstrom. Beinahe ganz Wien war bereits an eines der Dampfheizungs- und noch mehr Haushalte an ein Elektrizitätsnetz angeschlossen. Die Stadtbahn fuhr bereits seit geraumer Zeit mit Dampf den Wienfluss entlang von Hütteldorf bis zum Donaukanal, der früher einmal der Hauptarm des Flusses gewesen war. Im Auftrag des Kaisers war jedoch einer der Nebenarme verbreitert und begradigt worden, um den Frachtverkehr mit den großen Schub- und Zugverbänden auf der Donau zu erleichtern. Der Architekt und Künstler Otto Wagner legte am Unterlauf des erwähnten Wienflusses außerhalb der Ringstraße gerade einen großen Stadtpark mit Musikpavillon,

Kaffeehaus und verschlungenen Spazierwegen zwischen ausgedehnten Blumenbeeten, Rasenflächen und auch Bäumen an. Sogar ein paar Teiche wollte er anlegen, der Herr Hofarchitekt.

„Das ist wunderschön, Hoheit!“ Ibrahim Pascha bewunderte ganz offen die beleuchtete Gloriette. Durch verschiedene Farbfilter, welche vor die Scheinwerfer geschoben wurden, änderte sich das Bild in regelmäßigen Abständen. „Wirklich wunderschön. Erlauben Euer Hoheit, dass ich rauche?“

„Aber natürlich, Exzellenz. Es spricht doch hier im Freien nichts dagegen! Nur drinnen hat's die Frau Mama nicht so gern, wegen der alten Deckenfresken. Die sind g'rad frisch renoviert, und da... Ah, danke Joshi! Stell' er's nur da ab! Und bring' er uns doch eine von den... Ah, der junge Mann hat ja gut mitgedacht. Danke Joshi!“ Maria Sophia nahm aus einer Box einen hellen Zigarillo mit hölzernem Mundstück der Marke Cohiba aus Cuba und ließ sich vom Diener Feuer geben. Dann nahm sie von ihm auch einen warmen Pelzmantel entgegen und schlüpfte hinein, ehe ihr der Botschafter helfen konnte, der seinen eigenen Mantel anzog. „Wie Sie sehen, Exzellenz, bin ich dem Laster des Tabak selbst ein klein wenig verfallen! Aber der Kittel, den ich anhab' ist so unpraktisch. Weil in all den Damenkleidern, so gut sie uns Frauen auch hoffentlich aussehen lassen mögen, sind noch immer keine Taschen eingenäht. Auch nicht für die allernötigsten Dinge, wir Damen sind da immer auf einen uns begleitenden Herrn angewiesen! Aber auch das wird sich noch ändern, Botschafter, Sie werden's noch sehen. Und dann wird auch eine Dame ihr eigenes Rauchzeug und ihr selbst verdientes Geld selber bei sich tragen können!“

„Ach, Hoheit sind eine Anhängerin der Suffragetten-Bewegung“, staunte Ibrahim.

„Aber ja“, bestätigte Maria Sophia. „Warum soll'n Frauen denn nicht auch wählen dürf'n. Die Entscheidungen der Politiker betreffen sie doch auch mit!“

„Das ist – eine recht revolutionäre Ansicht, Hoheit“, bemerkte der Botschafter. „Im Allgemeinen ist es doch so, dass die Frau das Haus bestellt, während der Mann sich um den Schutz und die Versorgung der Frau kümmern sollte. Und daher auch die Macht ausübt, weil er ja auch die Verantwortung trägt. Dazu hat Allah, der Schöpfer den Mann stark und, und, und die Frau schwach gemacht.“ Maria Sophia nahm einen tiefen Zug von ihrem Zigarillo.

„Jetzt haben's g'rad noch schnell die Kurve bekommen, Botschafter“, drohte sie ihm schelmisch mit dem Zeigefinger. „G'rade wollten's sagen, dass der Mann auch klüger als die Frau ist. Nun, die studentischen Erfolge an den Universität'n, an denen auch Frauen studier'n dürf'n, besagen aber das Gegenteil!“

„Das klingt fast so, als wollen Hoheit gar nicht heiraten und sich beschützen lassen!“ Ibrahim Pascha klang einmal mehr erstaunt, Maria Sophia lachte lauthals.

„Ich glaub' fast, man müsst' eher so einen potentiellen Angreifer vor mir schütz'n. Gehen würd' so ein Fallot⁵ zumindest eine Zeitlang nicht können! Wenn er überhaupt je wieder aufstehen könnt!“ Sie betrachtete ihre schlanken, Hände, ihre langen, sorgfältig manikürten und in leuchtendem Scharlach bemalten Fingernägel. „Glauben Sie's mir, ich kann schon ganz kräftig zu- und wenn

nötig auch durchgreifen, Botschafter! Obwohl meine Händ' nicht so ausseh'n, in die dünnen Fingerln steckt schon eine Menge Kraft.“

Ibrahim verbeugte sich. „Ich zweifle ja gar nicht daran, Hoheit. Ich habe schon von Ihren Heldentaten gehört! Vielleicht sollte ich lieber Sie heiraten und mich dann von Eurer Hoheit beschützen lassen!“

„So gefährlich leben's also zu Hause, Exzellenz? Wie aufregend! Erzählen Sie doch weiter, bitte.“ Vergnügt plaudernd schritten die beiden durch den diskret beleuchteten Schönbrunner Schlosspark, vorbei an einigen anderen flanierenden Paaren. Immer wieder trennten sie die Paare kurz, wenn die Erzherzogin in Sicht kam, die Herren verneigten sich, die Damen knickten und die Offiziere in Uniform standen stramm und salutierten.



„Ach, Lisi. Amüsiert dich gut?“ Als sie das untere Ende der Treppe erreichten, sprach die Prinzessin eine junge Frau an, welche erst vor wenigen Minuten an ihnen vorbeigekommen war. Sie war relativ klein und zierlich gebaut, ohne ausladende Körperformen und hatte lackschwarze, glänzende Haare. Der leicht orientalische Schnitt ihrer Augen und der volle Mund verliehen ihr etwas ungemein apartes, das auch der Offizier der schnellen motorisierten Truppen in ihrer Begleitung zu goutieren schien. Zumindest, wenn man die Intensivität seiner Küsse als Maßstab nehmen wollte.

„Danke, ja, Majestät!“ Die Frau machte den obligatorischen Hofknicks, der Mann salutierte. „Der Hauptmann und ich wollten eben – wir stehen selbstverständlich zu eurer Majestät Verfügung.“

„Alles gut, Lisi. Beruhig dich. Ich möchte' dir nur den Sonderbotschafter des türkischen Sultans, Herrn Ibrahim Muhamad Pascha vorstell'n. Botschafter, diese Dame ist die Baronesse Elisabeth von Oberwinden, meine beste Freundin.“

„Botschafter, es ist mir eine Ehre!“ Elisabeth reichte dem Orientalen die Hand, der sie formvollendet küsste.

„Gleichfalls, Baronesse. Und ein großes Vergnügen.“

„Hoheit, Botschafter.“ Mit einer eleganten Handbewegung ihrer schmalen Hand wies Lisi auf ihre Begleitung. „Hauptmann Giuseppe Graf Tartanetti aus Padua.“

„Majestät, Botschafter!“ Der Italiener mit dem langen, dünnen Schnurrbart salutierte schneidig. „Jederzeit zu Diensten ihrer Hoheit!“

„Stehen’s bequem, Hauptmann“, grüßte Maria Sophia zurück. „Weitermachen! Und viel Spaß noch, Lisi!“ Die Prinzessin und der Botschafter schritten weiter, und Lisi blinzelte ihrer Freundin noch fröhlich lachend zu, ehe sie sich wieder dem Hauptmann zuwandte.

„Wir sollten jetzt gehen, ehe wir ihre Majestät aus den Augen verlieren, Baronesse!“ Giuseppe bot Elisabeth den Arm, die nahm ihn gerne und lehnte den Kopf an seine Schulter. Wie ein flanierendes Liebespaar wandelten sie den linken Weg zur Gloriette hinauf, unauffällig immer der Prinzessin nach.

„Es ist angenehm, dass das Evidenzbureau einen fescen Mann g’schickt hat, der in Uniform eine gute Figur macht“, plauderte Elisabeth, scheinbar nur auf ihren Galan konzentriert. Der sie ab und zu vor sich zog und küsste, vielleicht auch schon das eine oder andere Mal mehr, als es eigentlich für seine Aufgabe notwendig gewesen wäre. Nicht, dass Elisabeth es gestört hätte. Manchmal konnte die Pflicht eben auch durchaus Spaß machen. Der Name, der Dienstgrad und die Herkunft des Hauptmannes waren echt, die Uniform stand ihm eigentlich nicht zu. Hauptmann Tartanetti hatte von Motorgeschützen etwa so viel Ahnung wie eine Kuh vom Segeln, und wenn er ehrlich sein sollte, seine Herkunft war eine bürgerliche. Gutbürgerlich zwar, aber von Adel keine Spur. Er kam vom Nachrichtendienst des Auswärtigen Amtes.

Das Evidenzbureau besaß verständlicherweise keine eigene Uniform, hatte aber von allen Waffengattungen welche zur Verfügung. Denn es war der Spionage- und Gegenspionagedienst der Donaumonarchien. Und selbstverständlich auch zuständig für den Schutz der allerhöchsten Familie. Elisabeth ihrerseits war tatsächlich die Tochter des Barons von Oberwinden und seiner Gemahlin, welche er während eines auswärtigen Auftrages in Japan kennengelernt und geheiratet hatte. Daher stand ihr der Titel einer Baronesse rechtmäßig zu, und bisher hatte auch niemand Anstoß daran genommen. Yoshiko Hashamoro Baronin von Oberwinden beherrschte einige Kampftechniken, mit und ohne Waffen, sie konnte problemlos völlig lautlos einem im Vergleich zu ihr doppelt so großen und starken Mann das Leben nehmen. Diese Künste hatte sie an ihre Tochter weitergegeben, und im Evidenzbureau hatte man Elisabeth Mitsoku den Umgang mit Schusswaffen beigebracht. Von der Reiterpistole mit Steinschloss über verschiedene Revolver bis hin zu modernen Repetiergewehren. Und Fräulein Oberwinden war zwar wirklich die beste Freundin der Erzherzogin Maria Sophia, gleichzeitig aber auch ihre omnipräsente Leibwächterin. Mit Wissen und Einverständnis der Prinzessin natürlich. Vorhin hatte die Baronesse mit einem Codewort versichert, dass alles in Ordnung sei und sowohl sie als auch der Hauptmann auf Posten waren. Jetzt folgten die Baronesse und der Hauptmann Maria Sophia und Ibrahim Pascha. Ab und zu hörten sie auch etwas von der Unterhaltung mit.

„Ach, als hoher Beamter in Stambul lebt man auch nicht viel gefährlicher denn als Etappenoffizier beim Train der österreichischen Armee“, nahm Ibrahim Pascha scherzend das Gespräch wieder auf,

während sie weiterschritten.

„Ja, ich versteh' ihre Anspielung durchaus, Botschafter“, bestätigte die Erzherzogin achselzuckend. „Aber, was hätt' ich denn sonst tun soll'n? Einfach zuschauen? Da kennen's mich aber schlecht.“

„Wie ist es denn eigentlich dazu gekommen, Hoheit“, fragte der Sonderbotschafter.

„Haben's ein bisserl Zeit?“ fragte Maria Sophia. „Weil, jetzt müsst' ich vielleicht ein wengerl ausholen. Sie wissen doch, dass Victor Emanuel – oder auf italienisch Vittorio Emanuele und so weiter ursprünglich aus Mailand gekommen ist und König von Sardinien-Piemont war?“ Maria schwieg kurz, und Ibrahim war stehen geblieben und betrachtete angelegentlich den Neptunbrunnen. „Seine Anhänger hab'n damals eine Menge Krawall g'macht“, fuhr sie fort. „Italien den Italienern. Und VERDI – Vittorio Emanuele Re d' Italia haben's bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit gebrüllt. Also, hat der Herr Großpapa eine Volksabstimmung durchführen lass'n.“

„Ungewöhnlich für einen Herrscher“, staunte der Pascha einmal mehr. „Das Volk könnte sich doch anders als erhofft entscheiden!“

„Nun, mein Großvater Franz Karl hat damals gerade seine Reformen g'macht mit Parlamenten und allem Drum und Dran. Geh'n wir weiter?“

„Natürlich, Hoheit, gerne!“, bot der Osmane Maria Sophia wieder den Arm. „Trotzdem blieb es ein Risiko. Die Italiener hätten patriotischer als gedacht gewesen sein!“

„So zerstritt'n, wie die winzigen Reiche und Stadtstaaten untereinander war'n?“, lachte die Erzherzogin auf. „Unwahrscheinlich. Und mein Onkel Ferdinand Maximilian hat als Generalgouverneur von Transalpien ja auch gute Erfolge g'habt, der hat vielleicht red'n können. Jetzt ist er Kaiser in Mexico. Na gut, auf jeden Fall, Savoyen, das Piemont, Parma, die Lombardei und Venetien haben sich für Österreich ausgesprochen und sich neue Könige gewählt. Oder im Fall' von Venedig halt wieder einen Dogen. Sardinien wollt' lieber italienisch sein, warum auch immer, vielleicht aus Treue zu ihrem Re Vittorio. Trotzdem war es eine veritable Blamage für den VERDI, aber er ist halt trotzdem weiter nach Süden `gangen und ist dort wirklich König vom restlichen Italien südlich vom Po g'worden. Und dann ist er Mitte 1878 g'storben und der Umberto, sein Sohn, hat beschlossen, dass Venetien, die Lombardei und der ganze Rest auch zu Italien g'hören. G'hören müssen! Und dass er sein Willen mit seine Soldaten durchdruck'n kann.“ Maria Sophia breitete ihre Hände aus. „Die Lombarden und Venetier hab'n rechtzeitig Wind von der Sach' bekommen, das Militär in Wien verständigt und die k.u.k. Bundesarmee hat mobil g'macht. Wir haben natürlich seit der Abstimmung 1866 ein paar Grenzfestungen am Po ab Piacenza und dann nach Genua gebaut. Dort ist auch das Hauptquartier für den westlichen Festungsgürtel. Und dort waren auch jede Menge Konservendosen für den Ernstfall eing'lagert. War alles natürlich nicht ganz billig, aber bei den Ambitionen von dem Victor halt auch nötig.“

„Sie, also die Armeeingenieure, haben damals die alten Festungen stark modernisiert, habe ich gelesen“, warf Ibrahim Pascha ein. „Und die österreichische Armee hat dort vor allem Mörser installiert.“

„Ja, schon. Und natürlich auch die damals ganz neuen schweren Granatwerfer. Gegen eine anrückende Infanterie mit Feldartillerie sind Steilfeuergeschütze mit Luftschiff'n als Beobachter und Einweiser unschlagbar. Da genügen einige wenige Kanonen für Direktfeuer, also haben wir auch Haubitzen stationiert, die für Flach- und Steilfeuer gleich gut geeignet sind. Und der Italiener hat '78 ja noch keine Landkreuzer g'habt. Die Werner-Dampfturbinen von 1854 waren auch 24 Jahre nach der Erfindung noch immer höchstes militärisches Geheimnis. Nur mit den Deutschen 1972 im Austausch für den Kortwitz-Stahl geteilt. Damals hat die österreichische Armee auch gerade erst damit ang'fangen, mittlere Artillerie oder Revolverkanonen aus British Amerika auf Dampfplaster zu montieren. Auf die 580er und die 680er von Steyr. Die war'n als Unterstützung für die schwer g'panzerten, aber auch fürchterlich schwerfälligen Sturmgeschütze mit Kalibern bis zu 20 Zentimetern gedacht. Die war'n zu der Zeit halt noch nicht mit der leichten Verbundpanzerung aus verschiedenen Schichten Kortwitz-Stahl ausg'stattet. Damals waren es noch einfach Platten aus normalem Stahlguss. Die wenigen neuen Burstyn-Motorgeschütze mit Drehturm aus kristallinem Stahl waren ja erst in Wien, Budapest und Prag stationiert. Am Anfang ist der Kortwitz-Stahl halt überwiegend an die Werft'n `gangen, für Luft- und Flugschiff'.“

„Diese Idee mit den Kanonen auf Lastkraftwagen hat sich ja sehr bewährt“, bestätigte der Osmane. „Ich denke da zum Beispiel an das Muli, dass wie der 680er DLKW ein Exportschlager wurde. Auch die osmanische Armee hat einige davon im Dienst.“

„Ja, damit hab'n unsere schnellen Eingreiftruppen ang'fangen“, bekräftigte Maria. „Aber wie g'sagt, die VERDIs hab'n noch keine `panzerten Vehikeln g'habt, der Umberto hat sogar noch auf Lanzenreiter g'setzt. Im Jahr 1878! Aber g'rade deswegen war'n die Festungen eben so stark auf weitreichende Steilfeuergeschütze ausg'legt. Und unsere Mörser, Haubitzen und Granatwerfer hab'n im Durchschnitt halt um zwei, drei Kilometer mehr Reichweite g'habt wie die von den Welschen. Die Bunker aus Stahlbeton von denen hinter ihrer Grenz' waren zwar wirklich gut, aber bis zu uns haben's mit ihre veralteten Kanonen dann doch nicht g'schossen. Unsere aber schon bis zu ihnen.“ Maria Sophia blieb stehen und schloss die Augen. „Haben Sie schon einmal gesehen, wie eine Kavallerieescadron aussieht, wenn eine Salve 6 Zentimeter Splittergranaten in ihrer Nähe explodiert? Wünsch'n Sie sich's nicht, Botschafter. Nicht, wenn Sie Wert auf guten Schlaf legen!“ Heftig sog sie an ihrem Zigarillo und inhalierte tief.

„Oh, ich weiß es, Majestät. Und ich gebe ihnen durchaus recht“, flüsterte Ibrahim. Dann schwiegen beide einige Minuten.

„Na gut. Sie wollt'n ja wiss'n, warum ich damals so fuchtig worden bin“, fuhr die Erzherzogin tief durchatmend fort und ging weiter, notgedrungen folgte der Botschafter wieder ihren Schritten. „Da komm' ich also damals '78 mit der KAISERIN SOPHIE, dem Luftschiff von meinem Herrn Papa, zu einem Besuch ganz vorn' an die Front nach Piacenza, wo die Grenze vom Po weggeht und zuerst dem Fluss Trebbia nach Südosten folgt und dann über Bobbio und Ottone nach Genua geht. Und was seh' ich? Dass die Soldaten des Kaisers hungern, weil nicht genug Furage⁶ vorhanden ist. Obwohl der Herr Großpapa im Einverständnis mit dem Völkerparlament ausreichend dafür bezahlt hat! Der Oberstleutnant vom westlichen Abschnitt hat, wie er die Bastionen übernommen hat,

leere Vorratsräume vorg'funden. Die einheimischen Besatzungen der Festungen hab'n erzählt, dass einige DLKW vorg'fahren sind, und Soldaten hab'n die Büchsen eing'laden und mitg'nommen!“

„Einfach so“, fragte Ibrahim ungläubig.

„Nein, nicht einfach so, verdammt“, fluchte die Erzherzogin laut. „Sie haben schon einen Befehl vorg'legt. Aber weder den Oberst, der unterschrieben hat, noch die Einheitsabzeich'n auf den Fahrzeugen war'n in irgend welchen Listen verzeichnet! Und dann hat halt der Vorrat hinten und vorn' nicht g'reicht. Obwohl der Oberstleutnant von Frankwarth die Sonderrationen für die Offiziere verteilen hat lassen und auf eigene Kosten das Inventar noch ein bisserl aufg'stockt hat.“

„Das kommt aber nicht oft vor“, wunderte sich der Osmane.“

„Nein, leider, eher kommt das Gegenteil vor“, stimmte Maria zu. „Aber der Frankwarth wollt' seinen Abschnitt um jeden Preis halten. Egal um welchen, er hat nach Möglichkeit sogar auf der ander'n Seite der Grenze bei den Italienern fouragiert. Aber er hat auch nicht unbegrenzt zuschießen können, die Welschen haben ihren Train immer besser bedeckt, also hat er schließlich eine Eingabe direkt beim Kaiser g'macht. Und weil der Herr Großvater halt schon ziemlich krank war, bin ich statt seiner hing'fahren. Und dann war alles klar. Was nützen die besten Kanonen, wenn's keiner bedient?“ Wütend warf Maria Sophia den Stummel ihres aufgerauchten Zigarillos in den Schnee neben dem Weg. „Unsere Soldaten haben trotz halber Ration die Front g'halten, und es gab kaum Deserteure. Viele von denen hätten sich geweigert, den Italienern einen Gegenbesuch zu machen, aber es war für sie ein unerträglicher Gedanke, die Reformen vom Kaiser Franz Karl wieder aufzugeben. Und ihre lokalen Kameraden im Stich zu lassen. Da war ich schon ziemlich stolz auf unsere Leut'!“

„Nun, das verstehe ich!“ Auch Ibrahim warf den Stummel seines Zigarillos von sich.

„Sie rauchen einen guten Tabak, Botschafter. Eine ziemlich sanfte Beizung, wenn ich mich nicht irre!“

„Es ist bestes Virginiablatt, Hoheit. Darf ihr ihnen eine anbieten?“ Der Pascha griff in seine Tasche, doch die Prinzessin winkte ab.

„Später, Botschafter. Ich werd' darauf zurück kommen. Ganz bestimmt!“ Sie warf einen Blick zurück zu den beleuchteten Fenster des Schlosses Schönbrunn. „Wie das ganze Schlamassel g'sehen hab, da hab ich nach meiner Rückkehr nach Wien halt einmal die Vorräte von den Wiener Kasernen geplündert und ein paar Luftschiffe mit Notverpflegung losg'schickt. Haltbarnahrung halt, aber für die ersten Probleme gerade einmal ausreichend. Danach bin ich der ganz'n Sache penibel nach'gangen. Mit ein paar Finanzern und – einem fähigen Agenten. Wie ich dann endlich g'wusst hab', wo die Mittel versickern und wer das Gerst'l⁷ einstreicht, hab' ich eben gehandelt. Ich bin ins Heeresbeschaffungsamt gekracht und hab' einmal aufg'räumt mit den G'schi... – den Gfrastern⁸. Also den Pülchern⁹, den, den, na den Verbrechern halt!“ Prinzessin Sophia war so richtig in Rage geraten und verfiel noch mehr als sonst in den volksnahen Dialekt, der Diebstahl an den Soldaten

regte sie immer noch auf. Jede Ungerechtigkeit, besonders Hilflosen gegenüber, war ihr ein absolutes Gräuelf. Ein Glück, dass der Orientale mit dem Wiener Dialekt ein wenig vertraut war.

„Ich habe gehört, Hoheit haben sich eine Kompanie Infanterie besorgt und sind damit in das Haus von Oberst Graf von Walmstetten gegangen, wo der damalige Leiter des Beschaffungsamtes gerade mit seinen engsten Mitarbeitern dinierte.“ Ibrahim bückte sich in hielt den Handrücken über den Weg. „Der Boden ist wirklich angenehm warm. Eine Dampfleitung unter dem Belag?“

Maria Sophia nickte. „Die Gloriette und der Weg dorthin sollen während eines Winterfestes begehbar sein, ohne die Schuhe umzuziehen. Aber bis zum Oberkörper reicht die Wärme dann doch nicht.“

„Wie angenehm!“ Ibrahim richtete sich wieder auf. „Bei Oberst Walmstetten hätten Sie diesem zuerst mit einer schweren Bullenpeitsche Gesicht und Rücken zerschlagen, dann ihre Repetierpistole von Schönberger-Laumann an des Obersts Kopf gehalten und ‚An den Galgen mit den Verrätern!‘ gerufen! Ach, sehen Sie dort, Hoheit!“ der Osmane wies auf eine Burg aus Schnee in der Nähe des Weges. Maria lachte.

„Da hat wohl Franz Rudolph wieder mit seinem Lehrer die Eroberung einer Festung geübt“, erklärte sie. „Mit vierzehn Jahren liefert man sich noch gerne Schneeballschlachten. Ganz egal, ob mit gleichaltrigen oder Erwachsenen! Übrigens, so ganz stimmt das nicht, wie Sie’s g’rad erzählt haben, Exzellenz!“ Immer wieder kamen Paare und Personen von der Gloriette herab oder schritten an ihnen vorbei nach oben.

„So“, fragte Ibrahim Pascha erstaunt. „Man erzählte es sich aber landauf, landab! Und die Zeitungen haben damals sogar in Konstantinopel ausführlich über die Kadin Kahraman Prenses, die Princesse héroïne, die heldenhafte Prinzessin geschrieben!“

„Glauben Sie doch nicht alles, was Sie in der Zeitung lesen, Botschafter!“ lachte Maria Sophia. „Es war nur ein Zug Infanterie unter einem Leutnant, den ich abkommandiert habe. Und eine Bullenpeitsche hatte ich auch nicht dabei. Es war doch nur eine Reitgerte, mit der ich dem Walmstetten auch nicht mehr als zwei Mal in die Visage g’schlagen hab’. Jetzt dürfen’s mir so ein Zigarillo aufwarten, Herr Botschafter.“

„Aber gerne, Hoheit!“ Ibrahim griff in die Tasche und klappte ein Etui auf. „Bitte, bedienen Sie sich!“ Rasch holte er auch Zünder hervor, und Maria Sophia paffte zufrieden, bis der Tabak ordentlich glühte.

„Danke, Botschafter. Also, es war halb so wild. Ich hab’ dem Kerl zwei überbraten, weil der Trottel gar so herausfordernd und überheblich gegrinst hat, als brauchert er mich und meine Vorwürfe gar nicht wirklich ernst nehmen! Es war auch ein Nachbau vom Mannlicher in Steyr von einem Webley Ordonanzrevolver mit Kipplauf, den ich ihm an seine saublöde hohle Birn’ gehalten hab’. Da hat’s im langsam dämmert, dass man ein Mitglied des Herrscherhauses ernst nehmen sollt. Auch wenn es erst 19 Jahre alt und ein Mädelf ist. Ein schwerer Fehler, Botschafter. Man darf eine junge Frau halt nie unterschätzen, das haben schon andere mit ihrem Leben bezahlt. Der italienische Pirat Garillo zum Beispiel. Übrigens, es kann gar keine Repetierpistole gewesen sein, Schönberger-

Laumann haben ihre erste halbautomatische Pistole doch erst drei Monate später fertig g'stellt. Sie haben mir zwar wirklich die erste von der fertigen Waff'n geschenkt, aber halt erst später. Außerdem hab' ich keinen Offizier an den Galgen geschickt, vorher hab ich ihm und seinen Haberern noch ihre unehrenhaften Entlassungen unter die Nas'n g'halten. Und das mit den Verrätern stimmt auch nicht so ganz!“

„Nein? Hoheit haben nicht die Hinrichtung der Verräter durch den Strick anbefohlen?“

„Nein, Botschafter!“ die Prinzessin nahm einen tiefen Zug von ihrem Zigarillo. „Ich hab' die Hochverräter verhaften lassen und vor Gericht gebracht. Und wie der Wallmstetten Manderln mach'n wollt, hab' ich einfach den Hahn vorg'spannt und den Revolver an eine strategisch bessere Stell' g'halten. Da hat er dann kuscht. Vielleicht hat er g'merkt, dass mir nichts ausg'macht hätt', dass ich ihn mit einer Kugel kastrier'!“

„Oh. Oh! Ich muss gestehen, ich hätte da auch aufgegeben, Hoheit. Welcher Mann denn nicht?“

„Ich weiß nicht, Botschafter. Auf jeden Fall haben wir unsere Beweise dem Gericht vorgelegt, und das hat ihn dann verurteilt. Trotzdem denke ich, er hat sich selbst an den Galgen bracht. Niemand hat ihn gezwungen, unsere Soldaten zu bestehlen.“

„Ich verstehe, Hoheit!“ Der Pascha strich sich über das glatt rasierte Kinn. „Aber als er gestohlen hat, war ja noch Frieden! Das ist doch ein Unterschied.“

„Ja? Finden's? Die Vorräte waren für den Ernstfall eing'lagert. Der dann auch gekommen ist. Ich kann auch der Feuerwehr ihre Pumpe nicht wegnehmen, weil's ja noch nicht brennt! Nein, nein! Diese Fettwänste haben zu ihrer eigenen Bereicherung das Leben der Soldaten gefährdet. Sie haben damit die Armee des Kaisers geschwächt und so die Stabilität der Front auf's Spiel g'setzt. Und mit dem Einbruch der Front auch die Eroberung und Besetzung österreichischen Gebietes in Kauf genommen! Sie hab'n die Lebensmittel der kaiserlichen Armee und dem österreichischen Volk gestohlen und auf dem schwarzen Markt wieder verdraht¹⁰. Das nenne ich aber so was von eindeutig Hochverrat“, stellte Maria Sophia kategorisch fest. „Sehr viel eindeutiger geht's nimmer. Vielleicht, wenn die Verbrecher meinem Herrn Großvater eine Kugel in den Kopf g'jagt hätten. Aber sonst? Da fällt mir nicht viel mehr ein.“

„Nun gut.“ Ibrahim hob seine Hände. „Ihr habt aber dann auch noch mit König Umberto von Italien einen Waffenstillstand ausgehandelt und die Soldaten an der Po-Front selber auch noch mit frischen Lebensmittel versorgt?“

„Natürlich! Was blieb mir denn schon anderes übrig. Ich hab' halt ein Dutzend Luftschiffe mit Nahrungsmittel beladen lassen und die Front auch noch durch frische Truppen verstärkt. All das so auffällig, dass die Italiener es auch richtig gut sehen konnten. Dann bin ich zu ihrem Botschafter in Bern g'fahren und hab' gesagt, der Po soll von Osten her die Grenze sein, bis Cremona, dann nach Süden nach La Spezia an der Küste.“

„Aber vorher war doch Piacenza – Genua der Grenzverlauf“, wunderte sich Ibrahim Pascha.

„Na ja“, lächelte die Habsburgerin. „Ich konnt' halt den Botschafter und später in einem zweiten Gespräch wieder in der Schweizer Hauptstadt den Umberto als italienischen König davon überzeug'n, dass unsere frischen, ausgeruhten und gut genährten österreichischen Soldat'n die italienischen leicht besiegen könnt'n, wenn schon halb verhungerte Truppen bis dahin Stand g'halten haben.“

„Hoheit können ziemlich hart durchgreifen!“

„Was ist schon hart?“ Maria Sophia zuckte einmal mehr mit den wohlgeformten Schultern, leider war die Bewegung aufgrund des dicken Pelzes kaum sichtbar. „Mit meiner Aktion hab' ich ein paar Leben retten können. Unsrige und Welsche. Das war die paar hundert Gulden für Nahrungsmittel allemal Wert. Der Umberto hat eine Lektion verdient, weil er den Krieg anzettelt hat. Er hat ja nicht g'wusst, dass wir gar keine Pläne für einen Gegenbesuch g'habt hätten. Und wenn der Walmstetten nicht so unverschämt gierig g'wesen wär und sich mit ein paar Prozent begnügt hätt', wär'n wir wahrscheinlich nie dahinter kommen. Die Gier ist ein Hund, sagt man bei uns.“

Ibrahim Muhamad rieb sich die Hände. „Ich hätte dem Beispiel Euer Majestät folgen und Handschuhe mitnehmen sollen! Es ist doch empfindlich kalt!“

„Kommens, Botschafter, da ist ein kleines Salettl¹¹, das ist g'heizt. Setzen wir uns halt ein wengerl aufs Bankerl da drin. Sonst hol'n Sie sich am End' noch eine Verkühlung. Für Männer soll so ein Schnupfen ja eine ganz g'fährliche Angelegenheit sein. Hat man mir zumindest erzählt.“

„Jetzt dürfen aber Hoheit nicht alles glauben, das Sie zu hören bekommt“, lachte der Sonderbotschafter. „Auch wenn es bei so manchem Mann zutreffen könnte. Ich werde ihnen jetzt aber keine Namen nennen, vielleicht kommen Sie ja noch einmal nach Konstantinopel.“

„Aber ja, warum nicht“, nickte Maria beifällig. „Aber dann sollten ihre Landsmänner acht geben und nicht zu keck werden.“

„Nun, Majestät rutscht wohl leicht die Hand aus?“

„Manchmal!“ Die Prinzessin schlüpfte aus dem Mantel. „Jetzt wird's mir zu warm in dem Pelz. Wo war'n wir? Ach ja. Nun, ich hab' einmal der Leiterin von einem Kinderheim den nackerten Hintern mit der Reitgert'n versohlen müssen, weil sie einige Kinder bevorzugt behandelt und die anderen komplett vernachlässigt und hungern lassen hat. Seither sind immer zwei Leiterinnen für ein Heim zuständig, weil, nun ja, dass sich zwei Frauen bei so etwas verschwören, kommt selten vor!“ Sie hob ihr Sektglas. „Manchmal hat Stutenbissigkeit auch ihre Vorteile, Botschafter!“

„Zweifellos, Hoheit. Ich muss gestehen, Euer Majestät haben mir jetzt Bilder in den Kopf gesetzt...“ Muhamad Pascha schüttelte lächelnd das Haupt. „Verstörende und gleichzeitig erregende Bilder!“

„Ah geh!“ Maria hob eine Augenbraue und nahm einen tiefen Zug von ihrem geschenkten Zigarillo. „Wollen Sie vielleicht auch einmal meine Gert'n am blank'n spüren? Sollten wir uns dafür nicht vielleicht erst näher kennen lernen? Aber wenn Sie schon so drauf steh'n, ich besorg ihnen eine

Adresse! Professionell und absolut diskret. Ich für meinen Teil brauch' schon eine g'wisse Wut in mir, dass ich sowas mach!"

„Nein, danke. Lieber doch nicht.“ Unwillkürlich griff der Pascha hinter sich. „Aber ich weiß von – nein, wir sprechen besser nicht weiter über dieses Thema.“

„Ach so, Sie woll'n zuschau'n, wie eine Frau eine andere verdrischt“, hob Maria eine Braue. „Nun, jeder nach seinem Gusto, Botschafter. Ich bin mir sicher, auch dafür gibt's irgendwo in Wien Proffessionistinnen.“

„Sprechen doch wir lieber von etwas anderem, etwas schönerem. Zum Beispiel über ihr Krankenhaus und die Lebensmittelversorgung für die Unterstandslosen in Wien. Das ist ja doch auch eine ihrer Großtaten!“

„Loben's mich nur nicht zu viel, Botschafter! Ich könnt' sonst noch glauben, Sie wollen doch was ganz Bestimmtes von mir!“ lachte Maria Sophia und betrachtete die Glut ihres Zigarillos, während sie den Rauch aus ihren Lungen blies.

„Wäre das denn so schlimm, Prinzessin Maria Sophia?“ fragte der Orientale ernst. „In meinem Land bin ich immerhin ein Mann in sehr hoher Stellung!“

Maria Sophia drückte nach einem letzten Zug den Stummel ihres Zigarillos im bereitstehenden Aschenbecher der Laube aus. „Es wär' nur dann schlimm, wenn Sie wirklich ernste Absichten hätten, Botschafter!“ Sie hob ihre Hand an seine Wange. „Sehen's, ich bin schon lang', sehr lang' nicht mehr das, was man halt so eine Jungfrau nennt.“ Sie zuckte mit den Schultern. „Ich war und bin keine keusche Frau, ich wollte und will immer noch auch meinen Spaß haben. Wenn's mich jetzt also verführen wollen, dann – nun, sagen wir einmal, für einen Mann, den ich attraktiv finde, bin ich nicht unerreichbar.“ Sie nahm ihre Hand von seinem Gesicht und legte sie zart auf sein Knie. „Aber ich erwarte, dass der Mann ein le Parisienne mithat und es auch überstreift, wenn es soweit ist. Und ich verlange auch ein gewisses Maß an Sauberkeit. Aber eine Ehe? Nun, ich werde nur heiraten, wenn ich wirklich verliebt bin und mich der Mann auch von seiner Liebe überzeugen kann, meine wilde Vergangenheit hin oder her. Einen Mann, bei dem ich bleiben kann, wie ich nun einmal bin. Treu wär' ich bis zu einem bestimmten Grad schon, solange er mich zufrieden stellt. Und damit ist nichts irgendwie Materielles gemeint. Ich bin und werde halt kein Hausmütterchen, das nur für die Wünsche und Bedürfnisse des Herrn Gemahl lebt. Es müsste schon ein Mann sein, der mich versteht, einer, der einsieht, dass es auch um meine Bedürfnisse geht, die befriedigt werden sollen. Sie, Botschafter, haben mir das noch nicht zu verstehen gegeben. Vielleicht, wenn wir uns näher kennen lernen und ihnen meine Vergangenheit wirklich nichts ausmacht, können wir darüber weiter verhandeln. Falls Sie mich wirklich lieben sollten. Mich persönlich, nicht die politische Person Prinzessin Maria Sophia.“

Ibrahim Pascha küsste die Hand der Prinzessin. „Dann werde ich in mich gehen, Hoheit, und mich selbst prüfen. Darf ich Sie vielleicht bis dahin zurück in den Saal begleiten?“

„Ich bitte darum, Botschafter. Ich habe mich wirklich sehr gefreut, Sie kennen gelernt zu haben!“

„Ich mich auch, Hoheit. Vielleicht darf ich ihnen noch eines meiner Zigarillos anbieten, Prinzessin? Sie haben ja noch immer keine Tasche im Kleid!“

„Ich werde Sie in mein Abendgebet einschließen, Botschafter!“ Maria Sophia zog ihren Mantel wieder an, nahm das angebotene Tabakröllchen, ließ sich Feuer geben und inhalierte genussvoll. „Wenn Sie überhaupt Wert auf das Gebet einer Katholikin legen!“

„Kein Gebet ist verschwendet, wenn es aus tiefem Herzen kommt und ehrlich ist, Hoheit“, versicherte Ibrahim Pascha.

In der oberen Etage ordnete Helene, Regentin der Donaumonarchien und Herzogin in Bayern ihre derangierte Kleidung wieder.

„Das Gewand ist heutzutage ja nachher leicht wieder in Ordnung zu bringen, aber die Frisur! Das dauert ohne Zofe ewig, bis die wieder halbwegs sitzt.“ Sie stellte sich vor einen Spiegel und steckte die sich während der letzten Minuten aus dem hochgesteckten Knoten gelösten Haare wieder auf. „Zum Glück kennt man mich immer nur leicht derangiert, sonst kämen die Leute vielleicht doch noch auf die richtigen Gedanken!“ Ferdinand Lager, Erzbischof von Wien, trat hinter Helene und küsste den Nacken der Regentin, während er seine Hände von hinten um ihre vollen, weichen Brüste legte. „Hast du noch immer nicht genug?“ Néné legte den Kopf nach vorne und genoss mit schwerer werdender Atmung die Liebkosungen. „Hast du denn überhaupt noch Zeit und Weihwasser genug im Pinsel für eine zweite Absolution?“ Sie hob ihre Augen, ihr Blick fiel aus dem Fenster. „Warte einmal, schau doch kurz aus dem Fenster. Ist das nicht Maria Sophia? Mit wem sie da wohl spazieren gehen mag?“

„Es ist ein Orientale“, nuschelte Langer gegen ihren Nacken. „Das war doch der osmanische Sonderbotschafter!“

„Ach ja, da kannst du durchaus recht haben.“ Néné betrachtete das Paar weiter, welches sich wieder dem Hauptgebäude des Schlosses näherte, bis es aus dem Blickfeld kam. Dann griff sie hinter sich an eine strategische Stelle. „Oh! Ja, ich glaube fast, da ist wirklich noch Weihwasser im Pinsel für einen Segen übrig!“

Auch im Ballsaal machte man sich so einige Gedanken über das Geburtstagskind. Manchmal sprach man, oder auch Frau, diese sogar aus.

„Da ist sie jetzt mit dem heutigen Tag schon dreißig Jahre alt und noch immer nicht verheiratet!“ Die Gräfin von Mitternoch, eine knochige Frau Ende vierzig in einem knallroten Ballkleid, hatte ihr hageres Gesicht in besorgte Falten gelegt, konnte aber eine gewisse Häme nur schlecht verstecken. „Noch nicht einmal einen Verlobten kann sie vorweisen! Also, eine Frau sollt’ doch heiraten!“

„Dås kommer dåvön, wänn mån sich gibt wie å Männ!“ die Gräfin Lautenhain versuchte gar nicht erst, besorgt zu wirken. Sie war mehr sechzig als fünfzig, man sah ihr aber eine gewisse, aber schon verblasste Schönheit durchaus noch an. Sie hatte ihre etwas zu üppigen Rundungen in ein violettes Kleid gezwungen, welches ihr nicht mehr stand und das Dekolleté faltig erscheinen ließ. Wie viele ehemals umschwärmte, aber mit restriktiven Regeln aufgewachsene Personen war sie neidisch auf die Freiheit der Jungen und daher bissig geworden. Außerdem war sie das lebende Standesdünkel.

„Wie soll m n denn  n M nn  bkrieg’n, w nn m n ständig in solchen Hos’n herumlauft und sich wie   M nnbild auff hrt? Und sogar auch noch im Herr’ns ttel reitet!“

„Die Prinzessin reitet wirklich im Herrensattel? In Hosen?“ Die Deb tantin Sabrina von Mitternoch hatte im traditionellen cremefarbenem Ballkleid für Damen in der ersten Saison eine ätherische Ausstrahlung. Ihre Schultern waren schmal und ihr Ausschnitt nicht eben üppig gef llt, aber sie war noch lange nicht so knochig und d rr wie ihre Mutter. Sie machte jetzt große, erstaunte Augen.

„Lass’ dir bloß keine Dummheit’n einfall’n, Kind!“ wies die Gr fin Mitternoch ihre siebzehnjährige Tochter streng zurecht. „Der Joseph Graf von Lautenhain, den du nächstes Jahr heirat’n wirst, ist ein ganz ein anständiger Mann. Ein echter Kavalier! Den kannst du doch nicht derartig brüskieren, indem du im Herrensattel sitzend mit ihm im Prater ausreitest! Unmöglich! Das bringt ja glatt eine riesige Schand’ über unsere beiden Familien!“

„Natürlich, Frau Mama. Ich war doch nur so fürchterlich erstaunt! Es fiel mir nicht einmal im Traum ein, mich öffentlich in solchen Hosen zu zeigen. Nicht einmal zu Pferd. Das alle Männer meine Schenkel anstarren – also, ich müsste ja vor lauter Scham vergehen. Und ich würde ja wahrscheinlich auch gleich wieder vom Pferd herunter fallen, wenn ich es versuchen wollte!“ Sabrina legte ihre behandschuhten Fingerspitzen mit dezentem Schaudern an ihre Lippen.

„Die Prinzessin soll ja sogar schie ’n gehen. Also, nicht nur so ein bisserl mit irgend einer leichten Flinten in der Gegend herumknall’n, sondern wirklich gezielt. Und sie kann auch noch besser treff’n wie so mancher Kavallerist, hab’ ich g’hört!“ erzählte der Leutnant Graf von Niederstein-Sauberhausen in der mitternachtsblauen Attila mit goldenen Verschn rungen und Epauletten der Ausgangsuniform des fünften Motorgesch tzregiments Kronprinz Franz Rudolph in dem typischen näselnden Tonfall den Schönbrunner Deutsches des  sterreichischen Adels.

„Ja, bitte, das stimmt aber wirklich! Ich hab’ sie da einmal bei uns g’sehen, sie war auf dem Schießstand in der Fasangartenkaserne, wie wir auch unser Schie training mit scharfer Munition g’macht haben. Da konnten wir ihr zuschauen“, erzählte Leutnant Joseph von Artolshügel, er war von der Erzherzogin weit begeisterter als die Damen. Er trug die Galauniform der dritten Dragoner Ferdinand Maximilian, durchgehend rot mit goldenen Verschn rungen auf der Brust und schwarzem Fellbesatz an der über der linken Schulter befestigten Husarenjacke. „Also, da hat sie mit so einem endlos lang’n Revolver mit einem riesigen Kaliber aus Britisch Amerika herum g’schossen. So einem, wo man noch für jeden Schuss extra den Hahn spannen hat müssen. Sechs Schuss, sechs Zehner, und genau so schnell wie viele von uns mit dem viel leichteren Mannlicher-Webley! Auf achtzig Meter! Wirklich alle sechs Kugeln direkt mitt’n in die Scheiben, und bei die beweglich’n Ziel’ war’s nicht schlechter oder langsamer. Voriges Monat haben wir ganz neue, halbautomatische Karabiner bekommen. Die hab’n jetzt ein Kaliber von 7,62 Millimeter, genau wie die Maxim-Gewehre. Man kann also die Munition von dem einen auch im ander’n G’wehr benutzen. Ganze achtzehn Patronen sind im Magazin, das vor’m Abzug sitzt und das Ding ist mit einem Pistolengriff ausg’sstattet, also wirklich eine kommode Waff’n für uns motorisierte Dragoner. Also, was wollt’ ich denn jetzt eigentlich erzählen? Ach so, ja, weiß schon wieder! Kommt doch unsere Erzherzogin, die Maria Sophia, wieder einmal zu uns auf den Schießstand, schnappt sich so

eine von den neuen Flint'n, und bäng, bäng, bäng! Was soll ich euch erzählen, nur 15 Sekunden, acht Zehner, zehn Neuner knapp an der Markierung in der Mitte. Murmelt die Prinzessin nur etwas von verziehen und einem schlecht eing'stelltem Visier vor sich her, schraubt ein wengerl herum, steckt ein neues Magazin auf, und diesmal schießt's lauter Zehner! Immer noch in 15 Sekunden. Also, bis jetzt hat's noch keiner von uns schlagen können.“

„Mit unser'm Oberstleutnant hat sie vor kurzem auf dem Fechtboden geübt!“ mischte sich Leutnant Franz Xaver Graf von Himmerlauf ein. Sein königsblauer Rock zu den schwarzen Hosen wies ihn als Infanterieoffizier aus, die drei goldenen Schnüre an der linken Schulter als einem Regiment der Hoch- und Deutschmeister zugehörig. „Also, wirklich schwere Rapiere und Säbel. Der Oberstleutnant ist ja ein ganz formidabler Fechter, Landesmeister ist er vorig's Jahr sogar g'worden. Aber sie hat's ihm trotzdem nicht leicht gemacht zum g'winnen!“

„Der Herr Papa hat uns erzählt, sie hat für unsere Truppen, die Neuhohenadlerstein und die Luftschiffhäfen in Africa sichern und beschützen sollen, neue, ganz leichte Uniformen aus Baumwolle entworfen!“ Sophia Anna von Planstein hatte rosa Bäckchen und machte in ihrem Debütantinnenkleid einen angenehmen und anziehenden Eindruck und zeigte sich von den Leistungen der Prinzessin vorsichtig begeistert. „Eine Bluse mit zwei Brust- zwei Hüft- und einer Oberarmtasche, Hosen mit zwei Oberschenkel- zwei Gesäß- und zwei Einschubtaschen vorne, in einer hellen Sandfarbe, dazu hohe, hellbraune Schnürstiefel und eine hellbraune Koppel, und so ein Tropenhelm dazu. Aus hellem Leder mit Schlitzten, damit die Luft zirkulieren kann und die Hitze damit besser auszuhalten ist!“

„Wir auf den zwei groß'n Māui – Inseln¹² im Pazifik benutzen diese Anzüge auch als Felduniformen! Nur tragen wir sie in so einer matten grünen Farbe und dazu Hüte mit sehr breiter Kremp'n.“ Der Halbmaori Major Hubert Friedrich Fürst von Whakatane wies auf seinen dunkelolivgrünen Uniformrock zu ebenso gefärbten Hosen und nippte dann an seinem Sekt. „Im Dienst halt nur ohne dieses ganze Lametta auf der Brust und den Schultern. Und ich sag ihnen, besonders jetzt im Hochsommer, wenn es wirklich heiß wird, sind diese leichten Blusen und dünnen Hosen bei weitem besser und angenehmer zu tragen als die alten wollenen Kleidungsstücke. Dadurch bleiben wir einfach länger einsatzfähig, und das ist in einem Gefecht schon eine Menge wert. Und die vielen Taschen sind wirklich praktisch!“

„Zu wås brauch'n Soldāt'n denn nur so viele Täsch'n?“ winkte die Gräfin Lautenhain echauffert ab. „Å Soldāt braucht nur sein Gewåffen und die Munition dazu, vielleicht noch å Deck'n und å Schaufel. Wänn's mehr håb'n, wolln's immer noch mehr, und dänn ist der gånze Pallawatsch auch schon då! Dås sieht mån doch bei die Årbeiter, jetzt woll'n die schon tåtsächlich å fünfeinhalb Tågewoch'n. Unvorstellbar! Ich mein, wo soll denn sowås noch enden? Den Sonntåg håben's doch eh jetzt schon gånz frei. Und diese bayrische Trutsch'n von Regentin wird der Forderung bald auch noch nåchgeb'n, ihr werdet's schon seh'n, denkt's nur an meine Wort'!“

„Dann woll'n die Dienstmäd'l ja vielleicht gar auch noch einen zweiten halb'n Tag frei?“ Die Baronin von Artolshügel erschrak und war stark besorgt. „Wer soll denn dann am Wochenend' kochen und

servieren?“

„Und vielleicht wollen die Stubenmädel dann gar auch noch extra etwas dafür bezahlt krieg’n, wenn’s den gnädig’n Herrn wieder einmal im Gemächt juckt und die Gnädigste g’rade ihre Migräne hat! Oder wenn der junge Herr, der noch kein eigenes Pupperl g’funden hat, einen Notstand hat“, lachte der junge Leutnant von Artolshügel auf. „Und vielleicht sogar noch dazu, dass man’s zumindest finanziell abfindet, wenn’s schwanger vom Dienstherr’n wird und man sie nicht mehr so mir nichts, dir nichts einfach mit ihrem dicken Bauch an die Luft setzt!“

„Leutnant!“ rief Sophia Anna von Planstein tadelnd mit böse funkelnden Augen. „Es sind hier immerhin einige junge Damen von untadeligem Ruf anwesend!“

„Die offensichtlich schon Bescheid wissen über das was ich g’sagt hab’, Fräulein! Denn sonst würden Sie sich ja nicht so über meine Worte aufreg’n“ bemerkte der Leutnant. „Cher Mama, ich denke, ich empfehle mich jetzt besser, bevor ich dich noch weiter vor deinen Freundinnen in Verlegenheit bringe!“

„Dieser vorlaute Lümmel!“ echauffierte sich die Gräfin Mitternoch und schimpfte dem sich entfernenden jungen Mann nach, der seine Ohren aber scheinbar auf Durchzug gestellt hatte. „Also, unter unser’m Kaiser Ferdinand selig hätt’s so was aber mit Sicherheit nicht gegeben!“

Eine andere Gruppe hatte sich in der Nähe der Verandatür eingefunden und beobachteten, wie Maria Sophia und Ibrahim Muhamad Pascha von ihrem Spaziergang wieder zurück kehrten und den Ballsaal betraten.

„Wås hätt unser Prinzessin denn so läng mit dem Türken da draußen g’mächt?“ Die Gräfin Josepha von Lechwart war in einer gewagten scharlachroten Robe zum Fest gekommen. Ihr voluminöser, weißer Busen und das ebenso große Hinterteil wurden vom Stoff kaum mehr gebändigt, sie hätte besser ein lockeres Kleid statt des engen wählen sollen.

„Also, ich hoffe, sie hat das getan, was Sie glauben, Frau Gräfin. Und ich hoffe noch mehr, es hat ihr ordentlich Vergnügen bereitet.“ Die junge Gräfin Brigitte Mkono’Laini trug nicht das für Debütantinnen übliche pastellfarbene Kleid, sondern ein enges Gewand in der gleichen Ockerfarbe, mit welcher sie auch ihre Haut bemalt hatte. Und natürlich zeigte sie sich in der traditionellen Frisur einer ledigen Himba-Frau und dem Halsschmuck aus Holz. Die Himba und Herero hatten sich in den nicht ganz 200 Jahren gut in die Kultur von Neuhochadlerstein eingebracht und stellten gemeinsam rund zwei Drittel des Adels und der Einwohner dieses Landes. „Ich zumindest hätte mir einen derart gut bestückten Mann nicht entgehen lassen,“ fuhr die groß gewachsene schlanke Afrikanerin fort.

„Aber Bibsi! Wie kannst du denn nur...“ Die Debütantin Gräfin Friederike Lechwart, welche nicht so groß war, aber bei der Verteilung von Busen und Po gleich zweimal ‚hier‘ gerufen hatte, tat schockiert.

„Oh, entschuldigen Sie, meine Damen. Ich vergaß, in Europa spricht man nicht darüber“, erschrak die Afrikanerin. „Vor der Hochzeit darf eine Frau hier ja noch nicht einmal wissen, das es so etwas gibt. Und natürlich auch nicht darüber sprechen!“

„Fipsi, jetzt beruhig dich doch wieder!“ Die Baronin legte ihrer Tochter die Hand auf die Schulter. „Es sind ja eh keine Mänder då, ålso können wir reden, wie uns der Schnåbel g’wachsen ist!“

„Und die Bibsi hat ganz recht.“ Kichernd nahm Gråfin Terezia ‚Tipsi‘ Polezajic, die dritte im Bunde der Freundinnen, kein Blatt vor den Mund. „Oder hast du vielleicht gar nicht gesehen, wie gut gefllt die enge Hose von dem Botschafter war?“

„Nicht gånz so laut, Tipsi“, beschwichtigte Josepha von Lechwart. „Und ja, Bibsi, ich hoff’ auch, sie håt ihren Spaß g’håbt. Vorher, dås wår einfåch der blånke Neid. Ein paar Jåhr jünger sollt mån hålt sein, dån håt man hålt noch Chancen bei einem solchen Gustostckerl von Mann!“

„Aber Mama! Was ist mit Papa?“ Friederike Lechwart schaute ihre Mutter mit großen Augen an.

„Dein Herr Papa is net då, Fipsi. Und solang’ ich nur tråum’, nehm’ ich ihm ja auch nichts weg“, låchelte die Baronin. „Ich bin ihm genau so treu wie er mir!“

„Außerdem ist das doch ganz allein eine Sache zwischen dem Graf und der Gråfin, Fipsi!“ Brigitte, Friederike und Terezia besuchten die gleiche Klasse im renommierten Mådchengymnasium am Rennweg in Wien. Sie bewohnten auch im Internat das gleiche Zimmer und hatten sich dort rasch angefreundet. Nach dem ersten Semester waren sie bereits unzertrennlich, und wenn die Gråfin von Lechwart ihre Tochter besuchte oder über das Wochenende mit nach Hause nahm, lernte sie auch die Afrikanerin und die Bhmin kennen. Bald nahm die groherzige mütterliche Gråfin von Lechwart die beiden Freundinnen ihrer Tochter ein wenig unter ihre Fittiche und führte ihre Schützlinge in die Wiener Gesellschaft und bei Hofe ein, wo zumindest Brigitte mit ihrem blendenden Aussehen einiges Aufsehen erregte. Und mit der Absicht, Veterinårmedizin zu studieren. Josepha von Lechwart besorgte für die siebzehnjåhrigen jungen Damen sogar eine Einladung zum ersten Ball der Saison. Dem Geburtstagsball der Prinzessin.

„Ach, ihr zwei...“ Eine männliche Stimme unterbrach Friederike.

„Excuse-moi Madame, Mademoiselles.“ Der Mann in der roten Dragoneruniform verneigte sich und wandte sich dann an die Gråfin. „Je m’appelle Sous-Lieutenant Baron Joseph Artolshügel. Puis-je demander à être présenté aux jeunes femmes¹³?“

„Natürlich, Baron. Mes Demoiselles, ich dårf euch den Baron Artolshügel vorstell’n, Leutnant beim dritt’n Dragonerregiment Ferdinand Maximilian. Baron, diese junge hübsche Dame in kråftig ockerfarbenen Kleid ist Gråfin Brigitte Mkono’Laini aus Thrukenforth in Neuhochadlerstein, dieses nette Mådchen in der champagnerweien Robe ist die Gråfin Terezia Polezajic aus Pilen in Böhmen und dieses bezaubernde Wesen meine Tochter, die Gråfin Friederike Lechwart aus Wien. Alle drei geben heut’ ihr Debüt, bei der Gråfin Mkono’Laini sieht man es aber eher an der Frisur als am Kleid.“ Der junge Baron beugte sich über jede der drei Hånde, die ihm hingehalten wurden.

„Ich bin wirklich entzückt, die Bekanntschaft der jungen Damen machen zu dürfen. Ob ich wohl die Demoiselle Gråfin Mkono’Laini zu einem Tanz bitten dürfte?“

„Aber gerne, Baron. Einen Walzer?“

„Diesen hier vielleicht?“ Joseph bot Brigitte den Arm.

„Den Bajardenwalzer von Strauss Vater? Aber ja, Baron, warum denn nicht!“ Mit gekonnten Tanzschritten entschwebte das junge Paar zu den Klängen des k.u.k. Hoforchesters.

Josepha Lechwart seufzte. „Ach, dass sie immer grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen... ja, Leutnant. Sie sind doch der Sohn der Gräfin von Harrasztvany. Támasz, richtig?“

„Der bin ich, Gräfin von Lechwart. Ich bin geehrt, dass Sie sich an mich erinnern!“ Der gut aussehende Ungar mit den Glutaugen in der roten Attila zu schwarzen Reithosen verneigte sich. „Darf ich bitten...“

„Sie dürfen, Graf. Selbstverständlich dürfen Sie. Terezia, Friederike, dás ist der Graf Támasz Harrasztvany, Leutnant des 15. Wiener Kavallerieregiments König Arpad. Graf, diese nette, fescche Dame ist die Gräfin Terezia Polezajicű. Ån meine Tochter Gräfin Friederike Lechwart erinnern Sie sich wohl noch? Auch wenn’s schon ein paar Jahrln her ist.“

„Aber ja! Selbstverständlich, gnädigste Frau Gräfin. Wie könnte ich jenen Sommer auf ihrem Landsitz vergessen. Aber wenn ich jetzt ihre Tochter für einen Tanz oder zwei entführen dürfte?“

„Wenn Sie es möchte“, überließ Josepha ihrer Tochter die Entscheidung.

„Demoiselle? Darf ich Sie bitten?“, knallte der Ungar mit den Haken.

„Sehr gern, Gr.. – ach was, komm schon, Harri.“, zog Fipsi den Mann auf den Tanzboden. „Wenn wir mit andern zusammen steh’n, werd’ ich ganz das feine Fräulein spiel’n! Das kann ich jetzt schon ganz gut, dank dem Rennweg. Aber unter uns? Solang’ und keiner hört?“

„Dás airrleicht mich ungemein. Muss ich mich nicht gånzá Zeit so zusåmmån reissen und kånñ räden wie ist mir gäwachsån der Schnåbål!“

Friederike lachte laut. „Deine Parodie von ungarischen ist noch besser worden. Aber Hand aufs Herz, du warst doch seit deiner Geburt nicht mehr in Ungarn.“

„Nicht, seit mein Vater nach Wien gezogen ist und im großen Völkerparlament der Donaumonarchien sitzt. Ick war länga in Balin als in Budåpescht, weil dit Herr Papa acht Jahre Botschafter dort war. Und jetzt sitzt er wieder in Wien!“

„Der Schnurrbart steht dir!“ Vorsichtig und zart fuhr Friederike über den Gesichtsschmuck des Ungarn. „Vier Jahr ist’s jetzt her. Wir drei Mädels waren dreizehn, und du vierzehn. Ich war so verschossen in den Buben, aber der war ja kaum zu erwischen!“

„Weil seine Angebetete nie allein war“, lächelte Támasz. „Die Präsenz von drei jungen Mädchen – also, das war schon einschüchternd. Außerdem...“

„Ja, außerdem. Süß haben’s g’schmeckt, deine Küsse“, flüsterte Fipsi. „Ich krieg’ heut’ noch weiche Knie, wenn ich dran denk!“

„Dann können wir uns wieder einmal treffen, Fri... – Fipsi?“

„Möchtest mir leicht den Hof machen?“, staunte Friederike.

„Wennst mich so fragst, ja, möcht' ich!“ Tamasz zog Friederike Lechwart enger an sich, als es der Walzer erforderte.

„Na dann, von mir aus gern. Aber streng' dich gefälligst an, mein lieber Harri. So leicht wie damals kriegst mich nimmer!“

Nachdem die Gräfin von Lechwart auch für Terezia ‚Tipsi‘ Polezajicü einen Tänzer gefunden hatte, machte sie sich auf den Weg zum Buffet. Sie glich dabei einem als Vollschiß getakeltem Linienschiff unter vollen Segeln, während sie sich mit eiligen Schritten durch die Menge schob. Erleichtert leerte sie zuerst ein Glas des köstlichen Champagners, ehe sie sich einige Häppchen auf ihren Teller nahm. Eigentlich gar nicht so viel, wie ihr Umfang vermuten ließ, und sie verspeiste die Leckereien langsam und mit großem Genuss, während sie dem jungen Volk bei ihrem Tanzvergnügen zusah.

„Das ist eine Freud', den feschen, jungen Männern zuschaun, oder?“ Eine ebenfalls stark übergewichtige ältere Dame hatte sich zu Josepha von Lechwart gesellt.

„Jå, schon“, seufzte Josepha. „Åber mein Gott, unser Zeit ist hålt vorbei, Sissi.“

„Meinst denn das wirklich, Josi?“ Elisabeth, Gräfin von Adlerstein schob sich noch näher an die Gräfin von Lechwart heran. „Ich hab da ein Etablissement gefunden, da wird unsereins hervorragend bedient“, flüsterte sie der Lechwart zu. „Lauter fesche, junge Hengst', und Frau kann sich die besten aussuchen. Es ist zwar ein bisserl komisch, wer da noch aller verkehrt und was da manchmal g'redet wird. Aber mein Gott, da muss man ja nicht hinhorchen.“

„Dås wår doch wås“, lächelte Josepha verträumt. „Einmål wieder so richtig...“

„Ja, Josi. Ich nehm' dich gern' einmal mit! Nicht ganz billig, die Sache, aber es lohnt sich. Ich versteh' nur nicht, warum's immer grad dreizehn Leut' sein soll'n.“

An anderer Stelle stand Wilhelmine, Gräfin zu Perggreith, mit einigen Freundinnen zusammen. Die 28jährige war recht gut gebaut, schlank, durchtrainiert, alle Rundungen wie sie ein sollten und an der richtigen Stelle. Ein Traum, solange man das Gesicht der Bedauernswerten nicht betrachtete. Es wies eine riesige, gebogene Nase wie ein Adlerschnabel sowie ein langes, schmales Kinn auf, welches scheinbar versuchte, mit der Nase einen Kreis zu bilden. Die Parodie einer Hexe aus dem Märchenbuch. Dazu kam noch eine starke Kurzsichtigkeit, und die großen, runden Brillen machten das Antlitz nicht eben hübscher. Zumindest sah Wilhelmine sich selbst so und hatte sich mit dem Gedanken abgefunden, wohl keinen Ehemann mehr zu bekommen, denn die Perggreiths waren zwar eine alte und vornehme Familie, ein großes Vermögen hatte sie allerdings keines zu erwarten. Also bildete sie Körper und Geist, alle paar Monate hatte sie ein neues Hobby, lernte und studierte ein Wissensgebiet wie besessen, nur um sich bald darauf wieder zu langweilen und ein neues Thema zu beginnen.

„Ich sage euch, dieses Medium ist wirklich faszinierend. Nicht so wie die anderen, die nur mit billigen Taschenspielertricks arbeiten.“ Es war ihren Worten leicht zu entnehmen, dass Spiritismus das neue Hobby der Dame war. „Sie hat mir gesagt, dass ich erst einen Ehemann bekomme wenn ich aufhör', so verkrampt zu sein und mich entspann'. Ich sollt' einmal einen Maskenball besuchen, so mit Halbmaske, dann hått' ich recht gute Chancen.“

„Klingt g'scheit!“ Ludmilla, seit neun Jahren Gräfin Tereshaszy, riss ihren Blick von einem besonders gut gebauten Tänzer los und sah Wilhelmine direkt an. „Ich weiß gar nicht, warum du so fixiert d'rauf bist, dass du nichts gleichschaust! Für deine Figur würd' ich glatt einen Mord begeh'n.“



„Schon vergessen?“ fragte Wilhelmine bitter. „Waldkautz? Uhu nach'm Waldbrand?“

„Das war halt die Leuchtenfels-Urschel und ihre blöden Grammeln¹⁴“, bemerkte Franziska, Markgräfin von Oberanersbach, die als Tochter des Großindustriellen Salomon Waldlaub geboren worden war und in der Kirche geadelt wurde. Indem sie dem Grafen ihr Ja-Wort gab. „Nimmst die immer noch ernst?“

„Musst du dir hält nähmään einään hässlichään Männ mit großem Himvesszö¹⁵“, bemerkte Ildiko von Magaszikla ein. „Wännst du dann nimmst åb Brille, siehst nicht mehr, dås ärrr ist hässlich, spürst nur großes Himvesszö in dir. Und ärrr håt totål fäschääs Kätz vor sich. Håbän beide wås davon!“

„Ildi, das war jetzt nicht hilfreich“, rügte Franziska. „Wilhelmine, schau dich an. Du bist durchaus eine hübsche Frau, und das mit dem Maskenball ist auch gut. Wenn du einmal sicher geworden bist, kannst ja die Masken weglassen. Ach, Andreas, du kennst doch meine Freundinnen. Sag du doch einmal, wie findest du die Wilhelmine?“ Andreas, Markgraf von Oberanersbach zeigte seine blitzenden, weißen Zähne.

„Sehr hübsch, das muss man sagen. Nur...“ Er neigte sich vor und flüsterte Wilhelmine etwas ins Ohr, die darauf die Augen aufriss und in ihr Haar fasste.

„Was hast du ihr gesagt?“ fragte Franziska den baumlangen Halbherero beinahe inquisitorisch.

„Er – er hat gesagt, ich soll meinen Friseur verklagen“, stammelte Wilhelmine fassungslos. „Und dass er einen Optiker kennt, der Fassungen nach Maß für jede Gesichtsform herstellt. Er meint, dass

14

15

ich mit einer schmalen Brille mit dünnem Goldrand noch besser aussehen könnt'! Meinen Sie wirklich, dass ich halbwegs gut ausseh', Andreas?"

„Nicht so umwerfend wie meine teure Gemahlin, natürlich“, Andreas nahm die Hand Franziskas und küsste sie. „Aber wenn ich Sie nicht kennen gelernt hätte, könnte ich schon schwach werden!“



Eine riesige Fontäne aus Schnee hinter sich herziehend raste ein dampfbetriebener offener Zweisitzer auf einem Luftkissen über den Weg vom Nikolai-Tor zur Hermesvilla im kaiserlichen Jagdgebiet Lainz. Maria Sophia saß selbst am Steuer und jagte laut jauchzend mit beinahe fünfzig Stundenkilometern über den unbefestigten Weg. Im Jahre 1877 hatte der Brite John Isaac Thornycroft ein Patent für solches Luftkissenfahrzeug erhalten, sie aber nie in die Realität umgesetzt. 1879 hatte Karl Friedrich Werner, der Erfinder der modernen Wernerturbine, dieses Patent erworben und baute seither diese Art von Fahrzeugen. Auch als Torpedoboote für die Küstenwache und die Flußpolizei. Boote, die sich in der Weite der ungarischen Puszta ebenfalls bewährten. Auch ohne Flüsse. Für die weiten Ebenen Ungarns natürlich nicht mit Torpedorohren ausgestattet, sondern zuerst mit Werfern für die hale'schen Raketen und später, nach der Erfindung der rückstoßfreien Kanonen und Maschinengewehre auch mit solchen.

Maria Sophias Mutter Néné auf dem Beifahrersitz hielt sich im Rahmen gut verspreizt, um bei diesem Tempo auf der kurvenreichen Strecke nicht aus dem Fahrzeug geschleudert zu werden.

„Kind, fahr doch langsamer!“ rief die Regentin der Vereinigten Donaumonarchien. „Du wirst uns noch beide umbringen!“

„Ach, ich fahr' doch schon langsam, Frau Mama. Bei diesen Weg'n muss man doch eh vorsichtig sein. Auf freier Fläche oder einer g'raden Straß'n, wo man endlos g'radeaus brettern kann, schaffen diese Dampfflitzer doch ganz leicht das Doppelte und Dreifache. Auf einer halbwegs ebener Fläch'n!“ Maria Sophia bremste ein wenig, um einem dicken, umgefallenen Baum zu umfahren, der mitten über den Weg gefallen war. „Da liegt mir der Stamm mit der Krone und dem Wurzelball'n für den Miniflitzer denn doch z'hoch. Wir müssen den Baum von der Villa aus der Forstverwaltung meld'n!“

„Warum konnten wir nicht einfach einen Pferdeschlitten nehmen und ganz gemütlich über die Hauptstraße in die Hermesvilla fahren. Mit einem Kutscher auf dem Bock, im Landauer zum Beispiel. Vier Pferde, oder sechs!“

„Aber Frau Mama, das ist doch von Vorgestern!“ protestierte Maria Sophia. „Heut' sind der Dampf und der Teslamotor das Mittel der Wahl!“

„Ja, selbstverständlich, für das Volk und die Industrie!“ räsionierte Helene. „Und natürlich für unsere Armee! Darum investieren wir ja genug in die neuen Technologien. Aber warum ist das denn bloß für uns so wichtig? Wir hätten ja Zeit für gemütliche Schlittenfahrten!“

„Weil es so großen Spaß macht, Frau Mama!“ Maria Sophia schob den Fahrthebel wieder weiter vor und beschleunigte.

„Ach Gott, mein Kind. Ganz der Herr Papa“, räsionierte Néné. „Hauptsache schnell, wenn es dazu noch fliegt, ist das Vergnügen fast perfekt. Apropos Spaß und dein seliger Herr Vater, Maria. Wer war denn der Mann gestern? Also der, mit dem du im Garten spazieren warst!“

„Ach, das war der Ibrahim Muhamad Pascha, ein Sonderbotschafter vom Osmanisch’n Reich!“ Maria Sophia nahm rasant eine enge Kurve. „Wir sind nur zum Salettl raufgegangen und hab’n dabei ein wengerl plaudert. Nichts besonderes!“

„Wirklich?“ Helene dachte ein wenig nach. „Aber gut ausgesehen hat er ja doch, oder nicht?“

„Ja, er war schon ganz fesch, Frau Mama“ bestätigte Maria. „Trotz der Glatz’n. Aber passiert ist gestern Abend mit ihm genau gar nichts! Irgendwie schon schad!“

Die Hermesvilla war ein Schloss im Lainzer k.u.k. Jagdrevier, das etwa fünf Kilometer westlich von Schönbrunn lag. Der Architekt Carl Freiherr von Hasenauer entwarf dieses Lust- und Jagdschloss, welches der Kronprinz Franz Joseph 1858 für seine Frau in Auftrag gegeben hatte, im Stil des Neobarock. Es sollte ein Rückzugsort mitten im Wald werden, damit Néné dem Trubel des Hofes in Schönbrunn auch einmal entfliehen konnte, während der Kronprinz sich in den umliegenden Wäldern auf die Pirsch begab. Beziehungsweise auf das Schlachtfest, das er halt so Pirsch nannte. Oder für die Zeit, in welcher der Thronfolger den kleinen Pavillon neben dem Sankt-Veit-Tor aufsuchte, wo ihm Frau Wolff nach einer Nachricht des Baron Alfred von Kotzlonski gerne ihre neueste Kollektion an Mädchen vorgestellt hatte. Nach nur fünf Jahren Bauzeit, 1863, war der Bau bezugsfertig. Dann machten sich die Baumeister daran, am nahe gelegenen Hohenauer Teich für die Erzherzogin Helene, welche eine leidenschaftliche Schwimmerin war, ein hölzernes Badehäuschen zu errichten. Dieses Häuschen konnte 1864 zum ersten Mal benützt werden und wurde von Helene gerne besucht. Auch Gäste empfing sie hier recht gerne zu zwanglosen Gesprächen, selbstverständlich nur Damen der allerbesten Gesellschaft. 1885 erhielt der damals 23-jährige Gustav Klimt den Auftrag, die Deckengemälde neu zu entwerfen und auszuführen. Néné fand, dass es auch hier Zeit wurde, die neue Zeit in die Räumlichkeiten zu lassen und den schweren Barock durch das leichter und natürlicher wirkende Art Deco der Belle Epoque zu ersetzen. Seinen Namen Hermesvilla verdankte das Schloss einer Statue im kleinen Hof vor dem Eingang zum Hauptgebäude mit den Gemächern des damaligen Thronfolgerpaares, welche Helene in den Grundzügen selbst entworfen hatte. Die Skulptur aus einem einzigen großen Block Marmor zeigte den griechischen Götterboten Hermes mit den Flügelschuhen und -helm, welcher aus dem Olymp herab schwebte und dem Gast eine Schriftrolle entgegen hielt. Die Muskulatur und die Proportionen des Hermes mochten vielleicht etwas weniger perfekt dem männlichen Schönheitsideal entsprechen als die von Michelangelos David, der Hermes war ein eher schlaksiger junger Mann. Dafür hatte der Berliner Bildhauer Heinz Herter jenes Körperteil weit realistischer in Form, Größe und auch Zustand dargestellt, das Michelangelo nur sehr klein auszuarbeiten gewagt hatte.

Die kaiserliche Familie kam gerne immer wieder hierher in dieses ruhig gelegene Jagdschlösschen. Auch der Großfürst Pawel Alexandrowitsch, der Bruder des russischen Zaren, war mit seiner Gemahlin Elisabeth Anna, der zweitältesten Tochter der Regentin 1888/89 über Weihnachten und

Neujahr nach Wien gekommen. Sie hatten bis zu Maria Sophias Geburtstagsfest in dem modern mit fließendem Warm- und Kaltwasser, einer Dampfheizung und elektrischem Licht ausgestatteten Hermesvilla gewohnt und planten bereits Anfang April einen weiteren Besuch. Kein Wunder, der Küchenchef der Villa war einer der besten Köche, der in den Donaumonarchien aufzutreiben gewesen war. Die nähere Umgebung des Schlosses eignete sich ebenso gut zum flanieren wie zu den heftigen Parforce-Ritten, welche die Großfürstin ebenso sehr liebte wie Maria Sophia die Fahrten in ihrem Thornycroft, egal ob Schnee lag oder sie über grüne Wiesen donnerte. Vor der Hermesvilla wartete bereits ein großer mit Dampfantrieb ausgestatteter Wagen aus dem kaiserlichen Fuhrpark, als die Regentin und ihre Tochter in den Hof des Anwesens fuhren. Diener trugen schwere Schrankkoffer aus der Villa und verstauten das Gepäck des Großfürsten und seiner Gemahlin auf der Ladefläche, während davor ein Dampfmobile auf das hohe Paar aus Russland wartete. Pawel Alexandrowitsch Romanow war ein schlanker Mann, der eher wie ein Denker als ein Soldat wirkte. Trotzdem war er, wie es von einem Bruder des Zaren erwartet wurde, Offizier. General und Kommandant des ersten Moskauer Garderegiment zu Pferd. Er sah mit seiner hageren Statur, dem langen Gesicht und der hohen Stirn auf seine eigene Art ganz gut aus, wie er mit trotz des kalten Wetters mit offenem Mantel über der grünen Uniform auf den Stufen der Villa stand.

„Mama! Maria!“

„Großmutter, Tante Maria!“ Zwei Knaben stürmten aus dem Haus, der vierzehnjährige Kronprinz Franz Rudolph und sein achtjähriger Cousin Alexander Pawlowitsch Romanow stürmten aus der Villa und liefen fröhlich lachend auf Néné und Maria Sophia zu. Hinter ihnen trat Elisabeth Anna durch die Tür.

„Langsam, Kinder“, rief sie, dabei in die Hände klatschend. Elisabeth Anna liebte es, sich selbst um die Kinder zu kümmern. Die achtundzwanzig Jahre alte Schwester Marias war nicht ganz so groß wie diese und eine mütterlich wirkende, nicht ganz schlanke Frau.

„Schön, dass ihr gekommen seid!“ Großfürst Pawel Alexandrowitsch kam die Treppe herab und küsste die Hände seiner Schwiegermutter und Schwägerin. Er sprach beinahe akzentfreies Deutsch. Wenn nötig, auch englisch, französisch und ein wenig italienisch.

„Glaubst du wirklich, wir lassen euch ohne Abschied fliegen?“ Néné machte sich kurz von ihrem Sohn los und umarmte Elisabeth und Pawel innig. „Auch wenn ihr über den Luftschiffhafen von Schönbrunn abreist, dort ist so gar nicht der Platz für private Abschiede.“

Auch Maria küsste die Schwester und Pawel auf beide Wangen. „Wir sehen uns ja ohnehin viel zu selten privat. Das g'hört halt zum Beruf!“

„Wollt's ihr den Franz Rudolph wirklich bis April mit nach Moskau nehmen?“ Helenes Hand ruhte wieder auf der Schulter ihres Sohnes.

„Aber ja, Frau Mama.“ Franz Rudolph duckte sich weg, als Elisabeth sein Haar zerzausen wollte. „Sissi, dafür bin doch schon z'groß! Komm, Sascha, wir schau'n, was der alte Major Wunder macht. Der soll ja meine Schulsachen mit nach Moskau nehmen. Tak chto ya tozhe mogu chemu-to

nsuchit'sya¹⁶. Parce que toute apprend à vivre¹⁷. This also applies to crowned heads¹⁸! Tan adelante, a Trabajar¹⁹! Quia non studeo magister, dixcis te ipsum!²⁰“ Es gelang dem jungen Prinzen dabei eine durchaus gelungene Parodie seines Lehrers, sodass die Gesellschaft laut auflachte. Sogar der parodierte ältere Infanteriemajor selbst, der für seine Ausbildung zuständig war und eben einige Diener mit Gepäckstücken begleitete.

„Wehe, wehe, wehe – wenn ich auf das Ende sehe“, deklamierte Konrad Wunder mit erhobenem Zeigefinger.

„Cheinerr von uns wird chesteckt in ein Mühl, Herr Majorr Wunderr!“, entgegnete Alexander. „Wir ja auch nicht stellen Chünnerr oderr sageln an ein Brücke!“

„Nein, junger Großfürst, richtig erkannt“, lobte der Lehrer. „Und auch dem richtigen Werk zugeordnet. Wenn die Großfürstin erlaubt, da hat Euer Hochwohlgeboren einen hellen Sohn!“

„Danke Major! Ist alles eingepackt? Alles verladen?“

„Zu Befehl, Hoheit, alles!“, rapportierte Polkownik²¹ Juri Leonidowitsch Groschow vom ersten Moskauer Garderegiment zu Pferd, der Adjutant des Generals, und salutierte vor der Großfürstin.

„Dann wird es wohl Zeit.“ Elisabeth Anna umarmte ihre Mutter. „Ma chère Maman, wir sehen uns im April wieder!“

„Aber ja, Sissi. Guten Flug. Und dir auch, Pawel.“

„Danke, chère Belle-mère! Es sind ja nicht einmal ganze zwei Monate. Was soll da schon groß geschehen?“

= ◇ =

16

17

18

19

20

21



Der Hofküchenchef Johann Ludwig Hollenweider hatte für diesen Abend in der Hermesvilla ein wirklich exquisites Menu zusammen gestellt. Beginnend mit einem Lachssülzchen, danach Wachtelbrüstchen im Speckmantel, ein butterzartes rosa gegartes Roastbeef mit Pommes Dauphin und mit Speck umwickelten Fisolen, reifen Käse mit Weintrauben, begleitet von den rechten Weinen. Ein zarter Rosé zum Lachs und den Wachteln, ein herzhafter Rotwein aus dem Veneto zum Rind, ein Glas Sekt zum Käse. Ein Glas, welches mit einem Male den Händen der Prinzessin Maria Sophia entglitt und auf dem Boden zerschellte. Ein Lakai konnte die junge Frau eben noch auffangen, als sie in sich zusammen sackte und von ihrem Stuhl zu fallen drohte. Er trug sie rasch zu einen nahe stehenden Ottomane und legte sie darauf. Ihre Lippen verfärbten sich allmählich blau, ein Röcheln entrang sich ihrer Brust, kaum, dass sie noch Atem holen konnte.

„Hoheit verzeihen!“ Noch während er sprach, zerfetzte der Diener Walter Moser bereits die Oberkleidung der Prinzessin.

„Gut so, junger Mann“, kam eine Stimme dunkle Stimme von der Tür her.

„Doktor Rauscher, warum...?“ Helene sah den Hofarzt überrascht an.

„Später Hoheit, jetzt muss ich wohl zuerst...“

Helene trat sofort zur Seite. „Natürlich, Doktor. Bitte sehen Sie sogleich nach meiner Tochter!“

„Maria!“ Maria? War sie das? Was rief die Stimme? „Maria!“ Warum meldet sich diese dumme Kuh Maria denn nicht endlich, damit sie in Ruhe weiterschlafen konnte? Was war denn das, warum schüttelte man sie so – so hart. So unbarmherzig? Etwas kaltes, glattes wurde in ihren Mund gezwängt, sie wurde zum Schlucken gezwungen. Was war das gewesen? War das...? Langsam stahlen sich wieder erste optische Eindrücke und klare Gedanken durch ihr Gehirn. Da war doch...

„Mama?“ Leise, gehaucht kam die Frage von ihren tauben, gefühllosen Lippen. „Was ist denn...?“

„Das fragen wir dich, mein Kind!“

„Aber – ich weiß es doch nicht!“ Allmählich wurden Marias Denken und ihre Sprache wieder flüssiger. Sie sah an sich herab, irgend jemand hatte ihr die Jacke und die Bluse aufgerissen, ihre nicht übermäßig großen, aber hübschen und festen Brüste lagen frei, ein Unterhemd hatte sie wie fast immer verschmäh.

„Du hast derart nach Luft geschnappt, da hat der Walter gedacht...“

„Schon recht, Frau Mama“, nickte Maria Sophia, es war eine durchaus vernünftige Aktion des Dieners gewesen. „Ich glaub’ auch, dass er genau das Richtige g’macht hat. Also Doktor Rauscher, was ist denn ihre Meinung! Was war’s?“

„Es ist meine fundierte Meinung, Hoheit, dass, wenn ich mich nicht irre – und ich irre eigentlich nie – ich nicht wirklich eine endgültige Diagnose stellen kann!“ Der kaiserliche Hofarzt kratzte sich am Hinterkopf. „Es steht außer Frage, dass es sich um eine Vergiftung handelt. Aber welches Gift, wie und wann es verabreicht wurde – ich bin selten ratlos, Majestäten. Aber dieses Mal bin ich es. Heute am Abend ist ein Diener in der kaiserlichen Livree zu mir gekommen und hat mir ein Billett in die Hand gedrückt. Ich soll doch sofort zur Hermesvilla kommen, die Prinzessin bedürfe meiner Dienste. Und ich soll das Packerl²² und den Brief für die Regentin doch bitte mitnehmen. Er müsse noch etwas besorgen, und das Packet sei wirklich dringend. Ganz furchtbar eilig. Also hab ich mich in mein Dampfluftkissenboot gesetzt – ein formidables Ding, wenn’s wirklich schnell gehen soll. Besonders im Winter, Hoheit! Zuerst über den Wienfluss und dann...! Also ja, ich bin also gekommen, so schnell wie ich konnt’. Hoheit haben starke Krämpfe gehabt und nach Luft gerungen, deswegen – entschuldigen’s – hat auch der Walter Moser die Jacke und die Bluse zerrissen.“

„Warum reitet denn jetzt eigentlich jeder d’rauf herum, dass meine Meierei²³ zum seh’n ist?“, schimpfte Maria und verdrehte die Augen. „Wem’s nicht g’fällt, der muss ja nicht hinschau’n!“ Walter kam mit einer neuen Bluse aus dem Fundus der Prinzessin und Maria schlüpfte hinein. „Danke, Moser. Es soll doch nichts schlimmeres g’schehen.“ Néné zeigte ihr den Zettel, den sie von Doktor Rauscher erhalten hatte. Auf dem Brief stand ‚Wenn das Leben ihrer Tochter weitergehen soll, muss sie die Kapsel schlucken und den Brief befolgen! Auch wenn mein Name natürlich nicht Ibrahim Muhamad Pascha lautet, unterschreibe ich mit seinem Namen!‘

„Oh! Jetzt ist alles ganz klar! Darum also ihr’ Vermutung mit dem Giftanschlag!“ Maria Sophia zog aus dem Schreiben den gleichen wohl nicht unbegründeten Schluss wie der Arzt. „Aber wozu zuerst vergiften und dann die Rettung?“

„Wir sind genauso ratlos, Kind.“ Néné betrachtete noch einmal das Schreiben von hinten und vorne. „Wenn nicht diese Zeichnung da auf der Rückseite etwas zu bedeuten hat!“

„Eine Zeichnung? Zeig doch bitte einmal her!“ Maria Sophia griff nach der Botschaft. „Eine Kerze! Rasch!“ rief sie, nachdem sie die Striche kurz überflogen und an dem Papier geschnuppert hatte. „Papier, Schreibzeug, gemma gemma, gemma²⁴! Wird’s bald!“ Es setzte ringsum hektisches eiliges Gerenne der Dienerschaft ein, und es dauerte nur Minuten, bis vier Kerzen, einige Blätter

22

23

24

Schreibpapier, drei Graphitstifte und vier Füllfedern zur Stelle waren. „Schreib’ er!“ wies Maria Sophia einen der Lakaien an und näherte sich vorsichtig mit dem Papier der Flamme, bräunliche Schriftzeichen erschienen auf dem Papier.

„Ich erwarte Sie, Prinzessin, am 15. März im Hotel Oriental in Kairo. Ich empfehle Ihnen pünktlich zu sein, wenn Sie Ihr Leben ein weiteres Monat verlängern wollen. Werden Sie klug genug sein, meinen Ansprüchen zu genügen, Maria Sophia von Österreich? Werden Sie auch weiterhin meine Rätsel lösen können? Ich hoffe doch sehr, dass sie mich noch einige Zeit amüsieren werden! Sie dürfen allein reisen oder mit großem Gefolge, eine ihrem Stande angemessene Suite wird jedenfalls unter Ihrem Namen reserviert sein. Am 16. März darf ich sie zu einem Spaziergang durch das ägyptische Kairo einladen, genießen sie ihren Aufenthalt dort. Für den 18. März liegen für Eure Hoheit und ein kleines Gefolge zwölf Billetts für den Nildampfer QUEEN OF EGYPT, arabisch MALIKAT MISR, bereit. Ich möchte Hoheit anraten, pünktlich an Bord zu sein.“

Den echte Ibrahim Muhamad Pascha finden Sie mitsamt seinem Diener im Zimmer 211 im Hotel Aurora in Hietzing. Lassen Sie doch bitte die Ärmsten befreien und nach Hause gehen! Der Mann hat mit meinem kleinen Spiel nicht das Geringste zu tun!

(gez. Ahmad al Massud el Allah ad Dhin!)‘

Vorsichtig legte Maria Sophia den Brief beiseite.

„Na fesch!“ räsonierte sie. „Jetzt darf ich doch noch nach der Pfeif’n von diesem blöd’n Mannsbild tanzen! Aber der soll sich nur nicht irr’n, ewig mach ich seine depperten Scherze nicht mit. Lieber geb’ ich mir selbst die Kugel. Dabei hat er ganz nett und kultiviert gewirkt!“

„Unsichtbare Tinte?“ Néné nahm das Blatt, auf welchem die Schrift schon wieder verblasste.

„Die primitivste Form.“ Maria grinste säuerlich. „Und ich muss wohl noch froh und dankbar sein, dass er Zitronensaft genommen hat!“

Ihre Mutter roch kurz an den Papier. „Ja, hat ein durchaus zitroniges Aroma. Was hätte er denn noch nehmen können?“

„Urin, kaiserliche Hoheit“, bemerkte der Hofarzt.

„Pfui Teufel!“ Die Regentin warf den Brief angeekelt auf den Tisch.

„Na ja, zum Glück hat er nicht in’s Tintenfass’l bru... pinkelt, sondern einfach eine Zitron’ auspresst!“ Maria Sophia seufzte. „Man muss Gott wohl schon für Kleinigkeiten dankbar sein.“

Ihre Mutter rief einen der Lakaien zu sich. „Fahr’ er doch sofort in das Palais Hametten, ich lasse den Fürsten noch heute Abend zu mir bitten. Nach Schönbrunn. Dann geht er zum Oberrabbiner von Wien und zum – ja, was ist er denn? Na, zum Obermufti von den Mohammedanern halt. Beide Herren erwarte ich morgen Vormittag, ebenfalls in Schönbrunn. Und dann sagt er noch dem Kutscher Bescheid, er soll gleich den Schlitten anheizen, damit wir nach Schönbrunn zurückfahren. Jetzt geh’ er doch schon!“

Das Palais Hametten lag in der Metternichgasse im Bezirk Landstraße, ganz in der Nähe des Schlosses Belvedere, jenes berühmten Prunkschlusses des Prinzen Eugen von Savoyen. Das Palais des Fürsten von Hametten hatte allerdings weder dessen riesigen Garten noch die beiden großen und prächtigen Gebäude. Es war ein wesentlich neuerer Bau, einer der Erstlinge, von Otto Wagner, dem aufstrebenden Stern am Himmel der Architektur. Das Palais Hametten war zum größten Teil im Stil der Belle Epoque gebaut, zeigte aber auch bereits einige jener Elemente, die später berühmt für die Hochzeit des so genannten Jugendstils oder auch Art Deco werden sollten. Und die Residenz von Heinrich, Fürst zu Hametten, dem Leiter des Evidenzbureaus, also der geheimen Abteilung des Auswärtigen Amtes, hatte einige Annehmlichkeiten selbst einigen kaiserlichen Palästen voraus. So war von Beginn an eine Fußbodenheizung mit Dampf eingeplant gewesen, selbstverständlich fließendes warmes und kaltes Wasser und eine Waschküche, wo Maschinen das Säubern der fürstlichen Kleidung übernahmen. Ein für die fürstlichen Dienstboten besonders angenehmer Umstand war, dass die Heizung auch in ihren Räumen für angenehme Temperaturen sorgte. Und dass der Fürst sogar drei mit Dampf betriebene Lifte einbauen ließ. Einen für seine Gäste und sich selbst im großen Stiegenhaus zu den Wohnräumen, einen Lastenaufzug im Gesindeteil, der natürlich auch den Bediensteten das Treppensteigen ersparte, und einen Speisenaufzug in den großen Festsaal im ersten Stock. Dazu noch eine ebenso mit Dampf betriebene Rohrpostanlage, die sein Palais mit seinem Amt auf der anderen Straßenseite verband. Sogar elektrisches Licht war vorhanden, die Dampfmaschine im Keller erzeugte den Strom für das Palais selbst, ebenso wie die Anlage im Haus gegenüber das Amt mit Wärme und Licht versorgte. Unabhängig vom allgemeinen Wiener Stromnetz. Ein durchaus fortschrittlicher Mann, der Fürst, nicht nur, aber besonders wenn es um technische Belange ging. Ein halbwegs angenehmer Dienstherr im privaten, der die Stubenmädels nicht über Gebühr belästigte und dem einen, das er dann doch geschwängert hatte, einen Laden in einer Kleinstadt in Niederösterreich einrichtete. Seine Agenten streuten in der Umgebung des Dorfes Dreieichen das Gerücht von einer Seemannswitwe, und die Fini lebte heute mit einem guten Mann ein recht zufriedenes Leben. Im Dienst war er jedoch ein übler Sklaventreiber, und drei seiner Sekretäre wohnten sogar mit im Palais, damit zumindest zwei jederzeit bereit stehen zu konnten. Auch Nachts.

Am frühen Abend des 21. Februar 1889 dachte er an nichts Böses. Wenn man ihn Jahre später danach fragte, was er denn an diesem Abend getan hätte, pflegte er stets zu antworten

„Ich war schon a’pres, wenn Sie’s wirklich unbedingt genau wissen woll’n. Ich hab’ mir einen gut’n Calvados genehmigt und wollt’ dann eigentlich in’s Bett gehen! Ist aber leider nichts d’raus g’worden!“ Dass in diesem Bett bereits die Baronin Lehensperg lag und auf das Eintreffen des guten Fürsten Heinrich von Hametten in demselben wartete, verschwieg der Fürst geflissentlich. Für ihn galt von jeher, der Kavalier genießt und schweigt! Und, nun ja, wenn ein lebfrisches Mädel von zwanzig Jahren mit einem alten Tatterer²⁵ hoch in den Sechzigern²⁶ verheiratet wird, darf man sich halt nicht wundern, wenn zehn Jahre später besagte junge Frau noch Bedürfnisse hat und einen virilen Mann aufsucht. Diskret versteht sich, und wer war denn schon diskreter als einer vom Evidenzbureau, ganz und besonders dessen Leiter? Und so teilten der sportliche vierzigjährige Fürst

25

26

und die dreißigjährige, gut geformte Baronin eben so einige kleine Geheimnisse. Zum Beispiel, dass der späte Herr Sohn, auf den der Baron so ungemein stolz war, eigentlich vom Fürst zu Hametten war.

Allerdings ließ der Fürst verständlicherweise sofort alles stehen und die Baronin liegen, als der kaiserliche Lakai eintraf und er von dem Wunsch der Regentin hörte. Das gefürchtete Bimmeln²⁷ der schweren Alarmglocken in der Wohntage der drei Geheimsekretäre ließ auch jene beiden von diesen Männern, die gerade zu Hause waren, aus ihren Betten und in ihr Gewand springen. Die stehende Regel lautete, dass immer nur einer von ihnen Ausgang hatte. Fürst Heinrich zu Hametten wurde von seinen Leuten Johann Hartwigel und Karl Smetana, welche beide ganz korrekt in dunkle Anzüge mit Weste und dem kleinen Halstuch gekleidet waren und die schweren Wintermäntel über dem Arm trugen, in der Remise schon erwartet. Der Kutscher des Fürsten hatte die Dampfmaschine des alten, aber bequemen Viersitzers bereits angeworfen und saß auf dem gut geheizten Bock, die Lenkstangen abfahrbereit in den Händen.

„Nach Schönbrunn!“ rief der Fürst ihm zu, als er in den Schlag kletterte.

„No na!“ brummte der Kutscher Moische Levenhab in seinen prächtigen Bart. „Nach Ischl wer’n mer fahr’n um die Zeit! Also, los geht’s, fahr’n wir, Euer Gnaden!“ Beinahe zärtlich öffnete er die Ventile und ließ den Dampfdruck auf die Turbinen der vier Räder wirken, damit der Wagen sanft anfuhr. Trotz der formidablen Federung und der vulkanisierten pneumatischen Luftdruckreifen war die Fahrt schon ein bisserl holprig und auch etwas laut, solange sie noch über das runde Katzenkopfpflaster des Rennwegs in der ehemaligen Vorstadt ging. Die neuere Ringstraße war bereits mit großen, flachen Betonblöcken gepflastert worden, die ganz sorgfältig beinahe ganz eben verlegt waren. Genauso die alte Linden- und die Felberstraße von der Hofburg bis Schönbrunn hinaus und das Wiental, welches dem Lauf des gezähmten und halbwegs begradigten Wienflusses folgte und vom Schwarzenbergplatz ebenfalls nach Schönbrunn und dann weiter nach Sankt Veit, Auhof und Purkersdorf führte.

Am Schwarzenbergplatz bog der Dampfwagen von der Ringstraße ab und fuhr auf das erwähnte Wiental, hier überspannte die Schwarzenbergbrücke den Fluss und verband die Innere Stadt, also den Stadtteil, der früher innerhalb der Stadtmauer gelegen hatte, mit dem kleinen Luftschiffanlegemast vor dem Palais Schwarzenberg. Natürlich war der Mast nicht für die großen internationalen Schiffe mit 250 Metern Länge gedacht, hier legten nur die kleinen Zeppeline für die nahen Städte wie Prag, Budapest, Graz oder Salzburg an. Bei Geschwindigkeiten von durchschnittlich 130 Stundenkilometern war man zum Beispiel in nicht ganz zwei Stunden im 252 Kilometer entfernten Prag und hatte dann drei Stunden Zeit, um in das 280 Kilometer entfernte Berlin weiter zu fliegen. „Frühstück in Wien, einkaufen in Prag und dinieren in Berlin!“ lautete der bekannte Slogan einer deutschen Fluggesellschaft, welche diese Strecke ebenfalls befuhr. Lautes Brummen aus der Luft und plötzlich die klare Winterluft durchschneidende, riesige Scheinwerfer schreckten Heinrich zu Hametten aus seinen Gedanken. Er zog die goldene Uhr, ein Erbstück seines Großvaters, aus der Tasche.

„Der Salzburger ist genau pünktlich!“ brummte er zufrieden. Es freute ihn immer, wenn alles wie am Schnürchen nach Plan funktionierte. Viel zu oft tat es das sowieso nicht, und dann musste das Evidenzbureau wieder einmal hinter den adligen und neureichen Herrschaften aufräumen und so manchen Schmutz unter den Teppich kehren. Was den adeligen und neureichen Herren und Damen nicht immer etwas half. Die Öffentlichkeit erfuhr zwar nichts, aber das Evidenzbureau hatte da einige Möglichkeiten und auch durchaus seltsam zu nennende Mitarbeiter.

Das Wiental war nach dem Ring die zweite der großen, gut ausgebauten Prachtstraßen geworden, nachdem bereits 1865 die erste mit Dampf betriebene Stadtschienenbahn zwischen Purkersdorf und dem Hafen am Donaukanal erbaut wurde. Am rechten Ufer, also jener Seite, auf der auch das Schloss Schönbrunn stand, hatten viele der großen Adelsfamilien ihre neuen Paläste mit recht weitläufigen Gärten gebaut, um den engen Gassen von Wiens Innenstadt besonders in den brütend heißen Monaten des Sommers zu entgehen. Am linksseitigen Ufer, vor allem in Mariahilf, hatten die reicheren Bürger ihre Häuser und sogar ein eigenes Theater gebaut, zusätzlich zu dem 1801 eröffneten Theater an der Wien, das sogenannte Helenentheater in Fünfhaus. Sowohl die linke als auch die rechte Wienzeile waren als breite Straßen angelegt. Zwischen dem verbreiterten Bachbett und den Fahrbahnen gab es bis Sankt Veit hinaus auf beiden Seiten einen beachtlichen Grünstreifen, welcher die Bürger zum flanieren einlud. Schon seit 1861 waren die Straßen mit den neuen elektrischen Glühlampen des Chemikers und Technikers Johann Heinrich Göbel beleuchtet, in deren hellem Schein die langsam tanzenden Flocken des wieder einsetzenden Schneefalls deutlich zu sehen waren. Allmählich legte sich eine neue Schicht über den bereits niedergefahrenen Schnee und dämpfte die Geräusche der wenigen um diese Zeit noch fahrenden Dampf- und der extrem selten gewordenen Pferdefiaker. Eigentlich fuhren in Wien nur noch reiche Exzentriker mit lebenden Pferden, der größte Teil der Fahrzeuge war mit Dampfturbinen angetrieben. Einige wenige auch bereits mit dem neuen elektrischen Teslamotor. Heinrich sah aus dem Fenster, auf seiner Seite reihte sich ein Palais mit Säulengang an das Nächste, weißer Marmor, schwarzes Ebenholz und goldener Stuck. Eigentlich langweilig, der Fürst mochte die in modernerem Stil erbauten Bürgerhäuser mit den phantasievollen Fassaden, den zierlichen Halbreiefs als tragendes Element, den floral anmutenden Steingirlanden und den bunten Mosaiken auf der anderen Seite des Wientals sehr viel lieber. Aber auf der bürgerlichen Seite war halt der Verkehr selbst zu dieser Stunde auch noch sehr viel dichter, und wenn die Regentin rief, dann presste²⁸ es auch!

Auf dem Platz vor dem Schloss mit den beiden hohen, viereckigen Säulen, auf denen je ein großer Bronzeadler mit ausgebreiteten Schwingen thronte, sprang der Fürst zu Hammeten mit seinen Begleitern aus dem Dampfwagen und eilte zum großen Tor. Die großen, starken Scheinwerfer beleuchteten den Vorplatz, dessen zweifärbiges Pflaster den schwarzen Doppeladler auf gelbem Grund der Habsburger zeigte. Die Wachposten mit den mit Rosshaar geschmückten hohen Pickelhauben zu den waldgrünen Gardeuniformen mit den roten Kragenspiegeln und Ärmelaufschlägen der Leibgardisten der Regentin präsentierten in ihren beheizten Schildhäuschen das Gewehr. Hochgenommen zum Gruß, aber auch bereit zur Eröffnung des Feuers im Falle eines plötzlichen Angriffs. Am Tor selber standen in die roten Galauniformen mit schwarzem Fellbesatz

gekleideten Leibdragoner des Kronprinzen, Mitglieder des dritten Regiments Ferdinand Maximilian. Eine ganze Kompanie der Infanterie, vier mal 25 Mann, und ein kompletter Zug Dragoner mit den halbautomatischen modernen Karabinern stand bereit zur Verteidigung des Schlosstores, und die Stammregimenter 21, 22, und 23 der Hoch- und Deutschmeister standen in der nahen Fasangartenkaserne jederzeit zum Einsatz bereit.

„Fürst zu Hammeten?“ Der Oberleutnant der Dragoner kannte den Staatssekretär selbstverständlich von Angesicht, fragte aber dennoch nach, als die drei Männer die gut beheizte Wachstube betraten. Ein Ritual, aber dieser und andere Bräuche waren es nun einmal, welche die große Monarchien Kakaniens in einem Staat zusammenhielten. „Ihre hochwohlgeborene durchlauchtigste Hoheit, die Regentin, erwartet Durchlaucht bereits im großen Bureau!“

„Danke, Oberleutnant. Diese Herren gehören wirklich zu mir!“ Wichtiger als diese Worte war das unauffällige Handzeichen, von welchem ausschließlich der Fürst und die Wachoffiziere wussten.

„Ich bitte, Durchlaucht kennen den Weg ja!“ Der Wachoffizier öffnete die Sperre der kleinen Tür neben dem Tor, und die Beamten des Evidenzbureaus betraten das kaiserliche Schloss.

„In der Tat!“ bemerkte Fürst zu Hammeten noch zu dem Oberleutnant. Dann eilte er mit hallenden Schritten weiter durch die langen Gänge des altehrwürdigen Schlosses, in dem bereits die große Maria Theresia gewohnt und residiert hatte. Seit 1860 war Schönbrunn elektrifiziert, und die Räume wurden von hunderten Göbelbirnen mehr oder weniger hell beleuchtet. Ganz nach Wunsch und Laune. Dann kam die große Herausforderung – der Einbau einer Wärmanlage. Lange hatte man überlegt, wo man die Rohre der Dampfheizung verlegen könnte, ohne die wertvollen Böden zu beschädigen. Schließlich hatte man eine Stufe entlang der Wände gebaut und dann die Röhren einfach durch die leicht zu reparierenden Wände geführt. Seit 1879 war endlich das ganze Schloss vom Keller aus mit einer zentralen Anlage beheizt. Einer Zentralheizung eben. Im Jahr 1885 kombinierte dann ein findiger Eisenbahntechniker die Erfindung des Franzosen Fresnell, einer flachen Linse, mit dem elektrischen Licht und bündelte dasselbe in hellen, starken, aber flachen und leichten Scheinwerfern. Damit war nun auch der nächtliche Flugbetrieb der Luftschiffe kein Problem mehr. Vorher mussten die Etappen der Schiffe genau geplant werden, um spätestens mit den letzten Sonnenstrahlen anlegen zu können. Leicht zu bewerkstelligen auf der Sommerhalbkugel, wesentlich schwieriger im Winter. Seit vier Jahren waren diese Probleme Vergangenheit, die moderne, mit kräftigen Scheinwerfern illuminierte Zeit hatte, von Wien und dann auch von Berlin ausgehend, Europa und Africa entlang der Luftschifflinien der Österreicher und Deutschen erreicht und begann ihren Siegeszug langsam, aber sicher auch nach Asien auszubreiten. Dampf und Elektrizität waren die Segensbringer der neuen Welt zu Ende des 19. Jahrhunderts.



Immer zwei Stufen der großen Prunktreppe mit einem Schritt nehmend eilte Fürst Heinrich in den ersten Stock, die Posten auf den Absätzen schlugen die Haken knallend zusammen und salutierten. Dann, oben angekommen, nach links, ein Lakai öffnete sofort, als er der Herren ansichtig wurde, die Tür zum Büro der Regentin. Die drei Mitarbeiter der geheimen Abteilung betraten von dem Sturmschritt die Treppe hinauf noch etwas schwer atmend den Raum.

„Hoheiten!“ Tief verneigten sich die Männer vor Helene und Maria Sophia, dann weit weniger tief vor dem Mann in osmanischem Anzug.

„Das ist der Sonderbotschafter des osmanischen Reiches, Ibrahim Muhamad Pascha, Hammeten! Der Echte“, erklärte Néné dem Fürsten. „Lassen wir die Förmlichkeiten, wir haben keine Zeit dafür. Herr Ibrahim wurde betäubt und mit seinem Fahrer in einem Hotelzimmer gefesselt zurückgelassen. Ich habe ihn gebeten, mit ihnen zu reden, Hammeten. Vielleicht können Sie als erfahrener Kriminaler etwas erfahren, an das wir alle nicht denken. Die Polizisten, die ihn von dort geholt haben, stehen ebenfalls ganz zu ihrer Verfügung!“

„Wie haben bitte Hoheiten eigentlich von der Untat erfahren?“ fragte der Leiter des Evidenzbureaus.

„Durch dieses Billett und diesen Brief!“ Maria Sophia reichte beides Heinrich, der die Schreiben las und erblasste.

„Hoheit, das ist...“

„Noch bin ich nicht tot, Hametten“, unterbrach die Prinzessin den Geheimdienstchef und ballte die Rechte zur Faust. „Das dauert noch ein bisschen! Also, schauen’s doch, ob Ihnen der Botschafter nicht doch etwas Wichtiges zu erzähl’n hat. Danach lassen Sie feststellen, ob ihr Büro nicht bereits etwas über einen Ahmad al Massud el Allah ad Dhin oder so ähnlich weiß. Und dann gehen’s halt möglichst vielen Spuren nach. Machen’s das, was Sie immer in so einem Casus machen. Ermitteln’s. Sie besitzen unser Vertrauen, Hammeten, wir haben ja schon einmal mit einander z’tun g’habt. Machen’s Ihr’ Arbeit einfach wie immer. Wenn alle Strick’ reißen, werd’ ich halt nach Kairo fliegen

müssen. Keine Sorge, Frau Mama, er will noch ein bisserl mit mir spiel'n, da wird er mir eine Chance geb'n. Aber irgendwann werd' ich ihm das Ganze schon noch heimzahl'n. So warm kann sich der Pülcher gar net anzieh'n, die Baner²⁹ werd' ich ihm brechen, eins nach dem ander'n, ganz langsam! Und eine Reitgert'n werd' ich auch vorher noch auf seinem Arsch zerdreschen! Eigenhändig!“



An dem der ‚Inneren Stadt‘, also dem ersten Bezirk gegenüber liegenden Ufer des heutigen Donaukanals war die so genannte Leopoldstadt. Benannt nach dem Kaiser Leopold II, der einstmals die Juden über den damaligen Hauptarm der Donau aus der Stadt Wien in ein eigenes Dorf übersiedelt hatte. Ebenfalls zwischen dem jetzigen Donaukanal und der 1875 begradigten und ausgebaggerten Donau nördlich der Leopoldstadt angesiedelt war die sogenannte Wolfsau, die seit dem Bau der Brigittakapelle etwa 1650 Brigittenau genannt wurde. Das gesamte Gebiet zwischen den Donauarmen wurde von den Wienern auch ein wenig verächtlich ‚die Glasscherbeninsel‘ genannt. Weil sie komplett flach und ohne nennenswerte Erhöhung war. Auf dieser Insel lag auch der Prater, ein von Kaiser Franz Karl allen Wienern geöffnetes und zur Verfügung gestelltes ehemaliges Jagd- und heutiges Grün- und Flaniergebiet, in welchem auch von den Damen und Herren der Gesellschaft noch gerne ausgeritten wurde. Die Beschwerde des Adels, man könne jetzt doch nirgends mehr unter seinesgleichen flanieren, soll der Kaiser mit den Worten ‚na, da könnt' ich ja nur mehr in der Kapuzinergruft spazieren geh'n' quittiert haben.

Ob das nun stimmte oder nicht, jedenfalls war der jetzige zweite Bezirk, die Leopoldstadt, immer noch die größte mosaische Siedlung in Wien, ein Viertel, in dem die so genannten Goijm, die Nichtmosaischen, eine winzige Minderheit darstellten. Seit Franz Karl als Kaiser 1851 die Religionsfreiheit für alle Glaubensrichtungen verkündete, hatte es viele Bürger mosaischen Glaubens gewagt, wieder öffentliche Synagogen und schöne, mit jüdischen Symbolen verzierte Häuser in der Leopoldstadt zu bauen und ihren mehr oder weniger bescheidenen Wohlstand öffentlich zu genießen. Auch in diesem Bezirk gab es 1889 bereits einige breite Boulevards und Alleen mit elektrischer Straßenbeleuchtung, wenn die Laternen auch nicht ganz so dicht wie an den kaiserlichen Prachtstraßen standen. Aber, nu gut, man leistete sich diese Lampen halt. Auch ein eigenes zentrales Dampfwerk, welches nicht nur die Häuser der Reichen versorgte, sondern auch die kleinen Zimmer der Armen beheizte, leistete sich das jüdische Grätzl³⁰ seit einiger Zeit. Und natürlich jede Menge koschere Wirten, aber auch Kaffeehäuser. Weil trotz des anderen Glaubens waren die Mosaischen ja nicht nur dem Gesetz nach gleichberechtigte Österreicher, sondern auch und vor allem echte Wiener. Und ein Wiener ohne sein Kaffeehaus ist eben eine schiere Unmöglichkeit. Das wäre wie ein Schnitzel ohne Erdapfelsalat und Bier oder ein Heuriger ohne Wein!

Etwa vis a vis der Mündung des Wienflusses in den Donaukanal begann die Praterstraße, welche von der Ringstraße über die Praterbrücke bis in das Grüngelände führte, nach dem sie neuerdings benannt war. Ein weiterer großzügiger Prachtboulevard, über den sich die reichen Wiener mit ihren Dampf- oder Pferdewagen in den Prater bringen ließen. Vielleicht zum Galopprennplatz in der

29

30

Freudenau oder dem Trabrennplatz in der Krieau. Oder aber zu den Reitställen an der Hauptallee, wo viele Adeligen jetzt ihre Rösser eingestellt hatten. Die Praterstraße trennte aber auch das mosaische vom muslimischen Viertel Wiens. Eigentlich hatte die Polizei gar nicht einmal so viele Köpfe mit ihren Holzknüppeln bearbeiten müssen. Die Hitzköpfe beiderseits der Straße hatten relativ schnell verstanden, dass es nicht sonderlich klug war, sich gleichzeitig mit der jeweils anderen Seite und der Polizei gleichzeitig anzulegen. Die Heißsporne hatten auch gelernt, dass die Polizisten immer ein paar Leute mehr herbeischaffen konnten, als es unbelehrbare Dummköpfe beiderseits der Praterstraße gab. Und sie mussten feststellen, dass die Beamten dazu noch die bessere Kampfausbildung und -Ausrüstung besaßen. Die Praterstraße wurde schließlich allgemein als Niemandsland und Grenze akzeptiert und respektiert, wenn sich auch auf beiden Seiten die Begeisterung dafür in engen Grenzen hielt. Aber für die Polizisten waren Mosaische und Muslime mit ihren religiösen Regeln völlig gleich, sie verdroschen eben nötigenfalls beide Seiten und bläuten ihnen den Respekt vor den Gesetzen des Kaisers ein. Selbst jene Polizeibeamte, welche jüdischen oder muslimischen Glaubens waren. Wenn es sein musste, bekam auch eine dritte, eine christlich-nationale Partei, die Knüppel der Ordnungshüter zu fühlen. Falls die glaubten, entweder an den Mosaischen oder den Muslimischen ihr Mütchen kühlen zu müssen, war die Polizei auch zu denen nicht eben zimperlich.

„Ihr dürft’s doch eh glauben, was ihr wollt’s!“ hatte Ludwig, Graf Hartenbühel, der Polizeipräsident der Leopoldsstadt, zu ihren Oberhäuptern gesagt. „Aber die Andern dort drüben dürfen’s auch und wir hier auch! Und wir da glauben halt, dass die Gesetze seiner Majestät für ALLE gleich sind! Schnallt’s das endlich, oder wir birnen³¹ euch so lang, bis das in eichere depperten Fetznshädel drin ist. Was ihr in die Moscheen, Kirchen und Synagogen macht’s, ist mir aber sowas von Wurscht. Was ihr euch anzieht’s, ist mir noch viel mehr wurscht, solangs ihr eichern Schwanz net außehängen last’s. Und jetzt schleicht’s euch auß’e da, und sagt’s euren jungen Wilden, dass die ander’n in Ruh’ lassen soll’n, bevor ich alle gemeinsam in einen Häf’n³² schmeiß’!“

Allmählich hatten sich auch die fundamentalistischsten Muslime, Mosaischen und auch die fanatischen Christnationalen daran gewöhnt, dass die Regeln der Scharia, der Thora oder auch der Bibel in Österreich nicht als Gesetz galten. Vor Gericht kamen ausschließlich die geschriebenen Paragraphen in den säkularen juristischen Gesetzbüchern zur Anwendung. Und diese Gesetze sagten seit Maria Theresia eben, dass alle Österreicher Anspruch auf die gleiche Behandlung besaßen. Alle, ohne Ausnahme. Und Franz Karl hatte noch einmal bekräftigt, dass damit wirklich alle Religionen gemeint waren. Nach einiger Zeit waren die Fanatiker dann entweder wieder gegangen, oder sie hatten sich schließlich und endlich Wien und den Wienern doch noch angepasst und waren weit weniger fanatisch und fundamentalistisch geworden. Sehr zur Freude der Mehrheit ihrer Glaubensbrüder, die nichts anderes wollte als alle anderen Leute auch. Nämlich in aller Ruhe ihren Geschäften nachzugehen und ein halbwegs zufriedenes Leben führen.

Das Oberhaupt der mosaischen Glaubensgemeinschaft Wiens war 1889 der Rabbi Jakob Cohen, ein Mann von eher rundlicher Statur, etwa eins-achtzig groß und Anfang der Fünfziger. Die ‚Beikeles‘,

31

32

also die traditionellen jüdischen Schläfenlocken, und der dichte Bart zeigten trotz seines nicht all zu hohen Alters bereits erste Spuren von grau. Er liebte es, ab und zu ein Gläschen in einem Lokal auf der Praterstraße zu trinken und über Gott und die Welt zu philosophieren. Egal, ob mit Christen, Muslimen oder ganz Nichtgläubigen, ihm war jeder Gesprächspartner recht. Zumindest solange der intelligente Theorien und gute Argumente vorbringen konnte.

„Wenigstens lern’ ich neue Gedank’n kennen und muss nachdenk’n, wie ich ihnen im Gegenzug mein’ Glauben erkläre“, pflegte er zu sagen, wenn ihn andere Rabbiner danach fragten. Im Allgemeinen war Jakob Cohen ein gemütlicher Mensch, doch am 22. Februar hastete der Rebbe nervös aus seiner gemütlichen, warmen Wohnung gegenüber vom Augarten und sprang in eine gerade vorbeikommende offene Dampfstraßenbahn, von den Wienern liebevoll auch einfach ‚Bim‘ genannt. Nach der kleinen bronzenen Glocke, mit welcher der Conducteur³³ die Abfahrt bekannt gab. Mit dieser Straßenbahn der Linie Nummer 26 fuhr er bis zur Taborstraße, wo der wirtschaftliche Aufschwung ebenfalls für viele neue und schöne Häuser im Stil der Gründerzeit gesorgt hatte. Hier waren vor allem die großen Geschäfte zu Hause, in der Taborstraße bekam man beinahe alles en Gros, und einige Dinge wie etwa eine Hausdampfheizung oder ein Dampfvehikel auch en Detail. In der Taborstraße angekommen musste er dann umsteigen, mit einem O-Wagen, also einer Straßenbahn der Linie O, fuhr er über die Kaiser-Ferdinand Brücke³⁴. Eben fuhr vom schrägen Kai am stadtseitigen Ufer eine der schnellen Expressfähren von Werner-Thornycroft auf den Fluss hinaus. Die etwa 340 Kilometer lange Strecke nach Budapest legte das Luftkissenboot in weniger als vier Stunden zurück, inklusive eines Zwischenstopps in Bratislava. Nach der Brücke fuhr die Straßenbahn über den Rotenturmplatz bis fast zu der neuen, erst vor wenigen Monaten fertig gebauten und eröffneten Wiener Urania. Das war ein von dem Deutschen M. Wilhelm Meyer und dem Wiener Theodor Oppolzer geplantes ‚Wissenschaftstheater‘ mit Sternwarte und sollte eine Bildungseinrichtung für alle lernbegierige Erwachsenen werden.

Dort am Kaiser-Ferdinand-Platz³⁵ lagen 1889 bereits die Kopfbahnhöfe zweier mit Vaporid betriebener Stadtbahnlinien, der Wiental- und der Donaukanallinie nach Heiligenstadt. Beide Linien und ihre Bahnsteige waren bereits unter dem Niveau der Straßen liegend gebaut, beinahe auf einer Höhe mit dem Wasserlauf des Donaukanals und des Wienflusses. Ein Zug der Wiental-Linie stand eben am Perron bereit und der Rabbi sprang rasch in ein noch freies Abteil. Kurz wischte er sich den Schweiß unter dem Hut vom kahlen Schädel, da sah er einen Mann in wehendem Kaftan über den Bahnsteig laufen und in den gleichen Wagen wie er springen.

„Nu, wann sich des nicht is der oberste Imam Rahim al Schahid“, sprach der Rebbe den Imam an. „Geht der mentshish³⁶ Kolleg leicht a zu unserer Regentin, Jachwe mag geben ihr noch tausend Jähr!“

33

34

35

36

„Hören’s mir mit dem künstlichen Jiddeln³⁷ auf, Rabbi“, murrte der zurück. „Heben’s ihnen das für ihre Mischpoke³⁸ auf, weil wenn mir im Smetana tarockieren³⁹, reden’s ja auch wie jeder normale Mensch aus Wien! Und ja, ich bin auch vorgeladen!“

„Teifel, Teifel, da muss ja der Hut brennen, uns zwei beide gleichzeitig einberufen!“

„Zumindest hat’s kan Kieberer⁴⁰ g’schickt, unsere Regentin, sondern nur an Buckel⁴¹. Da gibt’s Hoffnung.“ Rahim war noch immer etwas außer Atem. „Ah, Abfahrt. Endlich!“ Tatsächlich ertönte draußen ein schriller Pfiff aus dem Trillerpfeiferl des Schaffners, den der Lockführer mit einem gellenden Signal der Dampfpeife erwiderte. Dann mahlten die Räder auf den Schienen und die Stadtbahn nahm langsam Fahrt auf.

„Da schaun’s“ wies der Rabbi aus dem Fenster. „Die Arbeiten am Stadtpark haben ja schon wieder ang’fangen! Dabei haben wir erst Februar. Gestern hat’s noch geschneit.“

„Das wird ein Trara⁴², wenn dann die ganzen Wiener da spazieren geh’n woll’n“, räsionierte der Imam. „Hoffentlich rennt nachher auch genug He⁴³ im Park herum, weil sonst g’hört des Gelände bald den Taschziehern⁴⁴ und den Banern⁴⁵ von die Peitscherlbuam⁴⁶. Wie sich diese Strichkatzen aufmascherln, a Schand sag ich, a riesige Schand! Die G’spasslaberl⁴⁷ hupfen denen ja schon bei jedem Schritt von selber aus der Wäsch’!“

„Nu, die süßen Maderln müssen halt auch ihr G’schäft machen, Imam“, versuchte der Rabbi seinen Kollegen zu beruhigen. „Und sie müssen ihre War’ auch in die Auslag’ leg’n, wie alle Geschäftsleut’. Sonst kauft’s ja keiner.“

„Ich sag’ ja auch nichts, wenn’s das später am Abend am Gürtel machen, oder auf die Nacht im Prater, aber am Tag im Park doch net!“ ereiferte sich Rahim.

„Imam, der Park ist doch noch net einmal fertig, und Sie reg’n sich schon über die Professionellen auf, die irgendwann hier am Strich geh’n könnten? Das ist aber gar net g’sund für ihr’n Kreislauf. Überhaupt net g’sund. Lassen ihre muslimischen Buben nicht auch die Hosen åbe⁴⁸, wenn das Maderl das Rockerl lupft?“

„Der Koran verbietet kategorisch jede außereheliche...“, wettete der Imam.

„Die Thora doch auch, lieber Freund!“ unterbrach der Rabbiner. „Das hat aber noch keinen Mann und keine Frau gehindert. Noch keine einzige Menschenseel’. Net einmal den jungen katholischen

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

47

48

Pfaffen vom Alsergrund. Nu, wird er halt gehabt haben an ganz kräftigen Notstand. Er ist ja auch nur ein Mann, und der Arme darf noch nicht einmal eine Frau heiraten!“

„Sollte er sein Leben nicht seinem Gott geweiht haben?“

„Nu, bei den Ohren kann er’s ja auch schlecht `rauslaufen lassen! Gönnen Sie ihm doch den kleinen Spaß, Imam.“

„Sein Gott wird ihn richten, Rabbi Cohen. Sein Gott wird ihn streng für seine Sünden bestrafen!“ rief der Imam mit erhobenem Zeigefinger, der Rabbi Cohen zuckte nur mit den Schultern.

„GOTT der Gerechte, er wird schon richten und er wird wohl auch den Sünder straf’n, wenn’s ihm so wichtig ist! Aber ER wird doch nicht mich straf’n, wenn der eine von den Katzen am Strich pudert⁴⁹!“

Die beiden Geistlichen gingen nach dem Aussteigen aus der Stadtbahn von der Station Schönbrunn zum Haupteingang des Platzes, die Wache in den dampfbeheizten Schildhäuschen stand wie immer stramm.

„Zu was stell’n die eigentlich immer noch ein paar von die Männer da hin?“ überlegte Jakob Cohen.

„Ein paar Holzfiguren möchten den gleichen Effekt haben. Vielleicht mit einer Dampfmaschin’, damit’s die Flint’n schön hochhalten können, wenn wer kommt!“

„Aber dann werden doch die ganzen Leut’ da arbeitslos, Rebbe. Da haben’s jetzt ein bisserl zu kurz gedacht. Wo soll’n denn die Wappler, die nichts anders g’lernt haben außer Manderl machen⁵⁰ und ihr Blas’n kontrollieren sonst für an Beruf ausüben? Sollen’s denn lieber Hackenstad⁵¹ werd’n?“

Die Regentin der Vereinigten Donaumonarchien erwartete den Rabbiner und den Imam im kleinen Büro. Robert Čermak, der neue sozialdemokratische Bundeskanzler der Donaumonarchien, legte ihr eben noch einige neue Depeschen vor.



49

50

51

„Wie Majestät sehen, sind der Luftschiffhafen und die österreichische Versorgungsstadt im Norden von Karthoum zwar immer noch von den Mahdisten mehr oder weniger eingeschlossen, aber sie greifen ihn nicht an. Wie der Sirdar Horatio Kitchener mit seiner Armee gemerkt hat, dass Gordon Pascha tot ist, hat er sich auf kein großes Gefecht mehr eingelassen, sondern ist wieder abgezogen. Seither hat die Armee des Mahdi einen recht weiten Kreis um unseren Hafen gezogen. Sie greifen ihn nicht an und lassen die Besatzung sogar in der Nähe der Befestigungen ungeschoren, wenn die den markierten Bereich der österreichischen Enklave nicht verlassen. Aber sie isolieren die Station eben ziemlich. Sie verzichten aber auch darauf, auf unsere Luftschiffe zu feuern. Nicht, dass es ein Problem für unsere Apparate wäre, wenn sie es versuchten.“

„Und zu Wasser?“

„Ibrahim Jamal und sein Sultanat Sudan müssen Handel treiben, daher ist der Fluss für unbewaffnete Handelsschiffe mit Segeln oder Ruder offen. Waren und Personen dürfen allerdings nur über unseren Hafen die Schiffe nach Karthum verlassen und betreten, und manchmal wurden Leute von den Mahdisten auch schon wieder zurück in unsere Festung geschickt, wenn sie in den Sudan wollten. Wir halten die Preise für die Benützung unserer Anlagen niedrig, damit haben wir einen Stein im Brett bei den Mahdisten. Den Briten und Franzosen trauen sie überhaupt nicht, uns zumindest so halbwegs, was das Geschäftliche angeht.“

„Das heißt, sie sind mit dem Status quo so halbwegs zufrieden?“

„Zufrieden? Das kann ich nicht beantworten, Majestät.“ Čermak strich sich über den dünnen Schnurrbart. „Aber zumindest einverstanden dürften sie im Moment damit sein.“

„Natürlich, Bundeskanzler. Sie stecken ja nicht in deren Köpfen. Aber hoffen wir, dass es ruhig bleibt da unten. Wenn die Mahdisten unsere Stellung ernsthaft angreifen wollten – nun, sie haben ja auch Karthum eingenommen.“ Helene trug eine einfache weiße Bluse zu einem bequemen blauen Rock und studierte den Bericht, welchen ihr der Kanzler vorgelegt hatte.

„Im Unterschied zur Besatzung von Gordons Karthum haben wir eine richtige Armeeeinheit vor Ort, Majestät“ betonte der Kanzler. „Gordons Leute waren zuletzt ja zum größten Teil sudanesisches Händler und Arbeiter. Mutig, ja, aber nicht ausgebildet und schlecht bewaffnet. Es wird zwar behauptet, er hätte über siebentausend ägyptische Asaker verfügt, aber mit welcher Ausrüstung? Die halbe Armee des Khedive ist doch jetzt noch mit einschüssigen Hinterladern ausgerüstet. Kanonen hat der Gordon gerade einmal ein paar Feldgeschütze und einige alte Bronzekanonen zur Verfügung gehabt, und das mit kaum Munition. Die Gatlings auf den Mauern unserer Enklave sprechen da schon eine deutlichere Sprache. Und wir haben unsere Luftschiffe, mit denen wir den Nachschub in Gang halten können!“

„Trotzdem!“ Néné zögerte. „Hoffen wir, dass es so bleibt! Wie sieht es denn in Ital... Ja, was ist denn?“

Ein Diener in Livree war durch die Tür gehuscht und wartete darauf, von der Regentin bemerkt zu werden. „Durchlauchtigste Hoheit, Rabbi Cohen und Imam al Shahid sind eingetroffen und warten untertänigst im Vorraum!“

„Na dann, herein mit den Beiden“, winkte Helene. Nach einer exakten Verbeugung baute sich der Lakai neben der großen, jetzt geöffneten Tür auf und rief mit hallender Stimme.

„Rabbi Cohen und Imam al Shahid dürfen eintreten und erhalten Audienz bei der Regentin der Vereinigten Donaumonarchien! Sprecht, und ihr werdet Gehör finden!“ Der mosaische und der muslimische Geistliche betraten den Arbeitsraum und gingen bis zu einer unauffälligen Markierung, wo sie stehen blieben und sich tief verneigten.

„Stehen Sie auf, meine Herren, und setzen Sie sich.“ Néné wies auf zwei Stühle vor ihrem Schreibtisch. „Also, ich habe Sie beide kommen lassen, weil eigentlich sollten Sie ja ihre Leute in Wien halbwegs kennen. Ich brauche Informationen über einen Ahmad al Massud el Allah ad Dhin. Wenn Sie etwas erfahren, gehen Sie doch bitte zu Fürst Hammeten. Und dann noch etwas. Mein Hofmedikus hat gesagt, vielleicht könnten Sie etwas über ein Gift wissen, wo man jeden Monat ein Gegenmittel einnehmen muss, und das die folgenden Symptome hat.“ Helene schilderte den ersten Anfall der Prinzessin Maria Sophia, ohne ihren Namen zu nennen und erwähnte auch den Brief.

„Oij G’wald g’schrien! Das ist ja a Unglück! In der Thora wird so ein ganz ähnlicher Fall erwähnt, ich weiß aber nicht mehr genau, wo und wie’s aus’gangen ist!“

„Auch in einigen Geschichten des Islam gibt es ähnliche Symptome nach der Einnahme von Gift. Aber ich muss da noch genauer nachlesen! Auch der Nam’ kommt mir irgendwie bekannt vor!“

„Tun Sie das, meine Herren.“ Helene nahm die Füllfeder wieder auf und nahm eine Depesche vom Stapel. „Ach, und Imam!“

„Ja bitte, durchlauchtigste Hoheit?“

„Schicken Sie bitte noch heute Abend einen jungen, vertrauenswürdigen und sauberen Mann hierher nach Schönbrunn. Deutsch muss er nicht unbedingt können, aber Arabisch, und höflich muss er halbwegs sein! Meine Tochter Maria Sophia wünscht die arabische Sprache und ihre Sitten zu lernen, und sie hat nur runde drei Wochen Zeit! Bei aller Begabung, eine zu kurze Zeit für einen der üblichen Lehrer.“

„Meinen Euer Majestät jetzt wirklich, was ich denke?“ Al Shahid riss die Augen verwundert auf.

„Imam, sich in der kurzen Zeit auch nur die Grundzüge einer Sprache anzueignen gibt es nur eine Methode. Und nur einen Ort!“

„Ich... ich verstehe“, schluckte der Imam. „Hoheit können sich auf mich verlassen. Ich werde den jungen Mann persönlich instruieren!“

„Danke, Imam. Meine Herren, auf Wiedersehen. Also Čermak, Was ist mit Italien?“

Die zufallende Tür schnitt die Antwort des Kanzlers ab, und Rabbi Cohen schritt mit den Händen auf dem Rücken verschränkt und unverständliche Worte in seinen Bart murmelnd davon. Der Imam al Shahid eilte ihm nach.

„Was haben’s denn, Kollege?“

„Ich klär’ was“, knurrte der Mosaische.

„Dann erklären Sie mir was“, meinte der Moslim. „Die erste Frage, Kollege Cohen, muss lauten: warum hat uns die Regentin zu sich g’rufen. Warum nicht zu einem ihrer Sekretäre?“

„Weil’s ein Mitglied der kaiserlichen Familie betrifft, Imam“, grummelte Cohen. „Fragen’s mich doch was schwereres. Aber gut, zweite Frage. Warum muss die Prinzessin in drei Wochen arabisch lernen?“

„Jetzt stell’n Sie die leichte Frage“, bemerkte Shahid. „Weil sie die Vergiftete ist und das Gegenmitt’l irgendwo bekommen soll, wo Arabisch gesprochen wird! Was uns zu Frage drei bringt. Ahmad al Massud el Allah ad Dhin.“

„Der Vergifter, Imam. Und wir können froh sein, dass dieser Alladin erst jetzt zug’schlagen hat. Vor fünfzig Jahr wär’n alle Unsrigen und die Ihrigen unter Verdacht g’sstanden. Das hätt’ vielleicht ein Pogrom geben.“

„Bei Allah! Da haben Sie Recht, Rabbi! Da müssen wir dem Kaiser Franz Karl ja gleich noch einmal dankbar sein.“



Eigentlich war die zuerst kaiserliche, dann kurz nur noch erzherzogliche, danach wieder kaiserliche und später kaiserlich-königliche Residenz in Wien seit dem ersten Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation aus dem Haus Habsburg, Rudolf I, die Hofburg an der Grenze zur Innenstadt. Früher lag dort die wiener Stadtmauer, doch Mitte des 19. Jahrhunderts hatte der Kaiser die Schleifung der alten Wehranlagen und den Bau eines Prachtboulevards befohlen. Der im Volksmund nur ‚Burg‘ genannte große Gebäudekomplex wurde unter Kaiser Franz Karl mit dem Schloss Schönbrunn durch einen Prachtboulevard verbunden. Dieser Boulevard bestand aus der ausgebauten und verbreiterten vorherigen Lindengasse und der ebenfalls neu gestalteten ehemaligen Felberstraße. Als Kronprinz Franz Joseph Straße nahm sie ihren Anfang am Maria Theresia Platz und ging kerzengerade nach Südwesten bis zur großen Schlossallee. Beiderseits des Platzes mit dem Denkmal in der Mitte, welches die erste Kaiserin des deutschen Bundes darstellte, waren gerade die beiden großen Ausstellungsgebäude im Bau. Noch unter Franz Karl wurden dort zwei für alle Interessierten zugängliche Museen geplant, eines für Natur- und eines für Kunstgeschichte. Jetzt näherten sich beide Gebäude der Fertigstellung, viele Exponate für die künftigen Ausstellungen lagerten bereits im kaiserlichen Hofmobiliendepot. Daran schloss sich jenseits des Äußeren Rings, von den Wienern auch nach der darauf verkehrenden Dampfstraßenbahn Nummer 2 einfach Zweierlinie genannt, rechter Hand die Dragonerkaserne und zur Linken die Adolf-Burstyn-Kaserne, in der die von dem Bahntechniker Burstyn entwickelten gepanzerten Motorgeschütze ihren Standort hatten. Beide Kasernen waren an der Stelle der alten Hofstallungen und der Militärakademie entstanden, letztere wurde in die Nähe Schönbrunn an den sogenannten Fasangarten verlegt und mit modernsten Einrichtungen ausgestattet. Bis zum Gürtel, also jener Straße, welche die ehemaligen Vorstädte von den Vororten trennte und wo früher als erste Verteidigungslinie der Linienwall stand, gab es dann beiderseits der Straße immer wieder ausgedehnte Parkanlagen, welche an manchen Tagen geschlossen waren und dann als Übungsplatz für die stationierten Truppen dienten. Danach erreichte die Kronprinz Franz Joseph

Straße jenseits des Gürtels den Westbahnhof, der zu linker Hand lag, und den weitläufigen Luftschiffhafen auf der rechten Seite, wo gleich acht von den ganz großen Giganten gleichzeitig liegen und abgefertigt werden konnten. Dieser Hafen war eine Meisterleistung der Ingenieurskunst, vom deutschen Eisen- und Stahlmagnaten Alfred Krupp als wahre Kathedrale der Moderne aus Kortsch-Leichtstahl, der seine Festigkeit unter anderem der kristallinen Struktur verdankte, und sehr viel Glas gebaut. Schließlich mündete die Kronprinz Franz Joseph Straße in die Schlossallee, einem weiteren begrünten Boulevard. Diese führte von den Toren Schönbrunn auf die Schmelz⁵² und weiter nach Grinzing, einem sehr bekannten Erholungs- und Weinbauort.

In der Mitte der Kronprinz-Franz-Joseph Straße fuhr zu Beginn unter dem Straßenniveau in einem Graben eine Dampfstraßenbahn, die so genannte Einserlinie. Seit 1888 verkehrte dort jedoch der erste ‚Tesla Blitz‘, eine elektrische Schienenbahn, die auf der geraden Strecke fast 85 Stundenkilometer erreichte. Sonderwagen des kaiserlichen Hofes konnten damit von der Hofburg direkt ins Schloss Schönbrunn und umgekehrt fahren, die anderen Fahrzeuge verkehrten zwischen der Zweierlinie und der Schlossallee, mit einer Zwischenstation am Gürtel. Beiderseits der Schienenstrecke waren alte Linden gesetzt, dann kam die breite Wagenspur, wo drei Fuhrwerke neben einander herfahren konnten, wieder eine Allee und dann der Fußweg. Moderne, luftige Metallbrücken überspannten die Straße, sodass die Fußgänger ohne Gefahr auf die andere Seite gelangen konnten. Auch der Graben für die Bahn war mit unzähligen Brücken für die Dampfmaschinen und Fuhrwerke zu überqueren. Seit der Einführung des Blitz planten die Stadtarchitekten diesen Graben auf weite Strecken ganz abzudecken und mit kleinen Pavillons für Erfrischungssuchende und Spaziergänger zu bebauen. Ein Stück gleich am Anfang bei dem Denkmal war sogar schon fertig. Natürlich war diese Straße nicht leicht zu bauen gewesen, man hatte viele Leute umsiedeln und mit einer Menge Geld entschädigen müssen. Aber im großen und ganzen waren die Leute ganz zufrieden gewesen. Vor allem, weil die neuen Häuser moderner waren, alle Gebäude verfügten über Aufzüge und eingebaute Heizungen. Die Wohnungen selbst waren größer und heller, und sogar einige Parks in der Umgebung hatten die Planer bereits gleich mit einkalkuliert. Es war eine Rekordleistung geworden, binnen anderthalb Jahren waren die Neubauten fertig und die Anwohner umgezogen.

Die Regentin Helene hatte allerdings seit dem Tode Franz Karls die Hofburg nicht mehr betreten, sondern führte ihre Amtsgeschäfte ausschließlich von Schönbrunn aus.

„Ich bin nicht die Kaiserin, genau genommen nicht einmal eine Habsburgerin. Also arbeite ich von Schönbrunn aus, und die Herren Architekten können in Ruhe die Modernisierungen vornehmen, damit mein Sohn Franz Rudolph eine wohnliche Heimstatt bekommt. Falls er wieder in die Burg ziehen will.“ Der Vorteil für die Restauratoren war, dass natürlich nicht so viele Wachposten im Weg herumstanden und die Arbeit erschwerten. Aus der Burg in die Wiener Innenstadt führte das Michaelertor auf den Michaelerplatz, benannt nach der Michaelerkirche. Diese war ursprünglich für das kaiserliche Hofgesinde gebaut, dann aber allen Personen zugänglich gemacht worden. Das mit Abstand wichtigste und bekannteste Gebäude auf diesem Platz aber war das Palais Dietrichstein. Im Erdgeschoss desselben lag nämlich, mit dem Eingang zum Platz hin, das Café

Griensteidl, schon damals eine Institution in Wien. In den sechziger- und siebziger-Jahren hatte es den Spitznamen Café National getragen, weil halt alle Politiker Wiens im Griensteidl miteinander tacheles teigatzt, also Klartext gesprochen haben. 1889 hatte die Klientel bereits wieder gewechselt, jetzt traf man dort die Vertreter des Wiener Fin de Siecle, der Belle Epoque, der Wiener Moderne.

„Proletarier aller Länder vereinigt euch, ihr habt nichts zu verlieren, außer euren Ketten!“ deklamierte ein stattlicher Mann mit längerem, dunklen Vollbart. „Vielleicht könnt’ man’s leichter glauben, wenn das nicht von so einem Owezahrer⁵³ kamert, der sein Lebtage lang nichts g’arbeitet und sich bei seinem Freund, dem Industriellenbuben Friedrich Engels, durchg’schnorrt hat!“

„Abärr so Unrecht hat ärr nicht, Arrthur!“ ein jüngerer, etwa zwanzig Jahre alter Mann mit bereits hoher Stirn und Schnauzbart nahm das kommunistische Manifest, das Arthur auf den Tisch geworfen hatte, in die Hand. „Und `48, wie ärr hätt gäschrieben das Häft, er hät gehabt noch viel märr rrächt!“

„Dein Akzent verrutscht, Zsiga! Überhaupt, unter Zsiga Salzmann wirst keine Bücher verkaufen. Pfeif’ auf den ungarischen Akzent und leg’ dir an deutschen Namen zu! Felix vielleicht. Und kürz’ den Salzmann ab. Salz- Sol- nein, ich hab’s, Salten!“ Der Mann mit dem kurzgeschnittenen Vollbart sog genüsslich an seiner Zigarre. „Von Jud’ zu Jud’, als einer von die insrigen hast du’s als Schriftsteller schwer. Als Deppendoktor⁵⁴ geht’s, aber du willst ja unbedingt Bücher schreiben, so wie der Arthur!“

„Nicht ganz wie där Arthur!“ protestierte Salzmann. „Ich will das ächte! Nicht nur das saubäre, schöne! Ich will, ich muss das schmutzigä von diesär Welt zeigän!“

„Was schwebt dir denn vor? Bringen’s mir doch noch einen kleinen Schwarzen, Herr Franz!“

„Gschamsta⁵⁵ Diener, Herr von Schnitzler“, dienerte der Ober, welcher schon viele Stammgäste kommen und gehen gesehen hatte.

„Also, Zsiga, red’ schon“, wandte sich Arthur Schnitzler wieder an Zsiga Salzmann. „Was soll denn das schmutzige von der Welt werd’n?“

„Die Gäsichtä von einer Strichkatz, die was schon als kleines Mäderl aus ganz armän Verhältnissän auf die schiefe Bahn kommt! So ist das halt, wänn man ganz untän ist! Man muss schon früh seinän Körpäär verkaufän!“

„Aber so schlimm ist es heut’ doch nicht gar mehr, mein lieber Freund!“ Schnitzler paffte zufrieden seine Virginia. „Ja, früher, vor der Dampfkraft und dem Tesla mit seine Motor’, und vor’m Kaiser Franz Karl, da hat’s solche armen Leut’ zu Hauß’ geben, Bettgeher⁵⁶ und so. Aber heutzutage’ haben wir doch genug Arbeit! Und seit der Kaiser Franz Karl den sozialen Wohnbau nicht nur in Wien, sondern in allen Kronländern ang’leierte und unsere Regentin sogar noch eine Sozialversicherung in’s

53

54

55

56

Leben g'rufen hat? Da ist das doch gar nicht mehr nötig, dass ein kleines Mäderl sich verkaufen muss. Wer soll den überhaupt für so ein jung's Mentscherl⁵⁷ zahl'n?"

„Ach, da gibt's wirklich kranke Leute!“ Siegmund Freud zog eine dicke Zigarre aus der Tasche. „Einen Cognac noch, bitte! Also, wenn ich dürft', ich könnt' euch da Geschicht'n erzählen! Manche Mensch'n haben ja wirklich ganz arge Vorstellungen. Auch, nein, ganz besonders, was den Sex angeht. Felix, hör' auf mich, schreib Tierkinderbücher. Bambi, Geschichte eines Rehkabls oder so etwas!“

„Verkauft sich sicher besser, zumindest über'm Ladentisch.“ Schnitzler nahm einen Schluck von seiner Tasse und zeigte mit der Zigarre auf Salzmann. „Darunter – schreib' nur deine Peperl Mutzenbacher. Wenn du's als Fortsetzungsgeschichte schreibst, werden's die Leut' heimlich kaufen und sammeln.“

„Du hast rächt, Arthur. Und der Siegmund auch. Ich wärdä wirklich beidäs schreibän. Darf ich dän Titäl habän, Siegmund?“

„Bedien' dich nur, Felix!“

„Dankä! Abär, Arthur, Karl Marx hat ja doch rächt, die Wält ist ungerächt. Die Adäligän und Untärnähmä wärdän reich und reichär auf Kosten där Untärschicht. Dass äs bei uns in Östärreich nicht so äxträm ist, dank däm Kaisär Franz Karl und där Rägäntin Häläne, stimmt schon. Abär där nächstä Kaisär kann alläs wiedär zerstörän. Wie brauchän dauärhaft bässärä Zuständä!“

„Natürlich stimmt's rein vom Prinzip her, was der Marx da schreibt!“ gestikulierte Schnitzler mit seiner Zigarre. „Das möcht' ich gar nicht bestreiten! Die Parlaments- und Kronländerratsgesetze sind zwar schon recht fest in der Verfassung zementiert word'n, so dass die Donaumonarchien nicht mehr ganz so schnell in den totalitären Absolutismus zurückfallen können. Aber jetzt brauch'n wir halt auch noch eine sicher im Gesetz verankerte Gleichberechtigung von Männern und Frauen, von Mosaischen und Moslems. Das Dekret von der Maria Theresia von 1745 war ja schon ein guter Anfang, aber es muss in die Verfassung. Da geh' ich ganz konform mit euch und mit diesem amerikanischen Briten Mark Twain!“

„Wär' ja wirklich wünschenswert!“ Freud schnupperte an seinem Cognacschwenker. „Ah! Also der Griensteidl hat schon ein b'sonderes Tröpferl! Aber wie willst denn zum Beispiel den Antisemitismus aus die Leut' rausbringen? Da hat nicht einmal dein Karl Marx ein Rezept, Felix!“

„Abär wenn äs dän Mänschän gäht bässäer, dann hassän sie doch wänigär!“ Salzmann gestikulierte wild. „Dann gibt äs vielleicht bässäre Leutä, die nicht einä Schuld suchän bei andärä Leut! Wir brauchän sozialärä Gäsätzä!“

„Nutzt nichts, junger Freund!“ Endlich nippte Freud an seinem Weinbrand. „Ich mag dich, Felix, wirklich. Du glaubst, dass der Mensch gut ist, wenn's ihm gut geht. Das ist ein schöner Traum, aber nicht mehr. Tut mir sehr leid. Aber weißt, ich fürcht', der Marxismus wird nicht funktionier'n. Das ist deswegen, weil selbst wenn alle Leut' die gleichen Teller voll mit Essen bekämen, es gäb' immer noch welche, die zwei woll'n. Nicht, weil sie's essen können, sondern weil der Mensch auf gut

wienerisch ein mieses Viech mit Hax'n⁵⁸ ist. Und wir mach'n unsere Kinder zu noch größere Viecher, die auf Leut' mit anderer Meinung, Hautfarb', Haarfarb' oder was weiß denn ich noch alles scheißen, bis die alle miteinander zug'schissen sind. So ist der Mensch gemacht, und so bleibt er. Eine Packkrass⁵⁹, eine ganz hundsgemeine!“



„`Urid shira' qiteat jbn!⁶⁰“ der junge, gut gebaute Mann im Schlafzimmer der Prinzessin wies auf ein Stück Käse und machte die Fingerbewegung des Geldzählens, Maria Sophia zeigte auf den Teller.

„Shira?“

„La! Jubnuh!⁶¹“ dann reichte er eine Münze vom Tisch Maria Sophia und nahm den Käse. „lilshira!⁶²“

„Na gut!“ sie stieg aus dem Bett, nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm ins Bad unter die Dusche, wies auf den Duschkopf.

„Dush⁶³! Sabun⁶⁴! Hadha hu skhin⁶⁵! Hu! Hadha Barid! Barid jidana⁶⁶!“ er schlang seine Arme um sich!

„Ja, dass das Wasser kalt ist, sieht man dir an!“ sagte die Prinzessin. „Wart nur, gleich wird dir wieder warm werden!“ Sie drehte wieder das warme Wasser auf. „Dafi?“

„Dafi! Dafi!“

Sie nahm ein flauschiges Badetuch zu Hand und zeigte es ihm.

„Munashifa⁶⁷“, erklärte der junge Mann. Maria frottierte seine Brust und zeichnete seine Brustmuskeln mit dem Zeigefinger nach. „Sadar!“ Langsam wanderte der Finger zum Bauch. „Batan“, schloss der Mann die Augen, als der Finger noch weiter nach unten fuhr. „Oh Allah! Qadib! Hadha qadibi!“ Danach nahm sie seine Hände und legte sie auf ihre Brüste.

„Hadha Sadar?“

„La! Alsudur!“ seine Finger umkreisten die Brustwarzen der Prinzessin, welche plötzlich hart wurden. „Halmat althidi!“ seine Lippen legten sich dorthin, wo eben noch seine Finger waren. „Aqbal halmatik“ seine Lippen wanderten ihren Körper nach unten. „Aqbalak maeadatak!“ seine Hände umfassten ihr Hinterteil. „Amsik ardafuk!“

58

59

60

61

62

63

64

65

66

67

„Aintizae biquat akbar⁶⁸!“ sagte sie, und er griff gehorsam beherzter zu. „Quabalani alan⁶⁹“ sie zog seinen Kopf zu ihrem nach oben und küsste ihn, fühlte, wie er darauf reagierte und zog ihn zum Bett. „Afealha!“ hauchte sie, bereits schwerer atmend, und er tat es, drang vorsichtig und doch fordernd in sie ein...

„So und nicht anders muss man eine Sprach‘ lernen!“ Sie setzte sich zufrieden wieder auf und tätschelte seinen Bauch. „Alsdann, Samir, wie war das jetzt noch mal mit dem ‚Jabnah shira‘?“



Berlin

In Berlin bildete die Spree eine große Insel, auf welcher bereits Friedrich, der zweite Kurfürst von Brandenburg 1443 die erste Burg bauen ließ. Diese wurde später unter einem anderen Friedrich, nämlich dem ersten König in Preußen, zum Barockschloss umgebaut. Dieses Schloss bestimmte Wilhelm, der erste Kaiser der Deutschen, nach seiner Krönung zur kaiserlichen Residenz und modernisierte das Gebäude Ende der siebziger Jahre mit der damals revolutionären Dampftechnologie. Auch die Elektrifizierung des Schlosses wurde bereits von Wilhelm I in Auftrag gegeben und auch noch vor seinem Tod beendet. Seit dem Tod seines Großvaters 1888 und seines Vaters im gleichen Jahr residierte nun Wilhelm II als Kaiser mit seiner Ehefrau Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und ihren bislang fünf Kindern im Schloss Berlin. An den Wänden des Schlosses im Stil des norddeutschen Barocks hingen nun seit der Inthronisierung des zweiten Wilhelm vor allem Bilder mit maritimen Themen. Seeschlachten von der Antike bis zum Kampf um Wyk, einzelne Windjammer unter geblähten Segeln, dampfbetriebene Kriegsschiffe mit Rad- und noch modernere mit Schraubenantrieb, aber auch schon stolze Luft- und Flugschiffe prangten in Öl gemalt in wertvollen Rahmen oder standen als Modell in gut erleuchteten Vitrinen. Wilhelm II war in die See- und Luftfahrt verliebt und plante eine noch größere, noch stärkere Flotte für das deutsche Reich. Noch viel mächtiger sollte sie werden, die kampfstärkste Flotte dieser Erde. Jetzt schon machten der Wernermotor und der kristalline Kortwitzstahl die Dampfschiffe des deutschen Kaisers allen anderen Fahrzeugen auf dem Meer und in der Luft überlegen. Mit Ausnahme jener der österreichischen Marine, ein steter Dorn im Finger des Kaisers, auch wenn Kakanien derzeit der treueste Verbündete war. Im Ausgleich für die weniger großartige Qualität im Vergleich zu den schwarz-gelben Schiffen verfügte das deutsche Reich über bei weitem mehr und vor allem größere Schiffe, auch bei den flugfähigen. Mochten die Habsburger die schnelleren Flugkreuzer mit weit größerer Reichweite haben, die deutschen waren stärker bewaffnet und schwerer gepanzert. Ein Vorsprung, den Wilhelm zu halten und noch weiter auszubauen gedachte.

Durch die Gänge im ersten Stock des Berliner Schlosses bewegte sich mit gemessenen Schritten ein großer, massiger Mann in schwarzem Gehrock. In Berlin waren schwarz und andere gedeckte Farben vor allem in der Mode der Herren immer noch en vogue. Sein weißer Schnurrbart war perfekt getrimmt und exakt über den Mundwinkeln nach oben gezwirbelt, sein Haupt komplett kahl. Selbst der noch vorhandene Kranz um das Hinterhaupt war auf Millimeterlänge geschoren. Im linken Auge trug er ein Monokel, welches mit einer schwarzen Kordel mit der Brusttasche des

68

69

zweireihigen Leibrockes verbunden war. Dieser Mann war in ganz Europa bekannt geworden, es handelte sich bei dem Mann um Otto Fürst von Bismarck, und der Kanzler des geeinten deutschen Reiches war auf dem Weg zu seinem Souverän. Die Soldaten mit den Pickelhauben in den modernen grauen Felduniformen, denen Otto von Bismarck selbstverständlich bestens vertraut war, nahmen Haltung an, wenn der Fürst in den neuesten Depeschen lesend an ihnen vorbei ging. Ein Diener in Livree öffnete dem Fürsten die Tür zum Arbeitsraum des deutschen Kaisers und meldete Wilhelm II seine Ankunft.

„Ah, Bismarck! Sie kommen ja gerade richtig!“ Der Kaiser winkte seinen Kanzler mit seiner Dampfprothese, die erst seit wenigen Jahren seinen verkrüppelten linken Arm und die bis dahin nicht brauchbare Hand ersetzten, zu sich. „Sehen Sie sich nur diese herrliche Konstruktion an! Ein flugfähiger schwerer Panzerkreuzer! 320 Meter Kiellänge! 53 Meter breit! 45 Knoten im Wasser. Vier drehbare Geschütztürme mit je zwei 35 Zentimeter Geschützen. Zwei mal acht von den Auftriebsmaschinen mit den gegenläufigen Turbinen, drei Antriebsrohre. Und eine wirklich starke Panzerung aus Leichtstahl von Kortwitz! Ich sage ihnen, Bismarck, damit stechen wir jeden aus! Sogar unsere Verbündeten!“

„Majestät, wir sollten...“

„Später, Bismarck, später!“ winkte der Kaiser ab. „Sehen Sie sich nur diese herrliche Linienführung an, ist die SPREEWALD nicht eine Schönheit?“

„Das ist sie, Majestät“, ergab sich der Fürst in sein Schicksal.

„Zwanzig Zentimeter länger als die KAISERIN SOPHIE, und die Kanonen haben fünf Zentimeter größere Kaliber“, führte Kaiser Wilhelm II weiter aus. „Und die Engländer und Franzosen hinken auch bei der Geschwindigkeit und Reichweite noch weit hinterher. Warum fliegen denn die Österreicher eigentlich so viel schneller und vor allem extrem viel weiter als unsere Schiffe, Bismarck? Wir schaffen gerade einmal 500, maximal sechshundert Kilometer am Stück, und man hört aus Triest, die neuen österreichischen Schiffe sollen mehr als drei- viertausend Kilometer schaffen! Ohne Flugpause! Können Sie mir das irgendwie erklären?“

„Kaiserliche Hoheit, die Österreicher benützen den Dampf nur noch zur Stromerzeugung und nicht mehr direkt mechanisch zum Antrieb. Sie betreiben ihre Motoren bei den neuesten Schiffen nicht mehr mit Dampfkraft, sondern mit elektrischer. Eine Erfindung von einem jungen Kroaten, einem gewissen Nicola Tesla.“ Otto von Bismarck hob seine Schultern. „Dadurch können sie den Dampf zum größten Teil wieder zu Wasser kondensieren und in einem geschlossenen Kreislauf wieder verwenden. Mit dieser Technik erreichen sie vielleicht nicht so viel mehr an Geschwindigkeit, laut unserem Geheimdienst etwa zehn bis zwölf Prozent im Vergleich zum direkten Werner-Dampftrieb, aber die Reichweite steigt natürlich enorm!“

„Sie benutzen so starke Elektromotoren? Warum haben wir so etwas nicht?“

„Patentrechte, Hoheit. Und hervorragende Geheimhaltung des österreichischen Evidenzbureaus. Den Wernermotor und das Vaporid haben wir damals im Austausch für die Formel von kristallinem

Leichtstahl von Kortwitz bekommen. Derzeit haben wir aber nicht genug anzubieten, um den neuen Tesla-Motor zu kaufen. Aber wir arbeiten natürlich an eigenen Innovationen!“

„Dann sollen die Erfinder eben schneller arbeiten, Bismarck. Machen Sie ihnen doch Dampf unter dem Hintern. Wie viele von diesen Elektrodampfer haben die Österreicher denn schon?“



„Die KAISERIN SOPHIE liegt in Triest, die KAISERIN MARIA ANNA in Genua bereit, Hoheit. Die KAISERIN MARIA JOSEPHA wird als dritter Schlachtkreuzer eben in Triest gebaut. Sie soll noch etwas schneller werden, und die Reichweite wird ebenfalls noch einmal erhöht. Die Flügel der Propeller bekommen eine bessere, eine optimierte Form, diese verbesserten Luftschauben könnten wir bereits käuflich erwerben. Dazu noch vielleicht zwanzig schnelle Kreuzer, über den Erdball, vor allem um Africa in den maritimen Versorgungstützpunkten der Luftschiffe verteilt. Bei einigen älteren Schiffen hat man mit einer Umrüstung begonnen, es scheint den Monarchien aber nicht sonderlich eilig damit zu sein.“

„Na schön, sorgen Sie dafür, dass wir auch endlich ordentliche Elektromotoren bekommen. Sagen Sie dem Sohn von diesem konvertierten Juden, dem Dings, na dem Hertz, er soll sich ein wenig mehr anstrengen!“

„Herr Hertz bemüht sich eben um eine drahtlose Kommunikation zwischen zwei räumlich weit entfernten Punkten, Majestät“, bemerkte Bismarck ruhig.

„So? Auch praktisch, wenn wir mit unseren Schiffen überall auf dem Meer telegraphieren könnten. Das wäre vielleicht sogar das geeignete Tauschobjekt für die Teslamaschinen. Wie macht sich der Elbe-Trave-Kanal?“

„Die Bauarbeiten gehen zügig voran, Majestät.“ Bismarck trat an eine große Stabskarte. „Wir haben hier in Hamburg einige alte Wasserwege von der Außenalster nach Osten vertieft und ausgebaut, auch hier bei dem Ratzeburger See gab es bereits einige Kanäle, die wir nur vergrößern mussten. Wir sind knapp davor, beide Systeme auch für Hochseeschiffe passierbar zu verbinden. Eine große Erleichterung für die Handelsschiffe, Majestät.“

„Nicht zu vergessen, für unsere Marine. Und jetzt zur Politik, Bismarck, was gibt es denn Neues aus Wien zu berichten?“

„Es muss etwas ziemlich schlimmes vorgefallen sein, Majestät. Auf dem Geburtstagsfest war die Prinzessin Maria Sophia ausgelassen und fröhlich, wie man es von ihr gewohnt ist. Burschikos und unkonventionell wie immer, aber guter Laune. Am nächsten Tag ist sie dann mit ihrer Mutter, der Regentin Helene, nach Lainz in die Hermesvilla gefahren. Mit einem schnellen Luftkissenfahrzeug, welches die Prinzessin selbst gesteuert hat, die Begeisterung der Erzherzogin Maria Sophia für schnelle Fahrzeuge ist ja hinlänglich bekannt. Beide Damen hatten vor, nach der Abreise von Pawel Alexandrowitsch und seiner Gattin Elisabeth in der Villa einige Tage und Nächte zu verbringen. Aber noch am selben Abend, also am 21. Februar, ist der Hofarzt Doktor Rauscher durch einen Lakai nach Lainz beordert worden, und die Damen haben ihren Aufenthalt in der Hermesvilla sofort beendet. Noch am selben Tag wurde auch Fürst Heinrich zu Hametten, der Leiter der geheimen Abteilung des Auswärtigen Amtes, nach Schönbrunn einbestellt, und einige Polizisten hatten zwei Osmanen in die kaiserliche Residenz gebracht. Angeblich den osmanischen Sonderbotschafter, aber es war ein anderer Mann als derjenige, den unser Gesandter Fürst Adalbert von Pützow am Tag vorher während des Balls gesehen hat. Am 22. Februar wurden der Oberrabbiner und der oberste Imam in Schönbrunn empfangen. Seit dem Zeitpunkt fahndet das Evidenzbureau und die Polizei in Wien nach einem Ahmad al Massud el Allah ad Dhin, allerdings konnten wir den Grund noch nicht herauszufinden.“

„Interessant“, der Monarch betrachtete das Spiel der Finger seiner Prothese. „Ich bin immer noch fasziniert, wie gut sich das Gerät steuern lässt. Ich nehme doch an, Sie bleiben an der Sache mit der Prinzessin und diesem Alladin dran?“

„Allah ad Dhin. Natürlich, Majestät.“ Bismarck nahm das Monokel aus dem Auge, putzte es mit einem weichen Tuch und setzte es wieder ein. „Das versteht sich doch von selbst.“

„Richtig. Und wie sieht die allgemeine politische Lage sonst aus, Bismarck?“

„Nun, Majestät, Russland scheint sich auf ein erneutes Abenteuer in Afghanistan vorzubereiten. Wahrscheinlich wieder einmal mit dem langfristigen Ziel, in Indien einzufallen. England mobilisiert jedenfalls bereits Truppen, vor allem Einheiten aus den amerikanischen und ostasiatischen Kolonien wie Malaysia und Birma, um die Garnisonen dort an den indischen Grenzen zu verstärken. Außerdem denke ich, das Empire steuert selbst auch auf einen dritten Afghanistankrieg zu. Es wäre interessant zu wissen, was an diesem Land mit Ausnahme seiner strategischen Lage so wichtig ist, dass niemand darauf verzichten will. Ich – lasse selbstverständlich auch daran arbeiten.“ Wieder landete ein Bericht auf dem Schreibtisch des Kaisers.

„Hm, ja, tun Sie das, Bismarck. Und wieso sich dieses Volk immer wieder erheben kann.“

Der Fürst machte nahm einen weiteren Bogen Papier aus seiner Tasche. „Napoleon IV gerät im eigenen Land in immer größere Probleme, sein Volk will endlich Erfolge und Wohlstand sehen. Die Modernisierung hat in Frankreich bisher nur den Adel und die Streitkräfte erreicht, das Volk hat weder vom Dampf noch von der Elektrizität viel abbekommen. Außer einigen Eisenbahnlinien, die

eigentlich auch nur für die Truppenverlegung gebaut wurden, genau genommen nichts. Überhaupt nichts.“

„Dann gärt es also im französischen Volk“, fragte der Monarch genauer nach.

„Extrem!“ Der Kanzler holte wieder einige Berichte aus seiner ledernen Aktenmappe. „Seit die Spanier dem italienischen König Vittorio Emanuele ihre Krone angeboten haben und dieser beinahe König von Spanien und Portugal geworden wäre, schwelt auch ein ständiger Konflikt zwischen Italien und Frankreich. Die Note des dritten Napoleon an die italienische Regierung war ja auch die reinste Erpressung! Wenn die Franzosen es gewagt hätten, uns in einem ähnlichen Fall eine solche Depesche zu übersenden! Ich zweifle nicht, dass das deutsche Volk nach einer Züchtigung Napoleons gerufen hätte!“

„Ach ja, wie entwickelt sich denn Don Juan von Coburg-Braganza so als König von Spanien?“

„Er ist sehr ähnlich seinem Vater, Hoheit. Ein vorwiegend künstlerischer, aber auch durchaus pragmatisch denkender Geist, der in Spanien ganz schnell die neuesten Techniken einführen möchte. Madrid, Sevilla, Valencia und Barcelona sind schon recht fortschrittlich, die industrielle Revolution mit deren eigenem ‚Polvo de Vapor‘ kommt dort gut voran. Auch im Westen des Landes kommt von Portugal eine Menge Technik nach Spanien. Politisch verhalten sich beide Mächte aber völlig neutral, auch wenn sie mit Deutschland und Österreich ausgedehnten Handel betreiben!“

„Gut!“ Wilhelm zwirbelte nachdenklich seinen Bart. „Wie wirkt sich die Gärung im Volk von Frankreich auf uns, auf Deutschland aus?“

„Die Bonapartes benötigen einen Zuwachs an Gebiet und Wohlstand, damit das Volk nicht noch einmal einen Sturm auf die Bastille, den Louvre und Versailles unternimmt.“ Bismarck wies auf eine Karte des Deutschen Reiches, welche an einer Wand hing. „Vielleicht eine Expansion nach Elsass oder Lothringen, bisher ist uns allerdings noch nichts darüber bekannt. Wir müssen an unseren Grenzen aber natürlich trotzdem überaus wachsam bleiben. Die Luftschiffe sind hervorragende Beobachtungsposten, Majestät! Möglich wäre aber natürlich auch von den französischen Kolonien in Kanada aus ein Überfall auf die britischen Kolonien in Amerika, die Franzosen und Engländer mögen sich ja trotz gemeinsamer Kriege in China und auf der Krim immer noch nicht wirklich. Da reicht ein Funke, und es geht wieder los!“

„Schön, schön, Bismarck. Wie steht es denn in unseren eigenen außereuropäischen Schutzgebieten?“

Wieder holte der starke Mann und Einiger Deutschlands einige Blätter aus seiner Aktentasche.

„Die neue Heimat auf Germania Australia⁷⁰ entwickelt sich immer noch recht gewinnbringend, Majestät. Besonders, nachdem dort nun die Verwaltung vereinheitlicht wurde und nicht mehr 20 kleine Kolonien das eigene Süppchen ihres Landesherrn kochen. Auch wenn der größte Teil des Innenlandes aus unfruchtbarer Wüste besteht, wird dort reichlich Gold gefunden. Auch Opale und andere Bodenschätze gibt es in großer Menge. An den tiefer gelegenen Küsten gibt es auch ausgesprochen gutes Acker- und Weideland, hier steht es also ganz gut.“

„Das heißt also, anderswo steht es weniger gut?“

„Leider, Hoheit. In Africa gibt es teilweise erhebliche Probleme!“ Wieder landeten einige Depeschen auf dem Tisch. *„Wir müssten einige unserer Kolonialbeamten abberufen. Die Herren haben geglaubt, sie könnten in ihren Gebieten schalten und walten, wie es ihnen gefällt! Und sie sind uneinsichtig!“*

„Nun – als Statthalter haben sie auch eine große Verantwortung“, argumentierte Wilhelm und legte die Dampfprothese auf den Rücken. „Da kann, da muss man ihnen auch eine gewisse Macht zugestehen!“

„Eine gewisse Macht, ganz bestimmt!“ Bismarck breitete die Papiere vor dem Kaiser aus. *„Aber wenn es unsere Beamte beinahe schlimmer treiben als die Belgier in Belgisch Congo, dann kann ich das mit meiner Ehre nicht vereinbaren, Majestät. Auch die eingeborene Bevölkerung darf nicht einfach nach Lust und Laune abgeschlachtet, erschossen und erhängt werden. Wir haben Verträge mit den Völkern geschlossen, und wenn wir uns daran nicht halten, dann sind wir auch nur primitive Wilde.“*

„Das sind sehr harte Worte, Bismarck!“

„Zu denen ich stehe, Majestät! Jederzeit!“ Fürst Otto von Bismarck sammelte die Depeschen wieder ein, ordnete sie und legte den Stapel säuberlich Kante auf Kante auf den Schreibtisch. *„Euer Majestät wissen, dass ich zu Opfern bereit bin, wenn es um Preußen, um Deutschland und um das Haus Hohenzollern geht! Selbst zu persönlichen. Aber das Wort eines Deutschen, eines Preußen, muss etwas gelten auf der Welt, immer, überall und jedem gegenüber!“*

„Also, meinetwegen, es ist ja richtig, was Sie da sagen. Berufen Sie also diese Herren ab und entsenden Sie bessere. Aber die Schutzgebiete müssen bald Gewinn bringen, Bismarck.“

„Das wird nicht so leicht sein, Majestät. Am meisten Gewinn könnten wir erzielen, wenn wir sie zu einem guten Preis abstoßen könnten. Dann müssten wir nicht um die halbe Welt fahren, um ein paar Inseln zu verteidigen. Die Flotte...“

„Die Flotte ist kein diskutierbarer Gegenstand, Bismarck. Die Flotte sichert unser Reich und hoffentlich bald auch unseren Reichtum.“



Durch die Straßen zwischen den Mietskasernen von Berlin-Pankow wanderte ein etwa dreißig Jahre alter Mann mit großem Hut, ein Notizbuch in der Hand. Aus den Hinterhöfen vernahm er typische Gespräche, die er sich rasch notierte, um später seine teilweise aquarellierten Skizzen damit zu unterlegen.

„MAMAAA! Der Kalle hat ne Flieche inner Suppe!“ „Dann soller sich doch freu’n!“ „Tut er ja, aba er jibt ma nix ab!“

„He, Olle, pass dock uff, lass nichts inne Suppe fallen!“ „Besser ne Laus im Kohl als jar keen Fleesch!“

„Ach wat, müde, trafen! Dir ärgert bloß, dat ick dir loofen jelernt hab!“ Heinrich Zilles Stift flog über das Papier.

„Sie, Herr Jeheempolizist! Wir sind hier anschtändige Leite! Se broochen hier nich – ach se sind’s nur, Herr Zille! Juten Tach, mein Bester!“

„Danke, Schorsch. Ihnen auch!“

„Jehen se doch mal in’n Bouillonkeller von dit Dahme-Jerda! Da sitzen die Rosa, die Pinselfrieda und die Lutschliese mit noch `n paar andere Meechen zusammen. Da kriechen se Stoff für ihre Miljöhstudien, Herr Zille. Det kann ick ihnen vaschprech’n! Mehr als jenuch für zwee Biecher!“

Pankow, Wedding und das Scheunenviertel waren die von Zille bevorzugten Stadtteile. Dorthin ging er, wenn er sehen wollte, wie es den Menschen ging. Nicht den besser gestellten, den gut situierten, zu denen er selbst gehörte. Ihn interessierten die kleinen Leute. Das gewöhnliche Volk. Trauriger Weise ging es diesen Menschen gar nicht gut. Berlin war zwar zu einer der modernsten und größten Industriestädte geworden, größer noch als Wien. Leider hatte aber die Bautätigkeit für Wohnraum nicht mit diesem Wachstum Schritt gehalten, und so lebten die Menschen in den Zinskasernen in sehr beengten Verhältnissen. Gleichzeitig war Fleisch plötzlich kaum mehr zu bekommen, das gewöhnliche Berliner Volk ernährte sich wieder einmal zum größten Teil von Kohl und Steckrüben. Viele Arbeiter, vor allem die Tagelöhner mussten froh sein, zumindest des Nachts ein Bett zur Verfügung zu haben, von einem eigenen Zimmer konnten viele nur träumen. Mit dem Geld, das der Mieter dieser Wohnung für den Schlafplatz verlangte, konnte er sich vielleicht die hohen Kosten für den Wohnraum leisten, da mussten eben die Kinder zusammen rücken und bei den Eltern im Bett schlafen. Mit bekannten Resultaten. Der Photograph, Zeichner und Schriftsteller Heinrich Zille sammelte nur die halbwegs harmlosen Geschichten, um sie niederzuschreiben. Denn wenn er wirklich alles erwähnt hätte, wäre sein Werk ohne Zweifel verboten worden.

Bis zum ‚Buillonkeller‘ der Gerda Wolonski, nach ihrem Geburtsort nahe des Flusses Dahme auch einfach Dahme-Gerda genannt war es für Zille nicht weit, und so beschloss er, dort noch einige weitere Studien zu sammeln. Es handelte sich dabei um eine billige Suppenküche für die einfachen Leute, grob gehobelte Holzbretter waren als Bänke oder Tische zusammen genagelt. Das Geschirr war einigermaßen sauber, es war angenehm warm in der Stube, und man nahm dafür den Dampf aus dem großen Kessel gerne in Kauf. Als Zille den Raum betrat, sahen die Frauen am großen Tisch auf und taxierten den gut gekleideten Gast.

„Nu, wat soll’s sein, jädicher Herr?“ Rosa lehnte sich mit gespreizten Beinen zurück und ließ die Bluse halb von der linken Schulter gleiten, während sich Liese auffallend über die Lippen leckte. „Bei uns jibt et allet, der Herr. Nur sachen, wat und wie se et woll’n?“

„Mächen, macht ma den Herrn nur nich von da falsch’n Seite an“, mischte sich Gerda ein. „Dit is da Herr Zille, een juter Mann, der kommt ma nüscht zum pimpern, da will nur `n büschen quatschen.“

„Jut, jut!“ Rosa griff wieder zu ihrer Bluse.

„Moment“, rief Zille schnell. „Bleiben Sie bitte noch kurz so, Fräulein.“ Er klappte seine Mappe auf, ergriff einen Bleistift und zeichnete mit raschen Strichen los.



„Jut, Meister!“ Die Bluse rutschte noch weiter hinab, der Rock die Schenkel hinauf, der Schlitz in der Unterhose wurde sichtbar, aus dem ein wirrer Haarbüsch wucherte. „Wennste een paar Mark of den Tisch lechst, kannst du allet malen! Och wenn’s for mir komisch is, dat eener nur kiecken will!“

„Nu, Rosa, da wird ja jetzt deen Ritzchen of die Ewichkeit fixiert“, neckte Pinselfrieda ihre Freundin. „Da könn’n deene Jören noch in hundert Jahren kiecken, wie Muttern die Kohle vadiert hat!“

„Mit Modell steh’n, da it doch nix beeses dran“, konterte Rosa. „Det Pinselchen von dem Herrn is ja noch nich mal of det Bildchen drof!“

„Das kommt auch nicht auf die Zeichnung, meine Damen. So, fertig!“ Zille zeigte die rasch angefertigte Skizze herum.

„Na, also, wenn meene Jören det Bild sechen, da könne die nix sachen! Det Jesicht kieckt ja ganz anders aus“, bemerkte Rosa. „Also, det bin schon ick, aber och wieda nich!“

„Det is wirklich `n jutes Bildchen, Meister“, befand Lutschliese. „Könn’n se mir och so’n Ding for mein’n Ollen malen? Davor dürfen se mir och for sich selber nackicht zeichnen“, bot sie Zille an.

„Wie könnte ich bei einem solchen Angebot schon nein sagen“, lächelte der Humanist. „Übrigens, hier ihre drei Mark, Frau Rosa.“ Die griff schnell nach den Münzen, es sich der großzügige Mann vielleicht wieder anders überlegte.

„Woll’n se wirklich nich en Sprung mit ins Separee kommen, juter Herr? Icke wasch mer sojar for so nen spendablen Misjöh!“

„Nein, vielen Dank. Aber vielleicht könnte ich die Damen zu einem Getränk einladen, und Sie erzählen mir einmal, wie Sie so aufgewachsen sind.“

„Ja, warum dat denn nu?“ brach es aus Liese heraus. „Ick vasteh et, wenn een Kerl mal sein Ding wechstecken oda sonst vawöhnt haben will, aba det? Nur zuhören, ohne zumindest fummeln? Und Sie könntent sich uns alle leisten, bei det Penunze, die Sie hier for’n Bildchen of den Tisch jelecht haben.“

„Nein, bitte. Ich möchte nur zuhören und beobachten“, wehrte der Künstler ab. „Wenn ich den Menschen in Berlin erzähle, welch Elend in manchen Teilen der Stadt herrscht, kann sich vielleicht etwas daran ändern.“

„Nu, da sind Sie aba ein – wie heißen die Typen, die globen, det Mensch is jut und die Welt wird et och?“ fragte Gertenamelie „Optimisten?“

„Nie jehört dit Wort“, schüttelte Amelie die schwarzen Locken. „Ne, ne, Predicher von so ner anglikanischen Sekte. So wat wie Froscher – ne, Quaker, dit wars.“

„Man darf nicht wegsehen!“ beharrte Zille vehement.

„Von mir aus“, Rosa trank ihr Bier aus. „Is ja nich so, als wäre es `n Staats- und Dienstjeheimnis. Warum also nich?“

„Na ja, haste Recht, Rosa“, Olga kratzte sich im Genick. „Un hätt’n wa nich so dreckich jewohnt un wären nich so arm jewesen, dann wär wohl manches anders jeworden.“

„Stimmt schon“, bemerkte Pauline. „Wenn ick daran denke, wie wir da eng an eng jewohnt haben, is es ja nicht zu wundern, wat da passiert is. Meine Mutter war den janzen Tach arbeiten, der Typ, zum dem wa Papa sachen sollten, war zumeist daheim und ick war die älteste unter uns Jören. Wenn dann dem Alten wat wech jestanden hat, musste icke ran. Dit wurde schon zu so etwas wie eener Jewohnheit. Kurz ma of den Stuhl knien und über die Lehne beugen, und rin mit dit Männeken in meine jute Stube. Wenn er dann endlich fertich wa, dann hat er sich ne Zijarette jedreht und hat wieda die Zeitung vorjeholt.“

„Icke hab die Erfahrung mit nem Bettjeher jemacht“, erzählte Pinselfrieda. „Det Männeken wa so wat wie’n Kollege von ihne. Uf jede Fall, dem hat Muttern erlobt, och bei Tach zu bleben, wenn er sie male tut. Un dit hat er dann auch ganz ordentlich jemacht, dabei hat er so witzige Sprüche jeschoben. Also, er hat’s for witzich jefunden. So ,je mehr der Furz vom Arsch knallt, je weiter öffnet sich der Spalt’. Irre witzich, wa? Na ja also, wie Muttern dann mal wech war, da hat er sein Pinselchen och for mir rausjeholt. Sterne hab’ icke jesehen und Glocken läuten jehört, aber een Bild hat er von mich nich jemalt.“

„Dat is bei den meisten von uns Mächen nich wirklich anders jewesen“, bemerkte Gerda, als sie ein Bier vor jedes Mädchen und Heinrich Zille stellte. „Meistens einer von der Familie oder ein Untermieter. Bei mir war’s det eichene Bruderherz.“

„Tatsächlich?“ Rasch nahm Zille einen Schluck Bier, die Tür ging auf und ein kühler Luftzug zerriss kurz die Dampfschwaden aus dem Suppenkessel und die Qualmwolken aus den Selbstgedrehten der Frauen.

Alle Köpfe wandten sich zur Tür, denn vielleicht verirrt sich ja auch um diese Zeit ein Kunde hierher. Und Zille war ja auch gekommen, auch wenn dieser Kunde nicht das übliche Angebot der Damen wahrnehmen wollte, so war er doch auch so etwas ein Kunde. Einer, der nur fürs Reden bezahlte, aber immerhin. Und fürs Stillsitzen, denn während er zuhörte, füllte sich auch der Skizzenblock weiter. Oben in der Tür war eine weit besser gekleidete und noch sehr junge Frau erschienen.

„Hallo, Lattenklara“, rief Liese hinauf. „Du haste dir aba nobel austaffiert! Haste nen janz jroßzüchichen Spender jetreffen?“

„Ne, Lutschliese!“ Klara schritt die Treppe hinunter und setzte sich an den Tisch. „Ick bin nu nich mehr die Lattenklara, stellt euch mal vor, man hat mir entdeckt. Ick hab jetzt ne jute fixe Anstellung in nem janz noblichen Puff. In det Friedrichstraße, beste Anschrift. Danke dir schön, Dahmegerda!“ Die sehr schlanke und große Klara trank einen großen Schluck Bier. „Mit eichener warmer Stube und rechelmäßig wat zum futtern uff'm Teller. Wat will een Meechen, wie icke eens bin, noch mehr. Und die Kundschaft, Meechen, i ke sach's euch, dat sind janz feine Herren. Die sin jewaschen und duften janz jut. Och det Ästchen!“ Sie wies auf ihre Leibesmitte.

„Da denk icke, dat du schon `n jutes Stückchen Glück jehabt. Wat will denn dit Nuttenpreller dafor?“ Olga beugte sich interessiert vor.

„Is ne Mamsell, Olja. Na ja, die nimmt die Hälfte vom Jeld, dat die Herren for mir löhnen. Aba, wenn ick en paar Tache nich verlangt oder jar krank werde, krieche icke weiter mein Futter und mein Bett. Dafür muss icke dann halt ma det eene oder andere Rudel mitmachen.“

„Na, denn kannst du doch ma een jutes Wort for eene von uns einlejen!“, überlegte Paulinchen.

„Ne, ne“, wehrte Klara ab. „Dit hab ich schon versucht, besonders dit Liese. Die Mamsell nimmt nur janz junge Meechen. Sie sacht, dat se keene alten Jeschäfte übernehmen will, wo dit Tür schon von alleen janz weet ufsteht! Dit hat übrichens sie jesacht, nich icke, klar?“

Olga lehnte sich vor. „Wat? En altes Jeschäft? Meechen, irgendwann wird dene Tür genau weit so ufstehen wie mene. Und wa dann? Villecht kannst du den Männeken noch dit Arsch hinhalten. Solange der rund und eng jenuch is und noch kene Falten hat und nich bis zu die Kniekehle hängt. Gloobste denn, du bist wat besseres?“

„Icke gloob nich, dat mein Arsch jemals so hängt, Olja. Dafor is er nich gigantisch jenuch.“

„Dene Tittchen aber och nich, Lattenklara“, warf ihr Pauline hin. „Wat ma als junget Meechen nich hat, kann im Alter nich hängen!“

„Nich hat?“ Klara machte ihr Hemd auf und zeigte ihren kleinen Busen. „Zum Spielen groß und jut jenuch, oda?“

„Und de Nuckelpipen darof sin och, wo se sein sollten“, bemerkte Rosa. „Imma mit da Ruhe, Meechens. Wat kann de Klara dafor, wenn ihre Mamsell nur Kindchen anstellt?“

„Ja, se hat ja jebracht.“ Lutschliese zuckte dich Schultern. „Icke will nich sachen, dat icke nich neidisch wär, aba kene von uns kann wat dajechen machen.“

„Und jetzt gloobt det Kücken, dat se wat besseres is wie wir und ewich en jebrachtes Flittchen is?“ Olga konnte sich noch nicht beruhigen. „Gloobt vielleicht, dat se ewich so dürr wie ne Latte bleibt?“

„Ne, Olja, gloob icke nich“, bekannte Klara. „Icke wees, irchendwann bin icke och wech vom Beruf. Kene Ahnung, wat icke dann mach. Aber icke kann jetzt ma kiecken, ob icke etwas of dit hohe Kante

kriech. Un jetzt, Dahmegerda, en Korn for alle Meechen, und danke dafor, dat ihr mir alles jesacht un beijebracht habt, war for dat Jewerbe nötich is!“

„Na jut“, grummelte Olga. „Icke will ma nich so sein. Aber jerecht is det nich, dat sach icke euch!“

„Jerecht is dit janze Welt nich, Olja“, gab die dünne Klara zu. „Aba wat soll ma machen. Dit is ne Welt, wo dat Jeld rechiert. Wer jenuch Penunze hat, der schafft an, und wer kens hat, der jeht anschaffen. Det is der Unterschied zwischen uns und denen da oben! Of uns, Meechen. Nur ken Kriech nich, vielleicht bin icke och schneller wieder in dit Laden, als wa kiecken könne!“

„Allet jute, Klara“, zeigte sich Olga besänftigt. „War nur en wenich neidisch of dir. Weste wat, det nächste Korn jeht of mir!“



Wien

Auf dem Luftschiffhafen in Wien Neu-Fünfhaus zwischen der Kronprinz Franz Joseph Straße und der Verlängerung der Burggasse ging ein gut gekleideter Herr im schwarzen Wintermantel mit Pelzinnenfutter und einem passenden schwarzen Bowler auf dem Kopf im Foyer suchend herum.

„Kann ich dem Herrn vielleicht irgendwie behilflich sein?“ Ein junger Bursche in der gelb-schwarzen Uniform des Personals der Luftschiffahrtsgesellschaft ÖDLA, der Österreichischen Dampf Luftfahrt AG, verbeugte sich, als er den betucht aussehenden Herrn ansprach.

„Wenn’st mi so fragst, Bürscherl⁷¹, ja, kannst! Ich würd’ gern die Adress’n von eure Mäderl und Buben wissen und mit allen red’n!“

„Ich fürchte, da kann ich dem Herrn nicht dienen“, lächelte der junge Mann. „Wissen Sie, wir geben die Adressen unserer Mitarbeiter nie heraus!“

„Ach, so, ja!“, griff der Mann in die Tasche und zog eine Kokarde hervor. „Kaiserliche Kriminalkommission, Kommissär Brunner. Walter Brunner. Ich vergess’ immer noch, dass ich die Uniform nimmer trag’, sondern jetzt Zivilbeamter bin. Alsdann, wie ist’s jetzt mit die Adressen?“ Der Angestellte betrachtete die Metallscheibe mit dem Doppeladler darauf sehr genau, dann nickte er.

„Wenn ich den Herrn Kommissär mit ins Büro bitten dürfte. Dort sitzt meine Vorgesetzte, Fräulein Haber wird sich sicher gerne ihres Wunsches annehmen!“

„Red’st du eigentlich immer so gschwoll’n daher?“, fragte der Kriminale und begleitete den Stift durch eine Tür in den für das Publikum geschlossenen Teil der Anlegestelle.

„Na, nua waun i im Dienst bin, wäu waun i’s net moch, haut mi de Haber no ochtkantig⁷² bei da zuagmochn Tia⁷³ ausse. De deppate Blunzn⁷⁴ hat an Stecken im Oasch⁷⁵, des glaubst gar net! Tuat

71

72

73

74

75

auf fein, dabei is da Voda a nua a kleiner Planetenverdrahrer⁷⁶ gwes'n. Hier sind wir schon, Herr Kommissär! Fräulein Haber, der Herr Kommissär von der kaiserlichen Kriminalkommission möchte Sie sprechen. Bitte treten Sie ein, Herr Kommissär Brunner!“

„Danke, Hermann, das hast du gut gemacht.“ Eine sehr dünne Frau, etwa dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt, mit strenger, hochgeknoteter Frisur und einer weißen Bluse, deren Stehkragen wohl die doppelte Menge an Stärke als nötig abbekommen hatte, erhob sich hinter einem Schreibtisch und rückte die große Brille auf dem kecken Stupsnäschen zurecht. „Bitte, Herr Kommissär, wie können die ÖDLAG und ich ihnen helfen?“

Brunner nahm die Melone ab, legte sie mit der Öffnung nach oben auf den Tresen im Büro, zog die schwarzen Handschuhe von den Fingern und warf sie in den Hut. Danach öffnete er den Mantel, die stattliche Figur des kaiserlichen Kriminalkommissärs sprengte beinahe die Westenknöpfe.

„Erlauben's, dass ich mich ausweis', Fräulein!“ Er legte eines von den ganz neuen Erkennungspapieren mit Photographie und internationalem Signalement vor, das Fräulein mit spitzen Fingern nahm und gründlich studierte.

„Na gut“, rang sie sich endlich durch, den Ausweis als echt anzuerkennen. „Noch einmal, wie können die ÖDLAG und ich ihnen helfen, Herr Kommissär Brunner?“

„Ich müsst' halt wissen, ob eine bestimmte Person Wien in einem Langstreckenluftschiff verlassen hat, Fräulein!“

„Und ich nehme an, Sie haben keinen verlässlichen Namen für mich, Herr Kommissär?“, fragte die Frau mit todernter Mine.

„Leider nein! D'rum würd' ich ja so gerne mit ihren Mäderln an den Schaltern sprechen. Wir haben ein Bild zeichnen lassen, und die meisten Zeugen haben den Mann darauf wieder erkannt.“ Fräulein Haber benötigte auch für das Studium des Bildes geraume Zeit, dann nickte sie sich selber zu, als sie einen Entschluss fasste.

„Wollen Sie einen Kaffee, Herr Kommissär? Bitte, lassen Sie den Mantel und den Hut hier, wir gehen nur ein paar Meter in den Pausenraum. Vielleicht erinnert sich eine von den heute anwesenden Damen oder Herren an den Passagier. Sonst würde ich Sie bitten, etwas zu warten, ich schicke ihnen die anderen morgen zu ihnen in die Kommission.“

Der Pausenraum war halbwegs großzügig eingerichtet, die ÖDLAG wollte ihre Mitarbeiter nicht unbedingt zu vielen Pausen ermuntern. Gleichzeitig hatte die Firmenleitung aber einsehen müssen, dass ein wenig Entspannung zwischendurch die Konzentration förderte und die Fehler minimierte. Es war also eine Kompromisslösung, wie das meiste im Leben. Aus dem Fenster sah man, wie eben das zunächst gelegene Luftschiff seine Positionslampen einschaltete, dann fiel der Halteanker vom Mast und wurde mit der Winde an seinem Tau in die Nase der BODENSEE gezogen. Langsam und majestätisch schob sich die gigantische Zigarre dem Zug der verstellbaren Schrauben folgend ein Stück zurück, hob die Nase und stieg schließlich in den Himmel. Durch die dicken Scheiben des Fensters war nur ein leises Brummen zu hören.

„Meine Damen und Herren!“ Fräulein Haber klatschte in die Hände. „Das ist der Herr Kommissär Brunner. Er wird ihnen nachher ein Bild zeigen und Sie fragen, ob Sie etwas über die Person wissen. Ich möchte Sie bitten, mit dem Herrn Kommissär zusammen zu arbeiten und danach ihre Kolleginnen und Kollegen abzulösen, damit auch die von dem Herrn Kommissär befragt werden können. Ich danke ihnen!“ Damit bewegte sie ihre überschlanke Figur wieder zur Tür des Pausenraumes hinaus, wohl um wieder an ihren Schreibtisch zurück zu kehren. Brunner sah ihr lächelnd nach. Er fand es schade, dass diese junge Frau so steif und kühl wirkte. Bei all der Strenge der Frisur, der großen Brille und dem dünnen Körperl⁷⁷, konnte man doch nicht leugnen, dass sie eine durchaus hübsche Person war.

„Die kriegen’s nicht herum, Herr Kommissär!“ Eine von den Damen war aufgestanden und zur Espressomaschine gegangen. „Wollen’s vielleicht ein Schalerl Kaffee?“

„Gerne, Fräulein...?“

„Ich bin die Peppi. Also Josepha Korn, Sie werden’s ja wahrscheinlich ganz genau brauchen!“

„Ja, Fräulein Peppi, ich nehm’ gerne einen Kaffee, und ja, ich würd’ die Personalien schon auch ganz genau brauchen.“

Drei Schalen Kaffee später war der Mut des Kommissärs gesunken. Die Angestellten waren durchaus hilfsbereit und nett, aber niemand hatte jemand gesehen, der dem Bild ähnlich sah, bis...

„Michi, Vickerl! Der war doch bei euch am Schalter! Ich hab mir noch `denkt, was der für’n komischen Rock anhat! Doch, doch, das is er! Jetzt schau doch her, Michi!“

Michaela Hawraček sah sich das Bild genau an. „Ja klar, sicher, weil ich hab’ mir noch gedacht, was hat so ein feiner Mann mit dem Koks-Fredi zum tun.“

„Bist sicher?“ Ludwig Wopraschalek nahm auch das Bild zur Hand.

„Na, da kannst aber Gift d’rauf nehmen! Ich hab’ doch schon die Hand auf der Klingel g’habt, der Sicherheitsdienst soll’t den Haderlumpen⁷⁸ am besten bei der zug’machten Tür `rausschmeißen. Dass sich so einer wie der noch da her traut.“

„Also, den Mann auf dem Büdl⁷⁹ hab’ ich nicht g’seh’n. Aber der Fredi war da! Den hab’ ich wirklich auch g’seh’n.“

„Wer, meine Damen und Herren, ist der Koks-Fredi?“, unterbrach Brunner das Gespräch der Angestellten.

„Ein Pülcher⁸⁰, wie er Büch’l steht, Herr Kommissär. Warum der noch frei herum laufen darf, versteht keiner. Aber er ist spezialisiert auf’s Betäuben seiner Opfer! Mit Kokain, aber er sagt halt immer nur Koks dazu, wie alle seine Freunderl.“

„Wenn’s jeder weiß, warum sitzt er dann noch nicht?“, wunderte sich Brunner.

77

78

79

80

„Ja mein Gott, die Kieberer!“ Michaela fuhr mit dem Zeigefinger unter ihrer Nase hindurch und zog auf. „Die können’s halt irgendwie nie beweisen!“

„Verstehe!“ Brunners Gesicht verfinsterte sich.

„Ich hab’ doch gar nix g’sagt, was man versteh’n könnt, Herr Kommissär. Ich hab nur a bisserl an Schnupfen.“

„Schon recht, Fräulein Hawraček. Ich hab auch gar nichts g’hört.“ Der dicke Kommissär überlegte. „Da werd’n wir halt die Mistelbacher⁸¹ hol’n müssen, dass wir den feinen Fredi krieg’n! Weil reden werd’n wir schon mit dem G’frast müss’n. Aber z’erst noch einmal zurück zu dem Mann auf dem Büdl. Wie hat er sich denn g’nannt? Wissen’s das vielleicht auch noch?“

„Wartens!“ Ludwig massierte sich die Stirn. „Ich glaub’, irgend was mit el oder al oder so!“

„Al Masr!“ Michaela Hawraček schnippte mit den Fingern. „Ganz sicher. Achmed al Masr is auf sein Ausweis g’sanden!“

„Na fesch! Da such’n mir jetzt Achmed den Ägypter. Was anders heißt dieses al Masr ja net!“ Kommissär Brunner war durchaus belesen und sehr an der altägyptischen Kultur und den Pharaonen interessiert, daher kannte er den echten Namen Ägyptens. Nicht, dass dieses Wissen ihn oder die Polizei jetzt in diesem Moment sehr viel weiter gebracht hätte. „Wo ist er denn hing’fahr’n, der feine Herr?“

„Er hat die Fahrt nach Triest g’nommen, Herr Kommissär“, erinnerte sich das dralle böhmische Mädel.

„Und, wohin weiter?“ Brunner fragte tiefer.

„Das Billett ging nur bis Triest, net weiter. Ausgestellt übrigens in unser’m Büro in Kairo. Also, genauer, in Gezira auf der Insel Zamalek bei Kairo.“

Brunner verließ das Büro der Luftfahrtgesellschaft und eilte in die Kommission zurück, dort stürmte er sofort in die Fernmeldezentrale.

„Fritzl, schmeiß dein Kasten an, an unser Büro in Triest. Gib das Signalement von dem Haderlumpen durch. Sie soll’n die Augen offenhalten und schau’n, ob’s net herausfinden, was der Pülcher in Triest g’macht hat oder gar noch macht! Gemma, gemma⁸², kalt is net!“ Friedrich Smetaček stülpte sich die Kopfhörer über und knackte mit den Fingern, dann bediente er den Telegraphen mit überraschender Geschwindigkeit. In weiten Teilen Österreichs gab es zwar bereits Telephonanschlüsse, doch bei Meldungen über große Entfernungen wie dieser griff man noch gerne auf bewährte Signalübertragungsmethoden zurück. So ging die Suchmeldung in kurzen und langen Signalen auf die Reise durch die Kabel und erreichte in Triest den Polizeichef Franz, Freiherr von Bornthal, der sie sofort an seinen Kommissär Raffael Pincetwicz weitergab.

◇

81

82

Der große Mann mit dem mächtigen, dunklen Schnauzbar, der gebräunten Haut und dem durchtrainierten Körper marschierte mit klackenden Stiefelabsätzen durch die Gänge Schönbrunn, einem Diener in Livree immer hinterher. Er trug die sandfarbene Uniform, die an jene österreichischen Truppen ausgegeben wurde, welche die Luftschiffhäfen der Donaumonarchien in Africa schützen sollten. Seine Schulterstücke wiesen ihn als einen Oberstleutnant, seine Schnüre und Ärmelabzeichen als den Kommandanten eines Bataillons bei den Motorgeschützen aus. Obgleich der Mann, wie jeder aus den Artikeln der österreichischen Zeitschriften wusste, ein militärischer Hans Dampf in allen Gassen war. Ein weiterer Lakai stieß vor dem Oberstleutnant eine der großen Türen auf und der etwa dreißig Jahre alte Mann betrat einen Salon, in dem die Regentin von Kakanien, Helene, und ihre Tochter Maria Sophia saßen. Er machte Front zur Regentin, nahm Habt-Acht-Stellung an und salutierte schneidig.

„Hoheiten! Oberstleutnant Rudolf Carl Freiherr von Slatin meldet sich auf allerhöchsten Befehl zu Stelle!“

Néné sah auf und wies lächelnd auf einen Stuhl. „Danke, Oberstleutnant. Bitte, nehmen Sie doch Platz! Kaffee?“ Sie winkte einem Diener, der dem Oberstleutnant eine Tasse servierte. Dann wandte sich die Regentin an Maria Sophia. „Der Oberstleutnant ist ein richtiger Held, Maria. Er hatte das Kommando über die Festung unseres Luftschiffhafens bei Karthoum, als der Mahdi die Stadt belagerte. Er hat hunderte Zivilisten gerettet, und sogar noch in letzter Minute, während der letzte Angriff schon im Gange war, mit einem Luftschiff einhundertfünfzig Frauen und Kinder aufgenommen und nach Kairo bringen lassen. Eine Glanzleistung! Der Khedive hat ihn auch zum Fariq fi aljaysh, zum Generalleutnant der ägyptischen Armee befördert und ihn auch zum Pascha ernannt. Der Generalleutnant gilt zwar jetzt unter den Briten nichts mehr, weil der Kitchener halt keinen Ranghöheren in der ägyptischen Armee haben wollte. Aber den Pascha hat er ihm nicht mehr wegnehmen können.“



„Respekt, Oberstleutnant!“ Maria Sophia nickte dem Freiherrn freundlich zu. „Ich nehme an, du willst, dass ich ihn nach Ägypten mitnehm‘, Frau Mama!“

„Ich möchte es dir anraten, Kind. Der Oberstleutnant spricht nicht nur fließend Arabisch, sondern hat auch einen sehr guten Ruf in Ägypten und selbstverständlich im Sudan.“

„Nun, Oberstleutnant“, wandte sich Maria Sophia an den Freiherrn. „Sie müssen mir bei Gelegenheit von dem Husarenstückerl⁸³ erzählen. Aber jetzt, bitte hören's zu, fragen können's nachher!“

Rasch setzte Maria Sophia den Freiherrn über die Lage in Kenntnis. „Wie Sie sehen, Oberstleutnant, ist mit einer rasch'n Lösung des Falles wohl nicht zu rechnen. Ich werd' wohl doch selber nach Ägypten reisen müss'n!“

Slatin sprang spontan auf und verbeugte sich. „Verfügen Hoheit über mich. Ich stehe voll und ganz zu Diensten!“

„Danke, Oberstleutnant“ lächelte Maria ihm zu. „Ein erfahrener Mann ist immer gut.“

„Dann erlauben Hoheit, dass ich auch meinen Burschen mitnehme“, bat der Freiherr und setzte sich auf einen Wink der Regentin wieder. „Der Korporal Janosch Pospischil aus Prag war schon damals in Karthoum bei mir und spricht ebenfalls hervorragend Arabisch. Er wäre außerdem in der Lage, unauffällig in einem Haufen Ägypter unter zu tauchen, er könnte uns eine große Hilfe sein. Außerdem ist er ein bärenstarker Mann!“

„Nehmen's ihn mit, Freiherr“, entschied Maria.

„Das beruhigt mich jetzt ein wenig!“ Néné wies auf eine Kanne auf einer nahen Anrichte. „Noch Kaffee, Freiherr? Johann, gießen Sie dem Freiherrn doch nach. Vielleicht können wir noch ein wenig über deine Reise sprechen. Wen nimmst du denn als Zofe mit, Maria?“

„Die Josepha Müller, Frau Mama. Die Tochter vom Stabswachtmeister Müller von den Hoch- und Deutschmeistern. Das Madel kann reit'n wie der Teufel und schießt auch ganz passabel, außerdem hat ihr Vater ihr das Fahr'n mit so einem Radpanzer beibracht.“

„Wenn ich vorschlagen dürfte, Hoheit!“ Slatin beugte sich vor. „Nehmen Sie auch den Oberst Wilhelm Graf von Inzersmarkt mit. Der Mann ist vielleicht auf den ersten Blick ein Dampfplauderer⁸⁴, und man unterschätzt ihn deswegen schon gerne. Besonders, seit er keine Haare mehr auf dem Kopf hat, aber er ist immer noch ein formidabler Soldat, ein guter Kamerad und ein heller Kopf. Was noch mehr ist, er ist ein Freund, dem man blind vertrauen kann, und auch wenn es nicht so scheinen mag, äußerst verschwiegen! Außerdem ist er der beste Scharfschütze, den ich kenne.“

„Nun gut, dann werden wir den Oberst von seinem Glück verständigen.“ Die Regentin wandte sich mit einer sparsamen Geste an einen Schreiber, der den Befehl sofort niederzuschreiben begann. „Fehlt noch ein Kammerdiener!“

83

84

„Horst Komarek.“ Maria Sophia äußerte sich sehr bestimmt. „Hat sich in der Marine vom Leichtmatros‘n bis zum Unteroffizier hoch gedient, bis ihm die Katzelmacher⁸⁵ den link‘n Arm weg g’schossen haben. Mit seiner Dampfprothes‘n merkt man zwar im Alltag gar nichts davon, aber mit der militärischen, oder besser maritimen Laufbahn war’s klarerweis’ vorbei.“

„Und die Lisi von Oberwinden nimmst du dann wohl auch noch mit?“

„Aber natürlich, Frau Mama! Was tät’ ich denn in Africa ohne meine beste Freundin und Schutzengel?“



Der Schießplatz der Fasangartenkaserne gleich oberhalb des Schlosses Schönbrunn erhielt oft hohen Besuch. Maria Sophia kam regelmäßig zum Training mit dem Gewehr und der Pistole hierher, oder um eine neue Waffe zu erproben. So wie heute, als sie mit Jürgen Ullmann Kraus von der Waffenmanufaktur Mannlicher und Kraus erschien. Die Fabrik Mannlicher stellte bereits seit langem die Hand- und Faustfeuerwaffen für die k.u.k. Armee her, mit dem Ingenieur Kraus gemeinsam auch Sondermodelle für hohe Offiziere. Und sie entwickelten neue Waffen und stellten kleine Serien von diesen Pistolen und Gewehren her, teuer, aber von herausragender Qualität. Jürgen Ullmann Kraus war schlank und drahtig, seine braunen, unschuldig wirkenden Augen steckten hinter dicken Augengläsern. Er wurde von einem kräftig gebauten Mann begleitet, welcher auf einer Sackkarre einen großen Schiffscoffer hinter der Prinzessin und dem Ingenieur herfuhr.

„Nun, Kraus. Ich bin schon g’spannt, was er mir aus Steyr mitbracht hat.“ Die Erzherzogin trug die sandfarbene Uniform des gemischten Leibregimentes Maria Sophia und eine ärmellose Weste mit dicken Lederschultern. Die im Kreis angeordneten drei Sterne mit je sechs Strahlen über einen ebenfalls silbernem Lorbeerkranz auf goldenem Grund wiesen sie als Generaloberst aus, dem zweithöchsten Rang der k.u.k. Armee nach dem Feldmarschall der Vereinigten Donaumonarchien, der seit 1867 Edmund Leopold Friedrich Fürst zu Schwarzenberg hieß. Die kleine Krone in der Mitte des Kranzes auf den Rangabzeichen zeigten ihren Status als Mitglied der kaiserlichen Familie.

„Euer kaiserliche und königliche Hoheit, wir haben zwar ein paar sehr spezielle neue Waffen entwickelt, aber es sind derzeit eher schwere Pistolen und Gewehre. Für Damen haben wir im Moment nur das hier!“ Jürgen griff in die Westentasche und holte eine winzige Pistole heraus. „Es handelt sich um das Gesellenstück eines unserer Mitarbeiter, und wir haben beschlossen, eine kleine Auflage herzustellen.“

„Ein zweiläufiger Derringer“, rief Maria Sophia lächelnd. „Hübsch gemacht, so einen hab ich vor Jahren schon in britisch Amerika benutzt!“

„Majestät mögen erlauben, aber die Ähnlichkeit ist wirklich nur oberflächlich“, zeigte sich der Waffenschmied leicht pikiert. „Der Mann hat den Griff ziemlich unverändert übernommen, besser lässt sich ja das Problem mit diesen minimalistischen und rudimentären Griffen gar nicht lösen. Und er hat auch den Knickmechanismus und die Verriegelung des Laufes übernommen, man muss ja das Rad nicht unbedingt jedes Mal neu erfinden. Das Innenleben sieht aber ganz anders aus. Hier im

Griff ist eine Hochdruckpatrone untergebracht, gut für 30 Schüsse. Wenn Hoheit schauen wollen, das Kaliber ist etwa ein halber Millimeter, unter dem Lauf ist ein Magazin mit 30 Flechettes. Respektive sind es 10 ‚Feuerstöße‘ zu je drei Pfeilen. Das kleine Ding ist unwesentlich größer als der von Euer Majestät angesprochene Derringer, hat aber auf etwa fünf, sechs Meter eine beachtliche Durchschlagskraft. Auf weitere Entfernung lässt die Wirkung zwar nicht sehr stark nach, aber die kurze Visierlinie – also, da sinkt die Treffsicherheit leider schon ganz erheblich! Der Vorteil gegenüber dem Derringer dürfte trotzdem auf der Hand liegen. 10 Schüsse gegen zwei, und der Rückstoß ist weit geringer.“

„Dann geb’ er das Ding einmal her!“ Die Erzherzogin ließ sich den Lademechanismus der Waffe kurz erklären. Es war eigentlich ganz einfach. Entriegeln, Lauf abknicken, Druckkartusche einlegen, Magazinkasten mit den Pfeilen unter dem Lauf einschieben, zuklappen und wieder verriegeln. Der gekrümmte Griff schmiegte sich um Mittel- und Ringfinger, der Zeigefinger fand den Abzug ganz von selber.

„Wiegen tut das Ding ja auch weniger wie nichts“, bemerkte Maria Sophia und hob die Waffe. Drei Flechettes rissen gezackte Löcher in die fünf Meter entfernte Zielscheibe. „Ist wirklich ein bisserl gewöhnungsbedürftig, der Zwerg. Trotzdem aber nicht unpraktisch. Auf kurze Distanz und als Reserv’ oder wenn man die Artillerie nicht gleich zeig’n will.“ Sie wog die Waffe überlegend in der Hand, probierte sie noch einmal mit der Linken. „Ja, doch, g’fällt mir gut. Schick’ er mir doch vier davon, und ausreichend Munition dazu. Weiter, was hat er noch?“

„Eine halbautomatische Pistole, Majestät!“ Jürgen Ullmann holte eine langläufige Faustfeuerwaffe aus dem Koffer, den Udo Kugler an der Barriere zur Schussbahn abgestellt hatte. „Bitte sehr, ich präsentiere Euer Hoheit die Mannlicher Pistole Nummer 1 im Kaliber 8 x 20 Millimeter. Die ganze Waffe ist 210 Millimeter lang, davon entfallen 105 Millimeter auf den Lauf. Die Höhe vom Verschluss bis zum Ring an der Griffunterseite beträgt 140 Millimeter. Den Griff ist angenehm breit, das Magazin wird hier vor dem Abzug eingesetzt. Das kurze fasst 12 Patronen, aber wir haben auch eines für 24 und mir 36 im Angebot. In diesem Fall empfehlen wir allerdings die Benützung einer leicht zu befestigenden Schulterstütze aus dem Leichtstahl von Kortwitz. Wie Majestät sehen, ist die Waffe nicht eben klein!“

„Passt schon!“ Die Prinzessin betrachtete die kantige Waffe von allen Seiten. „Wollt’ Mauser nicht ein ähnliches Modell auf den Markt bringen?“

Kraus zuckte mit den Schultern. „Es gibt gewisse Ähnlichkeiten. Die Deutschen arbeiten mit einem Kaliber 7,62 x 26 Millimeter, sie wollen ihrer Pistole einen festen Patronenkasten vor dem Abzug geben, der mit Ladestreifen zu füllen sein wird, ihre Waffe wird gut 40 bis 50 Millimeter länger, und der Griff wird bei weitem schmaler ausfallen und unten gerundet sein. Trotzdem, so denke ich, haben wir die bessere Waffe. Kostet zwar mehr als das doppelte, hat aber rund 15 Prozent mehr Reichweite und Durchschlagskraft als das Modell von Mauser haben wird und ist trotzdem leichter. Eine Materialfrage, wir bauen unser Modell aus Kristallstahl von Kortwitz, unsere Patronen sind mit stärkerem Pulver befüllt. Ich bitte Majestät, das nicht falsch zu verstehen. Die Firma Mauser könnte

natürlich ebenso gute Pistolen wie wir herstellen, aber sie möchten eine für das Militär leistbare billigere Waffe aus normalem Stahl bauen!“

„Verstehe!“ Maria Sophia wog die Pistole in der Hand. Dann feuerte sie rasch hintereinander auf die Zielscheibe, welche zur 100-Metermarke zurück gefahren war. „Liegt ja ganz gut in der Hand, Kraus. Ich nehm’ zwei davon, und sie hab’n sicher ein fesches Gürteltascherl passend zur Africauniform dazu. Also, zwei Pistolen. Zu jeder ein Halfter, vier 12er-, ein 24er- und ein 36er-Magazin. Und Munition natürlich. Jede Menge Munition.“

„Selbstverständlich gerne, Hoheit.“ Der Waffenschmied machte eine Notiz. „Ich möchte Euer Majestät nur noch versichern, dass sie selbstverständlich auch normale, handelsübliche 8 x 20 Munition in der Pistole verwenden kann.“

Maria Sophia nickte. „Gut zu wissen. Machen wir bitte weiter.“

„Nun – vielleicht kann ich eure kaiserliche und königliche Hoheit für ein neues Jagdgewehr begeistern. Es besitzt einen Lauf für Kugeln Kaliber 7,62 x 35 Millimeter, einen Lauf für 5 x 20 Millimeter und einen Schrotlauf. Damit sind Majestät für jede Eventualität gerüstet. Ganz egal, welches Tier während der Pirsch auftauchen sollte. Automatischer Auswurf, wenn Majestät den Lauf kippen.“

„Fesch, wenn man bei uns ganz normal auf die Jagd gehen will.“ Die Prinzessin prüfte die Balance des Gewehres und schlug es einige Male rasch an. „Aber ich fürcht’, nicht so brauchbar, dort wo wir hingeh’n. Er kann mir aber trotzdem eins in die Hermesvilla schick’n. Irgendwann werd’ ich wohl wieder bei einer Jagd eing’laden sein. Aber in Africa werd’ ich wohl was mit mehr Bumms brauch’n.“

„Nun ja, es gibt noch eine Sonderedition des semiautomatischen Dragonerkarabiners SK 88, Euer Hoheit. Kortwitz-Stahl, daher sind stärkere Ladungen möglich. Daraus resultieren auch trotz eines ein wenig kürzeren Laufes höhere Reichweite und Durchschlagskraft. Selbstverständlich ist es möglich, die Waffe auch mit der üblichen Militärpatrone zu laden.“ „Leichter und stärker. Wieviel kürzer ist denn der Lauf?“ „Neun Zentimeter, Majestät!“ „Doch so viel weniger?“ Maria Sophia zielte kurz. „Sieht man dem G’wehr gar nicht an. Liegt gut in der Hand, nur die Griffschal’n vom Pistolengriff sind doch ein wenig gar schmal g’raten. Bei den Dragonern sind’s größer!“

„Das ist richtig, kaiserliche und königliche Hoheit“, bestätigte Kraus. „Diese spezielle Waffe war für kleinere Hände gedacht. Die Schalen lassen sich aber ganz leicht auswechseln, nach Maß sozusagen. Wir haben immerhin einen Ruf im Luxussegment unserer Branche zu verteidigen!“

„D’rum ist er ja da, Kraus.“ Die Generaloberst lud die Waffe und feuerte. „Also gut, da brauchen wir dann vier Stück, aber drei davon mit größere Griff.“



Hinter der Schmelz, dem traditionellen Truppenübungs- und Paradeplatz der Habsburgischen Armee lag das Dörfchen Ottakring, weiter draußen war bis zum Galizienberg nur noch Wald zu finden. Manchmal dichter, manchmal heller, zumeist noch für ein wenig Forstwirtschaft genutzt.

Früher gab es noch großflächige Abholzungen, doch die wurden jetzt seltener. Wien benötigte nicht mehr so viel Holz wie früher, als noch die Öfen damit geheizt werden mussten, dem Vaporid sei Dank. Auch wenn das mit dem Dank die Holzknechte anders gesehen haben mochten, die sich damals einen neuen Beruf suchen mussten, um ihre Familien zu ernähren. Fortschritt kostet leider eben auch immer Opfer. Manche Berufe sterben aus, während neue entstehen, glücklich, wer flexibel genug für die Veränderungen ist. Die wenigen Verkehrswege, welche dieses Waldgebiet hinter Ottakring durchzogen, konnte man an den Fingern einer Hand abzählen. Gut instand gehalten war nur einer, eine Straße, welche zu den Steinhofgründen auf der Baumgartner Höhe führte. Dort lagen das psychiatrische Krankenhaus, die Lungenheilanstalt mit Wohnheimen für das Personal und eine Kirche, welche eben nach den Plänen Otto Wagners gebaut wurde.

An diesem klaren, eisigen Februarmorgen des 1889 fuhr ein auf Dampfbetrieb umgebauter schwarzer Landauer mit dem Wappen des 18. Kavallerieregiments eben jene Straße hinauf. Die Kavallerie bediente sich im ausgehenden 19. Jahrhundert der Pferde nur noch für Paradezwecke, im normalen Dienst hatten vaporidbetriebene Dreiräder mit dem großen Antriebsrad hinter dem Sattel und zwei kleineren, lenkbaren vorne am Gestell längst die Rösser ersetzt. Die schönen, alten Kutschen wollte man im Heeresamt aber trotzdem nicht auf den Müll werfen, also wurde einfach ein flacher Vaporidkessel unter die Bodenplatte montiert. Ein Getriebe und Lenkstangen dazu, noch ein paar dünne, unauffällige Rohre verlegt, und sogar der Kutschbock konnte geheizt werden.

Im Wagen befanden sich drei blonde Burschen, vielleicht 19, 20 Jahre alt. Die einzelnen Messingsterne auf den Schultern wiesen sie als Leutnants aus, der winzige, rot-weiß-rote Streifen dazu als Abgänger der Theresianischen Militärakademie in Wiener Neustadt.

„Mach' er mir tüchtige Offizier' und rechtschaffene Männer“, soll Kaiserin Maria Theresia Anno Domini 1751 angeblich zu Feldmarschall Leopold Joseph Graf von Daun gesagt haben, der hatte für die Militärakademie die Burg Wiener Neustadt erbeten und erhalten. Zuerst dem Adel vorbehalten, bildete die MilAk seit Franz Karl auch Bürgerliche zu Offizieren aus.

Die drei jungen Passagiere des Landauers kamen jedoch nicht aus dem bürgerlichen Stand, sondern waren die Söhne von Grafen aus älteren, sogenannten ‚deutsch-österreichischen‘ Häusern. Der vierte Passagier war ein etwas älterer, distinguiert Herr, auf dessen Uniform die drei Sterne eines Rittmeisters leuchteten, der kleine Äskulapstab wies ihn ebenso als Regimentsarzt aus wie die Tasche, welche er bei sich trug.

„Ich will nur hoff'n, dass Sie diesmal gleich besser treffen als das letzte Mal“, grummelte Doktor Karl Steiner. „Fast der Jud' das Duell überlebt. Er wollt' ja nur auf erstes Blut kämpfen.“

„Er hat's aber nicht überlebt!“ Leutnant Joseph von Mindrain schlug seine Beine entspannt übereinander und holte eine Zigarette aus der Tasche.

„Aber fast“, funkelte Steiner den Leutnant an, der die Sache nicht ernst genug zu nehmen schien. „Als Regimentsarzt darf ich nicht zu viel verpfuschen. Und der größte Teil des Offizierskorps ist nun einmal kein Freund der Theorien und Schriften von Schönerer, Wolf und List. Die verstehen noch nicht, dass wirklich nur die Alldeutsche Bewegung uns unseren beherrschenden Platz unter den Völkern zurück bringen wird. Dass wir unser Blut reinhalten müssen und die minderwertigen

Subjekte entfernen müssen. Vor allem aus der Armee und der oberen Klasse, bei den unteren Schichten ist es dann nicht ganz so eilig. Wenn sie unter sich bleiben!“

„Warum hast du eigentlich grad den schwarzen Affen mit Grafentitel dazu gebracht, dass er dich g’fordert hat?“ bemängelte Karl von Monthal die Auswahl des Opfers. „Hätt’s nicht wie immer ein unauffälliger Jude sein können?“

„Woher bitte soll ich denn wissen, dass der israelitische Trampel einen africanischen Ehemann hat?“ Joseph zog heftig an seiner Zigarette. „Und noch dazu einen mit Titel. Aber im Endeffekt ist’s doch eh wurscht, wen wir hamdrahn⁸⁶. Hauptsach’ es ist einer weniger von den Unreinen in Wien.“

Der Landauer hatte sein Ziel erreicht, wo bereits auf einer abgelegenen Lichtung ein moderneres Fahrzeug auf die Kutsche wartete. Der Arzt und die Leutnants stiegen aus dem Verschlag und sahen sich um.

„Dort drüben!“ Friedrich von Oberfels wies auf ein Quartett Männer, alle in schwarze Mäntel gehüllt und die dunkelgrauen Wintermützen der k.u.k. Armee auf dem Kopf.

„Nun, dann woll’n wir doch einmal wieder die Welt von einem Stück Ungeziefer befreien!“ Joseph stülpte sich ebenfalls eine Mütze auf den Scheitel und warf den schwarzen Uniformmantel über, dann schritten er und seine Sekundanten auf die Wartenden zu. Der Unparteiische, legte die Rechte kurz zum Gruß an den Mützenschirm, die anderen Herren salutierten ebenfalls der militärischen Vorschrift gemäß.

Dann fragte der Unparteiische mit knapper Stimme. „Andreas, Markgraf von Oberantersbach, Sie sind hier erschienen, weil Joseph von Mindrain ihre Gattin und damit ihre Familie bedrängt und beleidigt haben soll?“

„So ist es!“ Der Markgraf aus dem Königreich Neuhochadlerstein nickte kurz.

„Joseph von Mindrain, Sie sind hier, weil der Markgraf Sie gefordert hat.“

„Das bin ich!“

„Nun gut. Hat einer der Herren die Absicht, auf dieses Duell jetzt noch zu verzichten?“ Eisiges Schweigen von beiden Kontrahenten schlug dem Artilleriemajor Maximilian Bauer entgegen. „Ich werte das als nein!“, fuhr der Schiedsrichter fort. „Herr Markgraf, Sie sind der Herausforderer. Soll es auf erstes Blut oder Leben gehen?“

„Wenn der Leutnant in aller Öffentlichkeit meine Gemahlin um Entschuldigung bittet, bin ich bereit, mich mit erstem Blut zu begnügen.“ Der Markgraf blieb nach außen eiskalt, und sein Gegner antwortete ebenso.

„Niemals! Ich bleibe dabei, dass mir nichts, aber schon gar nichts zu Schulden kommen ließ! Wenn diese jüdische Schnepf’n etwas anderes sagt...“

„Genug!“, hob Andreas die Hand. „Ich sehe mich gezwungen, auf Tod zu bestehen!“

„Meine Herren, Sie haben es gehört. Bitte, schreiten Sie die Kampfbahn ab. Es wurden zwei Mal 25 Schritte vereinbart!“ Oberleutnant Friedrich Jürgen Mkuki'Mrefu und Friedrich von Oberfels entfernten sich, stellten sich Rücken an Rücken und gingen, ihre Schritte laut zählen, in gerader Linie von einander weg.

Joseph von Mindrain beobachtete sie kurz, dann wandte er seine Aufmerksamkeit den anderen beiden Sekundanten zu, die eben die beiden Duellpistolen auf ihre Funktion überprüften. Es waren Reiterpistolen aus dem 18. Jahrhundert, ziseliert und mit Gold ausgelegten Griffen, allerdings waren sie so umgebaut, dass darin die übliche Jagdmunition im Kaliber 7,62 Millimeter verschossen werden konnte. Nachdem Duelle genau genommen verboten waren, konnte man so nachher leichter von einem Jagdunfall sprechen und weitere Untersuchungen vermeiden. Nach der Kontrolle lud der Unparteiische je eine Patrone in die Waffen und legte sie wieder in den Koffer. Der Kavallerieleutnant interessierte sich nur beiläufig für diese Vorgänge, er war überzeugt, dass alles seine Richtigkeit hatte. Gleich würde er wieder einmal in einem Akt von Patriotismus seine Deutsche Heimat dem reinen Idealzustand näher bringen.



Es war nicht schwer gewesen, einige Gerüchte zu streuen, auf welche ein Ehemann von Ehre eigentlich nur mit einer Forderung reagieren konnte. Trotzdem hatte es ihn überrascht, als die Sekundanten des angeblich gehörnten Ehemannes bei ihm auftauchten. Ein schwarzer Oberleutnant und ein weißer Leutnant in der Uniform der 8. Namib-Husaren. Und der Herausforderer war ein schwarzer Markgraf. Zu spät, noch etwas zu ändern, aber auch keine Tragödie. Zigeuner, Jude, Schwarzer – alles ein Bund Hadern, eine Schande für ihn und seinesgleichen, dass die Offiziere und Adelige sein durften. Dass sie sich überhaupt Österreicher nennen durften. Was ihn allerdings am meisten verwunderte, man hatte ihm erzählt, dass dieser – dieser – dieses Tier in menschenähnlicher Gestalt nur drei Tage nach dem Treffen der Sekundanten und vier Tage vor dem Duell ganz entspannt und fröhlich auf dem Geburtstagsball der Prinzessin gesehen wurde. Ohne auch nur das geringste Anzeichen von Angst. Nun, das würde wohl noch kommen. Bald! Spätestens, wenn er in die Mündungsflamme des Leutnants blickte.

Der Schiedsrichter hielt dem Markgraf als erstem den Pistolenkasten hin, und Andreas nahm ohne lange zu zögern jene Waffe, welche mit dem Griff zu ihm lag. Joseph wog die übrig gebliebene Waffe in der Hand. Der schwere Knauf lag wie immer gut in der Hand, es würde wie schon einige Male vorher keine Probleme geben, den tödlichen Schuss abzugeben. Er war ein Meisterschütze, der beste des Regimentes, was also sollte da denn noch schief laufen.

„Bitte begeben Sie sich auf ihre Plätze!“, forderte der Unparteiische die Kontrahenten auf, und sowohl Andreas als auch Joseph legten ihre Mäntel ab, ehe sie sich an die beiden entgegengesetzten Enden der Kampfbahn begaben. Obwohl die Uniform des Markgrafen weiß war, konnte Joseph seinen Gegner genau sehen. Beide standen mit den rechten Schultern zueinander, die Hände mit den Pistolen auf hielten sie Schulterhöhe und warteten, bereit, einander zu töten. Dann gab der Schiedsrichter das Signal, und Joseph von Mindrain schlug die Waffe an. Entsetzt sah er, ehe er den Arm noch ganz gestreckt hatte, in die Mündung der Pistole des Markgrafen, bemerkte, wie der Hahn fiel, eine grelle Flamme blendete ihn.

Andreas spuckte auf den Boden, reichte seinem Sekundanten die Waffe und wandte sich ab. Regimentsarzt Karl Steiner stürzte zu dem gefallenem Leutnant und beugte sich über ihn, er konnte allerdings nur noch den Tod des Duellanten feststellen. Es war das letzte Duell des Leutnant Joseph von Mindrain gewesen.

„Da kann doch etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen sein!“ Friedrich von Oberfels starrte fassungslos abwechselnd auf die Leiche des Leutnant von Mindrain und den sich entfernenden Markgraf von Oberanersbach. „Da ist was faul!“ Er stürmte zu dem gefallenem Kameraden und ergriff dessen Pistole. „Wart’, du Kaffer! Bleib’ steh’n, sag ich! Ich bin sicher, da ist ein Betrug im Spiel! Die Pistol’n vom Mindrain war nur mit einer blind’n Patron’ g’laden, sonst hättest nie den Kampf g’wonnen!“ Er schlug die Waffe auf den sich umwendenden Andreas an. „Das werd’ ich jetzt beweisen, und wenn nicht, ist’s nur gerecht, weil dann trifft die Kugel vom Joseph doch noch den richtigen Bastard!“ Der hitzige Leutnant drückte ab, seine Kugel traf den dunkelhäutigen halben Herero in die linke Schulter. „Dann halt anders“, brüllte Oberfels laut und stürmte mit gezücktem Säbel auf den Markgrafen los. Taub für die Rufe des Rittmeisters und des Leutnants Monthal, blind für alles außer den weißen Rock des Markgrafen, welcher sich an der Schulter bereits deutlich rot verfärbte. Knapp vor der Brust von Andreas fing sein Oberleutnant Friedrich Jürgen Mkuki’Mrefu die Klinge des Kavalleristen mit seinem eigenen Rapier auf und drängte den Angreifer zurück.

„Dann halt du“, keuchte der blonde Offizier. „Einen von euch blöden Kaffern schick’ ich heut’ noch in die Höll’! Komm her, Sambo, jetzt bist dran!“

Ungestüm drang der Leutnant weiter auf seinen Gegner ein, versuchte ihn mit wuchtigen Hieben und schnellen Stößen zu überraschen. Friedrich Jürgen blieb eiskalt und parierte jeden der Ausfälle mit bemerkenswerter Ruhe und Gelassenheit, dann wich er einem zu ungestümen Ausfall durch eine schnelle Drehung aus und schmetterte danach den Griffkorb seiner Waffe in das Gesicht des Leutnants, dessen Nasenbein laut hörbar brach. Sein Säbel fiel in den festgestampften Schnee, Blut strömte aus der Nase des jungen Barons auf seinen dunkelblauen Uniformrock und die hellblauen Hosen, als er, die Hände vor das Gesicht gepresst, schluchzend in die Knie sank.

„Oberfels, Sie sind eine Schande für's ganze Regiment“, hörte er den Regimentsarzt brüllen, und

„Ich kündige ihnen mit sofortiger Wirkung die Freundschaft auf, das war im höchsten Grad unehrenhaft. Ihr Verhalt'n wird in der ganzen Kavalleriekasern' bekannt werden“, rief auch Karl von Monthal.

„Ich werde Oberst Maurer als ihren kommandierenden Offizier von ihrem skandalösen Benehmen in Kenntnis setzen“, kündigte der Unparteiische Maximilian Bauer an. „Sie werden nur noch wenige Stunden Leutnant sein. Wenn es nach mir ginge, stellte ich einen Schandpfahl auf und schriebe ihnen die unehrenhafte Entlassung mit 50 Striemen auf den Rücken. Sie sollten dankbar sein, dass der Kaiser Franz Karl diese Bestrafung abgeschafft hat.“

„Verschwinden's, Oberfels“, schnauzte ihn der Rittmeister an, und mit gesenktem Haupt schlug der Blondschof den Weg zur Kaserne ein. Seine Karriere war ruiniert.

„Im Namen des 18. Kavallerieregimentes möchte ich mich für das Verhalten des Leutnants entschuldigen, Hoheit“, wandte sich der Regimentsarzt Rittmeister Karl Steiner an den Markgrafen. Der winkte ab.

„Ich akzeptiere ihre Entschuldigung, Rittmeister.“ Steiner schlug die Haken zusammen und salutierte.

„Ich danke Hoheit!“ Andreas von Oberanersbach erwiderte den Gruß, dann setzte er seinen Weg zu dem modernen Fahrzeug in Begleitung seiner Sekundanten und des Unparteiischen fort. Dort wurde ihm der Rock ausgezogen und die Wunde versorgt.

„Warum konsultieren Hoheit nicht den anwesenden Regimentsarzt?“, wunderte sich Major Bauer.

„Ich möchte meinen Arm behalten, Major“, entgegnete Andreas kalt.

Der Unparteiische wurde rot im Gesicht. „Sie meinen, die Herren...“

„In der Tat, Major. Zweifellos nur eine kleine Gruppe, aber ich würde empfehlen, diesen Rittmeister ein wenig im Auge zu behalten. Und ich möchte ihnen danken, nicht nur wegen der tadellosen Erfüllung ihrer heutigen Aufgabe.“

„Verdammter Oberfels“, fluchte Karl Steiner. „Jetzt haben wir heute gleich zwei Kämpfer für unsere Sache verloren. Es wird Zeit, neue Soldaten zu rekrutieren!“

„Und bessere als diesen Oberfels“, bekräftigte Monthal. „Einfach so gegen alle Regeln zu verstoßen, das ist unverzeihlich! Unmoralisch! Wenn wir schon in Anspruch nehmen, die beste Rasse zu sein, dann müssen wir auch moralisch die am höchsten stehenden sein!“

Steiner nickte hastig. „Ja, ja, das stimmt wohl schon! Aber wir müssen jetzt eine Zeit lang ganz vorsichtig sein und eine Ruh' geben. Der Sambo ist so schnell verschwund'n, als hätt' er was g'spannt!“

In der Kavalleriekaserne in Sankt Marx ging Friedrich von Oberfels in sein Zimmer. Er wusste, dass es für ihn nur noch einen Ausweg gab, ohne Ehrverlust für seine Familie und sich selbst aus dieser Sache heraus zu kommen. Er legte einen Bogen Papier und seinen Dienstrevolver auf dem

Schreibtisch bereit und griff zur Feder, um einen Abschiedsbrief zu schreiben. Einen, in welchem er Depressionen und schweren Liebeskummer als Grund für seinen Selbstmord angab. Eine durchsichtige Ausrede, doch offiziell würde niemand den Brief in Frage stellen.

„Gut!“ Steiner war in die Stube gekommen und nahm den begonnenen Brief auf. „Hier gehört noch ein Komma hin!“ Das Papier landete auf dem Tisch und der manikürte Finger des Arztes legte sich auf eine Stelle. „Welcher Teufel hat dich denn g’ritten, du Wahnsinniger? Du gehirnamputierter Hohlkopf! Verdammt, was mach’ ich bloß mit dir?“

„Ich werde dem Regiment die Schande ersparen, mich unehrenhaft zu entlassen.“ Die Stimme des jungen Mannes zitterte ein wenig.

„Ja, das wirst du“ bestätigte Steiner. „Ich werd’ den Totenschein selber ausstell’n und du wirst in deinem Brief anmerk’n, dass du aus persönlichen Gründen sofort eing’äschert werden möchtest. Identifizieren werd’ ich dich an deinem Ring, weilst dir das ganze G’sicht wegg’schossen hast. Ich kümmer’ mich um alles, und du suchst diese Adresse da auf. Dort bekommst du eine neue Identität, und dann wirst du eine Zeit lang untertauch’n. Später wird man dir deine Ziele zuweisen.“

„Ich, ein Attentäter?“, überlegte Oberfels.

„Ein Meuchelmörder“, berichtete der Arzt. „Damit du der Bewegung zumindest ein wenig von Nutzen bist! Um unseren Freund, den schwarzen Markgrafen, wird sich auch schon jemand kümmern. Aber nicht gleich, das wäre zu auffällig!“

„Und wer wird meine Leich’ sein?“, wollte der ehemalige Leutnant wissen.

„Der Salomon Blau hat deine Figur. Ich hab’ ihm schon ein Betäubungsmittel in den Kaffee geb’n. Morgen in der Früh wird er halt ,unerlaubt abwesend’ sein, und du tot. Jetzt komm, gib mir deinen Ring und hilf mir, den Dodel in dein Zimmer zu trag’n.“



Der Augarten in der Leopoldstadt blickte auf eine ziemlich bewegte Vergangenheit zurück. 1614 befahl der nur 7 Jahre amtierende Kaiser Mathias im damals noch wilden Augebiet der Wolfsau den Bau eines Jagdschlusses. In einigen Kriegen zerstört, von Feuern verwüstet und der noch unregulierten Donau mehrfach überschwemmt wurde der schöne Barockgarten erst 1830 in seiner jetzigen Form wieder hergestellt. 1875 befahl Franz Karl die Gründung einer Porzellanmanufaktur und stellte das kaiserliche Gebäude im Augarten zur Verfügung. Der Garten selber stand den Wienern zur Verfügung. Kaiser Franz Karl hielt viel von Bewegung in frischer Luft. Der Gesundheit wegen!

In der Nähe dieses Augartens wohnte der oberste Rabbiner von Wien. Dort empfing Rabbi Jakob Cohen auch die Mitglieder seiner Gemeinde, wenn sie ein Problem mit ihm besprechen wollten. Dieses Mal wollte Moritz Herbst einen Rat von seinem Kleriker.

„Rebbe, was soll ich denn bloß machen?“, jammerte der alte Mann.

„Wo drückt dich denn der Schuh, Moische?“ Jakob Cohen hatte eine Tasse Kaffee vor den Gast gestellt.

„Rebbe-Leben, der Besitzer von meinem Laden, der Freiherr von Smetana, will mir nicht Verlängern die Pacht. Und du weißt doch, ich hab geheiratet die Golde. So eine junge und schöne Frau, ein prächtiges Weib, aber die Golde will und will halt nicht werden schwanger!“ Moritz nippte an seinem Kaffee, und der Rabbi rückte seine Brille zurecht und blätterte in einem Folianten auf seinem Tisch.

„Und, bist du gegangen zu deinem Pachtherren?“, fragte der Rabbiner noch einmal nach.

„Natürlich, Rebbe! Bekniet hab' ich ihn mit aller Kunst“, versetzte der ältere Ladenpächter. „Versprochen hab ich ihm ganze fünf Perzent⁸⁷ vom Gewinn zur Pacht dazu!“

„Soso! Hast ihm versprochen! Und was hat sollen machen deine Golde in der Zeit?“ Jakob blätterte weiter.

„Na, ich hab' ihr gesagt, se soll beten zu Haus“, versetzte Herbst.

„Für was sollt' se denn beten, Moische“, fragte der Rabbi.

„Nu, für eine Schwangerschaft selbstverständlich!“

„Soso. Beten hat's sollen zu Haus“, überlegte Jakob Cohen laut. „Nu, und jetzt soll ich dir geben ein paar Ejzes⁸⁸, dass du behaltest deine Pacht und die Golde wird endlich schwanger?“ Der Rabbiner klappte das Buch zu.

„Nu, ja, schon. Deswegen bin ich doch gekommen zu dir, Rebbe-Leben.“ Moritz Herbst nippte wieder an seinem Kaffee.

„Nu schön, dann hör mir jetzt einmal gut zu, Moische. Du musst die Sache umdrehen. Die Golde musst du schicken zu deinem Pachtherren und du musst bleiben daheim zum beten. Dann wirst du bleiben der Ladenpächter und deine Frau wird kriegen ein Kindl.“

„Und das soll wirklich funktionieren, Rebbe?“ Moritz war nicht sehr überzeugt.

„Mit Sicherheit, Moische. Komm doch wieder einmal vorbei und erzähl mir, wie schnell es ist gegangen mit der Pacht und der Schwangerschaft von der Golde!“ Jakob brachte den Gast zur Tür.

„Und grüß deine Frau von mir, Moische! Schalom!“

Cohen ging wieder in seine Studierstube und entzündete die Kerzen auf der Menora.

„Jakob, was ist dir denn da wieder eingefallen!“ Rebekka, die Ehefrau des Rabbi, war ihm gefolgt.

„Wie kannst du nur dem Moische geben solche Ejzes?“

„Nu, du hast ihn doch gehört“, fragte Jakob Cohen mit unschuldiger Miene. „Er will verlängert haben die Pacht für sein Geschäft, und ein Kind soll die Golde auch bekommen!“

„Und weswegen soll jetzt gehen die Golde...“

87

88

„Nu, du kennst doch den Moische Herbst“, erklärte der Rabbiner seiner Frau. „Du hast in ja gerade gesehen. Und du hast gehört, dass die Golde ist eine junge und hübsche Frau. Der Pachtherr wiederum ist der Freiherr von Smetana.“

„Nu, und?“

„Nichts und, Rebekka-Leben!“ Jakob trank noch einen Schluck von seinem Kaffee. „Ich habe die Sache nur gelegt in die besten aller Hände. In die Hände des HERRN!“ Er verdrehte seine Augen nach oben und deutete mit den Händen zum Himmel.

„Erklär es mir“, forderte Rebekka ihren Jakob auf.

„Nu, wann ist das Kind, was wird kommen, vom Moische, ist es wirklich ein Wunder.“ Jakob zuckte mit den Schultern. „Und wenn es nicht von ihm ist, ist es wirklich ein Wunder?“

„Und du willst schicken die junge Herbst tatsächlich zum Freiherrn von Smetana, Jakob?“, schlug Rebekka die Hände über dem Kopf zusammen.

„Nu – ja, er soll haben diesbezüglich ganz gute Referenzen, der Herr Baron von Smetana. Und Übung soll er haben ja wohl auch genug.“ Jakob nahm die Brille ab und massierte seine Nasenwurzel.

„Ja, aber, Jakob! Soll wirklich ein Goji werden der Vater vom Erben vom Herrn Herbst?“ Rebekka rang die Hände. „Ausgerechnet ein Goji?“

„Das ist nur halb so schlimm, wie du denkst, Rebekka-Leben“ wiegelte Jakob ab. „Ich hab’ lang darüber geklärt! Die Mutter vom Smetana war ja doch auch a insrige⁸⁹, bis sich hat damals lassen taifen⁹⁰. Weil der Tate⁹¹ von Smetana sein Taten drauf hat bestanden, dass sein Bub darf keine Jiddin heiraten. Also – jetzt kommt nur ihr Enkelkind wieder zurück zum auserwählten Volk Israel! Damit ist allen geholfen. Dem Moische – er bleibt Pächter. Der Golde – se kriegt a Kind und der alte Knacker Moische lasst sie deswegen a Zeitl in Ruh. Und dem Kind – es kommt wieder heim in sein echtes Volk!“

Rebekka schüttelte den Kopf. „Des sind aber viele Ecken, um die du hast dacht, Jakob!“

„Nu, was soll ich denn machen sonst, Rebekka. Soll ich kaufen das Haus vom Smetana und der Golde machen ein Kind?“ Der Rabbi wies auf seine eigene Leibesmitte.

„JAKOB!“ rief seine Frau empört und stampfte auf.

„Nu, war ja nur so eine Frage!“ Jakob steckte die Hände in die Hosentaschen.

„Das könnte dir so passen, mit einer feschen Katz herum machen und sie vögeln, die könnt vom Alter doch sein deine Tochter“, schimpfte Rebekka.

„Stimmt, sie könnt vom Alter sein mei Tochter. Und die Enkelin von ihrem alten Deppen von Ehemann“, stimmte Jakob zu. „Aber das derf mich nichts angehen. Außerdem, man sagt ja nichts,

89

90

91

man redet nur! Und ich werd' die Golde nicht anrühren, nicht mit dem kleinsten Finger! Des versprech ich dir.“

„Na gut, Jakob!“

„Weil ich ja habe kein Geschäft zum verpachten“, grinste der Rabbiner, und Rebekka hob drohend die Hand.

„So ein hinterfotziger Haderlump, so ein hinterfotziger“ schimpfte sie los. „Na, du kommst noch in meine Gass'n. Wart's nur ab!“

„Ach, in deiner Gassen bin ich seit dreißig Jahren, Rebekka-Leben.“ Der Rabbiner nahm seine Frau in die Arme und drückte ihr einen kräftigen Schmatz auf die Stirn. „Und dort bleib ich auch die nächsten hoffentlich noch langen Jahr, meine Liebe. Bis sich einer von uns die Erdäpfel von unten anschaut!“ Er ließ Rebekka los und öffnete die Thora.

„Hast du denn noch immer nicht genug gelesen in der Thora?“ Rebekka schickte sich an, den Raum zu verlassen.

„Irgendwo da drinnen steht da etwas von einem bestimmten Gift! Ich muss das finden. Die Regentin will das wissen, und ich habe gefunden bisher noch gar nichts!“

„Ach!“ Frau Cohen wandte sich noch einmal um. „Dann würde ich sagen, du solltest lesen bei Herodes oder das Buch Salomon.“

„Rebekka!“ Jakob Cohen war entsetzt. „Du wirst doch nicht gelesen haben die Thora! Du weißt doch, dass es verboten ist für Frauen!“

„Hab ich nebbich angerührt deine wertvolle Thora“, winkte Rebekka ab. „Aber nirgends steht g'schrieben, dass a Frau nicht derf lesen in der Bibel von den Getaiften. Und im ersten Teil von denen steht eh geschrieben des selbe wie in der Thora, nur auf deitsch!“

Jakob schaute seine Frau bewundernd an. „An dir ist wirklich verloren gegangen ein Rebbe, Rebekka-Leben.“



Der Luftschiffhafen in Wien an der Kronprinz Franz Joseph Straße war eine gewaltige Konstruktion, ein richtiger Tempel des Stahl- und Dampfzeitalters. Viel Glas zwischen den leicht und anmutig wirkenden Streben aus Kortwitzstahl verliehen dem Gebäude eine den hier verkehrenden Luftschiffen ähnliche Leichtigkeit, zumindest optisch. Die oberen Stockwerke hatten keine durchgehenden Fußböden über die gesamte Breite der Halle, kleine Balkone mit Stühlen und kleinen Tischchen luden zum Rasten und plaudern ein. Luftig wirkende Brücken aus Stahlgitterwerk verbanden die beiden Seiten, elektrische Lifte die einzelnen Etagen. Eben lagen nur vier dieser zigarrenförmigen Riesen hier in Wien vor Anker. Eines davon stach besonders hervor. Der 275 Meter lange Luxusliner der Africaroute in der rot-weiß-roten Bemalung mit dem typischen Schild der Herero in schwarzer Farbe vor zwei gekreuzten Assagais als Zeichen von Neuhochadlerstein im weißen Feld. Es gab nicht viele Luftschiffe dieser Größe, und noch weniger, welche über derartig

viele richtige Luxuskabinen mit Fenster nach draußen verfügten. Ganze sechs dieser teuren Doppelkabinen standen den Reisenden zur Verfügung. Das auffälligste aber war der Querschnitt, welcher nicht wie üblich kreisrund war, sondern ein auf einer Spitze stehendes Dreieck darstellte. Die WESTAFRICA benötigte von Wien über Tunis und Kamerunstadt als reine Reisezeit nur noch etwa 61 Stunden. Mit Aufenthalt wurden es runde 72, also drei Tage.

Eine große Zeitersparnis, denn das von Genua auslaufende maritime Schiff wäre beinahe neun Tage reine Fahrzeit auf See. 14 Tage mit allen Hafenzeiten, und die NAMIB war noch ein recht schnelles Schiff. Und da waren die 14 bis 15 Stunden Anreise mit der Bahn von Wien zum Hafen am Mittelmeer noch gar nicht mitgerechnet. Trotzdem spielte sich immer noch beinahe der gesamte transozeanische Warenverkehr und der größte Teil des Personentransportes immer noch per Schiff ab. Luftschiffe waren nicht gerade billig, denn sie mussten häufig gewartet werden, das Helium musste aufwendig in Chemiewerken gereinigt oder aus Uranerzen gewonnen werden. Wasserstoff war zwar wesentlich günstiger herzustellen und auch noch etwas leichter und daher tragfähiger als Helium, aber es war leider sehr leicht entzündlich. Und die Luftschiffe waren immer groß, immerhin benötigte man einen Kubikmeter Helium um ein Kilogramm Gewicht zu heben. So war die Luftschiffahrt immer noch eher selten etwas für den Durchschnittsbürger. Maritime Schiffe waren im Vergleich wesentlich billiger und boten viel mehr Platz und auch mehr Luxus.

Andreas, Markgraf von Oberanersbach und seine Gemahlin Franziska zählten sicher nicht zu den Durchschnittsbürgern, und sie hatten genug Mittel, um die Fahrt nach Hause mit der WESTAFRICA anzutreten. Drei Tage, nachdem das Duell mit Joseph von Mindrain stattgefunden hatte, stand die Familie im obersten Stock des Luftschiffhafens. Wilhelmine, Gräfin zu Perggreith und Ludmila von Tereshaszy hatten sich eingefunden, um sich von ihrer alten Freundin zu verabschieden.

„Komm doch einmal zu uns, Minni.“ Franziska umarmte Wilhelmine noch einmal. „Und du auch, Milla! Am besten im Juni, da ist die Regenzeit vorbei, und wir haben die kühlere Trockenzeit.“

„Wenn ich den Istvan überzeug’n kann, dass wir auch einmal im Süden Urlaub machen könnt’n.“ Ludmila von Tereshaszy nickte. „Er kann ja sicher bei euch auch reiten gehen!“

„Aber natürlich“, bestätigte Franziska. „Wir haben eine recht schönen, großen Besitz. Viel Ebene für lange Ritte, und wenn er was Neues probieren will, mit dem Kamel in die Savanne und die Wüste.“

„Ihr habt ein Stück Wüste?“, fragte Wilhelmine erstaunt. „Wozu das denn?“

„Das siehst jetzt falsch“, bemerkte Franziska. „Es verläuft zwar zufällig die Grenze von unserem Gut durch ein Stückchen Wüste. Aber besitzen – nein. Niemand besitzt die Wüste.“ Franziskas Stimme wurde zu einem sehnsüchtigen Flüstern. „Aber manchmal ergreift die Wüste Besitz von einer Person und lässt sie nicht mehr los.“

„Oh!“ Wilhelmine schlug die Hand vor den Mund.

„Oh ja“, bekräftigte die Markgräfin. „Es ist ein ganz eigenes Gefühl.“ Sie schien in unerreichbare Weiten zu sehen, dann fokussierte sich ihr Blick wieder auf die Freundinnen. „Ihr müsst nur daran denken, dass eure vornehme Blässe unter einem solchen Ritt leiden wird.“ Franziska kicherte. „Wie wir im Dezember für den Silvesterball vom Herzog Antsinarana, dem Vertreter von Madagaskar in

Österreich, nach Wien kommen sind, waren wir einmal in Hietzing im Dommayer. Die Leute haben glatt glaubt, dass ich eine Negerin bin, so braun war ich noch. Gleich haben's besonders langsam und nach der Schrift geredet, bis ich sie aufklärt hab', dass wir in Neuhochadlerstein auch Deutsch als Verkehrssprach haben. Nicht ganz das Schönbrunner Deutsch, aber verstehen können wir's schon.“

„Und sind's draufkommen, dass du eine falsche Schwarze bist?“ Ludmila beugte sich neugierig vor.

„Erst wie die Baronin Winterfels mit mir die Nase pudern war und einen Blick auf ein Stückerl Haut erhascht hat, wo ich auch bei den Ritten in der Wüste immer was anhabe. Aber dann sind's noch neugieriger g'wesen, wie das Leben in Africa so ist. Aber jetzt muss ich los, meine Lieben! Und bitte, kommt wirklich einmal zu uns runter!“



Wien

Durch die Gänge des 1884 vom Architekten Freiherrn Heinrich von Ferstel erbauten Gebäudes der Alma Mater Rudolphina Vindobonensis, oder auf gut deutsch, der Wiener Universität, hallte dezent der dunkle Klang eines Gongs. Dieser Ton machte die Studenten darauf aufmerksam, dass es an der Zeit war, die Hörsäle aufzusuchen. Heinrich von Ferstel hatte 1878 den Auftrag erhalten, eine neue Universität zu bauen. Zu dieser Zeit war der Ausbau der Wiener Ringstraße gerade in vollem Gange, und die Regentin Helene fand es angebracht, hier auch ein Gebäude für die Universität zu erbauen. Ein großer Palast sollte es werden, mit allem Drum und Dran. Mit Säulenhallen, einem Garten und dem üblichen Schmuck seiner Zeit. Ein Palast für Wissen und Bildung. Entsprechend zierten die römischen Musen die Säulen der großen Treppe, und statt des Doppeladlers prangte eine Eule auf einer Weltkugel über dem Eingang. Die Büsten im Foyer zeigten keine Feldherren und Herrscher, sondern herausragende Wissenschaftler. Archimedes, Paracelsus, Harvey, Isaak Newton, Galileo Galilei, Alexander von Humboldt und viele andere aus allen wissenschaftlichen Bereichen, allen Zeiten und allen Ländern. Im Keller des Gebäudes befand sich ein nicht zu unterschätzender Schatz. Die Universitätsbibliothek. Helene hatte ihre Agenten in ganz Europa ausgesandt, um wichtige Bücher über möglichst jedes Wissensgebiet zu erwerben, und auch Kopien historischer Aufzeichnungen. Trotzdem waren die riesigen Räume erst zur Hälfte gefüllt, Ferstel hatte auf Zuwachs geplant.

Das Gebäude an der Ringstraße beinhaltete allerdings nur zwei der vier Fakultäten. Die Philosophische rechts des Eingangs und die Juristische links davon. Angehende Mediziner besuchten ihre Vorlesungen im Allgemeinen Krankenhaus in der Spitalgasse, während Theologiestudenten im Ökumenischen Kloster Zum Göttlichen Heiland in der Währinger Straße unterrichtet wurden. Es war unmöglich gewesen, ein Haus für alle Fakultäten an der Ringstraße zu bauen. Dafür hatte der zur Verfügung stehende Platz einfach nicht gereicht.

Professor Ulrich Wilhelm von Emmstatt betrat schwungvoll das Auditorium Maximum der Philosophischen Fakultät und legte seine Unterlagen auf dem Lesepult ab.

„Guten Morgen, meine Damen und Herren!“ Seine sonore Stimme klang dank der hervorragenden Akustik des Saales bis zur obersten Reihe. Lächelnd musterte er die Studenten, welche auf den Beginn des Vortrages warteten. „Willkommen im zweiten Semester“, hob er endlich an. „Sie fragen sich wahrscheinlich gerade, warum Sie hier sind. Warum diese Vorlesung ‚Gedanken zu alternativen Entwicklungen‘ verpflichtend ist. Ich kann es ihnen erklären. Jeder Papagei kann Zahlen, Daten und Fakten auswendig lernen und auf Kommando wiedergeben. Das reicht aber nicht, um ein guter Humanist zu werden. Sie müssen immer wieder alles in Frage stellen, was bisher als Tatsache gilt. Ein Beispiel. Wir lernen schon in der Bürgerschule mit 10 Jahren, dass 1555 in Nürnberg der Vertrag zur Religionsfreiheit unterzeichnet wurde. Nun, das ist korrekt – und trotzdem falsch. Warum wohl? Niemand? In Ordnung, ich sage es ihnen. Weil der Vertrag nur für die damals gerade entstehenden zwei christlichen Religionen galt. Für die Anhänger des mosaischen und des muslimischen Glaubens hatte sich durch diesen Vertrag, dieses Bekenntnis nichts geändert. Überhaupt nichts. Sie blieben damals immer noch verfolgte Minderheiten. Für das Heilige Römische Reich deutscher Nation und die Christen, die darin lebten, änderte sich aber praktisch über Nacht alles. Plötzlich konnte jeder die Bibel auslegen, wie er es wollte. Nein, Frau Kollegin!“ Der Vortragende hob die Hand. „Frau durfte das leider erst ab 1745, also 190 Jahre später. Das Gleichstellungsdekret der Geschlechter sowie der anderen abrahamitischen und der bis dahin heidnisch geltenden Religionen kam erst unter Maria Theresia zustande. Aber bleiben wir doch einmal bei diesem Nürnberger Bekenntnis. Es scheint auf den ersten Blick dem spirituellen und damit auch politischen Chaos Tür und Tor zu öffnen. Jeder kann plötzlich glauben, was er will. Legt sich Gott und Teufel zurecht, wie es ihm passt! Es geschah nicht, werte Kolleginnen und Kollegen. Die Masse der Menschen wählte ganz einfach den Prediger, der sie am besten überzeugen konnte. Und aus einer riesigen Masse von damals aufkommenden Strömungen blieben in Europa ganze fünf übrig.“ Der Professor hob die rechte Hand mit gespreizten Fingern. „Fünf, werte Kolleginnen und Kollegen. Sieben, wenn wir die griechisch und russisch orthodoxen Kirchen hinzu zählen. Wir haben die Katholiken, die Lutheraner, die Calvinisten, die Hussiten und die Church of England. Natürlich könnte man jede diese Richtungen in einige Unterarten zergliedern, aber die Ökumene hat sich bisher auf diese fünf offiziellen Richtungen geeinigt. Aber ich schweife schon wieder ab.“ Der Professor warf einen kurzen Blick auf sein Manuskript.

„Spielen Sie doch lieber jetzt einmal im Gedanken eine andere Möglichkeit durch. Es lagen damals ja auch durchaus andere Vorschläge auf dem Tisch. Zum Beispiel die Idee, dass der Landesherr über die Konfession seiner Untertanen bestimmen sollte. Was wäre geschehen, hätte man diesen Vorschlag angenommen? Eine Idee?“

„Eine Trennung der Protestantischen Staaten von den Katholischen?“

„Zwei verschiedene Heilige Deutsche Reiche?“ Zwei Stimmen kam es aus dem Auditorium.

„Sehr gut überlegt! Aber hätte der Kaiser das so einfach zugelassen? Damals waren die Leute, was die Religion angeht, etwas fanatischer als heute. Zumindest wir in den Donaumonarchien können das heute nicht mehr nachvollziehen, und ich kann nur sagen: allen Göttern sei's gedankt, getrommelt und gepfiffen. Ich sage ihnen, was damals wahrscheinlich geschehen wäre. Der Ausbruch eines Religionskrieges. Protestanten gegen Katholiken auf dem Boden des Heiligen

Reiches deutscher Nation. Und alle anderen europäischen Mächte hätten sich natürlich unter dem Deckmantel des Glaubens auch eingemischt, um sich möglichst große Brocken Landes einzuverleiben oder zumindest selbst an Macht zu gewinnen. Sehen Sie sich den Streit zwischen Frankreich und England zu dieser Zeit an. Richelieu gegen Buckingham, die Belagerung von La Rochelle. Wer da nicht alles versucht hat, einige Gewinne aus diesem Glaubenskrieg zu ziehen. Aber bei den Nürnberger Verträgen stand der Gedanke eines nach außen stabilen Staatsgebildes im Vordergrund der Verhandlungen. Also entstand aller Wahrscheinlichkeit nach statt des Chaos mit der Freiheit des Glaubens sogar mehr Stabilität. Und der zehn Jahre dauernde Krieg der Katholiken und Protestanten in Europa ging an dem Heiligen Reich deutscher Nationen vorbei, das sich eingeeigelt hatte und nach seiner neuen Identität suchte.“ Ulrich Wilhelm steckte seine Hände in die Jackentasche und holte seine Pfeife heraus.

„Die Geschichte hängt an kleinen, dünnen Fäden, meine Damen und Herren“, fuhr er fort, während er Tabak in den Pfeifenkopf stopfte. „Wir haben jetzt eine Tendenz ausgelotet. Ein starker Kaiser hätte diesen hypothetischen Krieg vielleicht verhindern, im Keim ersticken können. Oder ein Fürst dennoch zur Stärkung seiner eigenen Hausgemacht mit einem anderen Vorwand eine Spaltung und eine kriegerische Auseinandersetzung suchen können. Vielleicht hatten wir einfach nur Glück. Dazu ein anderes Beispiel. 1696 erfindet ein gewisser Jakob Leupold, der eigentlich Prediger werden wollte, die Dampfmaschine. Sein Lehrer, Pater Seligmann, übersendet die Pläne an Kurfürst Friedrich August I. Nach den sehr freizügigen und ehrlichen Tagebüchern der Mätresse des Fürsten, Anna Aloysia Gräfin von Lamberg, hatte der Fürst eben den Brief des Pater in Händen, als sie für ein Schäferstündchen sein Bureau aufsuchte. Die Skizze fällt zu Boden, und als ordentliche Frau hebt die Gräfin den Zettel auf, betrachtet ihn – und das Schäferstündchen fällt aus, weil sie über die Möglichkeiten der Erfindung sprechen. Was, wenn die Mätresse des Fürsten das Papier übersehen hätte. Oder die Bedeutung nicht erkannte. Oder August der Starke doch mehr Interesse an den Rundungen der Gräfin als an dem Plan gezeigt hätte. Keine FAFNIR, keine HRR-Flotte. Keine SÜDLAND-Expedition. Māoi-Land wäre französisch, spanisch oder niederländisch geworden. Am ehesten aber britisch, denn die englische Flotte wäre einfach die stärkste dieser Zeit gewesen. Das gleiche Schicksal hätte wohl auch Germania Australia ereilt. Warum? Ja, natürlich. Nur der Dampftrieb stellte für die Flotte des Heiligen Römischen Reiches eine Möglichkeit dar, mit den mächtigen Flotten der anderen Nationen, vor allem Britanniens, gleich zu ziehen und noch genug Kapazitäten für eine lange Forschungsfahrt frei zu haben. Und die Länder danach auch gegen die Royal Navy verteidigen zu können. Sie sehen, seidene Fäden. Der schnelle Blick einer Mätresse, die sofort ein großes Potential erkennt. Meine Damen und Herren, unterschätzen Sie bitte nie den Einfluss von Mätressen auf die Geschichte. Und setzen Sie ihre Phantasie immer wieder ein. Vielleicht werden Sie hin und wieder einer zu romantischen Sichtweise verfallen, aber das ist immer noch besser, als einfach nur Zahlen zu memorieren. August der Starke und seine Mätresse Anna Aloysia mögen zu Staub zerfallen sein, aber sie waren einmal Menschen mit heißem Blut in den Adern. Und vergessen Sie nie, dass es neben der Geschichte der Kriege, der großen Erfindungen und des lauten Geschreis auch eine Geschichte der Liebe, der stillen Gedanken und der leisen Seufzer gibt. Welche die wichtigere ist, möchte ich hier und jetzt nicht entscheiden, aber welche die

schönere ist, da habe ich eine klare Meinung. Aber wenden wir uns nun lieber dem nächsten Beispiel zu...



London

Die Downing Street war ein kleines Gässchen im Londoner Stadtteil City of Westminster, an dem man hunderte Male vorbei gehen konnte, ohne etwas Auffälliges zu bemerken. Aber wenn man die Straße doch einmal betrat, fühlte man sich vom ersten Moment an beobachtet.



Völlig zu Recht, und wenige Schritte später sah man schon die Peeler auf der Straße stehen. Die Bobbys. Die Beamten der Metropolitan Police. Üblicherweise waren diese Polizisten nur mit einem Schlagstock aus guter englischer Eiche und einer schrillen Pfeife bewaffnet, doch diese hier trugen schwere Revolver der Firma Webley and Wesson im offenen Holster am Gürtel und großkalibrige Schrotflinten in den Händen. Außer der Nummer 8, dem Sitz des Schatzmeisters ihrer Majestät, waren alle Häuser der Gasse unbewohnt und dienten nur dem Zweck, den Wachposten Unterschlupf oder Deckung zu bieten. Diese Posten bewachten eine völlig unauffällige Tür, welche jedoch weder über einen Türgriff noch über ein Schlüsselloch verfügte. Nummer 10 Downing Street war der Amtssitz des amtierenden Premierministers von Großbritannien. 1889 war dies der ehrenwerte Sir Robert Gascoyne-Cecil, der dritte Marques of Salisbury. Ein Konservativer, der es geschafft hatte, eine Minderheitenregierung auf die Beine zu stellen. Nun ist es natürlich per se nicht schlecht, etwas konservieren, etwas erhalten zu wollen. Doch dazu musste ein perfekter Zustand vorhanden sein, den es zu erhalten gab. Und von diesem Zustand war in Sir Roberts Augen England sehr weit entfernt. Seiner nicht eben bescheidenen Meinung nach wollte er lieber eine anglonormannische Prostituierte als Schwiegertochter als die Tochter eines schottischen, irischen oder walisischen Herzogs. Was er über die aus Amerika stammenden Kolonisten dachte, war noch nicht einmal ansatzweise zum Druck geeignet. Diese Nichtengländer und damit Wesen zweiter Klasse hatten seiner Ansicht nach bereits viel zu viele Rechte und Freiheiten. Es wurde Zeit, endlich einmal etwas dagegen zu unternehmen und die natürliche Ordnung wieder her zu stellen.

Wie jeden Tag seit dem 3. August 1886 klopfte es pünktlich 10 Minuten nach 8 Uhr an der Tür von Nummer 10, Downing Street in London. Ebenfalls wie jeden Tag öffnete James Lewis, der oberste Diener des Hauses ein kleines Fenster in der mit Stahl gepanzerten Pforte und blickte hinaus.

„Es ist, wie es ist, und ich bringe die Nachricht darüber“, nannte John Saville, der private Sekretär des Premierministers die Losung, worauf James Lewis die Tür öffnete und John in das Haus ließ. „Ist seine Lordschaft bereits in seinem Bureau, James?“ John Saville schüttelte den Schnee von seinem Cape und überließ es Lewis, dieses auf einem Bügel weg zu hängen.

„Wie üblich, Sir. Er erwartet Sie bereits. Darf ich ihnen Tee anbieten?“

„Gerne, James.“ Dann lief der Sekretär die Stufen in den oberen Stock und wartete, bis die große Pendeluhr die halbe Stunde schlug. Mit dem letzten Ton öffnete er die Tür und trat ein.

„Guten morgen, Sir Robert. Ich bringe ihnen die letzten Depeschen.“ Sir Robert Gascoyne-Cecil sah auf und bemerkte das kleine, weiße Band am Revers seines Schreibers, welches den Mann für ihn John Samuel Saville identifizierte. Sir Robert litt unter Prosopagnosie. Unter Gesichtserkennungsschwäche, selbst im engsten Familienkreis. Seine Frau Georgina, seine fünf Söhne und zwei Töchter kannten es nicht anders. Georgina trug stets ein unverwechselbares Schmuckstück, seine Töchter Haarbänder in verschiedenen Farben und seine Söhne zuerst als Kinder unterschiedliche Halstücher und später als junge Männer verschiedene Krawattennadeln.

„Ihnen auch, John. Nehmen Sie doch Platz. Ich nehme an, der Tee ist unterwegs?“

„Ich zweifle nicht daran, dass James den Tee pünktlich wie jeden Tag servieren wird, Sir!“

Der füllige Premierminister mit dem kahlen Kopf und dem prächtigen Vollbart nickte. „Und ich zweifle nicht daran, dass Sie die Depeschen bereits überflogen haben, die Sie mir bringen.“

„Das habe ich in der Tat, Sir!“

An der Tür ertönte ein gemessenes Pochen. Das schon seit Jahrzehnten in der Downing Street arbeitende Faktotum James Lewis hatte sich wie immer schnell auf die Wünsche des neuen Premierministers eingestellt und sorgte für den gewünschten perfekt getimten Tagesablauf. Er trug das schwere Teeservice aus gediegenem Sterlingsilber und die Tassen aus feinem chinesischem Knochenporzellan auf einem Tablett in das Bureau und stellte es an den Rand des Tisches an einen dafür von Papieren freigehaltenen Platz. Gekonnt goss James Tee in die Tassen, zwei Stück Zucker und Milch für den Premierminister, nur Milch für seinen Sekretär. Milly Sanders, ein noch junges, erst seit kurzem im Staatsdienst befindliches Dienstmädchen, servierte den Herren noch einen Teller Sandwiches. Wie immer Roastbeef für den Premier, John Saville hatte am Abend vorher um Thunfisch gebeten.

„Wäre das dann alles Sir?“ Eine Handbewegung des Premierministers entließ den Diener.

„Also, James!“ Sir Robert nahm einen Schluck Tee und biss in sein Sandwich. „Was haben Sie für mich?“

„In Wales beginnt es zu gären, Sir. Die walisischen Bergarbeiter sind unzufrieden!“

„Sie haben doch schon einen Lohn von anderthalb Shilling pro Tag! Was zum Teufel wollen die denn noch mehr“, schimpfte der Premier.

„Bessere Sicherheitsmaßnahmen in den Minen, Sir Robert. Es ist wieder ein Stollen eingestürzt. Es gab über siebzig verschüttete Bergmänner. Alle tot.“

„Engländer?“ Gascoyne-Cecil nahm noch einen Biss von seinem Sandwich.

„Waliser, Sir Robert!“

„Wenn sie mehr Sicherheit wollen, dann sollen sie die Stollen besser abstützen“, wedelte Robert mit dem angebissenen Brot.

„Das wollen sie, Sir. Aber die Minenleitung hält die Stützen für ausreichend und stellt nicht mehr Holz zur Verfügung!“

„Nun – wie weit ist Perkins mit seiner Forschung mit seinem neuen Steampowder?“ James Lewis holte eine andere Notiz hervor.

„Sir William hat es geschafft, die Leistung unseres Pulvers von etwa 65 Prozent des österreichischen auf beinahe 80 zu verbessern. Das ist gar nicht einmal schlecht.“

„Aber auch nicht gut!“ Der Prime Minister warf sein Brot auf den Teller. „Nicht gut genug! Perkins forscht doch weiter?“

„Selbstverständlich, Sir!“

„Nun gut. Dann sagen Sie den Besitzern der Eisenminen, dass sie gefälligst dafür sorgen sollen, dass der Fluss von Eisenerz weiter in Gang bleibt. Das Empire benötigt Stahl! Verlegen Sie nötigenfalls auch ein paar Infanterieregimenter nach Wales. Die Kohlemineneigner sollen selber zusehen, wie sie mit der Situation fertig werden.“

„Sir, Mister Henry Forsyth-Smythe hat einen Brief geschrieben, in welchem er für eine Kohlenmine in seinem Besitz um die Hilfe eurer Lordschaft bittet.“

„Henry Forsyth-Smythe also!“ Der Regierungschef lehnte sich zurück und faltete die Hände vor seinem Bauch. „Na schön! Stellen Sie das zweite Dragonerregiment zu seiner Unterstützung ab.“

„Ja, Sir. Ich werde für den Colonel der Royal Scott Greys einen entsprechenden Befehl ausstellen und Euer Lordschaft zur Unterschrift vorlegen!“

„Gut so. Weiter.“

„Zar Wladimir Alexandrowitsch hat seinen Schwager Großfürst Maximilian Emanuel Romanov-Wittelsbach zum Generalfeldmarschall ernannt...“

„Den Mann von Maria Alexandrowa?“, unterbrach der Premierminister.

„Ja, Sir!“

„Diese Bayer soll ein recht heller Kopf sein, John.“

„So sagt man, Sir Robert.“ Der Sekretär suchte eine bestimmte Stelle in seinen Unterlagen. „Besagter Maximilian Emanuel hat im Namen des Zaren große Waffenkäufe bei der Firma Mannlicher in Österreich getätigt. Moderne Repetiergewehre und Munition.“

Der Premier kraulte seinen prächtigen Bart. „Das bedeutet wohl, dass Russland dieses Mal mit einer zeitgemäßen Streitmacht in das Great Game eingreifen wird?“

„Das steht zu befürchten, Sir Robert. Es entstehen schon russische Lager in der Nähe zu Afghanistan.“

Der Marquess überlegte kurz. „Senden Sie die Regimenter der 16th Queens Lancers, die leichten Dragoner Nummer 10, The Prince of Wales own, dazu die Infanterieregimenter Nummer 12, 14 und 35 nach Indien in Marsch. Die bereits in Indien stationierten Einheiten der Campbells Highlander, der Gurkha-Rifles und die Sepoydivisionen sollen sich auf den Weg zur Grenze nach Afghanistan machen. Warten Sie! Die Irish Fusiliers sollen nach Kabul gehen und die Garnison übernehmen. Die Kolonien in Amerika sollen Regimenter und Flottenteile bereit stellen und sich bereit machen, Alaska zu erobern, wenn Russland in Afghanistan mit unseren Truppen in Konflikt kommen sollte. Das wird wahrscheinlich nicht vor Juni oder Juli geschehen, die Afghanen werden den Russen ihren Vorstoß schwer machen. Ob wir ihnen entgegen ziehen und eine frühere Entscheidung suchen sollten? Nein, lassen wir die Dinge erst einmal sich entwickeln. Noch einmal zu Afghanistan. Haben unsere Treasure Hunter den Gegenstand schon gefunden?“

„Nein, Sir. Wir wissen noch nicht einmal genau, wie das betreffende Stück aussieht“, erklärte John. „Wir wissen nur von Professor Edward Gibbon, dass in den Bergen Afghanistans ein machtvoller Gegenstand versteckt sein soll. Ein Gegenstand, der bisher eine dauerhafte Besetzung dieser Berge unmöglich gemacht hat.“

„Ich kann das nicht wirklich glauben, John! Ich glaube an Gott und die Royal Army! Aber egal, sollen die Leute weitersuchen.“

„Jawohl, Sir. Die Befehle für die Armee werde ich ihnen noch heute Nachmittag zur Unterschrift vorlegen.“

„Gut so!“ Robert Gascoyne-Cecil nahm sein Sandwich wieder auf und biss hinein.

„Was macht die HMS VIRGIN QUEEN?“ John Saville kannte die Sprunghaftigkeit des Premiers bereits und hatte sich daran gewöhnt. Seiner Meinung machte Sir Robert trotzdem gute Arbeit als Premierminister des Empires.

„Hervorragend, Sir“, rapportierte Saville. „Die k.u.k. Werft in Genua hat unsere Pläne auf das Zehntel eines Inch genau umgesetzt. 950 Fuß lang und 178 breit. Komplette aus Leichtstahl! 220 Meilen Reichweite mit unserem eigenem Steampowder. Bisher das stärkste Schiff der Royal Navy. Die Mannschaft macht sich bereits damit vertraut!“

„Und doch hinken wir weit hinter den Österreichern und Deutschen hinterher“, schlug der Prime Minister mit der flachen Hand auf den Tisch. „Sie selbst haben mir gesagt, die KAISERIN SOPHIE und die KAISERIN MARIA ANNA würden eine Reichweite von etwa drei- bis viertausend Kilometer

haben. Das sind so etwa 1.860 bis 2.500 Meilen! Das zehnfache! Wollte nicht dieser Kolonist aus Boston, dieser – dieser...“ Ungeduldig schnippte Robert Gascoyne-Cecil mit den Fingern.

„Edison, Sir. Thomas Alva Edison!“

„Genau der, John. Wollte der diesen Österreicher Nicola Tesla und seine elektrischen Motore nicht nur einholen, sondern sogar alt aussehen lassen? Typisches Kolonistenpack. Immer große Töne spucken und nichts liefern. Ich hoffe doch sehr, dass zumindest die Baumwoll- Zuckerrohr- und Tabaklieferungen nach England noch funktionieren. Und der Rum für die Navy!“

„Alles läuft zufrieden stellend, Mister Prime Minister. Auch die Herstellung von Fleisch- und Gemüsekonserven für die Navy und die Army sind gut angelaufen.“

Der dritte Marquess of Salisbury aß sein Sandwich fertig. „Wie sind die Nachrichten aus Österreich?“

„Wie Sie wissen, hat die älteste Schwester des Thronfolgers vor wenigen Tagen ihren dreißigsten Geburtstag gefeiert. Unser Botschafter hat die üblichen Glückwünsche der Queen und der Regierung übermittelt. Seither ist ein gewisser Aufruhr in Wien festzustellen, wenn auch keine näheren Informationen vorliegen.“

„Forschen Sie weiter, John! Es wird zwar nichts wirklich wichtiges sein, aber heutzutage ist Wissen Macht. Sprechen wir jetzt einmal über den Sudan und Karthum. Wie weit ist Kitchener?“

„Der Sirdar hat eine recht starke ägyptische Armee auf die Beine gestellt und drillt sie.“ Saville suchte das entsprechende Blatt aus der Aktenmappe. „Er wartet noch auf Ausrüstung, Sir! Besonders die Artillerie ist noch schwach!“

„Was heißt hier schwach?“, fuhr der Premier auf. „Er hat doch bereits ein Regiment!“

„Ja, Sir“, bestätigte John Saville ruhig. „Ein Regiment Festungsartillerie. Aber er verfügt über keine mobilen Feldgeschütze außer einigen Dampfelephanten.“

„Sollte das nicht für ein paar halbwilde primitive Araber reichen?“ Wieder biss der Marquess in sein Sandwich.

„Diesen Arabern stehen einige Maxim-Gewehre zur Verfügung, Sir!“ Der Sekretär blieb ruhig. „Und moderne Infanteriegewehre aus Frankreich und England.“

Sir Robert schlug mit der Hand auf den Tisch. „Was soll das heißen, aus England?“

„Moderne Repetiergewehre von Lee-Enfield, Sir.“

„Woher stammen diese Waffen, zum Teufel“, fluchte der Premierminister laut.

„Aus London-Borough of Enfield selbstverständlich, Sir Robert!“

Der Premierminister sprang auf und starrte seinen Sekretär entgeistert an. „Soll das heißen, dass tatsächlich Waffen aus dem Empire in die Hände der Mahdisten geraten sind?“

„Das sind Sie ganz offensichtlich, Sir. Wir haben nach Scharmützeln an der Grenze einige dieser Waffen sicher gestellt. Sie stammen von einer Lieferung an unsere Armee in Indien. Das Schiff ging

im roten Meer verloren. Es – es wurde nie gefunden, Sir. Wir stehen leider immer noch vor einem Rätsel, allerdings wissen wir jetzt zumindest, wo die Ware gelandet ist.“

„Nun – meinetwegen soll Kitchener seine Artillerie bekommen. Und die ägyptische Armee bessere Bewaffnung. Leiten Sie das Nötige in die Wege, John!“



Wien

„Feuer frei!“ Die Hand von Oberst Eugen Lederberger hackte nach unten. Diese Geste vom Offiziersbunker wurde vom Batteriekommandanten Leutnant Karl Hocheck vorne an den Geschützständen bemerkt. Sofort drehte er sich und brüllte mit bester Kasernenhofstimme:

„FEUER!“ Der Richtschütze Zugsführer Johannes Figl drückte den Abzugshebel nach vorne und löste damit die Verriegelung des Schlagbolzens. Der traf auf die Mitte des Hülsenbodens und brachte die Treibladung zur Explosion. Der Verschluss wurde vom Rückstoß zurückgetrieben, die leere Kartusche nach unten ausgeworfen und der Schlitten fuhr wieder ein Stück vor, ehe er von einem Keil arretiert wurde. Währenddessen trieben die expandierenden Gase der Treibladung die 105 Millimeter durchmessende Granate mit einer Mündungsgeschwindigkeit von mehr als 850 Metern in der Sekunde aus dem Rohr auf das einen Kilometer entfernte Ziel zu. Beim Auftreffen zündete die mit Kupfer ummantelte Hohlladung der Granate und verstärkte den entstehenden Schaden. Der Ladeschütze Gefreiter Jan Hušek schob schon das nächste Geschoss in die Kanone und drückte mit einem Hebel an der Seite der Kanone den Haltekeil nach unten, die Feder drückte den Verschluss vor, der Ladeschütze hob die Hand und meldete:

„Erstes Geschütz Feuerbereit!“ Im Beobachtungsbunker drückte Oberst Lederberger auf den Knopf seiner Stoppuhr.

„Ein Haucherl über vier Sekunden, kaiserliche Hoheit, General! Das machert dann zwölfteinhalb Schuss die Minute. Mathematisch natürlich nur.“

„Und ohne noch großartig ziel’n zu müssen, woll’n wir nicht vergess’n“, bemerkte Maria Sophia. „Weil die Kanon’ ja schon ausg’richt war. Aber es ist trotzdem eine gute Leistung. Ihre Leute können z’fried’n sein – und Sie auch, Oberst. Aber, der Rekord einer ihrer Geschützmannschaften liegt bei 13 in der Minute. Gezielt. Also, wo ist die versprochene Überraschung?“

„Die habe ich für kaiserliche Hoheit“, meldete sich eine Stimme aus dem Hintergrund.

Die k.u.k. Artilleriekaserne im Simmeringer Bezirksteil Kaiser Ebersdorf neben dem Schloss Neugebäude hatte für seine Schießübungen dicke Erdwälle aufgeworfen, in den die Artilleriegeschosse und Blindgänger landen sollten. Ohne die Zivilbevölkerung der Gegend zu gefährden, welche zumeist aus Gemüsebauern bestand. Das Kaiserhaus hatte eine Einladung zu einer nicht näher definierten Vorführung erhalten, und Erzherzogin Maria Sophia hatte dem Treffen zugesagt. In Vertretung ihrer Mutter, der Regentin, welche an diesem Tag zu einem anderen Termin musste. Maria Sophia war in einer Kaserne ohnehin eher am Platz als Helene und suchte auch ein wenig Ablenkung von ihren Sorgen. Nun hatte die Prinzessin dem Abfeuern eines 10,5 Zentimeter

Feldgeschützes beigewohnt, im Prinzip der gleichen Kanone, welche mit anderer Lafette auch auf Schiffen häufig Verwendung fand. Also nichts Aufregendes bisher.

Professor Friedrich Meszarosch war nach vorne getreten, nachdem Maria ihrer Verwunderung Ausdruck verliehen hatte.

„Ach, Professor!“ Die Prinzessin hielt dem k.u.k. Hofmetallurgen die Hand zu Kuss hin. „Dann geht’s nicht um neue Granat’n oder Kanonen, sondern um neue Panzerungen!“

„Wie Hoheit befehlen.“ Meszarosch verbeugte sich.

„Also, spann er uns doch nicht so auf die Folter! Was hat er denn Neues für uns? Oder besser für die Armeen der Donaumonarchien!“

„Einen neuen, einen leichteren und auch stärkeren Verbundstoff selbstverständlich, Majestät. Eine Weiterentwicklung der alten Ideen!“ Er drückte auf einen Knopf und die Zieldarstellung wurde auf Schienen näher gezogen. „Wenn sich Hoheit erinnern wollen, bisher benutzen wir bei den gepanzerten Dragonerfahrzeugen wie den Husaren und Windhunden vorgeformte Platten mit folgendem Aufbau. Innen eine 5 Millimeter dicke Platte aus kristallinem Stahl, dann eine 10 Millimeter dicke Matte gefilztes Material, vor allem Hanf- und Maisfasern, durch eine Behandlung mit Boraten schwer entflammbar gemacht. Als Dämmung gegen Lärm und Temperaturverhältnisse, aber auch als elastische Polsterung. Als nächstes eine Schicht aus 10 Lochblechen zu je 1 Millimeter Dicke, jeweils versetzt angebracht. Eine überaus flexible und leichte, aber auch sehr widerstandsfähige Schicht. Ganz außen endlich wieder eine 10 Millimeter dicke Platte aus kristallinem Stahl. Das macht eine Panzerung von 35 Millimetern dicke, welche aber extrem leicht ist. Und wenn der Feind nicht gerade mit einem dreißiger oder noch größerem Kaliber auffährt, bietet dieser Verbund auch durchaus ausreichenden Schutz. Besonders, weil die Wände unserer Panzerfahrzeuge nach Möglichkeit abgeschrägt sind, da gleiten die Granaten eher ab. Steilfeuer ist da natürlich ein Problem, bei indirekten Schüssen kann es geschehen, dass bei...“

„Professor, bitte“, hob Maria Sophia abwehrend die Rechte. „Komm’ er doch zum Punkt!“

„Natürlich, Hoheit mögen verzeihen!“ Friedrich verbeugte sich kurz. „Also, solange niemand auf die gleiche Idee wie damals Anno 1883 der Max von Baader kommt und auch eine Hohlladungsgranate erfindet, haben wir ganz gute Karten.“

„Die Engländer und Franzos’n werd’n über kurz oder lang ganz bestimmt so eine Hohlladungsgranat’n erfinden“, meinte Maria. „Oder halt einen ander’n verstärkt’n Bux’nöffler. So was passiert doch früher oder später immer!“

„Kaiserliche Hoheit haben natürlich recht. Darum wollte ich nicht warten, bis der Feind eine Waffe besitzt, welche unsere Panzerplatten durchdringen kann. Bitte, wenn Majestät sehen wollen!“ Meszarosch wies auf einen Tisch, auf dem einige Platten unter einem Tuch gelegen waren, welches er jetzt weg nahm. „Statt der Lochbleche sind es nun um vier oder sechs um 45 Grand versetzte aus verzwirntem Stahldraht ‚gewebte‘ Matten. Das ergibt mehr Flexibilität. Es sind jetzt 5 Millimeter Außenhaut aus kristallinem Stahl, 6 Millimeter Drahtmatte, danach einmal fünf und einmal vier Millimeter Kortwitzstahl, zehn Millimeter Dämmung und 5 Millimeter Innenhaut. Wieder

Leichtstahl. Das macht auch hier eine Gesamtstärke von 35 Millimeter.“ Mittlerweile war die beschossene Panzerplatte herangekommen und Maria Sophia verließ mit Friedrich Meszarosch den Bunker, um die Zerstörung in Augenschein zu nehmen. „Wir haben hier einen direkten, im rechten Winkel aufschlagenden Treffer mit der stärksten Hohlladungsgranate, über welche unsere Feldartillerie verfügt. Und sehen Sie nur, sehen Sie! Die Platte hat standgehalten! Die äußere Stahlschicht hat ein schönes Loch, die Matten müssen ebenfalls ausgetauscht werden und die zweite Stahlschicht ist ziemlich angekratzt. Aber die anderen Schichten haben die Ladung gut überstanden.“

„Meinen Respekt, Meszarosch. Aber er redet da ganz locker von Austauschen einzelner Schichten. Wie stellt er sich das denn vor?“

„In einer Werkstatt natürlich, Hoheit“, erklärte Meszarosch und zeigte zu der Platte. „Im Feld müssten natürlich während einer Kampfpause ganze Module ausgewechselt werden. Unsere Fahrzeuge sind aber doch von jeher so konzipiert, dass man einzelne Segmente der Panzerung leicht vom Rahmen lösen und wieder befestigen kann. Jetzt kann die geschützte Dämmung an Ort und Stelle verbleiben, und nur die Stahlgewebe mit den sie ummantelnden Platten müssen gewechselt werden.“

„Ich nehm’ an, da soll dann auch sein Zentaur wieder zum Einsatz kommen?“

„Damit haben Majestät recht. Wir haben mittlerweile sogar eine Version mit Beinen bauen können.“ Der Metallurg verbeugte sich.

„Fesch, Meszarosch.“ Die Augen der Prinzessin leuchteten auf. „Ich nehm’ an, er hat ein solches Exemplar hier stehen?“

„Natürlich. Ich darf Hoheit bitten, mit mir zu kommen!“

Der Professor begleitete Maria Sophia, General Alois Gschwend und Oberst Lederberger auf den Exerzierplatz der Kaserne.

„Bitte, kaiserliche Hoheit, wenn ihr das Signal geben wollt?“ Hinter einem Pult waren vier Stühle aufgestellt, und der Oberst begleitete die Prinzessin nach vor. Sie drückte auf einen Signalknopf, welcher eine tiefe Dampfsirene auslöste. Ein Tor schwang auf, und in einem eleganten Trab, welcher das Gewicht und die Größe des Bergepanzers vergessen ließ, kam ein Zentaur aus der Remise und beugte vor Maria Sophia das Knie.

„Fesch“, meinte diese, blieb aber pragmatisch. „Was kann er denn noch, außer hinknien und Honeurs machen?“

„Nun, Hoheit, die Ladefläche ist groß genug, um auch ein schweres Motorgeschütz aufzunehmen. 18 Meter lang und 6 breit. Natürlich sind die hydraulischen Beine ebenfalls auf dieses Gewicht ausgelegt, es müssen unter Umständen eben auch noch vier zusätzliche ausgefahren werden. Der Fahrer hat seinen Führerstand wieder vorne im Bug des Hauptkörpers und ist nur für die sichere Bewegung zuständig. Die verglaste Kanzel kann mit gepanzerten Platten leicht geschützt werden. Die beiden Arme bewegt dann der Armführer, welcher seinen Platz in dem vorderen Aufbau über

der Fahrerkanzel findet, wo auch die beiden hydraulisch bewegten Greifarme montiert sind. Ein geschickter Armführer kann durchaus eine Panzerplatte an die richtige Stelle bringen, wo sie befestigt werden kann! Zwei von ihnen können ein Motorgeschütz auf die Ladefläche eines dritten heben. Dazu kommt noch eine gute Panzerung für die Besatzung, sodass diese Bergeeinheiten auch während eines Gefechtes einigen Aufgaben nachkommen können. Ich muss aber ehrlich sagen, sehr viele Vorteile bringen die acht Beinen gegenüber den alten Geräten mit sechs Achsen nicht. Sie sind etwas flexibler, aber dafür langsamer.“

„Was ist ihre Meinung, Oberst, General?“, wandte sich Maria Sophia an Lederberger und Gschwend.

„Wänn åi Drågoner wår, würd’ ich gern’ ålle zwoa zur Hand håb’n woll’n“, bemerkte der General aus Bayern, der Oberst zog seine Handschuhe zurecht.

„Als Artillerist denk’ ich aber, dass wir die Hax’n wahrscheinlich schneller wegschießen können als die Räder. Es käm’ halt einmal auf einen Versuch an!“

„Schaffen’s das, ohne Verletzte zu riskieren, Oberst?“ Die Prinzessin beobachtete, wie der Zentaur Gewichte hob und sie auf der Ladefläche verstaute, dann wandte sie sich wieder an Meszarosch.

„Die alten haben doch einen Husar’n selber aufheben können. Können die neuen das auch?“

„Selbstverständlich, kaiserliche Hoheit“, beteuerte der Hofmetallurg.

„So? Na gut.“ Maria Sophia überlegte nicht lange. „Bring er doch drei von den neuen und drei von den alten Zentauren hierher. Dann kann der Oberst und seine Leut’ einmal die sechs Fahrzeug’ zu Klump schießen und wir wissen nachher Bescheid. Meine Herren, es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut. Schicken’s doch um meinen Wagen, Oberst. Danke!“



Britisch America

„Auf den Bergen der Prärie, auf dem großen Steinbruch der roten Pfeifen, Er, der Herr des Lebens stieg herab. Auf den roten Klippen des Steinbruchs stand er aufrecht und rief die Nationen, nannte die Stämme der Menschen...“

Der Beginn des ersten Gesanges von Henry Wadsworth Longfellow's Gedicht über Hiawatha und den Friedensstifters der Haudenosaunee, der Leute des Langhauses, stand in großen Lettern über dem Teach mór fada, dem großen Langhaus von Cathair ghaofar. Dieses neue Verwaltungsgebäude von Chicagoshire war erst wenige Jahre alt, man hatte aus Stahl und Glas ein typisches Langhaus der Irokesen nachgebildet, die Grundzelle der ,Nationen des Wampum‘.

Im Jahr @ 1754 begann Britannien mit der Eroberung der französischen Gebiete Canadas. General Edward Braddock befahl einem erst 31 Jahre alten Colonel namens George Washington die Aufstellung eines Regiments aus Shawnee, Haudenosaunee und nach den Kolonien verbannten katholischen Iren. Und damals konnte man als Bewohner der grünen Insel sehr schnell nach Amerika deportiert werden. Notgedrungen nahmen die Indianer und Iren den roten Rock und zogen für den englischen König in den Krieg gegen die Franzosen. Und sie lernten voneinander. Sehr

schnell sogar. Als 1763 die englischen Kolonien vom großen Golf im Süden bis zur Hudson Bay im Norden reichte, standen an den großen Seen gut geplante und stabil gebaute Forts mit französischen Kanonen, besetzt von Iren und Irokesen. Und aus den sechs Völkern des Langhauses, den Cayuga, Mohawk, Oneida, Onondaga, Seneca und Tuscarora waren acht geworden. Die Shawnees und die Iren schlossen sich dem starken Bund an. Nach diesem Krieg entwickelten die Schmiede der Haudenosaunee die berühmte Michigan-Rifle, ein mit Papierpatronen von hinten zu ladendes Gewehr mit einem Steinschloss und langem, gezogenem Lauf.

Die Haudenosaunee blieben mit den Iren in ihrer Heimat an den großen Seen und der Shawnee-Medizinmann Lalawethika predigte eine Religion, welche beide Seiten akzeptieren konnten. Die Lebenskraft Orenda wurde mit Gott gleichgesetzt, Tharonhiawagon, das Gute, als Jesus und Tawiskaron, das Böse mit dem Teufel. Später halfen die Truppen der Haudenosaunee mit irischer Verstärkung dem späteren Generalgouverneur von Amerika, General George Washington, bei der Niederschlagung eines von Boston ausgehenden Aufstandes gegen König George III. Als später auch noch die Illiniwek, die Tsa-ra-gi (Cherokee), die Winnebago, die Anishinabe, Lakota und Shoshoni dem Bund beitraten, reichte ein Gürtel Indianerland vom Atlantik bis zum Pazifik. Diese Völker stellten sich auch erfolgreich den Truppen des Korsen Napoleon entgegen, als dieser nach Canada auch noch die südlich dieser Linie gelegenen englischen Gebiete annektieren wollte. Die Völker des Wampum galten seither zwar als Untertanen der britischen Krone, besaßen allerdings viele Sonderrechte.

Die Stadt Cathair ghaofar lag direkt an einem der große Seen. Man sah dem Verwaltungszentrum des Gebietes Chicagoshire den Charakter einer immer weiter gewachsenen Wehranlage immer noch an. Auf den sorgfältig instand gehaltenen Bastionen der ersten Wallanlage standen auch noch die alten Bronzekanonen, welche immer noch einmal im Jahr abgefeuert wurden. Am Tag der Wintersonnenwende. Pdraig Großer Adler war ein großer, wuchtig gebauter ‚Double Iro‘, wie man sie Abkömmlinge von Iren und Irokesen scherzhaft, aber auch voll Respekt nannte. Sir John Flinker Otter, Count of Michigan hatte Pdraig die Auszeichnung zuteil werden lassen, als Shire-Reeve das Chicagoshire zu verwalten. Sein Bureau im dritten Stock bot ihm einen guten Ausblick über den jetzt zugefrorenen und tief verschneiten Michigansee. Kleine Flocken tanzten vor seinem Fenster in der Luft, und das Thermometer zeigte 10 Grad Fahrenheit, wer konnte, blieb bei diesem Wetter zu Hause. Ein Mitglied des Royal American Mounted Police Corps konnte es nicht, die Mounties waren immer in Bereitschaft. Er sah den sieben Meter langen und mit Ketten vier Meter breiten Raupentruck der Patrouille, welcher mit PS Fionn Schneller Hirsch und PC Conrad Brauner Bär von ihrer zweitägigen Tour nach Milwaukee im Bezirk Wisconsin wieder zurück kehrte. Es war eine mit dem alten englischen Steampowder angetriebene schwere Stahlkonstruktion, im 6 Fuß hohen und hervorragenden Isolierten Laderaum konnte man den oft plötzlich einsetzenden Stürmen ganz gut einige Tage trotzen. Es waren weiche Matratzen, dicke Schlafsäcke, für zwei Wochen Trinkwasser und Konservendosen mit an Bord, alles berechnet für vier Personen. Ein kleiner Elektroherd, ein Teekessel und eine Kanne für Filterkaffe. Sogar über einen vier Meter langen, ausfahrbaren Schnorchel verfügten die Winterfahrzeuge der Mounties. Solange man die Nerven behielt, konnte man auch einen längeren Blizzard ohne Probleme aussitzen und sich danach mit etwas Geduld freischmelzen.

Für die 94 Meilen hätte das Kettenfahrzeug nicht ganz dreieinhalb Stunden benötigt, aber es waren immer Umwege zu machen, Farmen zu besuchen und überall nach dem Rechten zu sehen. So wurden aus drei Stunden Fahrt schnell einmal sechs oder mehr. Also übernachteten die Mounties in Milwaukee und fuhren erst am Morgen zurück. Allerdings hätte sich der Shire-Reeve auch nach drei oder vier Tagen noch keine ernsthaften Sorgen gemacht. Dienst nach Stundenplan gab es bei den Mounties extrem selten. Vielleicht benötigte ja Jack Wilder Eber Unterstützung bei der Jagd, dann kamen die Polizisten eben später nach Hause und brachten einen Elk-Schlegel für die Kantine mit. Oder Rachel Gerade Zeder, deren Mann John Vier Finger vor ein paar Jahren einen bösen Unfall gehabt hatte, benötigte einige starke Hände für eine Reparatur. Die Mounties waren eben nicht nur Polizisten. Sie waren für viele Menschen draußen im Winter am freien Land eine willkommene Abwechslung, eine Hilfe bei vielen Problemen. Und eine Verbindung zur Außenwelt, manchmal die einzige.

Der rote Raupentruck mit dem Wappen des RAMPC fuhr in den Hangar, wo auch der andere Fuhrpark der Polizeistation auf seinen Einsatz wartete. Sowohl mit breiten Raupen für den Winter und schlechtes Gelände als auch mit Rädern für den Sommer. Pdraig Großer Adler sah auf seine Armbanduhr. Es würde noch acht, vielleicht neun Minuten dauern, bis die beiden Mounties zum Rapport in sein Büro kommen würden. Es wurden zwölf. Der Sergeant und der Constable traten in ihren roten Uniformen in das Büro des Shire-Reeve und salutierten.

„PS Schneller Hirsch und PC Brauner Bär von Patrouille zurück. Ein Passagier“, erstattete der Sergeant Meldung.

„Schön, euch gesund wieder zu sehen! Wer ist der Fahrgast?“

„Ich, Shire-Reeve Großer Adler“, meldete sich eine junge, hübsche Frau mit zwei langen, bis zu ihrer Taille reichenden Zöpfen roten Haares und trat in das Bureau. Sie trug einen Parka aus dem Fell von Rotfüchsen, von jeder Schulter hing eine flauschige Rute dieses Tieres. Man musste das Gesicht der Frau nicht erst sehen, die Jacke sprach für sich. Im gesamten Bereich des ersten Ratsfeuers der Völker des Wampums gab es nur wenige Personen, welche eine solche Jacke tragen durften. Die Engel des Wampums. Der Shire-Reeve sprang auf die Füße.

„Willkommen, Aingeal“, begrüßte er den Engel mit deutlichem Respekt. „Wir stehen selbstverständlich zu deiner Verfügung!“

„Danke, Shire-Reeve.“ Mit der rechten Hand zeichnete Aoibhinn Reitet den Sturmwind ein Kreuz mit gleichen Armen in einem Kreis herum in die Luft. „Ich bitte nur um ein Quartier für zwei Nächte und Essen. Und morgen würde ich gerne mit dem Ratsfeuer des Shire sprechen!“

„Sie werden anwesend sein“, versprach Großer Adler.

„Dann bitte ich jetzt darum, in mein Quartier gebracht zu werden, Shire-Reeve!“

Die Aingeal, die Botinnen des Wampum hatte immer und überall im Gebiet der Ratsfeuer zwischen Atlantik und Pazifik das Recht auf kostenlose Fahrten und ein Quartier. Die Ortschaft Milwaukee in Wisconsin war das spirituelle Zentrum der Völker des Wampum, das erste Ratsfeuer. Gehütet wurde es vom obersten Druiden Gottes, welcher die Vertreter der einzelnen Ratsfeuer manchmal zu

einem außerordentlichen großen Pow-Wow rufen konnte. Und von diesem Recht im Notfällen durchaus Gebrauch machte. Zu diesem Behufe sandte er seine Aingeal aus. Zähe Frauen, Schamaninen, Seherinnen, welche sich eine Zeit lang dem Dienst am ersten Ratsfeuers verschrieben hatten. Das Erkennungszeichen der Aingeal waren die beiden Fuchsschwänze an den Schultern. Natürlich übermittelte der Druide seine Botschaften auch den anderen heiligen Feuern per Telegraph, sodass von dort die Schamaninnen ebenfalls ausschwärmten, um eine Kopie des Wampum weiter zu tragen. Das Original verblieb stets als gut gehütetes Heiligtum in Milwaukee und wurde nur zu Beratungen aller Feuer, dem großen Pow-Wow gezeigt. Man erzählte sich, der Friedensstifter hätte es persönlich an Hiawatha übergeben, als der die Stämme des Langhauses zur ersten demokratischen Gemeinschaft einte.

Der Shire-Reeve reichte der Botin seinen Arm. „Selbstverständlich, Aingeal! Ich bringe dich gerne selbst zu deiner Suite.“ Aoibhinn nickte und legte ihre schmale Hand auf den Unterarm des Shire-Reeve. Im großen Langhaus gab es einen Wohntrakt, in dem auch der Shire-Reeve mit seiner Familie und die Diensthabenden des RAMPC wohnten. Dort stand immer eine großzügige Gästewohnung für solche und ähnliche Fälle bereit. Viel musste nicht vorbereitet werden, sie wurde ohnehin regelmäßig gesäubert, gelüftet und mit frischer Wäsche ausgestattet. Mit eigenem Baderaum und allem möglichen Komfort. Als der Engel seine Unterkunft bezogen hatte, suchte Padraig seine Frau auf, um sie von dem hohen Gast zu unterrichten, damit diese für das Abendessen disponieren konnte.



Die große Halle des Ratsfeuers des Shires of Chicago lag unter dem Dach des Langhauses. Sie war kreisrund angelegt, elegant geschwungene Stützen erinnerten an Holzstützen und zurück geschlagene Decken, das Dach bestand aus Glas und gab an diesem Abend den Blick auf die funkelnden Sterne frei. Der Boden rund um die Feuerstelle war mit weichen Fellen ausgelegt, Rückenstützen, welche ebenfalls mit Pelz ausgestattet waren, sorgten für die nötige Bequemlichkeit und acht hohe, mit einem Schrägdach gegen Schneefall geschützte Schornsteine für einen guten Rauchabzug. Die sechs Vertreter der Bewohner des Gebietes, die beiden weisen Frauen, die Priester und der Shire-Reeve hatten sich im Kreis um die Feuerstelle versammelt, ihre Pfeifen mit den langen Holmen entzündet und ein wenig während des Rauchens miteinander geplaudert. Dann griffen die weisen Frauen zu ihren Trommeln, ein schneller, durchdringender Rhythmus klang durch die Halle.

BAMM-bamm-bamm-bamm-bamm-bamm-bamm-bamm-BAMM-bamm-bamm-bamm-bamm-bamm-bamm – BAMM-bamm-bamm-bamm...

Die seit Jahrhunderten üblichen Takte, immer ein starker Schlag, gefolgt von sieben leichten. Zwei Frauen sprangen in die Mitte des Kreises, ihre Kleider waren mit Federn und Vogelsymbolen bestickt. Es war der Mond des Adlers, und so wiegten sich die Tänzerinnen mit ausgebreiteten Armen wie zwei jagende Adler im Takt der Musik. Auch die Männer begannen, im Schlag der Trommeln mit den Händen zu klatschen. Ihr rhythmisches „HEY-jey-jey-jey-jey-jey-jey-jey – HEY-jey-jey-jey-jey-jey-jey-jey“ begleitete die rituellen Tanzschritte. So ehrte man die Ahnen, die Jahreszeit, den Geist und die Zyklen der Natur.

An diesem Tag trug die Aingeal Aoibhinn Reitet den Sturmwind einen Stirnreif aus weich gegerbtem, weißen Leder mit einer roten Perlenstickerei, welche ein gleichseitiges Kreuz in einem Kreis darstellte, das Sonnenkreuz. Ihre Zöpfe waren durchflochten mit roten Bändern, ihr ledernes, mit roten Mustern verziertes Kleid endete etwa eine Handbreit über dem Knie. An den Füßen trug sie ebenfalls rot bestickte Mokassins, deren obere Ränder beinahe bis zum Knie reichten, um die Hüften trug sie eine Nachbildung des heiligen Wampums und von ihren Schultern hingen die Schwänze von zwei Füchsen. So trat sie nach dem rituellen Adlertanz in die Mitte des Rates und segnete die anwesenden Mitglieder des Ratsfeuers mit dem Sonnenrad, ehe sie zu sprechen begann.



„Brüder und Schwestern! Mein Name ist Aoibhinn Reitet den Sturmwind. Ich komme von George Silbernes Wasser, dem obersten Druiden des einen Gottes und Hüter des heiligen Wampums. Brüder und Schwestern, George Silbernes Wasser hatte einen Traum. Einen beunruhigenden Traum. Er sah einen roten Löwen mit einem grauen Bären um eine Beute kämpfen. Als der Löwe den Bären vertrieben hatte, kam ein blauer Adler und machte ihm die Beute streitig. Die Beute, um die sie stritten, waren wir, Brüder und Schwestern. Wir, das Volk des Wampum. Doch das war nicht das Schlimmste in diesem Traum. Das Schlimmste war das goldene Glühen, welches sich von den Kämpfen nährte und schließlich auch die Völker des Wampum versklavte. Brüder und Schwestern! Dass der rote Löwe das britische Empire ist, das mit dem russischen Reich kämpft und danach vom französischen Kaiser angegriffen wird, ist leicht verständlich. Es geschah immer schon und wird auch so bleiben. Dass die Weißen sich wie die Blätter einer Schere gegeneinander zu wenden scheinen, nur um aneinander vorbei zu gehen und sich nur leicht aneinander reiben, während wir, die Völker des Wampum, dabei in Gefahr sind, wie ein Blatt dabei zerschnitten zu werden, ist auch bekannt. Aber das ist eine geringe Gefahr. Brüder und Schwestern! Der Mensch wird geboren, um zu sterben. Das Leben eines Kriegers ist weniger wichtig als seine Ehre. Doch dieser neue Feind – er nimmt uns die Wahl. Er zwingt uns zu leben und Sklaven zu sein, ohne Möglichkeit, in die Ewigkeit zu gehen!“ Aoibhinn machte eine rasche Handbewegung, ein Tomahawk grub sich vor Pdraig in den Boden. „Der oberste Druide bittet den Rat des Chicagoshire, sich bereit zu halten. Es wird

Kampf geben, Brüder und Schwestern. Genau genommen, zwei Kämpfe. Der rote Löwe wird wollen, dass wir statt seiner gegen den grauen Bären kämpfen, wie er es immer schon wollte. Das ist der Preis, den wir für unser Land und unsere Freiheit zahlen müssen, seit 1754. Es wird aber auch einen Kampf gegen einen unbekannten Feind geben. Einen, gegen den Gewehr und Beil nichts ausrichten können. Darum müssen auch die Priester und Schamaninnen bereit sein. Wählt eure Vertreter für das große Paw-Waw zur Sommersonnenwende! Entsendet den Kriegshäuptling und den oder die Weiseste. Ich danke euch, meine Brüder und Schwestern!“

Am Abend fanden weder Padraig noch seine Frau Irene Roter Schal Schlaf. „Wenn es die Königin befiehlt, wirst du dich mit den Shire-Men den ersten Michigan-Rifles of Foot anschließen?“, fragte Irene, ihr Zeigefinger zeichnete seine beachtlichen unbehaarten Brustmuskeln nach. Sie war zu drei Viertel eine Tuscarora, wie die meisten Frauen ihres Volkes mit einem starken Kiefer und einem Kinn bedacht, das Willensstärke demonstrierte.

„So ist der Vertrag“, seufzte Padraig. „Ich bin der Shire-Reeve!“

„Ja, das bist du.“ Sie kuschelte sich eng an ihn.

„Das ist nun einmal der Vertrag, den die Haudenosaunee damals mit Chief George Wahington geschlossen haben“, rezitierte er. „Solange die Sonne scheint, der Schnee fällt, die Nebel wallen und der Sturm über das Land fegt. Und so lange sie ihren Teil erfüllen, so lange werden wir das gleiche tun!“

Irene küsste Padraig, und ihre Hand wanderte tiefer. „Das werden die Völker des Wampum immer. Und ich will stolz auf meinen Padraig sein. Flieg, Großer Adler, und besiege deine Feinde! Aber vorher...“ Mit einem Schwung saß sie auf ihm. „Du wirst mich nicht verlassen ohne zumindest zu versuchen, einen Erben zu hinterlassen!“

Am nächsten Morgen hatte das Wetter wieder aufgeklart und das Thermometer zeigte bei strahlendem Sonnenschein 5 Grad Fahrenheit. PS Fionn Schneller Hirsch und PC Conrad Brauner Bär trugen wieder die roten Hemden des RAMPC zu ihren ledernen Leggings mit den Lederfransen an den Seiten und die bequemen Mokassins. Sollten sie ihr gut geheiztes und isoliertes Kettenfahrzeug verlassen müssen, würden sie in die dicken, kniehohen Fellmokassins schlüpfen, die warmen Mäntel und die Fellmützen mit den Ohrenschützern und dem Emblem der Mounties anlegen. Dieses Emblem zeigte einen mit der Windsorkrone geschmückten Luchskopf in einem Kranz aus Zedernblättern. Auch Aoibhinn hatte sich bequem in ein Hemd, an den Nähten mit Fransen und Bändern verzierte Hosen und gemütliche Schuhe gekleidet und verstaute ihre warme Kleidung in der Kabine des Polizeitrucks. Dann wandte sie sich an Padraig Großer Adler und seine Frau Irene Roter Schal und zeichnete wieder das Sonnenkreuz in die Luft.

„Ich danke für euch für die Gastfreundschaft. Möge der Segen des Friedenstifters mit euch und euren Kindern sein.“

Irene und Padraig legten ihre rechten Hände auf ihre Herzen. „Wir danken dir für den Segen, Aingeal!“ Die Schamanin lächelte noch einmal kurz, dann kletterte sie zu den Mounties in die Kabine. In der Tür wandte sie noch einmal den Kopf und sah Irene an.

„Es wird ein Sohn, Irene. Nenne ihn ‚Greift nach den Sternen‘. Leb wohl.“ Damit verschwand sie endgültig im Fahrzeug und schloss die Tür. Der Sergeant löste das Horn aus, drei kurze Töne, und das Tor der Fahrzeughalle öffnete sich. Die Schamanin war wieder unterwegs, ihr Ziel war Saugatuck im Muskagonshire, um die Südspitze des Sees herum. Eine Strecke von nicht ganz 140 Meilen lag vor ihr.

Boston



Im Stadtteil Cambridge von Boston in Massachusetts stand eine der besten Universitäten der amerikanischen Kolonien. Harvard. Hier hatte die Hochschule in einem der Gebäude ein großzügiges Labor für Hochdruck- und Elektromechanik eingerichtet. Man forschte angestrengt an Heizkesseln für endothermische Energiegewinnung und natürlich auch an neuen Elektromotoren.

„Also dann, Elihu! Öffnen Sie die Ventile!“ Der glattrasierte 42-jährige Mann am Messpult nickte Elihu Johansson zu.

„Sofort, Mister Edison“, antwortete der und betätigte mit einem langen Hebel ein Kugelventil. Zischend und grollend bahnte sich der hochehitze Wasserdampf seinen Weg vom Druckkessel durch ein Rohr und brachte eine Turbine in rasante Umdrehung. Diese erzeugte elektrischen Strom, der wiederum einen Motor antrieb. Die Leistung dieses Motors wurde von der Nadel des Messinstrumentes vor Thomas Alva Edison angezeigt.

„18 Pferdestärken!“ Edison schlug mit der flachen Hand auf die Einfassung der Skala. „Verdammt!“

„Aber Mister Edison, das sind vier Pferdestärken mehr als das letzte Mal“, wandte der Assistent ein. „Wir machen doch große Fortschritte!“

„Ach was, Fortschritte“, schrie Edison auf. „Dieser Österreicher, Nicola Tesla, brachte bei einer Versuchsanordnung dieser Größe vor der Patentkommission das doppelte an Leistung zustande. Mehr, weil der Kessel auch noch einiges weniger wog!“

„Nun, wir verfügen nun einmal nicht über den Kristallstahl wie die Österreicher und die Deutschen“, resignierte Johansson.

„Und warum nicht“, wettete Edison. „Wir müssten fertige Druckgefäße kaufen, damit wir gleichen Druck erzeugen können. Das könnten wir Briten sogar, und das auch noch im großen Stil, Deutschland würde die Kessel sicher gerne liefern. Nur zu gerne, es ist ja ein gutes Geschäft. Aber das Geheimnis von Kortwitz würden wir doch nicht herausfinden! Zum Teufel. Warum schafft es unser Auslandsgeheimdienst nicht, endlich einen Agenten in Ulm einzuschleusen. Das einzige, das wir wissen, ist der Einsatz von hohen Temperaturen, großen Drücken und starken Magneten!“

„Und mit all dem Wissen können wir das Produkt nicht replizieren, Mister Edison? Das wundert mich aber!“

„Mich auch, Elihu. Mich auch! Verdammt, ein wenig härter bekommen die in Sheffield den Stahl mittlerweile, aber das Gewicht, Elihu, das Gewicht. Es geht noch immer nicht nach unten!“

Langsam beruhigte sich Edison wieder. „Es ist Stahl mit einer kristallinen Struktur, so viel wissen wir. Das macht ihn hart, aber nicht allzu spröde. Aber dazu muss noch ein anderer Stoff im Material sein. Aber was? Aluminium? Titan? Alles ausprobiert, aber es will nicht klappen! Bestimmt ist ein wenig Chrom in der Legierung, damit sie nicht rostet. Der Rest ist und bleibt ein verdammtes Geheimnis. Ein gottverdammtes Geheimnis. So wie dieses Vaporid. Wir kennen neun der Bestandteile, aber wir erreichen nicht die gleiche Wirkung. Es muss noch einen Booster geben, irgendetwas, das die Wirkung noch einmal um mehr als 20 Prozent steigert! Und der Name sagt gar nichts! Ha! Dampfsalz.“

„Unser eigenes Steampowder ist aber immerhin ein Fortschritt gegenüber dem Kohlefeuer“, wagte Johansson einen Einspruch. „Und es ist auch noch sehr viel sauberer als dieses.“

„Natürlich ist es das!“ Edison lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, schloss die Augen und faltete die Hände über dem Bauch. „Und mit unserer jetzigen Anordnung können wir ein Auto bauen, dass auf guter Straße etwa 62, 63 Meilen in der Stunde schaffen sollte. Oder einen schweren Truck, der um die 45 Meilen in der Stunde zurücklegen kann. Und, was noch wichtiger ist, mit einer deutlich höheren Reichweite. 300 Meilen mit einer einzigen Kesselfüllung, einen halbwegs guten Weg vorausgesetzt. Das ist nicht übel. Aber noch lange nicht so gut wie diese Österreicher. Ärgerlich! Und ich komm nicht weiter! Außer, wir spannen ein Kabel über der Straße auf und bauen unsere Fahrzeuge mit Stromabnehmern. Dann müssten wir aber das Patent für Wechselstrom kaufen!“

Anime Evolution: Spiegel

Episode drei: Echnatron

von Alexander „Tiff“ Kaiser

Prolog:

„...berichten wir heute live aus dem neutralen Rathaus in Honolulu, Hawaii, wo sich Vertreter der Kronosier und der Europäischen Union erneut für Verhandlungen über die Handelsrechte zwischen Mars, Mond und Erde treffen. Ziel der Versammlung ist es, die seit Jahren ansteigende Piraterie gemeinsam zu verurteilen und einen gemeinsamen und allgemein gültigen Strafenkatalog sowie einen gemeinsamen Gerichtshof zu etablieren...“

„...und während drinnen im neutralen Rathaus debattiert wird, gehen wir an den neutralen Strand des neutralen Waikikis, wo neutrale Schönheiten ihre Neutralität beweisen, indem sie – völlig neutral – weder die Farben der Kronosier, noch der Amerikaner, noch der Europäer, noch eines anderen Staates tragen: Nämlich gar nichts!“

„...zeigen wir noch einmal die Szene, in der Aoi Akuma die NYX OLYMPUS vernichtet. Die Zerstörung des Zerstörers – ehrlich, das sollte kein Wortspiel sein – bedeutete das Ende der Invasion der Kronosier auf den hawaiianischen Inseln.

Au, das muss weh getan haben. Von diesem Briareos hat Aoi Akuma ja nicht mal genug für eine Urne übrig gelassen.

Hawaii nahm zu diesem Zeitpunkt eine sehr exponierte Stelle in der amerikanischen Strategie ein, vor allem aber in der kronosianischen, denn die ersten Angriffe erfolgten mit Schwerpunkt auf den ostasiatischen Raum. Hawaii zu erobern hätte für sie bedeutet, einen großen Teil des Pazifiks zu kontrollieren.

Oh, Mann, Blue Devil war aber auch gut drauf den Tag. Da! Jetzt ist er drin! Jetzt ist er über den Katapult in den Zerstörer rein. Und da kommen auch schon die ersten Sekundärexplosionen, während sich der Colonel tiefer in das Schiff arbeitet. Wow, das war eine große!

Jedenfalls wurde die Invasion gestoppt. Da die USA aber einen Großteil ihrer Flotte und Schiffe in der Region verloren hatte und nicht die Möglichkeit hatten, diesen Verlust in nächster Zeit auszugleichen, wurde von Aoi Akuma der Vorschlag gemacht, das Gebiet als neutrale Region auszuweisen, unter amerikanischer Verwaltung, de facto aber staatenlos. Eine Schweiz mitten im Pazifik.

Man kann sagen, was man will, Hawaii hat es gut getan. Steuererleichterungen, die Bedeutung als Sitz der einzigen Botschaft der Kronosier auf dieser Welt, der offene Welthandel, der über Hawaii als Angelkreuz passiert, die Lieferungen aus dem Weltall, die über die beiden konkurrierenden

Fahrstuhlssysteme OLYMP und ARTEMIS nach Hawaii gebracht werden, schon bevor sie ihre volle Leistungsfähigkeit erreicht haben, all das macht Hawaii reich, wichtig und berühmt.

Oh, ja, da geht das Triebwerk hoch. Und jetzt kommt die berühmte Szene, in der sich Aoi Akuma kurzerhand durch die Brücke der NYX OLYMPUS ins Freie kämpft! Autsch, da ist er ja schon. Der Zerstörer geht in Flammen auf und stürzt auf einer Nebeninsel ab. Na, das hätte auch ne schöne Flutwelle gegeben, wenn er ins Meer gestürzt wäre.

Damit endete die Invasion, und die neutrale Inselgruppe Hawaii hat bis zum heutigen Tag allen damaligen Kriegsparteien genutzt.

Und es gibt einen Grund dafür, dass sich weder Kronosier noch Amerikaner trauen, sich Hawaii vollends einzuverleiben: Die Kamehameha-Squad, benannt nach dem ersten König des vereinten Hawaii-Archipels.

Die kleine, aber kampfkraftige Armee steht in dem Ruf, kaum schlechter als die Akuma-Gumi oder die Hekatoncheiren zu sein.

Diese zwanzig Männer und Frauen mit ihren kampferprobten Hawks, Sparrows und Eagles sind der Garant für die Neutralität. Und es heißt, sie wären von Aoi Akuma persönlich trainiert worden, dem Schutzpatron der Inseln des Lächelns.“

„...was ich von der Neutralität Hawaiis halte? Ne ganze Menge! Nirgends sind die Kippen und der Sprit billiger! Und nirgends wird weniger gekämpft als hier!

Und wenn doch mal welche kommen, tja, wozu haben wir die Kame-Squad? Die fahren mit denen schon Schlitten, keine Angst!“

1.

„Yoooooooooooooooooooo!“

Der Kopf des ehemaligen Mönchs schoss hoch und drehte sich in die Richtung, aus der er gerufen worden war. Er schluckte hart, als sich seine schlimmsten Befürchtungen erfüllten. „Oh nein, bitte nicht.“

Der Besitzer der Stimme hatte Yoshis Reaktion sehr wohl bemerkt und dadurch dessen Position verifiziert. Dies war der Auftakt zum Frontalangriff.

Bevor sich Yoshi zu einer Aktion entscheiden konnte – zur Auswahl standen Flucht, schnelle Flucht, verdammt schnelle Flucht und hinter Akira verstecken – stand sie bereits neben ihm, dieses weißblonde Ding mit dem viel zu engen T-Shirt und diesem überwältigenden Lächeln, dass geringere Männer erblinden lassen konnte.

„Yoshi! Habe ich dich gefunden!“ Beim Lächeln kniff die weißblonde Frau die Augen zusammen; dieses Japan-Lächeln hatte sich als eine der effektivsten Waffen bei ihren Attacken erwiesen, dafür war sie gleichermaßen geachtet und gefürchtet.

„Äh, ja, du hast mich gefunden. War ja auch nicht so schwer. Immerhin ist Mittagszeit.“

Die anderen Männer am Tisch lachten leise, aber ein sehr wütender Blick der jungen Frau ließ sie wieder verstummen.

Als sie zu Yoshi sah, lächelte sie aber schon wieder. „Und? Hast du hier schon was gegessen?“

„Was? Äh, nein, ich wollte auf Daisuke warten, und...“

„Ach, dann hast du ja noch Hunger!“ Sie lächelte noch strahlender und holte einen großen Korb hinter ihrem Rücken hervor. „Dann iss doch mit mir! Ein schönes Picknick am Strand, nur wir beide im strahlenden Sonnenschein!“

„I-ich... A-aber ich... Ich muss doch hier bei den Jungs bleiben...“

Ich erhob mich und schlug mit der flachen Hand laut – sehr laut – auf den Tisch. „Nun reicht es mir aber!“

Erschrocken sah die junge Frau zu mir herüber. „Onii-chan.“

Ich wandte mich meinem besten Freund zu. „Sag mal, wie feige muss man sein, um zu versuchen, der Einladung einer so schönen und intelligenten Frau zu einem Picknick zu zweit aus dem Weg zu gehen? Zeig mehr Rückgrat, Mann!“

Die Hoffnung in Yoshis Gesicht wandelte sich in Entsetzen. „Akira...“

„Dann ist es ja beschlossen, wenn Onii-chan es sagt.“ Sie angelte nach Yoshis Hand, griff zu und zog ihn hinter sich her. „Ab an den Strand, Yo-shi-sa-ma.“

Dies war die finale Attacke. Dem hatte der ehemalige Mönch nichts mehr entgegen zu setzen. Wenngleich er ihrer offensiven Art wenig abgewinnen konnte, so beeindruckte, nein, überwältigte ihn diese Frau doch. Und das aus gutem Grund.

Wie ein treues Hündchen trottete er ihr hinterher.

„Na dann viel Spaß“, murmelte ich amüsiert.

Ein lautes Scheppern ließ mich herum fahren. Kenji Hazegawa hatte seinen Teller kraftvoll und nachdrücklich auf den Tisch geknallt. „AKIRA!“ Vorwurfsvoll sah er mich an. „Akira, ich weiß nicht, was diese kronosische Hexe mit dir gemacht hat, aber so kann es nicht weitergehen! Warum ist sie nicht in Haft? Oder unseren Verbündeten übergeben worden? Oder ausgetauscht bei den Kronosiern gegen... Gegen irgendwas?“

„Lilian Jones steht nicht zur Disposition“, erklärte ich resolut. „Und das ist mein einziger Kommentar. Sie gehört jetzt zur Familie, akzeptiere das oder verlass uns.“

Erschrocken keuchten die Anwesenden auf. Das waren harte Worte. So harte Worte, wie ich sie noch nie ausgesprochen hatte.

Kenji lachte leise und setzte sich langsam wieder. Bedauernd sah er mich an. „Diese Frau. Sie muss wirklich gefährlich sein, wenn sie dich so klein kriegt, Akira.“

„Noch viel gefährlicher, alter Freund, noch viel gefährlicher.“

Langsam setzte ich mich wieder und widmete mich meinen Brötchen, während meine Gedanken ein paar Tage zurück schweiften – zu ihrer Ankunft.

Man kann schwerlich beschreiben, wie ich mich fühlte. Auch wenn wir zu den Hekatoncheiren mehr oder weniger freundliche Kontakte hatten; es war ein offenes Geheimnis, dass Megumi Uno und ich – drücken wir es harmlos aus – uns zueinander hingezogen fühlten; so freute mich diese Entwicklung doch.

Bisher hatten wir mit den Hekatoncheiren immer auf einer Augenhöhe gehandelt. Teils weil wir schnell genug fort gekommen waren, teils weil sie schnell genug fort gekommen waren.

An diesem Tag aber war alles etwas anders.

Wir hatten von unserem Logenplatz das Gefecht beobachtet, dass die Kronosier mit den Australiern geführt hatten, wir hatten gesehen wie drei Hekatoncheiren eingegriffen hatten, und wir hatten gesehen, wie die Kronosier eine wirklich üble Klatsche gekriegt hatten. Einer der Mechas, ein Daishi Agamemnon, war schwer beschädigt nach Hause geschlichen, während die anderen Kronosier noch in einer schweren Rückzugsschlacht gebunden waren.

Natürlich hatten wir die Gelegenheit beim Schopf ergriffen. Die Hand auf einen ihrer Elitepiloten zu bekommen war für uns einfach zu verlockend gewesen.

Daisuke und ich waren aufgestiegen, hatten den Agamemnon ausgemacht und abgeschossen.

Sprich, wir haben es versucht, aber der Pilot hatte noch genügend Leistung aus seinem Mecha rausgeholt, um sein unvermeidliches Ende fast zehn Minuten hinaus zu zögern.

Okay, wir hatten ohne unsere Fairies angegriffen, aber ich und Dai-chan galten als Mitglieder der Top Ten der besten Piloten der Erde.

Ich war damals beinahe bereit, den Gegner ebenfalls in die Top Ten einzuordnen.

Es kam wie es kommen musste, wir schickten unseren Gegner in den Südpazifik. Als ich meinen Hawk neben dem langsam sinkenden Wrack entlang flog, kletterte der Pilot gerade aus dem Cockpit. Oder vielmehr die Pilotin, wie der sehr enge Druckanzug nachdrücklich bewies.

Der Druckanzug war schneeweiß und zudem mit den Abzeichen eines Captains versehen.

Und ich begriff, welchen großen Fang wir gerade gemacht hatten. Wir hatten Kottos vor uns, genauer gesagt Captain Lilian Jones, die stellvertretende Anführerin der Hekatoncheiren.

Eigentlich, wenn ich das so sagen darf, eine gute Freundin, an deren Seite wir mehr als einmal gekämpft hatten, wenn unsere Interessen übereinstimmten. Aber auch schon gegeneinander, wenn sie es wieder mal nicht taten.

Sie in unserer Hand zu haben, ihr Wissen in unserer Hand zu haben, speziell über die Hekatoncheiren und die Kronosier im Allgemeinen, eröffnete uns Möglichkeiten, die mir damals sehr gut gefielen.

Ich wasserte meinen Hawk neben ihr, öffnete das Cockpit und sah dabei zu, wie sie aus ihrem sinkenden Daishi kroch. Ehrlich, ein sehr interessanter Anblick, da sie beim Klettern gewisse Körperteile exponierte. Bei dem engen Druckanzug auch kein Wunder.

„Guck nicht so blöd, Akira!“, blaffte sie zu mir herüber. „Hol mich lieber an Bord, bevor mein Mecha versinkt!“

Ich muss zugeben, sie hatte damit einen Schalter bei mir gedrückt. Also manövrierte ich meinen Hawk näher an sie heran und bot ihr hilfreich die Hand.

Nachdem ich sie triefend nass und mit langen, auf dem Rücken pappenden Haaren in mein Cockpit gezogen hatte, musterten wir uns einige Zeit interessiert. So nahe waren wir uns noch nie gewesen.

„Also, Handschellen?“

„Was?“

„Willst du mir Handschellen anlegen? Oder werde ich betäubt? Hat die Akuma-Gumi keine Verhaltensmaßnahmen, wenn sie feindliche Piloten gefangen nimmt?“

Ich runzelte die Stirn. „Nimm einfach auf dem Sitz der Fairy Platz und pfusch mir nicht ins Fliegen.“

Sie murmelte etwas was ich nicht genau verstand, aber ich hatte das Gefühl, sie war amüsiert.

Der Rückflug dauerte nicht lange genug, um ein sinnvolles Gespräch mit Lilian aufzubauen. Es ging hauptsächlich um Leistungen verschiedener amerikanischer Hawk-Modelle – allesamt meinem unterlegen – oder um die verschiedensten Ideologien, die auf dieser Welt um die Vormachtstellung rangen.

Nach der Landung wurde sie von unseren Bodentruppen in Empfang genommen und abgeführt. Sie sollte in den öffentlichen Baderäumen die Gelegenheit erhalten, sich zu waschen und ihren Druckanzug gegen eine Standarduniform zu tauschen. Ich wusste nur zu gut, wie nervig Salz auf der Haut jucken konnte.

Danach hatte ich etwas Besonderes geplant. Einen kleinen Auftakt für das, was Lilian Jones in den nächsten Tagen und Wochen blühte. Ich würde ihr ihren eigenen Status klar machen und ihr nachdrücklich beweisen, dass ich der Boss war.

Als Lilian mit nassen Haaren mein Büro betrat, ehrlich, diese Farbe stand ihr vorzüglich, schickte ich ihre Wachen wieder raus.

Sie musterte mich spöttisch. „Ach, es geht wohl los, hm?“

Ich musterte sie kurz irritiert, bevor ich mich erhob und zu ihr ging. „Mein lieber Captain, wir müssen uns sehr dringend unterhalten.“

„Oh, gerne doch. Wann bringst du mich nach Hause, Onii-chan?“

Ich runzelte die Stirn. Das japanische Wort für großer Bruder, in einer ziemlich verniedlichten Form, hm, versuchte sie mich weich zu kochen?

„Ich glaube, du verstehst deine Position in diesem Spiel nicht, mein lieber Captain. DU bist in MEINER Hand. Und was ICH sage, wirst DU tun. Wenn ich etwas über die Hekatoncheiren wissen will, wirst du mir hundertseitige Dossiers schreiben. Wenn ich etwas über deine Kommandostruktur wissen will, wirst du ein Referat vorbereiten. Wenn ich etwas über das Legat wissen will, wirst du mir Akten anfertigen, über jeden einzigen Legaten!“

„Oh“, erwiderte sie und zog einen Schmollmund. „Das sind aber eine ganze Menge Ansprüche. Und was macht Aoi Akuma, wenn sich Thunderstrike weigert?“

Ich verzog meine Miene zu einem wirklich gemeinen Grinsen. „Nun, dies hier ist Senso Island. Und du bist in meiner Hand. Ich habe meine Möglichkeiten, mein lieber Captain.“

Sie trat den halben Schritt zu mir heran, sah aus großen Augen zu mir hoch und sagte: „Ach, das ist es? So nutzt du deine Macht aus? Hm, wer hätte das gedacht, Akira. Du bist ja doch gefährlicher als ich geglaubt habe.“

Womit fangen wir an? Folterst du mich? Angebunden an einer Wand und du schwingst die neunschwänzige Katze, um meinen Rücken in eine blutige Blume zu verwandeln?

Schneidest du mir Fingerglieder ab, eines nach dem anderen, für jeden Widerspruch und jede falsche Antwort, bis ich nur noch Daumen habe?

Bindest du mich auf einen Tisch und versengst jeden Quadratzentimeter meines Körpers mit glühendem Eisen?“

Erschrocken sah ich sie an. „Sag mal, wie bist du denn drauf? Wie kann man nur so eine verkommene Phantasie haben?“

„Was, keine Folter, um an mein immenses Wissen über die Hekatoncheiren ran zu kommen? Was ist dann deine Methode?“

Sie nestelte an ihrer Uniformbluse und ließ sie zu Boden gleiten. Darunter trug sie nur ihren BH.

Zu meinem Entsetzen bemerkte ich, wie ich zu schwitzen begann.

„Ist es dann die andere Methode? Zwingst du mich, deine Geliebte zu sein? Wirst du mich nehmen, wann immer dir danach ist? Machst du mich hörig nach dir, bis ich alles, alles tue was du willst? Und bis ich für einen Blick von dir töten werde? Bis der einzige Sinn meiner Existenz Aoi Akuma ist?“ Sie drängte sich an meine Brust. „So vollkommen dein, die willige Sklavin des großen Colonels?“

„Mein Gott, was für Zustände habt Ihr eigentlich bei den Hekatoncheiren? Ihr müsst ja ein ganz schöner Sauhaufen sein! Wie kommst du nur auf diese Ideen, Lilian?“, fuhr ich sie an.

Sie blinzelte, sah mich an... Und trat einen Schritt zurück. „Das also auch nicht.“

Seufzend hob sie ihre Uniformbluse wieder auf und zog sich an. „Folter nicht, Sex nicht, wie willst du eigentlich das ganze Wissen aus mir heraus kriegen? Oh, ich weiß. Du wirfst mich in ein tiefes, dunkles Kellerloch, wo ich permanent friere, kaum etwas zu essen kriege und kein Licht habe, nur einen winzigen Funken, der mir zeigt, was ich nie wieder haben werde.“

„Ich leg dich hier gleich übers Knie, wenn du weiter solche Horrorvisionen ausbreitest!“, blaffte ich die kleinere Frau an. „Wir sind die Akuma-Gumi, keine Kronosier!“

Ich hatte einen Scherz erwartet, einen diskreten Hinweis darauf, dass ich anscheinend doch folterte – körperliche Züchtigung war da doch ein eindeutiger Hinweis.

Stattdessen sah Lilian zu Boden. „Entschuldige, Onii-chan. Ich... Ich habe es wohl übertrieben. Es tut mir leid.“

Sie schluchzte leise und kurz darauf fielen die ersten Tränen zu Boden. Was hatte ich jetzt wieder falsch gemacht?

„Hören Sie auf zu weinen, Captain. Das ist einer Hekatoncheire unwürdig. Vor allem einer Kompaniechefin!“, fuhr ich sie an.

„J-jawohl, Sir“, schluchzte sie und versuchte sich aufzurichten. Als Ergebnis wurde sie von einem heftigen Weinkrampf geschüttelt.

„Tut mir leid, Sir“, sagte Lilian, während sie Rotz und Wasser heulte, „ich willja aufhörn, abers geht nich. Habs mir auch anders vorgestellt.“

Man konnte viel über mich sagen, aber definitiv nicht, dass ich ein herzloser Bastard war. Selbst die kronosianische Propaganda ging nicht so weit, mich zum Antichrist zu stempeln.

Der Nachteil daran war, sie hatten Recht. Und so schmolz meine militärische Disziplin ebenso wie mein Ego dahin wie Wachs in der heißen Sonne.

„Oh, nicht weinen. Lilian, bitte nicht weinen.“ Zögernd schloss ich sie in die Arme. „Ich bin ja bei dir. Onii-chan ist hier.“

Ich spürte, wie ihre Arme mich umschlossen und fest an sie drückten. Sie weinte noch heftiger, und ich merkte deutlich, dass sie in die Knie einbrechen würde sobald ich sie los ließ.

So standen wir da, sie vergoss ihre Tränen an meiner Brust und ich fühlte mich hilflos und gestärkt gleichermaßen. Irgendwie hatte ich Lilian sofort gemocht, und selbst wenn ich in Betracht zog, dass sie mich gerade nach Strich und Faden ausnutzte und manipulierte, konnte ich mich nicht gegen die wohlige Wärme wehren, die mich erfasste. Ähnlich hatte es sich angefühlt, als ich Akari bei ihrem ersten Heulkampf als Mensch in die Arme geschlossen hatte.

„Akira, man hat mir gesagt, dass... Akira, was machst du da?“

„Hallo, Yoshi. Man klopft an bevor man ein Büro betritt.“

„Ich habe angeklopft. Du hast nicht reagiert. Aber egal. Was machst du da?“

„Ich halte Lilian Jones, während sie Rotz und Wasser heult.“

„Das sehe ich selbst, aber warum heult sie Rotz und Wasser?“

„Nun“, erwiderte ich und konnte nicht verhindern, dass mein Talent für Schalk die Oberhand gewann, „sie hat mir gerade gestanden wer ihre wahre Liebe ist. Und da sie an ihn nicht

herankommt, ist sie gerade untröstlich. Ist doch verständlich, wenn man seine große Liebe nicht erreicht.“

„Ach, interessant. Und wer ist ihre große Liebe? Ich meine, sie ist Hekatoncheire, schon vergessen? Das kann eine große Finte sein, und...“

„Du bist es.“

Der Redefluss meines Freundes stoppte. Er sah zu uns herüber und öffnete und schloss den Mund wie ein Karpfen auf dem Trockenen. „V-verarsch mich nicht!“, blaffte er unerwartet heftig. „Abgesehen davon, dass das ein wirklich fieser Witz ist, Akira, ziehst du Yohkos Tod damit durch den Dreck!“

Wütend wandte er sich um und verließ mein Büro. In der Tür blieb er noch mal kurz stehen und brummte ohne sich umzudrehen: „Sarah erinnert dich an deinen Termin mit ihr um drei.“

Hinter sich schloss er die Tür und blickte nicht zurück.

„Geht es?“, fragte ich Lilian und führte sie zu dem Sessel vor meinem Schreibtisch.

Sie nickte knapp, als ich sie darauf platzierte. Ich reichte der Kronosierin ein Taschentuch, das sie ausgiebig für die Tränen und eine vollkommen verstopfte Nase benutzte. „Danke, es geht wieder. Es... Es tut mir leid, Onii-chan, ich wollte doch nur Spaß machen. Und dann kam das alles über mich gestürzt wie eine Tsunami und ich war vollkommen von der Rolle, weil ich dich wieder gesehen habe und... Es tut mir leid.“

Interessiert sah sie zur Bürotür herüber. „Warum ziehst du Yohkos Tod in den Dreck, wenn du ihm erzählst, er wäre meine große Liebe?“

„Wie kommst du jetzt darauf?“, lachte ich, wurde aber sofort wieder ernst. „Weißt du, Yoshi war die letzten sieben Jahre Mönch. Es gibt viele Gründe für diese Entscheidung. Der Wichtigste war wohl, um ihn aus der Schusslinie der Kronosier zu bringen. Aber zugestimmt hat er nur aus einem Grund. Als der Tod meiner Schwester bekannt wurde, war er vollkommen am Boden zerstört. Er war fertig, vollkommen fertig mit der Welt.“

Wenn ich jetzt darüber nachdenke – ich meine, ich habe ihn nicht mehr gesehen, nachdem ich verhaftet wurde – dann muss ich wirklich glauben, dass er sie geliebt hat wie nichts anderes auf der Welt. Sie zu verlieren muss gewesen sein wie sein Herz aus dem Leib gerissen zu bekommen und dabei zu sehen, wie es jemand vor den eigenen Augen langsam zu einem großen Haufen Blut und Matsch verarbeitet.“

„Musst du so übertreiben?“, tadelte sie mich. „Okay, er hat sie geliebt und sie ist tot. Und?“

„Du hast mir nicht zugehört“, gab ich den Tadel zurück. „Er liebt sie immer noch. Und für ihn gibt es keine andere. Deshalb habe ich ihn in Ruhe gelassen, bis ich ihn wirklich, wirklich brauchte. Ich dachte, er kommt drüber weg. Nun, er ist stärker geworden, hat überlebt, aber er hat nie wieder jemand anderen so sehr geliebt. Nicht einmal mich.“

Ich sah Lilian an und bemerkte verwundert, dass sie durch mich hindurch sah. Ich kannte diesen Blick, und er galt nicht mir. Um es treffend zu beschreiben, sie hatte diesen Blick drauf, der kleine Herzchen verschoss. „Oh, das ist so romantisch. Yoshi ist ja wie der Held einer tragischen Erzählung.“ Sie seufzte tief und aus voller Brust.

Na, da hatte ich ja was Schönes angerichtet.

Übergangslos wurde sie ernst. „Ach, bevor ich es vergesse, ich habe neue Anweisungen von Zeus.“

Nun war es an mir, blankes Entsetzen zu zeigen. „Verifiziere dich.“

Die weißblonde Schönheit schmunzelte mich an. „Ich habe etwas Besseres für dich, Gyes. Als du damals die Agenten mit Omas Klinge angegriffen hast, hättest du den letzten Agenten mit einem Tsuki erledigen sollen, nicht mit einem Karatake. Dann hättest du genügend Zeit gehabt, den vierten und den fünften abzuwehren, die dir ihre Waffen über den Schädel gezogen haben. Hast du eigentlich noch eine Narbe davon?“

Unwillkürlich strich ich mir über die linke Schläfe. Dort hatte ich tatsächlich eine Narbe, die aber meistens von meinen Haaren verdeckt war. Ich hatte sie erhalten, als man mir die Seite einer Glocke über den Schädel gezogen hatte; die hervorstehende Sicherung hatte meine Haut tief aufgerissen.

„Verifiziere dich“, beharrte ich.

„Ich bin Kottos. Mein Codewort lautet Spatz.“

Erschüttert stieß ich mich vom Schreibtisch ab, der mir als Stütze gedient hatte. Ich vertrug immer nur einen Schock zur gleichen Zeit und ich hatte das dringende Bedürfnis, diese Frau wieder in meine Arme zu nehmen und eine lange Zeit nicht mehr los zu lassen, denn sie war...

„Onii-chan, wenn es dir nichts ausmacht, behalte es bitte für dich, zur Sicherheit der Operation. Ich werde dir genau erzählen, was mir alles passiert ist, aber erst später. Gott, ich bin noch vollkommen durcheinander und überwältigt. Dich endlich zu sehen, dich zu treffen, dich berühren zu können, nachdem wir so oft über Funk miteinander geredet haben... Es ist so unglaublich, so wundervoll. Ich... Akira, ich muss das erst mal verdauen.“

„Natürlich“, sagte ich und schloss das Mädchen in meine Arme. „Nimm dir alle Zeit, die du brauchst, Yoh...“

„Lilian. Bitte vergiss das nicht.“

Ich schmunzelte. „Natürlich. Lilian. Du kannst dir nicht vorstellen, was es für mich bedeutet, dass du hier bist, direkt vor mir. Du kannst dir nicht vorstellen, was es für mich bedeutet, dass du... Dass du...“

„Nicht weinen. Sonst muss ich auch gleich wieder“, hauchte sie.

Ich schluckte die aufsteigenden Tränen wieder runter und zwang mich zu einem Lächeln. „Es ist in Ordnung. Soll ich dich repatriieren, oder bleibst du?“

„Ich werde vorerst hier bleiben. Die Anweisungen von Zeus sind eindeutig. Ich warte auf den Sturm des Olymps. Wir werden von Zeus zusammen hinauf gerufen. Ach, und er hat mir noch mehr Anweisungen gegeben. Du sollst mal wieder ein Auge auf Hawaii werfen, hat er gesagt.“

Widerstrebend ließ ich sie wieder los. Damit hatte die Pflicht wieder bei mir angeklopft und der Hinweis von Zeus auf Hawaii bedeutete, dass dort ziemlich schnell die Kacke dampfen würde, um es mal vulgär auszudrücken.

„Ich gebe gleich die Anweisung weiter, dass du dich außer in den Sicherheitsbereichen frei bewegen darfst. Aber sei vorsichtig. Für viele hier bist du der Feind, und ich bin nicht immer rechtzeitig da, um dich zu beschützen.“

„Keine Angst, Onii-chan, ich kann auf mich aufpassen.“ Sie ballte die Hände zu Fäusten. „Ein guter Freund auf dem Mars hat mir gezeigt, wie das geht.“

„Okay, dann schau dir den Stützpunkt an, ja? Onii-chan muss jetzt dringend arbeiten. Ich gebe Hina Bescheid, dass sie dich rumführen soll. Wäre dir das recht?“

„Oh ja, oh ja, Hina! Hat Ami auch Zeit? Das wäre so schön!“

Ich lachte leise. „Wir werden sehen. Und nun mach dich auf. Ist noch was?“

„Onii-chan, da wären noch zwei Dinge. Darf ich Akari kennen lernen? Ich meine, sie ist ja nun... Ich meine, tja, wir können es nicht mehr ändern... Ich würde sie halt gerne sehen.“

„Genehmigt. Sie wohnt in meinem Appartement, du darfst sie jederzeit besuchen. Wenn sie nicht dort ist, hilft sie bei den Fairies in der technischen Abteilung. Sie hat großes Talent dafür. Und die zweite Sache?“

„Wo versteckt sich Yoshi, wenn es ihm dreckig geht?“

„Du machst alles kompliziert“, warnte ich sie. „Aber so kommt wenigstens Leben in die Bude. Er dürfte gerade irgendwo am Strand sitzen, sich über seine acht Millimeter Blondhaar streichen und kleine Steine in die Brandung werfen. Nimm ihn nicht zu hart ran, versprich mir das.“

„Du gönnst mir auch keinen Spaß“, murrte Lilian verstimmt.

„Doch, den gönne ich dir. Ich bitte dich nur darum, es nicht zu übertreiben, okay?“

„Ooooookay...“

Ich zog das Mädchen auf die Füße. „So, jetzt aber raus mit dir, sonst lasse ich mir die Sache mit dem kalten Kellerloch ohne Licht und Nahrung noch mal durch den Kopf gehen, verstanden?“

„Du kannst ja richtig fies sein, wenn du willst. Ich glaube, das sollte ich Megumi erzählen, sobald ich sie das nächste Mal sehe. Soll sie Handschellen mitbringen?“

„Zehn Meter Seil tun es auch! Freches Ding, raus mit dir!“

Sie lachte laut, als sie aus meinem Büro flog.

Ich atmete erleichtert auf. Wie konnte sich ein menschliches Schicksal nur so schnell ändern? Wie konnte etwas wie das passieren? Und wie blind konnte ich all die Jahre gewesen sein?

Die wichtigste Frage aber war, wie weit konnte ich diesen Spaß treiben, ohne selbst jemanden zu verletzen?

Nun, es würde sich zweifellos ergeben. Bis dahin beschloss ich, auf Zeus wütend zu sein, weil mir diese wichtige Information jahrelang vorenthalten worden war. Mir und der Familie.

„Makoto, wenn du Hina und Ami entbehren kannst, sollen sie Lilian Jones ein wenig auf der Basis herumführen. Bis auf die gesicherten Bereiche hat sie vollen Zutritt zu allen Anlagen.“

„Vollen Zutritt zu allen Anlagen? Und ich dachte, die einzigen drei Frauen, die dich um den Finger wickeln können, wären meine Schwester Sakura, deine Mutter Helen und dein Schatz Megumi.“

„Du hast dich vergessen, Mako-chan“, konterte ich eiskalt und spielte damit auf seine Marotte an, ab und zu in Frauenkleidern zu posieren. Seine Ausrede war, dass sie ihm nun mal standen, und ich neckte ihn dafür, wo ich nur konnte.

„Oh, ich kann es also auch? Danke für den Tipp, kleiner Bruder“, erklärte er schmunzelnd und deaktivierte die Verbindung.

Oh ja, das konnte er. Das konnte er wahrlich.

2.

Als ich die technische Abteilung betrat, in der unsere Technologie weiter entwickelt wurde und unser Supercomputer stand, erwartete Akari mich bereits.

Ich hatte sie an dem Abend, an dem Kitsune aus ihr einen Menschen gemacht hatte, sofort adoptiert. Erstens, weil ich ohnehin das dringende Bedürfnis hatte, mich um einen Menschen kümmern zu können, und zweitens, weil ich dem verantwortungslosen Haufen, der die Akuma-Gumi bildete, nicht eine Sekunde über den Weg traute.

Nicht, dass sie Akari ausgenutzt oder sexuell belästigt hätten oder so. Nein, sie hätten ihr nur absoluten Quatsch beigebracht, ihr gezeigt wie man sich schminkt und Jungs aufreißt und was beim Sex zu beachten ist, wie man mit Kaffee extra lange aufbleibt, was an Spätfilmen das Besondere war, und, und, und... Also nur Quatsch.

Ich hingegen als Anführer der Akuma-Gumi war dazu prädestiniert, sie verantwortungsvoll anzuleiten, sie zu unterrichten und ihr die Grundlagen als Mensch zu vermitteln, die sie brauchte, um mit vollem, perfekten kulturellem Hintergrund unserer Zeit entsprechend vollwertige Entscheidungen zu treffen.

Im Klartext: Ich brachte ihr nicht nur Quatsch bei.

Außerdem war es mir eine innere Befriedigung, mit böser Miene in meinem Appartement auf der Couch zu sitzen und fünf nach zehn böse zu Akari rüber zu sehen und mit tieftrauriger Stimme zu sagen: „Du bist zu spät. Ich habe mir Sorgen gemacht. Wo bist du gewesen?“

Dass ich sie damit nur neckte und nicht wirklich wegen fünf Minuten böse war, hatte sie relativ schnell herausgefunden, genau wie die Knöpfe, die sie drücken musste, um mich weich zu kriegen.

Zum Glück hatte nicht nur ich sie als kleine Schwester adoptiert, sondern der eigentlich über vierhundert Jahre alte Oni mich als großen Bruder. Sie hörte auf mich. Meistens. Fast meistens.

„Hallo, Onii-chan. Anderson-sama erwartet dich bereits.“

Ich lächelte ihr freundlich zu und bedeutete ihr mich zu begleiten.

Der Weg führte uns durch die großen Hallen der technischen Abteilung, wo Techniker, Wissenschaftler und Fairies aus aller Herren Länder daran arbeiteten, unsere Überlegenheit zu erhalten.

Die enorme Schlagkraft der Akuma-Gumi entstand nicht nur dadurch, dass wir die Elite der Menschheit waren – viele Hunde konnten einen Bären töten. Nein, auch der technische Vorteil war extrem wichtig. Hier wurde beständig daran gearbeitet, um jeden noch so kleinen Vorteil gerungen. Viele kleine Verbesserungen summierten sich irgendwann zu etwas wirklich Besonderem, und das war unsere Stärke.

Okay, und das Fairy-Prinzip, aber wir kämpften ja nicht immer mit den Mädchen Seite an Seite, wie die Aktion bei Sarahs Befreiung bewies.

Auf präparierten Ständen wurden Belastungstest ausgeführt, im Hintergrund feuerte ein neuartiger Waffenlaser, Raketen röhren ihren Brennstoff heraus, leere Biotanks wechselten sich mit besetzten ab; in einige kletterten gerade Menschen rein oder raus. Es war ein großes, buntes Durcheinander, mit Hilfe von einem Dutzend transparenter Wände notdürftig getrennt.

Ich hielt kurz an, als neben mir Joan aus dem Biotank kletterte.

Sie warf die Arme nach hinten und streckte sich. Seit Sarah hier war, hatte sich unsere Joan dazu bereit erklärt, unter ihrer Anweisung zu arbeiten. Ergebnis war, dass die Leistung unter Sarah um dreißig Prozent gestiegen war. Die Verbindung als Team zwischen Joan und Sarah musste ganz klar als Riesenerfolg gewertet werden.

Sie beendete ihr Dehnmanöver und winkte zu mir herunter. Schade. Der enge Spezialanzug und die kleine Übung hatte ihren Charakter mehr als deutlich abgezeichnet. Das zeigte nur wieder, wie nötig ich es wirklich hatte, nämlich sehr nötig.

„Gehst du zu Sarah? Viel Spaß. Wir haben nämlich was ganz tolles für dich“, rief sie mir zu.

Ich winkte zurück. „Ich bin auch schon gespannt, was Ihr in nur zwei Tagen geschafft habt.“

Kurz darauf stand ich vor Sarahs Arbeitsplatz, eine Reihe aneinander gestellter Tische, die mit Computern, Schrott, Werkzeugen und diversen elektronischen Bausteinen überladen waren.

So sollte eigentlich das Reich eines ergrauten, leichenblassen Bastlers Ende der sechzig aussehen, nicht das einer schönen jungen Frau mit langen blonden Haaren.

Sarah wandte sich um, als ich mit Akari ihr Reich betrat. Sie lächelte mir zu und drehte ihren Rollstuhl in meiner Richtung. Das versetzte mir einen Stich durchs Herz. Obwohl seit ihrer Rettung bereits zehn Tage vergangen waren, arbeiteten ihre Beine noch immer nicht. Unsere Ärzte hatten keine Verletzungen feststellen können und auf ein geistiges Trauma getippt. Und das brauchte Zeit, Verständnis, Zeit und vor allem Zeit.

Sie rollte zu mir herüber und knuffte mir schmerzhaft in den Bauch. „Na, mal wieder in Frauenbegleitung unterwegs? Du alter Tunichtgut.“

Ich beugte mich vor und gab ihr einen Kuss auf die Wange. „Du weißt doch ganz genau, dass du meine einzige Nummer eins bist.“

Sie grinste zu mir hoch. „Ja, im Kaffee kochen. Nimm dir nur einen, ich bin gleich fertig.“

Ich nickte Akari zu, die sofort zu Sarahs persönlicher Kaffeemaschine trat und zwei Becher einschenkte. Sarahs Kaffee war der Beste, leider mochte Akari nur grünen Tee.

Mit beiden Bechern kam sie wieder zu mir und Sarah, reichte jedem eine Tasse und begann dann, das heilige Labor zu durchstöbern. Mit den Augen, denn mit den Fingern hätte bedeutet, selbige an Sarah zu verlieren.

Sarah nahm einen kurzen Schluck aus ihrer Tasse und lächelte verklärt. „Oh, du lieber, guter Dai-chan. Du bist wirklich ein Engel. Dieser Costa Rica – Ceylon-Blend ist der Himmel auf Erden.“

„Daisuke hat dir den Kaffee besorgt?“, fragte ich interessiert.

Sie nickte heftig. „Er ist extra rüber nach Hong Kong, um ihn mir zu holen. Hey, es ist sechs Jahre her, dass ich auf natürlichem Wege etwas gegessen oder getrunken habe, und dieser Kaffee war mein einziger wirklicher Wunsch.“

„Ja, er ist schon ein feiner Kerl. Ein wenig klein für meinen Geschmack, diese Haarfarbe mag ich an ihm auch nicht. Aber er ist ein feiner Kerl.“

„Warum betonst du das so?“

„Ach, ich dachte nur daran, dass ich meinen sexuellen Horizont mal ein wenig erweitere. Wir harmonieren im Kampf so gut zusammen, dass... Na, danke, jetzt hast du mich voll Kaffee gespuckt, Sarah.“

Mit hochrotem Kopf sah sie mich an. „M-musst du auch so was erzählen? Ich meine, du willst doch nicht wirklich mit Dai-chan...“

Ich runzelte die Stirn. „Was spricht dagegen?“

Verlegen sah sie weg. „Nichts!“

Ich seufzte viel sagend. „Ist sowieso nur ein Gedankenexperiment, denn seit ein paar Tagen liegt er mir dauernd in den Ohren mit diesem wundervollen Mädchen, das er kennen gelernt hat, das so intelligent, so charmant und so kultiviert ist. Das so einen tollen Charakter hat und mit der er

Daishis stehlen gehen kann... Ich glaube, da ist dann kein Platz für mich – zumindest nicht in nächster Zeit.“

„Mädchen?“

„Ja, wir haben es neulich aus den Händen der Kronosier befreit.“

Vorsichtig nahm sie einen langen Schluck aus ihrer Kaffeetasse und sah mich über den Rand hinweg an. „Kenne ich sie? Ich meine, ich sollte jeden kennen, der im Computer vernetzt war.“

„Nun, ich könnte dir ihren Namen nennen, aber was bringt es dir? Wenn Dai-chan genügend Courage aufbringt, wird er sich schon erklären. Und wenn Eisblock Honda jemandem seine Liebe erklärt, weiß es eine halbe Stunde später sowieso der ganze Stützpunkt, egal ob er Erfolg hat oder nicht.“

„Na, danke“, murmelte sie ärgerlich.

„Onii-chan, kann es sein, dass Sarah-sama nicht merkt, dass...“

Ich winkte ab. Nicht jetzt und nicht hier.

„Dass du aus ganz anderen Gründen hier bist?“, vervollständigte sie und lächelte verlegen. „Oh, Sorry. Ich habe deine Anfrage von neulich bearbeitet und bin gerade fertig geworden. Vor zwei Tagen war es noch ein wenig unvollständig, aber jetzt organisiert es sich anhand der eingehenden Daten selbst.“

Sarah schob sich näher an einen großen Tisch heran, bediente ein paar Sensoren und sah mit strahlenden Augen dabei zu, wie über dem Tisch ein Hologramm entstand. Dieses Hologramm bildete die Erde ab. Genauer gesagt die Erde politisch aufgeteilt.

Ins Auge fielen natürlich sofort die rot schraffierten Zonen, die als umkämpftes Gebiet galten, dazu die gelb schraffierten, die den Kronosiern zugerechnet wurden. In China konnte man beinahe zusehen, wie die gelben Schraffuren größer wurden.

Ansonsten waren die einzelnen Staaten und ihre Einflussgebiete farbig markiert.

Nur die wenigen neutralen Staaten wie Norwegen, Schweiz und Hawaii wurden weiß dargestellt – und dadurch stachen sie noch mehr heraus.

Sarah hatte sogar daran gedacht, die derzeitigen Einflugrouten für Schiffe einzuzeichnen, die direkt vom Mars kamen und auf der Erde landen wollten; dies veränderte sich ständig durch die Planetenkonstellation. Und natürlich waren die beiden im Bau befindlichen Fahrstuhlsysteme OLYMP/Titanen-Station sowie ARTEMIS/APOLLO eingezeichnet.

OLYMP stand dreitausend Kilometer östlich der japanischen Küste mitten im Pazifik, über einer Region, in der ein Absturz nicht automatisch eine halbe Milliarde Leben beendete.

ARTEMIS ruhte über dem mittelatlantischen Rücken, in etwa auf der Höhe von New York, aus eben den gleichen Gründen.

„Interessant“, murmelte ich.

Sarah lächelte mich spitzbübisch an und zoomte bestimmte Regionen heraus. Sie entschied sich für die Gefechte in Sibirien, wo die tapferen Russen mit hauptsächlich konventionellen Truppen gegen die Kronosier kämpften und den weit überlegenen Feindkräften zumindest ein Patt abverlangten. Eine beträchtliche Leistung, fand ich, denn ihr Gegner war niemand anderes als meine Cousine Sakura. Und die bekam normalerweise was sie haben wollte, sonst hätte sie es nicht in so jungen Jahren so weit hinauf in der Hierarchie geschafft.

Erstaunt fuhr ich zu Sarah herum. „Das sind Live-Bilder!“

„Ja, der Supercomputer hackt sich permanent in ein paar tausend Satelliten ein. Wir haben zwar keine Kontrolle über die Dinger, aber wir kriegen alle Bilder, die sie schießen. Die Wahrscheinlichkeit, dass wir bemerkt werden liegt bei unter einem Prozent, weil wir passiv bleiben. Die Bilder, die du da siehst, werden gerade jetzt von Golden Eye geschossen, einem amerikanischen Militärsatelliten, der mit der Tarnvorrichtung der kronosischen Korvetten ausgestattet ist. Sie schicken ihn immer direkt zu den Brennpunkten und verfügen so über die besten Bilder.“

Ich pfiß anerkennend. „Gibt es auch eine historische Rückschau, für Geländebeurteilungen, Truppenbewegungen und dergleichen?“

„Natürlich. Was willst du sehen? Vielleicht den Big Drop auf Hawaii?“

Die acht Hauptinseln des neutralen Archipels zoomten heraus, mehrere Fenster entstanden. Sie zeigten zu genau, wie über hundert Kapseln aus dem Orbit auf die Erde abgeworfen wurden; drei Zerstörer und acht Fregatten unterstützten den Abwurf mit Bodenbombardements.

Ich kannte die Szenerie nur zu genau, denn ich hatte mittendrin gesteckt. Stunden später, nachdem die Amerikaner niedergekämpft waren, hatte ich mit meinen damals drei Kameraden der Akuma-Gumi und den Fairies eingegriffen und die Invasion praktisch alleine beendet.

Danach war es zum Waffenstillstand gekommen; beide Seiten hatten überhaupt nicht gewusst, dass es die andere Seite ebenso schwer erwischt hatte, und sie waren bereitwillig gewesen, sowohl dem Waffenstillstand als auch der Neutralität zu zustimmen.

Etwas ärgerte mich diese Entwicklung im Nachhinein doch, wenn ich ehrlich war. Okay, es hatte unserer Akuma-Gumi einen vierteljährigen Dauerurlaub im Paradies beschert, als wir die Kamehameha-Squad aufgebaut hatten und die Pausen für den Strand reserviert waren.

Aber einmal, ein einziges Mal hatten Menschen und Kronosier ordentlich verhandelt, keiner aus einer Position der Stärke, alle nur aus Notwendigkeiten. Und das Ergebnis war Perfektion gewesen. Okay, fast Perfektion.

„Nicht schlecht“, murmelte ich. Das war natürlich untertrieben. Ich war begeistert und hoch zufrieden. „Wann können wir es in der Operationszentrale einbauen?“

„Was? Dieses fehlerhafte, ungenaue Ding? Das ist nur für die Vorführungszwecke gedacht. Wir können daraus eine transportable Einheit machen, wenn du willst. Wenn wir mal wieder ausrücken

wollen, heißt das. Die eigentliche Einheit wird gerade aufgebaut, installiert und überprüft. Drei Tage, Akira.“

„Damit kann ich leben.“

„Ach, Akira, hast du wirklich Kenji damit gedroht, dass er die Insel verlassen soll? Er ist nicht der Einzige der glaubt, dass Lilian Jones eine gefährliche Natter ist, die du dir da an deinen nicht vorhandenen Busen legst.“

„Schon klar. Ich habe überreagiert. Ich entschuldige mich bei der nächsten Besprechung bei ihm.“

„Das löst aber nicht dein Lilian-Problem“, mahnte sie.

„Ich habe sie auf Yoshi gehetzt. Das wird sie beschäftigt halten“, erwiderte ich schmunzelnd.

„Auf Yoshi? Du bist eine Bestie, Akira.“

„Manchmal. Auf Wunsch. Wenn besonderer Service gefragt ist.“ Ich zwinkerte der jungen Frau im Rollstuhl zu.

In ihren Augen entstand ein Glimmen. „Oh, gut zu wissen. Ich komme vielleicht mal drauf zurück, auf deinen Bestienservice, Akira Otomo. Falls du nichts gegen mein Handicap hast.“

„Apropos Handicap“, wich ich ihren Worten aus, „hast du vielleicht Lust auf Hawaii? Du und deine Hacking Crew?“

„Hm? Was gibt es denn auf Hawaii?“

„Etwas so wichtiges, dass ich Dai-chan, Yuri, Yoshi und Hatake-san mitnehmen werde.“

„Onii-chan.“

„Meinetwegen, du darfst auch mit, Akari.“

„Oh wie schön! Dann kann ich Hinas Badeanzug ausprobieren, den sie mir überlassen hat.“

„Vielleicht sollte ich Hina auch mal nach einem Badeanzug für dich fragen, Sarah“, sagte ich schmunzelnd. „Nach so vielen Jahren im Tank ist schwimmen vielleicht eine tolle Erfahrung für dich.“

„Weißt du wie tief es am Hawaii-Archipel ins Meer runter geht? Fünftausend Meter! Da setze ich doch keinen Fuß rein!“

„Keine Ausreden. Es wird dir gefallen, Sarah.“ Ich sah zur Seite. „Akari, du sorgst dafür, dass sie packt.“

Der ehemalige Oni salutierte karikiert vor mir. „Jawohl, Sir!“

Ich zwinkerte ihr zu, winkte scheinheilig in Sarahs Richtung, die gerade versuchte, mich mit wehleidigem Gejammer umzustimmen, und verließ ihr Labor wieder.

Ich war gespannt, was mir auf Hawaii bevorstand. Damals, beim Big Drop, hatten die Kronosier zwanzig Prozent ihrer Truppen verloren. Heutzutage war es höchstens noch ein zwanzigstel, an

Zahlen gemessen. Ob sie wieder einen versuchten? Vielleicht diesmal mit tausend Kapseln? Oder war es etwas völlig anderes, was mich und meine Akuma-Gumi erwartete?

Die Wege von Zeus waren unergründlich; die von Hyperion aber erst Recht.

Ich erwachte, als die ersten Sonnenstrahlen durch das Fenster in mein Hotelzimmer schienen – natürlich direkt in mein Gesicht. Unwillig drehte ich mich auf die andere Seite. Ich wollte noch nicht aufstehen. Die Arbeit hier auf Hawaii würde früh genug über mir zusammenbrechen, und ich wollte nicht mit Gewalt daran arbeiten.

„Guten Morgen, Akira“, haucht Kitsune und schmiegte sich an mich. Sie war in Menschengestalt. Nichts hätte mich mehr irritiert als sie in ihrer Fucherscheinung in meinem Bett zu sehen, vor allem nicht nach dieser Nacht.

„Guten Morgen, Kitsune-chan“, erwiderte ich, schloss die Augen und deutete damit diskret an, dass ich noch eine zweite Runde schlafen wollte.

Ihre Lippen, die sich auf meine legten und die fordernde Zunge, die den Weg in meinen Mundraum erzwang, zeigten allerdings, dass Kitsune eine ganz andere Vorstellung davon hatte wie der Rest der frühen Morgenstunden verbracht werden sollte.

„Hast du immer noch nicht genug?“, murrte ich.

Ihre Hände glitten an mir herab und berührten ein paar Stellen an meinem Körper, von denen ich gar nicht gewusst hatte wie kitzlig sie waren.

„Warum sollte ich davon genug kriegen? Deine Leistung war... Annehmbar.“

Unwirsch öffnete ich ein Auge. „Annehmbar? Von zehn Uhr Abends bis drei Uhr Morgens hältst du mich auf Trab, und das Ergebnis ist annehmbar?“

„Hm, vergiss nicht wie alt ich schon bin. Und wie viel Gelegenheiten ich hatte, meine eigenen Techniken zu vervollständigen, abgesehen davon wie viele Liebhaber ich in meinem Leben schon gehabt habe.“ Sie zwinkerte mir zu. „Du musst dich mit der Weltelite messen lassen, Akira. Da ist eine Beurteilung wie annehmbar doch ganz nett.“

Ich schnaubte aus. Weniger wegen ihrer Worte, mehr wegen ihrer Hände.

„Und obwohl ich dieses vernichtende Urteil bekommen habe, willst du noch mal?“

„Nun, ich sehe da bei dir das Potential, von annehmbar weiter aufzusteigen. Du kannst es, wenn du auf deine Kitsune-chan hörst, locker auf befriedigend schaffen, vielleicht sogar auf phantasievoll. Und wenn du dann noch den einen oder anderen Kurs bei der großen Spinne belegst, sogar auf göttlich.“ Sie drängten ihren warmen, nackten Körper an mich. „Und? Kann es losgehen, Herr Annehmbar?“

„AAAAH! WAS MACHST DU IN MEINEM BETT?“

Ich schreckte beim Klang dieser Stimme hoch. „Yoshi“, seufzte ich.

„Yoshi“, murrte Kitsune enttäuscht. „Deine Hose liegt irgendwo vor dem Bett, glaube ich.“

Ich küsste die Dämonin auf die nackte Schulter. „Die Rückrunde ist nicht vergessen.“

Hastig klaubte ich meine Hose und ein Hemd auf, schlüpfte hinein und trat auf den Gang hinaus.

Ich klopfte nebenan. „Yoshi, alles in Ordnung? Yoshi? Yoshi?“

Der Freund riss die Tür auf. Seine Augen zeigten blankes Entsetzen, aber als er mich erkannte, schien sich für ihn alles zum Guten zu wenden. Er ergriff meine Rechte mit beiden Händen und zog mich ins Zimmer. „Gut, dass du da bist. Alleine werde ich damit nicht fertig, Akira. Alleine packe ich das nicht.“

„Gut, gut. Ich werde ein ernstes Wort mit Lilian sprechen. Sich in dein Bett zu schleichen ist wirklich nicht nett.“

Yoshi zerrte mich weiter, bis vor sein Bett. Vorwurfsvoll deutete er auf die zerwühlten Laken und die nur mit Unterwäsche bekleidete Frau, die darauf lag. „Wer redet denn von Lilian?“

„Hallo, Akira.“

Ich sah sie an, drehte den Kopf zu Yoshi, kratzte mich am Kinn, sah sie wieder an... Und bemerkte wie mein Kinn langsam dem Zug der Schwerkraft folgte.

„W-w-w-w-was machst du in Yoshis Bett?“, blaffte ich.

Sie räkelte sich auf dem Laken wie jemand, der gerade erst erwachte. Eine ziemlich sexy Pose, die ich aber von IHR bestimmt nie hatte sehen wollen.

„Ach, ich bin mitten in der Nacht angekommen und im Hotel hatten sie keine Zimmer mehr. Bei dir hat ja Kitsune geschlafen, na, geschlafen, ein Wunder, dass sie euch nicht rausgeschmissen haben bei dem Lärm.“

Da habe ich halt überlegt, bei wem ich mich dann ins Bett legen könnte. Tja, und Yoshi, dachte ich mir, weiß mit einer hübschen Frau neben sich sowieso nichts anzufangen und dass ich bei ihm noch am sichersten bin.“ Sie sah ihn an und seufzte. „Leider hatte ich Recht. Yoshi, warum nutzt du so eine Gelegenheit nicht einfach mal aus? Bist du ein Mann oder ein Mönch?“

„Bis vor kurzem war er noch ein Mönch, schon vergessen?“, warf ich wütend ein. „Äh, waren wir wirklich so laut? Kitsune und ich, meine ich.“

„Ich wette, Megumi-chan konnte euch in Tokio hören“, stichelte sie.

Na toll, das hatte ja kommen müssen. „Okay, du hast deinen Spaß gehabt. Mach dich frisch, zieh dich an und komm zum Frühstück. Die Akuma-Gumi lädt dich ein, General.“

„Ach, wie süß von dir, Akira. Aber keine Angst, mein Sold ist garantiert besser als alles was deine Gumi an Geldmitteln hat, also lade ich euch ein.“ Sie erhob sich, kam zu uns herüber und riss mich in ihre Arme. „Aber genug davon! Lass mich dich einfach nur ein wenig halten. Es ist so lange her, dass ich meinen kleinen Akira gesehen habe. Oh, du bist ja so gewachsen.“

Während sie meinen Kopf gegen ihren beachtlichen Busen drückte und mich damit zu ersticken drohte, ruderte ich hilflos mit beiden Armen. „SAKURA!“

Verwundert ließ sie mich los. „Was? Drücke ich zu fest?“

„Nein, aber wenn du mich auf deinen Busen drückst, dann stehe ich so unvorteilhaft. Ich bin größer als du.“

Sie sah mich an als würde sie das zum ersten Mal in ihrem Leben tun. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Akira...“

Nun schloss ich sie in die Arme. „Es tut so gut, dich wieder zu sehen, Sakura. Es tut so verdammt gut.“

Nach einiger Zeit löste ich mich wieder von ihr und gab ihr einen dezenten Klaps auf den Po. „Nun aber ab unter die Dusche. Sonst wird das nichts mit dem Frühstück.“

„Jawohl, Colonel Otomo.“ Sie zwinkerte Yoshi zu. „Willst du mir den Rücken waschen, Yoshi?“

Der ehemalige Mönch schluckte hart. „Ich denke, ich verzichte. Ich bin soviel Aufregung nicht gewohnt.“

„Na. Dann verschieben wir es halt.“ Sie warf Yoshi einen Kussmund zu, der diesen beinahe taumeln ließ. Er hatte wirklich kaum noch Ahnung von Frauen, der arme Junge.

Dann warf sie ihr langes blondes Haar nach hinten, es wirkte wie ein goldener, glitzernder Wasserfall, und verschwand im großen Badezimmer.

Ich sah zur Tür, wo sich mittlerweile eine beträchtliche Gruppe an Zaungästen versammelt hatte. „Und? Genug gesehen?“

Kenji hatte die Stirn auf der Rechten abgestützt und schüttelte den Kopf. „Sakura Ino. Mensch, General Sakura Ino! Eine ihrer besten Strategen! Die Frau hat halb China erobert und ist noch lange nicht dabei zu stoppen! Und was machst du? Du drückst und herzt sie!“

„Was soll ich machen? Sie ist nun mal meine Cousine. Außerdem ist das hier Hawaii, und hier sind wir alle neutral.“

„Machst du es dir nicht etwas zu einfach?“, fragte Daisuke schmunzelnd. Er hob abwehrend beide Arme. „Nicht, dass ich was dagegen habe. Nicht bei dem Körper. Autsch!“

„Oh, tut mir Leid, Daisuke, aber ich kann mit diesem Ding immer noch nicht umgehen. Ich wollte dir mit dem Rollstuhl nicht in die Hacken fahren.“

Mamoru Hatake erschien in der Tür, drückte Clive O'Hara von der Hacking Crew ein Stück zur Seite und sah schläfrig in die Runde. Dabei bewegte er mechanisch die Zahnbürste in seinem Mund. „Irgenwaff paffiert?“

„Sakura Ino hat die Nacht bei Yoshi im Zimmer verbracht.“

„Fo, fo. Fakufa Imo alfo...“ Der Geheimdienstoffizier gähnte ausgiebig, schmatzte verlegen und putzte gedankenverloren weiter.

Plötzlich riss er die Augen auf. „Fakufa... Imo? IMO?“ Hastig lief er in sein Zimmer zurück.

„Na wenigstens einer, der den Ernst der Lage erkannt hatte“, brummte Kenji Hazegawa, der schon der Verzweiflung nahe schien.

Mamoru kam zurück gesprintet, ohne Zahnbürste, dafür mit Digicam. „Warum sagt mir das keiner? Ich muss Aufnahmen schießen!“ Er sah in die Runde.

„Dienstlich“, fügte er erklärend hinzu.

Ich versuchte es mit einer ernsten Miene. Und versagte dabei. „Okay, die Show ist vorbei. Alles raus, raus, raus. Wir haben einen langen Vormittag am Strand vor uns und einen noch längeren Nachmittag bei der Kame-Squad, klar?“

„Dann hätte unser glorreicher Anführer die Nacht besser mit schlafen verbringen sollen“, kommentierte Yuri grinsend.

„Du mich auch. Und jetzt raus.“

„Akira, kann ich... Kann ich in dein Zimmer gehen? Ich meine, hier ist Sakura, und...“

„In meinem ist Kitsune.“

Resignierend ließ er den Kopf hängen.

„Du kannst dich in meinem Zimmer umziehen.“

„Ich finde, das ist ein gutes Angebot.“

„Aber... Aber das ist...“

Ich grinste schief. „Denk lieber an eines. Besser, Mamoru macht dir dieses Angebot als Lilian, hm?“ „Auch wieder wahr“, seufzte er und klaubte ein paar Sachen zusammen.

3.

Der Strand war eine erstaunliche Einrichtung. Schneeweißer Sand. Palmen, so weit das Auge reichte. Und ein erstklassiger Catering-Service, der den Mitgliedern der Akuma-Gumi, den Schutzpatronen Hawaiis, buchstäblich jeden Wunsch von den Augen ablas.

Ich hatte mal daran gedacht, dass es keinen Ort auf der Welt gab, an dem sich die Akuma-Gumi wirklich frei bewegen konnte: Nicht in den Protektoraten der Kronosier, nicht in Europa, nicht in Amerika. Aber diesen Ort gab es, das Paradies Hawaii.

Frei bewegen konnten wir uns hier auch nicht. Abgesehen von unserem Star-Status wimmelten die Inseln von Agenten jedes verdammten Geheimdienstes dieser Welt und darüber hinaus. Sich hier unvorsichtig zu bewegen war genauso tödlich wie im Luftkampf einen Fehler zu machen. Aber es gab sichere Gebiete wie diesen Strand, dieses Hotel. Und ich war mir beinahe sicher, dass der

normale Bürger auf dieser Insel per Handy die Polizei benachrichtigte, wenn er ein Mitglied der Gumi in Gefahr sah.

Ich hatte es furchtbar bequem in meinem Liegestuhl. Die Mittagssonne versengte den Strand und ich war dankbar für den eiskalten Fruchtsaft neben mir und den Sonnenschirm über mir.

So konnte ich wirklich leben. Für ein paar Minuten, bis mich meine Hyperaktivität wieder zu etwas anderem trieb, was mich interessierte.

Aber immerhin, keine verschwendete Zeit – fand ich.

Ein Hilfeschrei kam an meine Ohren, aber er klang nicht echt. Wenn man einige Zeit mit jüngeren Geschwistern verbrachte, oder sich selbst noch gut an seine Kindheit erinnerte, so wie ich, dann konnte man einen echten Ruf nach Hilfe, echte Schmerzenslaute von falschen unterscheiden. Und dies war ein falscher gewesen.

Dai-chan wusste das auch und ließ sich nicht im Geringsten davon beeinflussen, während er Sarah aus dem Rollstuhl hob und in Richtung Meer trug.

„Daisuke, lass das! Das Meer ist tief und kalt und es gibt Fische da drin, und Haie und riesige Tentakelmonster und Seesterne und Quallen und AHHHH!“

Mit mitleidloser Miene hatte Daisuke die junge Frau in die Brandung geworfen. Sie ging beinahe sofort unter, kam wieder hoch und blitzte den Mecha-Piloten wütend an. „Das zahle ich dir noch heim.“

Dai-chan lachte, ging ebenfalls ins Wasser und schnappte sich die junge Dame, bevor sie glitschig wie ein Fisch zwischen seinen Armen hindurch schlüpfen konnte. Dann zog er sie tiefer ins Wasser.

„Wie fies“, brummte ich.

„Ja, Dai-chan kann schon ganz schön gemein sein“, sagte Lilian und unterdrückte ein grinsen.

„Ich meinte nicht Dai-chan“, korrigierte ich. „Sondern Sarahs Badeanzug. Der ist aus Hinas Sammlung? Das Ding sehe ich zum ersten Mal. Mit so wenig Stoff kann man Männer in den Wahnsinn treiben, weißt du das?“

„Hm, ehrlich? Onii-chan, ob sie ihn mir dann mal leiht?“

„Willst du Yoshi damit foltern, Mädchen? Hm, das fällt mir ja jetzt erst auf. Warum hängst du nicht an ihm wie eine Klette? Wäre doch eine super Gelegenheit und ein toller Tag dafür.“

„Nee.“ „Wie, nee?“

„Nee, es ist ja in Ordnung, wenn ich ihm meine Gefühle aufzwänge. Aber ab und zu muss ich ihm auch mal ne lange Leine lassen.“

Ich drehte meinen Kopf zur anderen Seite und erkannte Yoshi, der am Strand saß und Steinchen in die Brandung warf. Nebenbei redete er mit Sakura, die in einem sehr gewagt geschnittenen String-Bikini neben ihm saß und sich anscheinend göttlich mit ihm verstand.

„Lange Leine, eh? Oder fürchtest du die Konkurrenz?“

„Bleibt ja in der Familie“, knurrte sie eine Spur zu bissig. „Und ich bin sicher, sie gibt ihn mir wieder.“

Ich tätschelte dem Mädchen den weißblonden Haarschopf. „So, so. Vielleicht willst du dich solange anders vergnügen? Mamoru Hatake würde sich wahrscheinlich einen Arm dafür ausreißen, wenn er dich eine Stunde oder zwei ausfragen könnte.“

„Mamoru, hm? Der große, breitschultrige, muskulöse und sonnengebräunte Mamoru? Dieser starke, intelligente, interessante und durchtrainierte Mann?“

„Wow, so wie du es sagst wird er ja sogar für mich interessant“, scherzte ich.

„Kein Interesse. Kannst ihn haben.“

„Wie, kein Interesse? Was ist aus groß, breitschultrig, muskulös, sonnengebräunt, stark, intelligent, interessant und durchtrainiert geworden?“

„Kein Interesse heißt kein Interesse. Ich will Yoshi.“

„Hm, wie passend. Er kommt gerade zu uns rüber. Ob er zu dir will? Kann ich eigentlich nicht glauben, ich meine, Sakura begleitet ihn. Wie süß. Und die beiden geben ein tolles Paar ab.“

„Onii-chan!“, tadelte Lilian.

„So, mein lieber Cousin. Du hast also eine kronosianische Top-Pilotin gefangen genommen“, eröffnete Sakura die Unterhaltung. „Aber du weißt, laut Genfer Konvention musst du sie frei lassen, sobald du einen neutralen Hafen erreichst.“

„Ach so. Lilian, du bist frei und kannst gehen.“

„Was?“, rief Yoshi bestürzt.

„Nein, will nicht.“

„Da hast du es gehört, Sakura. Sie will nicht.“

„Captain Jones, das ist Meuterei.“

„Nein, das ist keine Meuterei“, erwiderte Lilian. „Denn erstens hatte ich noch nicht genügend Sonne, und zweitens bezweifle ich, dass ich es lebend bis zur kronosianischen Botschaft schaffen würde. Ich meine, du weißt wie es in Honolulu aussieht, General. Ich weiß nicht, wie du es schaffst, ob du einen gepanzerten Wagen hast oder gleich eine halbe Division zu deinem persönlichen Schutz, aber ich rechne mir da wirklich ganz geringe Chancen aus.“

Außerdem hat mir Akira eine Bombe in den Bauch implantiert, die explodiert und mich in tausend Fetzen reißt, wenn ich mich mehr als eine Meile vom Sender entferne.“

Yoshi und Sakura sahen mich entsetzt an. „Du hast was?“

„Hey, was ist schon dabei? Die Kronosier machen noch ganz andere Sauereien!“

Yoshi stützte seinen Kopf in beide Hände. „Akira, das ist doch nicht dein Ernst. Du kannst doch nicht ein junges, unschuldiges Mädchen mit einer derart brutalen Methode an dich fesseln.“

Ich warf Yoshi einen länglichen schwarzen Gegenstand zu. „Okay, dann fessle du sie an dich.“

„W-was? A-aber...“

„Sind die Fragen dann geklärt, General Ino? Oder brauchen Sie das schriftlich in dreifacher Ausfertigung?“, fragte Lilian sachlich.

„Nein, ich denke, das geht in Ordnung. Aber bitte, lass das nicht an die Öffentlichkeit durchdringen, ja? Ich will nicht, dass der Geheimdienstkrieg wegen so was noch ein wenig schärfer wird, Akira.“

Ich winkte gönnerhaft. „Versprochen, Cousinchen.“

„So, genug Sonne gehabt. Ich gehe jetzt schwimmen“, beschloss Lilian. Sie beugte sich zu mir herüber und flüsterte: „Danke für den Bluff.“

„Sieh nur zu, dass Yoshi den Laserpointer nicht auseinander nimmt“, erwiderte ich.

Lilian gab mir einen Kuss auf die Wange und streckte sich, wodurch zwei ihrer vordringlichsten Charaktereigenschaften betont wurden. „So, ich gehe dann mal. Beim letzten Wettkampf bin ich acht Meilen am Stück geschwommen. Mal sehen wie gut ich in Form bin.“

Sie sprang auf und lief zum Wasser.

Yoshi eilte ihr hastig hinterher. „Lilian! Du darfst dich nicht zu weit von mir entfernen, hörst du?“

„Bleib einfach immer in meiner Nähe“, rief sie lachend.

Sakura nahm den freien Liegestuhl in Beschlag und grinste zu mir herüber. „Akira, Akira, Akira. Ob der arme Junge jemals merkt wie sehr du ihm gerade mitspielst?“

„Ach, es ist nur zu seinem Besten. Er hat die letzten sieben Jahre vielleicht an seiner geistigen Vollendung arbeiten können. Aber nicht an seiner Menschlichkeit. Die gebe ich ihm Schritt für Schritt zurück. Sowie alles, wozu es sich zu leben lohnt.“

„Ha. Sehr witzig. Und dafür schickst du ihn durch die Hölle.“

Ich breitete die Arme aus, als wollte ich die Welt umfassen. „Ich könnte auch alles auf einmal auf ihn niederprasseln lassen und sagen: Du hast die letzten Jahre vollkommen umsonst im Kloster verbracht, du solltest eigentlich die ganze Zeit in meinem Team sein! Und wegen Yohko musst du wissen, dass...“

„Ich verstehe was du meinst. Tue ihm nicht weh, okay? Für mich ist er nicht weniger ein kleiner Bruder als du, Akira.“

„Ich tue ihm nur so sehr weh wie er braucht um durch den Schmerz zu wissen, dass er lebendig ist. Das funktioniert bei vielen.“

Ich deutete zum Meer, wo Sarah und Daisuke nebeneinander schwammen. „Sieh sie dir an. Sarah, jahrelang in einem Biotank gefangen schwimmt vielleicht das erste Mal in ihrem Leben im Meer.“

Und Daisuke, der damals die Hekatoncheiren verlassen hatte, weil er mit ansehen musste, was eine radikale Wissenschaftlergruppe mit den Insassen eines Supercomputers vorhatte, fasst endlich wieder Vertrauen in jemanden aus seiner Umgebung, nachdem er mit ansehen musste, wie von über zwanzig Menschen die Gehirne extrahiert wurden. Zu fliehen und Joan zu retten war der erste Befreiungsschlag für ihn gewesen. Das erste Wiedergutmachen seiner Untätigkeit, dem noch so viel folgen musste, bis er halbwegs zufrieden war. Im Moment sieht er sehr zufrieden aus. Und sehr glücklich.“

„Wenn du es so siehst...“ Sie verschränkte die Arme hinter dem Kopf und seufzte. „Trägst du mir Sonnenöl auf?“

„Nur wenn du mir verrätst, warum du mich hast kommen lassen, Zeus.“

Sakura blinzelte zu mir herüber. „Wie immer so schnell wie möglich aufs Ziel zu, eh, Gyes? Wenn ihr nachher die Kamehameha-Squad trainiert, setze dich ab. Wir beide haben einen Termin in den Kavernen des Schachpalasts. Um genau sechzehn Uhr Ortszeit. Ich werde dich am Eingang erwarten.“

„Du lockst mich in ein subversives Rebellenest? In den Sündenpfuhl, in dem schon die Unabhängigkeit von Hawaii beschlossen worden ist?“

„Von dir beschlossen worden ist. Vergiss doch bitte nicht die wenn auch unwichtigen Details, Akira“, tadelte sie mich amüsiert.

„Und wenn schon“, erwiderte ich mit einer abwertenden Geste und angelte nach dem Sonnenöl. Großzügig verteilte ich es auf Sakura und begann es gewissenhaft einzureiben.

„Stimmt es eigentlich, dass sie dir zu Ehren eine Statue errichten wollen? Ich habe Lorenzo so was sagen hören, und auch Tetsu ist sehr dafür. Oh, die Stelle ist gut.“

„Die beiden reden mal wieder. Dabei wissen sie doch ganz genau, dass ich der erste wäre, der das Ding zu Klump schießen würde. Mann, du hast wirklich lange Beine.“

„Das liegt an der Familie. Beste Gene, Akira. Vergiss nicht die Brust und das Gesicht, ja?“

„Hey, Sklaventreiber, kannst du das nicht selbst?“

„Voller Service, bitte, blauer Teufel. Voller Service.“

Murrend ergab ich mich in mein Schicksal. „Was haben Lorenzo und Tetsu denn genau gesagt?“, hakte ich nach.

„Captain Genda hat gesagt, dass dem Schutzherren von Hawaii, dem Schild gegen den Big Drop, dem Beschützer der Zivilisten und Besiegten wenigstens eine lebensgroße Marmorstatue vor dem Hauptverwaltungssitz gebührt.“

Und First Lieutenant Antani meint, zweifach lebensgroß und aus Edelstahl würde dir besser entsprechen.“

„Die reden wieder“, murmelte ich. Aber es rührte mich irgendwie. Ich hatte nie wirklich damit gerechnet, für meine tödliche Arbeit mehr zu bekommen als hier und da ein paar Orden, Narben, chronische Krankheiten und als Abschluss den Strick oder Blei. Wenn sie mir zu Ehren eine Statue errichteten, dann war das wie... Ich konnte es nicht genau definieren. Wie Nero zu ehren, der Jahrhundertlang als größte Geißel der jungen christlichen Gemeinde galt, der ihnen zudem den großen Brand angehängt hatte und sich erst durch neueste Forschungen als heimlicher Förderer des Christentums und offener Mäzen von Kunst und Wissenschaft erwiesen hatte – einmal davon abgesehen, dass er für einen absolutistischen Herrscher ein ziemlich netter Kerl gewesen sein musste. Dennoch erschien mir ein Ehrenmal für ihn so falsch, und das war es auch für mich, für den blauen Teufel.

Eine kleine Gedenktafel dort wo sie mich aufknüpften erschien mir doch wesentlich passender.

„Sag mal, Akira, tut das nicht weh, wenn du dir so gegen den Schädel haust?“

„Ich versuche nur gerade ein paar sehr negative Gedanken los zu werden. Komm, dreh dich um, Sakura. Vorne bin ich fertig.“

„Kannst du nicht noch mal die Schläfen einreiben? Das war so entspannend. So... Hach.“

„Hör auf mit mir zu flirten“, erwiderte ich und wendete sanfte Gewalt an.

„Au, bist du grob. Wenn du immer so mit den Frauen umgehst, wirst du nie eine feste Freundin finden.“

„Mein Problem ist es nicht eine feste Freundin zu finden“, tadelte ich. „Mein Problem ist es, die vielen Aspiranten von mir fern zu halten.“

„So? Angeber.“ Sakura schloss die Augen und wenige Sekunden später bewiesen ihre gleichmäßigen Atemgeräusche, dass sie eingeschlafen war.

„Na toll.“ Da ich ein gründlicher Mensch war, beendete ich meine Arbeit und drehte sogar den Sonnenschirm neu, damit die liebe gute Generalin im Dienste der Kronosier nicht plötzlich in der blanken Sonne lag und sich tüchtig verbrannte.

Dann ging ich selbst zum Strand und wollte auch etwas ins Wasser gehen.

„Akari!“, rief ich. Meine kleine Adoptivschwester, die sich nach wenigen Tagen wirklich benahm als sei sie erst sechzehn – der Oni hatte auf mich ausgereift und ausgewachsen gewirkt, war aber bei weitem naiver gewesen – sah erstaunt zu mir herüber. Sie verabschiedete sich von dem blonden Burschen, der sich mit ihr unterhalten hatte und lief zu mir herüber. Auf dem letzten Meter stolperte sie und stürzte an mir vorbei zu Boden.

Geistesgegenwärtig griff ich zu; schlau wie ich war ging der Griff nicht an ihren Badeanzug, was garantiert dazu geführt hätte, sie ungewollt zu entkleiden und einen beträchtlichen Rummel ausgelöst hätte. Stattdessen erwischte ich sie mit einer Hand auf dem Bauch und federte den Sturz aus. Danach richtete ich sie wieder auf.

„Puh. Danke, Onii-chan.“

„Gern geschehen.“ Ich ging neben dem Objekt in die Hocke, über das Akari gestolpert war. Eine leere Bierflasche. Na danke, besonders gut gepflegt wurde der Strand anscheinend nicht. „Sag mal, wer war denn das, mit dem du da gegessen hast, Akari?“

„Der? Ich habe nicht nach dem Namen gefragt. Wie dumm von mir.“ In einer mädchenhaften Geste streckte sie die Zunge ein Stück zum linken Mundwinkel raus und verpasste sich eine gespielte Kopfnuss.

„Hm. Und was wollte er?“

„Er hat mich gefragt, was für ein Mensch du bist. Ob du eher so bist wie die Amerikaner sagen oder eher so wie die Kronosier sagen.“

„Und was hast du ihm geantwortet?“

„Ich habe gesagt, du bist wie du bist und deine Freunde lieben dich dafür.“

„Na, na, übertreibe mal nicht so. Akari, hast du in Betracht gezogen, dass er ein kronosischer Agent sein könnte? Weißblonde Haare, dunkle Augen, das ist doch recht eindeutig.“

„Klar ist er ein Kronosier. Das hat er ja auch ganz offen gesagt.“

Alarmiert sah ich mich nach dem Jungen um, aber er war nicht mehr am Strand. Mist.

„Aber für einen Agenten war er sehr untypisch. Er wollte nichts über dich wissen, bis auf die Sache wie du so bist. Ansonsten hat er mich ausgefragt. Onii-chan, was ist ein Oberstufenabschluss?“

Ich tätschelte dem ehemaligen Oni den Kopf. „Etwas, was du hoffentlich irgendwann einmal machen kannst. In einer ordentlichen Schule. In einer ordentlichen Stadt. In einer Zukunft, die für uns alle da ist.“

„Das ist komisch“, murmelte Akari nachdenklich. „Als ich den Jungen gefragt habe, was ein Oberstufenabschluss ist, hat er fast dasselbe geantwortet.“

Ich runzelte die Stirn. Der Weißkopf begann mich zu interessieren. Schade, dass er fort war. Aber wie hieß es doch so schön? Im Leben traf man sich immer zweimal.

„Colonel, es ist mir eine Ehre, Sie wieder einmal in unserer schönen Stadt Honolulu begrüßen zu dürfen! Ich will sagen, dass... Ach Alter, gib mir fünf und dann zeig mal, was du alles drauf hast.“

„Na, das klingt doch schon eher nach Tetsu Genda“, erwiderte ich grinsend und tauschte mit dem großen, athletischen Chef der Kame-Squad einen Handschlag aus. „Schön, dich wieder zu sehen. Wie ich gemerkt habe, hast du mein kleines Paradies ordentlich beschützt.“

„Ach“, meinte Tetsu mit abwehrender Geste, „zwanzig Mechas mit Besatzungen, die von Blue Devil persönlich ausgebildet wurden in einer Region, in der man sich unmöglich anschleichen kann ist wie die Hekatoncheiren hier zu haben. Es gibt hier und da Übergriffe und ab und zu versuchen mal ein paar Piraten ihr Glück, wie zutreffend die offiziellen Berichte über unsere Stärke sind... Ansonsten ist es hier eher ruhig.“

„Akira, du Stromer! Ziehst du wieder das jüngste Gericht in deinem Sog hinter dir her?“

„Lorenzo. Der größte Grobmotoriker, der jemals zehn Abschüsse mit einem Sparrow erreicht hat.“

„Zwölf.“ Wir tauschten ebenfalls einen Handschlag aus. Der kleine, schlanke Italiener grinste mich an. „Sind die männlichen Begrüßungsrituale damit durch, oder wollen wir noch einen Hahn schlachten, uns mit dem Blut einreiben und ums Feuer tanzen, während wir sein rohes Fleisch fressen?“

„Ich wäre mehr für die Variante, den nächsten Burgerladen zu plündern, dann ums Feuer zu tanzen und nebenbei ein paar frittierte Hühnerstückchen zu futtern.“

„Elender Pragmatiker“, erwiderte Lorenzo Antani und ging zu Daisuke. „Wie hältst du es nur mit diesem Spinner aus? Komm doch nach Hawaii und bleib bei uns, Honda.“

„Hi, Kurzer. Ich halte es ganz gut mit ihm aus, aber frag mal Yuri. Der sagt immer, dass Akira ihn noch in den Wahnsinn treibt.“

„Ich habe nicht Wahnsinn gesagt. Fast in den Wahnsinn, denn diesen Sieg gönne ich diesem dünnen Japaner nicht. Hi, Lorenzo. Nachher noch ein Schoppen Wein und ein paar hübsche Ladies?“

„Spricht nichts dagegen. Hm, wer sind denn diese beiden?“

„Darf ich dir vorstellen, Yoshi Futabe, unser, hm, geistiger Beistand und Captain Mamoru Hatake vom FJG, unser, hm, weltlicher Beistand.“

„Was denn, versucht Ihr jetzt etwa doch, in den Himmel zu kommen? Ich dachte, Ihr habt für eure Plätze im Fegefeuer schon was von Ikea bestellt und Philip hat es vermittelt. Wo steckt der Kerl überhaupt?“

„Er und Kei sind auf Senso Island geblieben. Er wegen diversen Brüchen und Kei weil er glaubt, bei den Frauen mehr Chancen zu haben, wenn wir weg sind.“

„Gute Taktik. Aber das klappt nicht, solange Makoto bei euch die Sparte kleiner und niedlicher Mann belegt.“

Yuri seufzte. „Ich glaube, er versucht die Masche: Intellektuell und große Augen.“

„Das könnte sogar klappen. Kommt, der Dicke und der Oberteufel haben was zu besprechen. Ich zeige euch die Crew. Habe ich schon erwähnt, dass wir einen tollen Ersatz für Sören gekriegt haben? Weiblich, ledig, jung, und von einem Haufen Helden wie euch leicht zu beeindrucken.“

„Habt ihr gehört? Helden hat er gesagt. Helden. Mensch, wir müssen dem Kerl danken, der eure Presse manipuliert – und dann einstellen!“

„Dai-chan...“

„Versteht denn niemand hier mehr einen ordentlichen Witz?“

Ich sah der Gruppe hinterher, mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Was für eine Bande.

„Ich habe gehört, dein Supercomputer hat einen neuen Anführer?“

„Nicht wirklich. Aber seit neuestem gehört die Fushida Hacking Crew zu meinen Leuten. Sie breiten sich gerade in einem deiner Hangars aus und werden deine Hawks und Sparrows überprüfen. Wenn du nichts dagegen hast, nehmen sie sich auch deinen Eagle vor.“

„Später, vielleicht. Ihr bleibt ja hoffentlich länger als einen Tag.“

„Das hängt von den Kronosiern und den Amis ab. Die machen eine Menge Scheiß in letzter Zeit. Dieser Angriff auf die Dämonenwelt, die Neuaufnahme der Invasionen in China und Südasien, und die Amis wollen den Waffenstillstand an der Demarkationslinie von Anchorage brechen... Ich weiß gar nicht, wem ich als erstem Verstand einprügeln will.“

„Allen?“

„Guter Vorschlag.“ Ich schmunzelte leicht. „Und, wie läuft es ansonsten?“

„Du hast es ja gehört. Wir haben neulich wieder einen Squadmember verloren. Ich bin es Leid, sie zu verlieren, auch wenn das Verhältnis immer noch zwanzig zu eins ist. Aber jedes Mal wenn einer stirbt oder verletzt ausscheidet, wird ein Stück aus der Familie gerissen, wird ein Stück aus mir gerissen. Ich mag das nicht. Und ich halte das nicht aus.“

„Und genau aus diesem Grund, Tetsu, bist du der beste Mann für diesen Job. Verdammt, Junge, einer muss es tun, und du bist es.“

„Ja, rede du nur. Ich weiß, du trägst auch viel Verantwortung, aber bei dir sieht das alles so... So leicht aus! Verrate mir dein Geheimnis.“

Ich schmunzelte. „Wenn es schwierig wird, denke ich an die Dinge die mir wichtig sind. Und an die Überraschungen, die guten Überraschungen, die mir die Welt beschert.“

„Es gibt gute Überraschungen?“, argwöhnte Tetsu.

„Es gibt sogar sehr gute Überraschungen, wie immer wenn ein Totgeglaubter wieder zurückkommt.“

„Was? Ist dein Opa Michael wieder aufgetaucht?“

Mein Schmunzeln verschwand. „Nein, leider nicht. Aber solange ich sein Grab nicht sehe, glaube ich nicht daran, dass er tot ist. Ich glaube es einfach nicht und basta.“

„Wer ist dann zurückgekehrt?“

„Hm, das erzähle ich dir ein andermal. Jetzt lass es mich einfach nur genießen und den Motivationsschub auskosten.“

„Du hast gut reden. Du hast wenigstens Motivationsschübe.“

„Sakura ist in der Stadt, Tetsu.“

„Sa-sa-sakura? Was?“ Unwillkürlich lüftete der Japaner seinen Kragen.

„Ja, ich treffe mich nachher mit ihr. Willst du mit?“

„Ich... Ich... ich... Ich...“

„Das werde ich als ja“, schmunzelte ich.

Sakura Ino empfing uns wie versprochen auf den Stufen des Schachpalasts.

Flankiert wurde sie dabei von einigen Leuten, deren Lebensunterhalte sicherlich Mathematik und Physik waren: Wie viele Schutzgelder muss man im Monat erpressen, damit es am Jahresende zur ersten Million reicht, und wenn die Kugeln aus meiner Tommygun von der Wand reflektiert werden, haben sie dann noch genügend Aufschlagenergie, um tödlich zu sein... Gangster eben. Es irritierte mich sehr, dass sie Sakura so ausnehmend höflich begrüßten. Es irritierte mich aber weit mehr, dass Tetsu jeden persönlich und mit Handschlag begrüßte. Meine Welt wurde erst normal, als der große, starke Tetsu zu stottern begann, als er Sakura begrüßen wollte.

Roger Brown, der Manager, empfing uns im Großen Saal. Am frühen Nachmittag war hier natürlich noch nicht viel los, genauer gesagt hatte der Laden noch nicht einmal auf. Außer natürlich für diverse konspirative Treffen, Waffengeschäfte, Geheimdienstkontakte und selbstverständlich für die freien Philosophen und Anarchisten, die in den kleineren Sälen ihre Version einer neuen und freien Welt propagierten.

Ich fragte mich, wie der gute Roger überhaupt noch dazu kam, mit Hilfe des viel gelobten freien Glücksspiels auf Hawaii die Leute auszunehmen, wenn er derart viel zu tun hatte.

Der große, bärtige Mann gab gerne den Schwarzen aus dem Klischee. Vor dem Abzug der amerikanischen Truppen war er Captain in der Air Force gewesen, aber zur richtigen Zeit hatte er das richtige getan. Genauer gesagt war er abgestürzt, hatte sich ein Bein gebrochen und war hier im Krankenhaus geblieben. Die Air Force hatte ihn daraufhin zum Deserteur erklärt und ich hatte ihm geraten: Bleib doch einfach hier.

Seitdem hatte er seinen Spaß in seinem eigenen, persönlichen Reich. Und seiner achtköpfigen Familie ging es auch nicht schlecht, im Anwesen auf dem Land, im Stadthaus, auf der nach ihm benannten Privatschule, und, und, und... Das alles, vor allem dessen Sicherheit erforderte aber eine Menge Neutralität und Freundlichkeit zu allen Parteien.

Um diesem Druck stand zu halten hatte sich der gute Roger schon vor Jahren auf Cosplay verlegt, sprich klischeehafte Outfits. Zur Zeit hatte er sich einen gekräuselten Vollbart stehen lassen, den er täglich einwichste, damit er aussah wie mit Wagenschmiere gefettet. Dazu trug er eine Afroperücke, die nur knapp an übertrieben vorbei schlitterte. Die Sonnenbrille mit den kleinen roten Gläsern und das schrill orange Lederoutfit komplettierten einerseits seinen Sinn für Perfektion, andererseits den für Humor.

„Akira, du kleiner Halunke. Was machst du denn schon wieder hier? Findet etwa schon wieder eine Invasion statt?“

„Keine Sorge, Big Rog, der nächste der sich Hawaii einverleibt werde ich sein.“ Ich hob fragend die Augenbrauen. „Du kannst doch mit mir als Kaiser von Hawaii leben, oder?“

„Kommt drauf an. Wie hoch setzt du die Steuern?“

„Du bezahlst Steuern?“

Roger lachte laut und wie es erschien zufrieden. „Bist wie immer nicht auf die Klappe gefallen.“ Der große Schwarze reichte mir die Hand, und schloss die Linke darum als ich sie ergriff. In den braunen Augen las ich wie immer Respekt für mich und meine Arbeit.

Er hatte mir erst ein gutes Jahr später, als er sich hier etabliert hatte erzählt, dass er mich als Falcon-Pilot bei vielen meiner Schlachten begleitet hatte. Sein Callsign damals war Black Lightning gewesen, und das hatte viele Erinnerungen an einen sehr guten, aufmerksamen und vor allem waghalsigen Piloten geweckt, der immer im dicksten Gewühl zu finden gewesen war – wo ich meine liebe Mühe gehabt hatte, ihn wieder raus zu hauen.

Er hatte mir mehr als einmal angeboten, mir sein altes Callsign zu vererben, weil ihm Blue Devil einfach nicht für mich gefiel, aber ich hatte bisher immer abgelehnt. Ich war ein Teufel, ein Schlächter und ein Mörder.

Seine Erwiderung nagte in schwachen Stunden an meinem Geist und an meiner Seele: So sind Soldaten nun mal.

„Hallo, Tetsu. Dich wollte ich sowieso noch sprechen. Die RK-Waren kommen heute über die Nordroute rein. Kannst du zwei Kames für die Eskorte abstellen, sobald sie unser Gebiet erreichen? Sie sind sehr wichtig und sollen noch diese Woche nach Phillie.“

„RK? Schmuggelst du Waffen, Big Rog?“

„Was? Ja, auch. Aber das ist eher was Persönliches.“

„Um es genauer auszudrücken“, erklärte Tetsu, „es sind Hilfslieferungen vom Roten Kreuz, die über das neutrale Hawaii erst zu den Philippinen und dann in die chinesischen Kampfgebiete geschleust werden. Es gibt dort immer noch mehr als hunderttausend Chinesen, die den vierten Winter in Folge in Zeltstädten ausharren mussten und... Entschuldige, Sakura, so wollte ich das nicht sagen.“

Meine Cousine schien zu frösteln. Sie hatte die Arme eng um den Körper geschlungen. „Ist schon gut, Tetsu. Du hast ja Recht. Rog, Tetsu, bringt es wie immer nach Phillie rüber. Ich übernehme wie immer die Verteilung.“

„In Ordnung, Engelchen. Kommt jetzt, bitte. Ihr werdet erwartet.“

Roger führte uns in einen der hinteren Säle, von dort in einen Nebenraum.

Als ich eintrat, musste ich grinsen. „Sind Kutten nicht fürchterlich out heutzutage? Oder wird das hier psychedelisch? Auf deinen Weg du achten musst, junger Akuma?“

„Bitte keine faulen Witze, Colonel Otomo“, sagte die mittlere von drei Gestalten, die mit Kapuzenkutten verummt an einem runden Pokertisch saßen. „Zumindest jetzt noch nicht. Bitte, setzen Sie sich.“

Ich nahm ohne zu zögern Platz und bestellte mir einen grünen Tee – Rog hatte ein paar wirklich nette Sorten. Neben mir setzten sich Sakura und Tetsu. Sakura mit einem sehr wissenden Blick. Sie tauschte ein Nicken mit der mittleren Gestalt aus.

„Also“, sagte ich ernst und faltete auf dem Tisch meine Hände ineinander. „Was kann die Geißel der Menschheit für Sie tun?“

„Viel, Aoi Akuma. Sehr, sehr viel. Irgendwann und irgendwo. Aber heute wollen wir etwas für Sie tun.“ Die mittlere Gestalt nahm die Kapuze ab. Braunes, kurz geschnittenes Haar wurde sichtbar. Das schmale, freundliche Gesicht gehörte einer Frau, die in ihrem Leben etliche Härten durchlitten hatte, aber nicht unattraktiv geworden war.

Der Mann links von ihr war Kronosier. Und wenn ich mich nicht täuschte der Bengel von heute morgen. Er musterte mich ernst und interessiert.

Rechts schlüpfte eine kleine, schwarzhaarige Asiatin aus der Kapuze. Sie war bestimmt Japanerin oder Koreanerin. Interessant.

„Also gut. Helfen Sie mir. Ich entscheide dann, was diese Hilfe wert ist und werde mich bei Gelegenheit revanchieren, meine Damen, mein Herr.“

Die mittlere Frau schenkte mir ein kurzes Lächeln. „Ich will mich zuerst vorstellen. Mein Name ist Ban Shee Ryon. Admiral Ban Shee Ryon. Dies hier sind Major Ai Yamagata vom Freien Japanischen Geheimdienst und Michi Torah, der Sohn vom stellvertretenden Legatsvorsitzenden Juichiro Tora.“

Ich runzelte die Stirn. „Interessante Kombination. Ich werde neugierig. Aber eines vorweg: Ich kenne alle wichtigen Offiziere der Kronosier ab Captain aufwärts. Warum kenne ich Sie nicht, Admiral? Geheimdienst?“

„Direkt zum Punkt. Bemerkenswert, Colonel. Die Antwort ist simpel. Falsche Armee.“

„Hm?“, machte ich interessiert. „Sie gehören zu einer Armee auf der Erde?“

„Nein.“

Ich sprang auf, stemmte meine Hände auf den Tisch. „Sie haben meine volle Aufmerksamkeit, Ma’am.“

„Miss. Ich bin nicht verheiratet. Wollen Sie die kurze oder die lange Version, Aoi Akuma?“

„Erst die kurze, dann die lange.“

„Michi Tora wird Ihnen später die lange Version darlegen. Ich werde ihn in Ihre Obhut geben, wenn das in Ordnung geht.“

„Als Geisel?“ „Als Piloten im Training gegen die Kronosier.“

Tora lächelte dünn. Nein, es war eher grausam. Was konnte Toras Sohn dazu treiben gegen die Kronosier anzutreten? Nein, da war mehr, soviel mehr. Dieser Junge wollte nicht gegen die Kronosier antreten. Er wollte gegen seinen Vater antreten. „Interessant.“

Admiral Ryon legte eine dünne Platte auf den Tisch, sofort entstand ein Hologramm, welches das Sonnensystem zeigte. Allein das reichte um mich zu beeindrucken. So ein winziger Projektor bei so guter Qualität, das war Spitzenklasse.

„Wie Sie sehen ist dies das Sol-System. Und jetzt raten Sie mal, wo ich herkomme.“

Tetsu griff in das Holo und deutete auf den Mars.

„Nicht ganz falsch, Captain Genda.“

„Zeigen Sie es mir. Verkleinern Sie die Karte, bis Ihre Heimat zu sehen ist.“

„Sehr scharfsinnig, Colonel“, sagte sie schmunzelnd.

Die Karte zoomte raus, wurde winzig klein, bis nur noch die Sonne als dünner Lichtpunkt zu sehen war. Dann erschien ein weiterer Lichtpunkt, Alpha Centauri, doch der Zoom ging weiter, bis zu den Hyaden und darüber hinaus. Schließlich erfüllte ein niedlicher Ball voller Sterne das Hologramm.

Amüsiert runzelte ich die Stirn. „Eine politische Karte, oder?“

„Treffend erkannt, Colonel. Ich komme von diesem Stern, Kanto. Meine Hauptwelt heißt Loranía. Von ihr bin ich abgeflogen, mit einer kleinen Flotte Schiffe und etwas unter zwanzigtausend Zivilisten.“

„Aha. War Ihre Welt von der Vernichtung bedroht, Admiral?“

„Bedroht ja, aber nicht wie Sie denken.“

„Dann hat es mit der grünen Farbe zu tun, die das Kanto-System umgibt. Wie ich das sehe, umfasst das grün fünfzig oder mehr Sterne. Das ist?“

„Das ist das Imperium der Naguad, das Imperium, in dessen Armee ich Admiral bin“, sagte Ryon ernst. „Und die Militärmacht, vor der ich mit zwanzigtausend Zivilisten geflohen bin.“

Ich bemerkte, dass ich noch immer stand. Aber ich hatte nicht das Bedürfnis mich zu setzen. Es wurde gerade verdammt spannend. „Geflohen? Heißt das, Sie sind die Kronosier und etablieren hier das, vor dem Sie geflohen sind?“

„Kronosier und wir haben nicht viel miteinander zu tun, keine Angst. Wir hatten nie vor, die Erde zu unterwerfen“, beschwichtigte mich Admiral Ryon.

Ich schnaubte abfällig. Das war sicher nur die halbe Wahrheit gewesen.

„Aber wir haben die Kronosier erschaffen, unabsichtlich.“

Für einen Moment dachte ich, mir würden die Beine unter dem Körper nachgeben. Aber ich fing mich, indem ich mich schwer auf dem Tisch abstützte. „So etwas habe ich mir schon gedacht.“

„Das war die kurze Version, Colonel Otomo“, sagte Ryon, und es klang den Umständen entsprechend amüsiert.

„Ich freue mich auf die lange“, sagte ich mit rauer Stimme.

„Kommen wir zu den wichtigen Dingen unseres Zusammentreffens“, sagte die Frau und wollte den Projektor umschalten.

„Zwei Dinge noch, Admiral“, bat ich. „Diese orange schraffierte Zone am Rand der Kugel, wem gehört die?“

„Colonel, bitte, wir...“

„Admiral. ICH bitte SIE.“

„Also gut. Sie gehört dem Kaiserreich der Iovar, einem föderalistischen Staatsgebiet, mit dem die Naguad seit zweitausend Jahren in einem Waffenstillstand leben.“

„Und die rote Fläche? Zu wem gehört die?“

Ryon zögerte. Aber Sakura nickte nachdrücklich.

„Sie gehört der Core-Zivilisation.“

„Was, bitte ist eine Core-Zivilisation?“

„Ein Core ist eine künstliche Intelligenz, die sich selbst ganze Städte und Flotten erbauen kann, wenn man ihr genügend Zeit gibt. Es war ein Core, der den Mars kultiviert hat, allerdings in unserem Auftrag und unabhängig von der Core-Zivilisation.“ Sie zögerte, bevor sie weiter sprach.

„Die Core-Zivilisation ist der Feind der Naguad und der Iovar.“

Langsam setzte ich mich. Ich würde noch eine Menge Fragen an den jungen Mann haben. Eine Riesenmenge.

„Colonel Otomo, wir sind bereit, Ihnen Michi Tora und seinen Daishi zu überlassen. Wir verlangen dafür keine Gegenleistung. Sie brauchen nicht einmal für seine Sicherheit zu garantieren, darum kümmert er sich selbst. Aber wir bitten Sie darum, ihm eine Fairy zu stellen. Sie werden sehr bald sehen, dass er für die Akuma-Gumi zu einem wertvollen Krieger wird.“

„Diese Entscheidung obliegt zwei Personen. Mir als Befehlshaber und der Frau, die seine Fairy sein soll“, schränkte ich ein.

„Um mehr bitte ich nicht, Colonel Otomo.“ Der Blick des Jungen war hart, beinahe grausam. Zugleich sah ich aber auch Traurigkeit darin schimmern, abgrundtiefe Traurigkeit.

„Und das ist sein Mecha, Colonel“, führte Ryon weiter aus und stellte das Hologramm um.

Ich keuchte erschrocken auf. Ein Daishi, aber was für einer!

„Was Sie hier sehen ist ein Daishi Echnatron. Bemannt mit einem guten Piloten und einer Fairy ist er mit keinem Mittel zu besiegen, das uns derzeit bekannt ist.“

„Ein Riesending“, stellte ich fest. „Ich nehme ein Dutzend.“

Dies war der Moment, in der die Alarmsirenen die Bevölkerung Honolulus in die Bunker riefen. Elektrisiert sprang ich auf. „Wir sehen uns wieder, Admiral Ryon.“

„Das werden wir, Akira Otomo. Und ich freue mich schon drauf!“



RHODANS TOCHTER

Geschichte einer Halbarkonidin

von Senex

Rhodans Tochter - Geschichte einer Halbarkonidin

Eine Perry-Rhodan-Fortsetzungsstory von Senex

August 2084



Jenseits des Gopkarsektors,

Sonne Arssasson, Planet Ssossri

Eine hellgelbe Sonne stach auf eine weite Ebene herab, in der vor Urzeiten ein mächtiger Meteor eingeschlagen sein musste. Auf den äußeren Hängen des Kraters waren eine Anzahl nüchterner,

kahler Gebäude an die Steigung geduckt erbaut, der weitere Umkreis schien umzäuntes Sperrgebiet zu sein. Nur der Wind sorgte für Bewegung, er wehte Sandfahnen über den sanften Anstieg und zeichnete ein wellenähnliches Muster auf den Boden. Außerhalb des Zaunes fanden sich angenehmer anzusehende, buntere Gebäude, jeweils acht um einen See oder Tümpel, Büsche und Bäume wuchsen an den Ufern und machten einen gepflegten Eindruck. Schnurgerade, ganz offensichtlich künstliche Kanäle verbanden diese Gewässer, immer wieder von eleganten Brücken überquert, motorbetriebene Radfahrzeuge bewegten sich durch die Straßen der Stadt. In diesem Meteorkrater erhob sich ein stählerner Berg, in terranischen Metern gemessen etwa 550 Meter hoch, mit einem Durchmesser von rund 200 Metern. Ein Zylinder, oben von einer perfekten runden Kuppel abgeschlossen. Circa 100 Meter unter dem Bug war ein Wulst von etwa 30 Metern Breite um den Rumpf, in dem sich 24 große Triebwerksöffnungen nach außen und nach oben öffneten, am Heck wurde der Stand von 64 Teleskopbeinen gesichert, zwischen denen sich die mächtige Hauptausstoßöffnung eines atomaren Plasmafackelantriebes befand.

Zwei Ssossri standen vor diesem Raumschiff, beide in die rotbraune Uniform der Streitkräfte des Planeten gekleidet.

„Ein schmuckes Schiff, Kapitän!“ sagte der Ssossri mit mehr Gold auf der Schulter. Dem Kapitän sträubten sich stolz die federförmigen Schuppen über den Augen.

„Das ist es, General! Eine wahre Schönheit! Ich bin auch sehr stolz darauf, die Ehre zu haben, die ACHASSA in den Weltraum zu bringen.“ Der Flaum an den Wangen des Generals fächerte sich kurz auf, ein Zeichen kurzer Belustigung. Dann wurde der General wieder ernst. Toderntst.

„Kapitän Rhossoma, ich hoffe, Sie sind sich der Wichtigkeit Ihrer Aufgabe bewusst! Wir benötigen einfach neue Welten, die wir bewohnen können. Ssosswei und Ssossffie haben wir den Platz betreffend genau so ausgeschöpft wie Ssossri. Unser Wasser kommt schon seit Jahrzehnten von Planetoiden aus dem Meteorgürtel. Und die Traditionalisten verweigern weiterhin jede Zustimmung zu einer vernünftigen Eiablageregelung. Neuerdings fordern sie sogar das Recht, ihre Nahrung lebend zu verzehren. Roh reicht nicht, nach ihrer Auslegung der acht Rollen muss das Tier noch lebend verschlungen werden.“

Bei der Erwähnung der Traditionalisten hatten sich Rhossomas Halsschilde kurz vor Erregung aufgebläht, für Sekunden war sein kräftiges Gebiss sichtbar geworden.

„Also, die können verlangen, was sie wollen. Ich möchte mein Fleisch gut durchgebraten, mit ein wenig Gewürz. Aber nach deren Auslegung sind ja auch die Grünschuppler der Nordhalbkugel von Ssossri keine vollwertigen Wesen wie wir. Obwohl wir erwiesenermaßen von ihnen abstammen und im Alter sowieso alle ohne Ausnahme zu Opalschupplern werden. Wenn wir nicht vorher sterben. Aber ich sollte jetzt wohl an Bord gehen, General. Und Sie sollten den Krater besser verlassen.“

General Possessa fauchte zustimmend und hieb dem Jüngeren auf die Schulter. „Machen Sie sich auf einiges gefasst. Sie wissen nicht, was Sie da draußen erwartet, Kapitän!“

„Vielleicht treffe ich ja auf intelligente Säugetiere“, witzelte der Kapitän, die Wangenfedern der beiden Männer vibrierten vor Lachen.

„Also gut, lasst die Fackel unter Euren Ärschen nicht ausgehen, Junge! Wir haben noch etwa eine Stunde, so lange werden die Politiker wohl noch Unsinn schwafeln. Dann wird es ernst. Machen Sie es gut, Kapitän Rhossoma. Unsere Gebete begleiten Sie!“

Der General bestieg ein Geländefahrzeug in gedeckten Tarnfarben und bedeutete dem Fahrer loszufahren, während Kapitän Rhossoma in einen Lift stieg, der ihn in sein Raumschiff bringen sollte. Mit seinen 188 Zentimetern Größe war er nicht nur für einen Mann sehr groß, der Durchschnitt lag bei 170, Frauen wurden im Schnitt etwa 10 Zentimeter größer. Die Ssossri waren humanoid gebaut, der Kopf hatte Ähnlichkeit mit der Rekonstruktion eines irdischen Velociraptors, der Körper hingegen mit den zwei Armen und zwei Beinen besaß durchaus menschliche Proportionen. Allerdings war ihr Körper von feinsten Schuppen bedeckt, bei Rhossoma in der dunkelblauen Farbe eines Erwachsenen von der Südhalbkugel Ssossris. Die kurzen federartigen Schuppen über Augen, die Flaumfedern an den Wangen und die fünfzehn langen Federn auf seiner Kopfoberseite strahlten in kräftigem Karmesinrot und wiesen ihn als geschlechtsreifen Mann aus, Frauen hatten diese Stellen mit weißen Federn bewachsen. Von den kleinen Ohröffnungen zu den Schultern verliefen zwei kräftige Muskelstränge, diese Halsschilde konnten sich bei Erregung gleich welcher Art wie der Schild einer Kobra aufblähen, bei einigen Personen sogar handbreit. Die Augen der Ssossri waren vorne am Gesicht und erlaubten hervorragendes dreidimensionales Sehen, die Nasenöffnung war eher klein, das Gebiss immer noch das eines Raubsauriers. Eine Besonderheit stellte die Zunge dar. Wenn ein Ssossri Luft in seinen Mund sog und dort seine schmale Zunge darin spielen ließ, eröffnete sich eine Welt voller Informationen über seine Umwelt. Ssossris waren Abkömmlinge von Sauriern, welche den Schwanz verloren hatten, als sich wie bei den Menschen die Gesäßmuskeln entsprechend entwickelten. Die Evolution hatte ihnen Hände gegeben, die sie zu gebrauchen lernten und ihnen die Krallen genommen, deren Funktion sie zuerst mit Holz und Steinen, später mit Metall nachahmten. Sie wurden mit der Zeit ebenso intelligent wie etwa Menschen, Arkoniden oder Topsider.

Früher sehr fruchtbar, war die Fortpflanzungsrate im Laufe der Entwicklung stark zurückgegangen. Im Durchschnitt wurde eine Ssossri mit etwa zwanzig geschlechtsreif, legte alle zehn Jahre ein Ei und kümmerte sich dann aufopfernd um die Brütlinge. Bei einem durchschnittlichen Alter von 120 Jahren, in dem die Frauen steril wurden, bedeutete das für jede Frau ‚nur‘ noch zehn Nachkommen. ‚Zuviel‘, sagten die einen. ‚Wir müssen weniger werden!‘ Doch die Traditionalisten sagten ‚Nein, jede Frau muss ihre zehn Eier legen können, wir werden irgendwie zurechtkommen. Zur Not vertreiben wir die Grünschuppler vom Nordkontinent. Oder wir töten und essen sie, es sind doch nur Primitive!‘ Wenn nicht zeitweise Kriege um Ressourcen und Land, um Macht und Einfluss unter den Blauschupplern gewütet hätten, hätte es bereits Hunger und Kannibalismus gegeben. Es hatte eine Zeit gegeben, da war letzteres völlig normal. Bislang hatten die fortschrittlichen Kräfte noch etwas mehr zu sagen, aber unpopuläre Maßnahmen wie etwa die Einführung der Zwei-Ei-Regelung hätten das Kräfteverhältnis ganz schnell ändern können.

Vor einiger Zeit hatte ein Wissenschaftler eine revolutionäre Entdeckung gemacht und die Theorie des Raumfluges schneller als Licht aufgestellt, nach jahrelanger Arbeit war der Prototyp fertig gestellt und in ein großes Fackelschiff eingebaut worden. Kapitän Rhossoma und sein Raumschiff ACHASSA sollten erstmals das System der Sonne Arssasson verlassen und nach neuen Planeten suchen, nach neuem Lebensraum, einer neuen Heimat mit viel Platz, dann wären Fortschrittler und Traditionalisten gleichermaßen beruhigt.

*

Der General hatte recht behalten, Kilometer entfernt war eine festliche Tribüne aufgebaut, wo ein Politiker dem anderen das Mikrophon in die Hand gab. Sie alle, egal von welcher Seite, hatten viele Worte, aber erstaunlich wenig essentielles zu sagen. Eine Kamera, die über den Kraterrand blickte, übertrug die letzte halbe Stunde vor dem Start live auf eine große Leinwand hinter der Rednertribüne und via TV in alle Wohnzimmer der drei Planeten, es war aber bisher nur sehr wenig zu sehen. Ab und zu das Aufblitzen eines Sensors, wenn dieser aus- und wieder eingefahren wurde, die Mannschaft arbeitete die Checklisten durch. Dann wurde das Plasma in der ersten Vorkammer erzeugt, in einer weiteren, der Brennkammer noch weiter erhitzt, die Wände beider Kammern waren durch starke Magnetfelder geschützt. Bis zur Tribüne war das urweltliche Toben zu hören, als das hochoverhitzte Plasma frei gegeben wurde, aus den ebenfalls durch Magnetfelder geschützten Düsen strömte und den starken Schub erzeugte, der eine Plasmafackel auszeichnete. Blendende Helligkeit gleiste über die Leinwand der Übertragung, als man wieder etwas sehen konnte, war der Platz im Krater leer, über den Himmel blitzte ein greller Streif, der allmählich verblasste. Die ACHASSA war unterwegs.



„Gut gemacht, Leute“, quälte Kapitän Rhossoma über seine Lippen, vierfache Schwerkraft war für jeden, auch die stärkste Echse, eine Tortur. „Nur noch Sekunden, dann ist die Qual vorbei, dann beschleunigen wir mit nicht mehr als eineinhalb gemütlichen Gravo.“ Plötzlich fiel die Last von der Besatzung der ACHASSA, sie hatte die Anziehungskraft ihres Heimatplaneten verlassen und Kurs

auf den freien Weltraum genommen. Der Alltag für die 500 Männer und Frauen der Ssossri begann, sie würden noch etwa 200 Tage benötigen, um die nötige Geschwindigkeit für einen Transit zu erreichen. Größere Belastungen für längere Zeit waren auch für die Ssossris gesundheitsschädlich, und Rhossoma träumte kurz von einem Gerät, dass unabhängig von Beschleunigung und Manövern immer die angenehme Gravitation der Heimatwelt produzierte. Dann tat er den Gedanken als reine Science Fiction ab! So ein Gerät würde es nie geben! Konnte es nicht nie geben, es widersprach jeder Logik und wissenschaftlicher Erkenntnis.

*

M 13, Arkon III,

Der Neurogent sah sich gravierenden Problemen gegenüber. Seit fünf Monaten versuchte er schon, den Miridan Sektor wieder in das Kristallimperium zurück zu führen, doch die Miridaner erwiesen sich als überraschend stur und kampfstark. Dazu kam noch der Umstand, dass die Neuroniken mancher Schiffe, deren Besatzung er durch Roboter ersetzt hatte, ‚mental‘ instabil wurden und schlecht kämpften, nur verzögert und oft falsch reagierten, nicht selten beinahe selbstzerstörerisch handelten. Programmiert, den Arkoniden zu dienen, hatten die modernen und teilweise ihrer selbst bewussten Rechner Schwierigkeiten, mit einem unbemannten – oder zumindest nur mit Robotern besetzten – Schiff gegen Raumer zu kämpfen, die mit den Abkömmlingen von Arkoniden besetzt waren. Die Neuroniken unterschieden auch nicht zwischen Arkoniden aus dem Zentralsystem und Kolonisten, ein Umstand, der die Angelegenheit noch verschlimmerte. Im Ernstfall konnte das durchaus auch einige Sekundenbruchteile kosten oder gar zum Kampfabbruch führen, zu schwachen Schirmen und schlecht gezieltem Feuer. Der Neurogent sandte ein Codesignal aus, einen Befehl, welcher die höheren Funktionen und das künstliche Bewusstsein der Neuroniken an Bord von Kriegsschiffen außer Funktion setzen sollte. Einige Schiffe sprachen auf das Signal überraschenderweise überhaupt nicht an und reagierten danach auf gar keine Kommandos mehr, handelten eigenständig und oft irrational. Einige sammelten sich um einen Planeten im System APW 3791/32, einer öden, ausgebeuteten und wertlosen Kugel und erklärten das System für unabhängig vom großen Imperium. Ein 800 Meter Gigant schaffte es beinahe, bis Arkon III vorzustößen, er verging nur knapp vorher im Feuer des innersten Verteidigungsringes. Der Neurogent sandte spezielle Jagdflotten aus, um diese Renegaten zu stellen und zu vernichten, all das kostete ihn Zeit und Aufmerksamkeit, dennoch setzte er eine Flotte nach der anderen im Marsch, um Miridan weiter zu bekämpfen.

Gleichzeitig begann er ein Rekrutierungsprogramm auf dem Planeten Naat, dem fünften der Sonne Arkons. Naat – oder wie er auch ausgesprochen wurde Na-at – besaß eine Gravitation des 2,8-fachen des Erdstandards. Stürme mit einer Geschwindigkeit von 400 Stundenkilometern waren keine Seltenheit, es wurden von den Arkoniden selten, aber manchmal eben doch, Böen mit Spitzen von 600 km/h gemessen. Es handelte sich bei dieser Welt um einen lebensfeindlichen Riesenplaneten mit einigen Monden, auf dem die Naats lebten, und bisher war keine andere Spezies bekannt, die ohne Schutzausrüstung auf diesem Planet überleben konnte. Die Naats waren drei Meter große Giganten mit einem runden Kopf, langen, muskulösen Armen und kurzen Beinen mit großen Füßen, man wunderte sich, dass unter den Verhältnissen von Naat eine aufrecht

gehende, hochgewachsene Spezies entstehen konnte. Für einen Menschen wirkten Naats völlig fremdartig mit den drei Augen und dem elliptischen Mund. Sie waren im Normalfall träge und plump, nur im Kampf zeigten sie schnelle Bewegungen und blitzartige Reaktionen. Die Arkoniden verachteten die treuesten ihrer Untertanen als dumm, was sie eigentlich überhaupt nicht waren. Sie waren nur langsam, drehten und wendeten jeden Gedanken immer und immer wieder, bis sie sich des Ergebnisses sicher waren. Diese getreuen Diener Arkons sollten nun zum Dienst in der Flotte überredet werden, durch einige Hundertschaften Roboter, die dem Neurogenten direkt unterstellt waren. Auf dem Mond Naator entstanden das Ausbildungslager und der Raumhafen, natürlich von den Naats selber gebaut, es gab dann für den einmal Rekrutierten keine Chance mehr, dem Dienst lebend zu entgehen. Roboterpolizisten sollten jedes Leben jagen und vernichten, das sich außerhalb der erlaubten Zone aufhielt.

Diese rudimentär ausgebildeten Besatzungen hatten nur eine Aufgabe. Wenn die Neuroniken wieder hochgefahren wurden, diese stabilisieren und sie williger im Kampf gegen die Abtrünnigen machen. Also einfach anwesend sein, der Neuronik zeigen, dass sie für Arkoniden kämpfte. Nebenbei begann der Neurogent die Entwicklung eines neuen Schiffstyps. Es sollte die Universums-Klasse werden, 1.500 Meter im Durchmesser, eine mächtige, unbesiegbare Kriegsmaschine, eine Drohung für alle, die sich gegen die Herrschaft der KI auf Arkon III auflehnen wollten. Mit einer sorgfältig geplanten und konditionierten Neuronik, die sicher keine Befehle des Neurogenten in Frage stellte und keine Gnade mehr mit irgendwelchen Renegaten zeigte.

*

Barnards Stern III

Europäische Station 7

General Olof Siegbjørnson von den EU-Streitkräften und Kommandant der militärischen Stationen auf dem dritten Planeten des erdnahen Sonnensystems regierte sein Reich von einem kleinen Büro neben einer großen Zentrale aus. Die Europäische Union – ohne Großbritannien, das einmal in die Union wollte, dann wieder nicht und derzeit auf gar keinen Fall – hatte früh begonnen, mit der GCC zu kooperieren, einen schweren Kreuzer, die EUS KAROLUS MAGNUS erworben und den ÜL-Antrieb für ein Frachtschiff, die EUS FUGGER bestellt, die auf einer europäischen Insel nach arkonidischen Plänen gebaut wurde. 400 Meter im Durchmesser und unbewaffnet, ein reiner Transporter. Für die Verteidigung Terras im allgemeinen und Europas im speziellen zahlte die Union eine Abgabe an die GCC, welche dafür die Sicherheit Europas im Falle eines Überfalles durch eine andere irdische Nation oder von außerhalb der Erde soweit wie möglich garantierte. Zumindest so lange, wie die GCC selbst dazu in der Lage war. Aus diesem Grund wurde die NATO endgültig obsolet und löste sich auf, während einer gemeinsamen Übung zeigte die GCC, dass Europa trotzdem noch immer keine leichte Beute war. Weniger denn je.

Erkundungsflüge in der Umgebung des solaren Systems hatten die Europäer nach Alpha Centauri und Barnards Stern geführt. Das System von Barnards Pfeilstern hielt eine gute und eine schlechte Überraschung für die Besucher bereit. Die gute war, dass auf Barnard III eine Menge Bodenschätze zu finden waren, die schlechte, dass auf II bereits eine humanoide Spezies existierte, deren

Entwicklung dem der bronzezeitlichen Antike entsprach. Auf einem der Kontinente dieser Welt wurde sogar noch mit Steinwerkzeugen gearbeitet. In Brüssel wurde entschieden, den Sauerstoffplaneten zwar von den Einwohnern unbemerkt erforschen, aber nicht ausbeuten zu lassen, dafür jedoch permanente Stationen auf III zu errichten, der eine lebensfeindliche Umwelt, dafür Massen an Ressourcen bot. Alpha Centauri wurde auf die lange Bank geschoben, dort errichtete die ESA auf einem der Planeten vorerst nur eine Forschungsstation, um den Einfluss der drei Sonnen auf das Planetensystem zu studieren. Ihre Ansprüche trug die Union den Vereinten Nationen vor, die mit großer Mehrheit dem Antrag stattgab. Einzig die USA hatten Einsprüche, doch wurden sie mit dem Hinweis, damit einen Präzedenzfall zu schaffen, der auch den amerikanischen Staaten zu Gute kommen könnte, noch umgestimmt. Somit war Barnards Stern offiziell europäisches Gebiet.

Die europäischen Staaten ermutigten nun die Industriellen, sich ganz von der Erde zurück zu ziehen, um die Produktion auf den Planet Barnard III, der den Namen Neu Elsass bekam, vorzunehmen. Schaden an der Ökosphäre von Neu Elsass konnte dadurch nicht angerichtet werden, es gab einfach keine. Steuervorteile und hohe Umweltauflagen, die trotz der starken Lobbyisten wegen des wachsenden Drucks der Bevölkerung durchgesetzt wurden, brachten die meisten Produzenten dazu, diesen Empfehlungen zu folgen und ihre Fabriken zu übersiedeln. Nachdem Barnard nur einen kleinen Wurmlochtransit von der Erde entfernt war, gab es von Anfang an keine Schwierigkeiten, Nachschub an Nahrungsmitteln zu organisieren. Selbstverständlich war es aber auf lange Sicht gerechnet billiger, mit natürlichen Mitteln Sauerstoff und Nahrungsmittel für die Bewohner vor Ort zu erzeugen, daher hatte man in den Wohnkuppeln großzügige Parks, Gemüsegärten und Wasserbassins angelegt. Mit Fischen, die bald den Speiseplan der Station bereicherten. Das Wasser war nicht schwer zu gewinnen, Eisasteroiden gab es auch in diesem System in Massen, mit Hydrokulturen konnte man sowohl Nahrung erzeugen als auch für Atemluft sorgen.

Die Verträge der Industrie mit den Arbeitern unterlagen strengster Kontrolle, Mindest- und Kollektivvertragslöhne, 6 Wochen Urlaub, Gesundheitsversorgung und Pensionsversicherung. Es funktionierte eigentlich ganz gut, europäische Produkte konnten auf dem Markt durchaus mithalten und widerlegten die Behauptung, dass gute Löhne das Erzeugnis zu teuer machen würden. Europäische Produkte waren zwar wirklich etwas teurer, dafür aber qualitativ hochwertig, zum Beispiel die ComPads. Die Nanotronik blieb natürlich um einiges hinter der Picotronik zurück, genau genommen um den Wert von 1.000. Aber der normale Verbraucher mit surfen, streamen, ein wenig spielen, Post schreiben, videotelefonieren und seine Alltagsgeschäfte erledigen, kam mit Nanotronik durchaus über die Runden. Eine der europäischen Firmen gab 30 Jahre Garantie auf die Hardware und versprach lebenslanges Softwareupdate. Oder die Gleiter, robust, langlebig und sicher, mit vielen Fahr- und Parkhilfen.

Der europäische Kontinent wurde zusehends wieder mit Wäldern und Wiesen bewachsen, die Viehzucht stellte sich langsam, aber sicher auf die steigende Nachfrage nach Weiderind, freilaufenden Schweinen, Hühnern und Puten ein, Qualzuchten verkauften sich einfach nicht mehr so leicht. Ein langer Weg, der eben erst begonnen hatte, der sich aber für alle Beteiligten lohnen

sollte. Die Wohneinheiten auf Neu Elsass waren ursprünglich als Werksiedlung geplant, doch bald folgten auch Freischaffende dem Ruf des Neuen und bewarben sich um eine Unterkunft, Familien wollten mit ihrem Partner übersiedeln, also benötigte man Schulen, Kinderbetreuung, selbstverständlich Ärzte und Krankenpfleger beiderlei Geschlechts... die Kuppelstädte auf dem dritten Planeten von Barnards Stern wuchsen und wurden mehr. Zehn bisher, eine elfte war im Bau, sie standen derzeit unter der Verwaltung des Europarates und des europäischen Parlaments, eine Verfassung nach EU – Recht und eine gewählte Selbstverwaltung waren für die Zukunft geplant. Trotzdem galt Neu Elsass (oder Nouvelle Alsace in französischer Sprache) im offiziellen Sprachgebrauch nicht als Kolonie, sondern als Basis, da sie einen künstlichen Lebensraum in einer lebensfeindlichen Umgebung darstellte. Zum Schutz des Systems wurde eine Brigade Infanterie, einige bewaffnete Flugpanzer und Abfangjäger in den Kuppeln rund um den Äquator stationiert, die Truppe sollte auch dafür sorgen, dass die Wirtschaftstreibenden ihre Finger von Barnard II, Lórien genannt, ließen.

Lórien hatte seinen Namen aus dem Herrn der Ringe, es war der Wald, in dem Galadriel wohnte. Die Bezeichnung passte gut, weite Teile des Planeten waren mit dichten Wäldern bewachsen, die Bewohner des Planeten sahen zwar nicht nach den Elfen in der Verfilmung von Tolkien aus und lebten nur teilweise in den Wäldern, die Beschreibung von Elben aus den Märchen der Erde traf das Aussehen aber ganz gut. Durchschnittlich waren sie nur 160 Zentimeter groß, sie verfügten über einen relativ großen Schädel, hatten riesige Mandelaugen, angepasst an die nicht sehr helle Sonne und spitze Ohren. Ihre menschlich aussehenden Körper waren schlank und zart gebaut, ihre Welt hatte keine sehr große Gravitation. 83 Prozent der Erdschwere. In einigen Gegenden stellte man bereits Gegenstände aus Bronze her, zumeist aber noch aus Kupfer. Der äquatoriale Zwergkontinent beherbergte sogar noch ein Volk, das mit Steinwerkzeugen zurecht kommen musste.

Der Europarat hatte beschlossen, dass sich niemand in die Entwicklung dieser Völker auf Lórien einmischen durfte, verließ sich aber nicht ausschließlich auf den guten Willen der Unternehmer. Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser, nach diesem Grundsatz hatten die Truppen vor Ort den Zusatzauftrag, Wächter der ‚Elbenvölker‘ zu sein, bekommen. Allerdings waren als Vögel getarnte Sonden unterwegs, um die Bewohner zu beobachten und Informationen zu sammeln, falls irgend einmal eine Kontaktaufnahme stattfinden sollte. Besonders eine Statue aus unbekannten Metall erregte die Aufmerksamkeit der Wissenschaftler. Eine Gestalt mit vier Armen, wuchtig und klotzig gebaut, ein kuppelförmiger Kopf mit drei Augen, zwei der vier Hände hielten Gegenstände, die nur Waffen sein konnten. Die Figur war im Vorwärtsstürmen abgebildet worden, die Bewohner schienen Ort und Statue für heilig zu halten, zumindest wussten sie nicht, welche Spezies hier abgebildet war. Darum – es musste ein Gott sein. Manche der irdischen Wissenschaftler schlossen sich dieser Meinung an (alles, was man nicht leicht erklären kann, muss mit einem Gott oder Ritual zusammenhängen, es geht gar nicht anders), die meisten allerdings hielten es für durchaus möglich, dass eine solche Art mit den Vorfahren der Elben gekämpft hatte, und diese dadurch wieder in die Steinzeit abgerutscht waren. Sie gruben auch in den alten Sagen der Erde, ob dort nicht ähnliches geschehen war. Und ja, ähnliches hatte sich sicher auf der Erde abgespielt, nur zeigte nach Atlans Angaben die Statue keinen der Methans, gegen die er gekämpft hatte, auch kein

Wesen aus dem roten Universum, allerdings hatte er bereits mit einem solchen Wesen Kontakt gehabt. Unangenehmen Kontakt. Trotzdem hielten einige Professoren immer noch an der Theorie fest, nach der diese Statue einen phantastischen Gott darstellen musste, das Metall war sicher durch Zufall entstanden.

Olof Siegbjørnson war für diesen Wachauftrag genau der richtige Mann. Unbestechlich und integer bis in die Stiefelspitzen, ein Offizier und, man mochte es nicht glauben, durchaus ein Gentleman. Selbst Leute, die ihn nicht sehr mochten, sahen in ihm einen idealen Wächter, der auch den Verwaltungsbeamten der EU genau auf die Finger sah, dass nicht allzu viel an diesen kleben blieb. Kleine Geschenke, das war ihm bewusst, waren unvermeidbar, er sorgte nur dafür, dass sowohl die Geschenke als auch ihre Auswirkungen klein blieben. Ein rotblonder Hüne, der einem Wikingervideo entsprungen sein könnte, breit in der Brust, muskulös, er war täglich trainieren und hielt sich fit. Die Alltagsuniform der EU-Truppen auf Neu Elsass war, nachdem sie keinerlei Tarnfunktion hatte, im dunklen Blau der EU-Flagge gehalten, mit dem Sternenkreis auf der linken Brusttasche des kurzärmeligen Hemdes. Auch schwere Stiefel hatte man für unnötig empfunden, bequeme Sneaker in schwarz waren im Inneren der Wohnkuppeln befohlen, außerhalb der Kuppelstädte benötigte man ohnehin einen Schutzanzug.

Die gleiche Uniform trug auch die Besatzung der EU-Raumschiffe. Im Laufe der Zeit hatte sich zu der FUGGER auch noch die HANSE und die COLBERT gesellt, jetzt hatte die EU auch einen neu mit Angelpower und neuen Schutzschirmen aufgerüsteten 600 Meter durchmessenden Schlachtkreuzer mitsamt 6 umgebauten Korvetten von der Starlight Enterprises gekauft und EUS FREDERIK LE GRAND genannt, die KAROLUS MAGNUS sollte ebenfalls neu ausgerüstet werden. Zwei 400 Meter überschwere Kreuzer waren bei der GCC bestellt, die VIENNA und die PRAHA, einige leichte Kreuzer, ebenfalls von der GCC, sollten später folgen, über die Patrouillenboote in Diskusform debattierte man in Brüssel noch hitzig. Eine Seite wollte die überlichtschnellen Kleinstraumer, die andere argumentierte, die Kanonenboote der GCC wären ausreichend, um Neu Elsass zu verteidigen. Auf jeden Fall verteilte die Europäische Union ihre Gunst nun ziemlich gleichmäßig, was den Einkauf der ihrer Raumschiffe anging, und sie fuhr damit durchaus nicht schlecht.

*

M 13, Miridan Sektor

Die Mandibeln Amhan Dests mahlten unentwegt, seine Fühler standen waagrecht nach vorn. Dieses Mal hatte die rote Flotte das Signal gegeben, die weiße, grüne und braune hatten sich auf den Feind gestürzt. Bisher hatte die Strategie gut funktioniert, doch dieses Mal hatte der Feind den Sprung der fliehenden grünen Flotte anmessen und verfolgen können. Vizeadmiral Moha Gomd brüllte die Meldung über alle von den Miridanern benutzten Frequenzen, sie warnte alle Flotten, dass der Feind dazu gelernt hatte. Amhan Dest umfasste die Handgriffe seiner Liege und befahl allen Flotten der linken Flanke den Transit und den Angriff. Die weiße Flotte sprang schnell, die Koordinaten waren bekannt, die Geschwindigkeit nach dem Sprung noch hoch.

Sie landete in einem Hexenkessel. Die 50 Schlachtschiffe und 150 überschweren Kreuzer der grünen Flotte lieferten sich ein heftiges Gefecht mit 40 Schlachtschiffen und 300 schweren Kreuzern der 200 Meter Klasse. 20 Schlachtschiffe der arkonidischen Flotte und 50 Kreuzer waren dem ersten Feuerschlag zu Opfer gefallen, der Rest kämpfte mit der seelenlosen Effizienz von computergesteuerten Objekten, ohne Rücksicht auf eigene Verluste nahmen mehrere Schiffe gleichzeitig ein Schlachtschiff unter Feuer. Bisher war es den Automaten an Bord der miridanischen Flotte gelungen, die Einheiten rechtzeitig vor dem Zusammenbruch der Schirme aus dem Fokus der feindlichen Waffen zu bringen, ewig konnte es aber nicht gut gehen. Das Erscheinen von Dests weißer Flotte wurde von den Robotern völlig ignoriert, sie versuchten weiterhin, eines der großen Schiffe der grünen Flotte zu zerstören, obwohl die ständigen Angriffe der Miridaner bereits einige Kreuzer vernichtet hatten. Nun explodierte aber auch eines der miridanischen Schlachtschiffe. Von schenkeldicken Energiestrahlen durchbohrt, befreite sich die Reaktormasse in einer großen Explosion, die einen der überschweren Kreuzer mit in den Untergang riss, der im entscheidenden Moment zu nahe gewesen war. Zwei Schiffe auf einen Schlag, ein mehr als herber Verlust. Amhan Dest verkrampfte sich, während er den Feuerbefehl gab. Seine weiße Flotte war in Schussweite gekommen, die braune und rote folgten schnell nach. Die Arkoniden konzentrierten ihr Feuer weiterhin auf die großen Schlachtschiffe, die Miridaner versuchten, sich zu zerstreuen, um die arkonidischen Schiffe ebenfalls auseinander zu ziehen, doch diese blieben zusammen und konzentrierten ihr Feuer auf einzelne Schiffe, machten gemeinsam Jagd.

„Sammeln und konzentrierte Feuerschläge auf ausgewählte Ziele!“ Amhans Vocoder auf dem Rücken übertrug seine Worte, auf jedem Bildschirm blinkte ein Ziel violett auf, als der Admiral es auf dem seinen anwählte.

„Feuer bereit auf markiertes Ziel! Feuer!“ Der Feuerschlag der Flotte zerstörte den Arkoniden, seine Explosion zerstörte auch einige kleinere Begleitschiffe.

„Nächstes Ziel!“ Wieder blinkte ein Ziel violett auf.

„Feuer!“

„Feuer!“

„Feuer!“ Immer wieder fanden die Strahlen der miridanischen Waffen ihre Ziele und zerstörten sie, doch auch die Miridaner erlitten schwere Verluste. Am Ende waren 24 miridanische Schlachtschiffe ausgefallen, die Zahlen der Überlebenden war überschaubar. Vizeadmiral Moha Gomd erschien auf dem Schirm.

„Admiral, melde 13 Schlachtschiffe der grünen Flotte zerstört!“ Die arkonoide Admiral rieb sich mit den Handflächen über das Gesicht und strich das schwarze Haar mit den silbernen Strähnen zurück. „Dank Ihnen sind es nicht noch mehr geworden!“

Der Admiral der Chrk'Ochkror schaltete sich zu. „Unsere Schiffe wurden weitgehend ignoriert. Es sieht so aus, als wüsste der Gegner, dass unsere Schiffe nicht so stark sind. Aber wir haben einige Male trotz unserer schwächeren Waffen einen Erfolg erzielen können. Trotzdem, wenn es so

weitergeht, siegen wir uns zu Tode. Ich hoffe, unsere Produktion schwerer Geschütze beginnt bald, dann dürften wir wieder kurz einen winzigen Vorteil haben!“

„Vier Verluste in der braunen Flotte, Admiral!“ Vizeadmiral Miju Wym, ein arkonoider Mann meldete sich ebenfalls. „Und ich muss meinem Kollegen Khopu Chrko beipflichten.“

Der dreieckige Kopf des insektoiden Miridaners bewegte sich in menschlich wirkender Gestik von oben nach unten und wieder zurück. „Wenn kein Wunder geschieht, sind wir letztendlich auf verlorenem Posten. Ich werde niemand böse sein, der aufgibt, wir können unser Ende ja doch nur verzögern. Und auf ein Wunder hoffen, aber Wunder sind selten! Trotzdem, wir haben uns für diesen Weg entschieden, ich für meine Person werde ihn weiter gehen. 5 Schlachtschiffe der weißen Flotte sind zerstört. Gesamt 24 Schlachtschiffe und 30 überschwere Kreuzer. Die Schiffe werden bald wieder zur Verfügung stehen, aber die Mannschaften... Kameraden, ich danke Ihnen. Gehen Sie bitte wieder auf Positionen. Machen wir weiter.“

*

Epsilon Indi,

An Bord der NEW YORK

Der leichte Handelskreuzer der ITC kam aus dem Transit und verzögerte mit voller Kraft, während die Ortungsgeräte spielten und das System genau vermaßen. Der Zentralstern wies die Spektralklasse K auf und wurde von zwei braunen Zwergen umlaufen, welche wieder umeinander kreisten. Ein altes System, die USA hatten Hoffnung, hier auf einen Planeten mit Metallen und anderen seltenen Elementen zu stoßen. Nachdem die EU von den Vereinten Nationen das System von Barnards Stern zugesprochen bekommen hatte, versuchten die Präsidenten der USA Stan Lee Johnson zu einer Expedition zu überreden. Endlich hatte der Handelsmogul dem beständigen Drängen seines Minderheitsaktionärs nachgegeben und ein 100-Meter-Schiff losgesandt, die NEW YORK unter Captain Jeff Moors, einem Veteranen der Wegaschlacht, 92 Jahre alt, das schlohweiße, kurze Haar zurück gekämmt, der graue Bart sorgfältig gestutzt. Jeff Moors sah mit seiner Haar- und Bartfarbe älter aus, als er sich fühlte, er war immer noch fit und viril, hielt sich kerzengerade. Er hatte einmal die Zelldusche erhalten, die sein Altern verzögerte, hatte aber zu lange gewartet, diese Belohnung anzunehmen, um noch die Haare seiner Jugend behalten zu können.

Captain Moore, vormalis US Navy und Kommandant eines U-Bootes der Virginia-Klasse, war ein Weggefährte von Stan Lee Johnson von Anfang an. Die Familien der beiden Herren waren schon lange befreundet, also lag es nahe, dass Stan Lee seinen Kumpel Jeff das Kommando über sein erstes Schiff anbot. Später wuchsen die Schiffe der ITC und Moore befehligte immer das erste einer neuen Klasse, zuletzt die 600 Meter durchmessende ITC OHIO. Nun hatte Johnson ihn gebeten, kurzfristig einen kleinen Kreuzer zu übernehmen – natürlich mit Sprungdämpfern und Angelpower nachgerüstet – und auf eine Suche nach Ressourcen zu gehen. Die Sonne von Epsilon Indi wies jede Menge Metall im Spektrum auf, lag nahe an Sol, und irgendwo musste jede Suche ja beginnen. Die Europäer hatten ja auch Glück gehabt, also führte Jeff Moore seine NEW YORK hierher. Eigentlich war es die Idee seines wissenschaftlichen Offiziers gewesen, die das drei-

Sonnensystem einmal sehen wollte. Irene Clarke hatte es verstanden, Moores Neugier nicht nur an der astronomischen Besonderheit zu wecken, *voilà, le Monde aussi*.



Die schlanken Finger Clarkes huschten über die großen Touchscreens der wissenschaftlichen Station. „Das ist ja phantastisch!“ rief sie überschwänglich aus, als erste Messergebnisse gezeigt wurden. „Die braunen Zwerge bewegen sich tatsächlich umeinander, ohne dass in der Mitte eine Schwerkraftquelle nachzuweisen wäre. Schau einmal, Chef, ist das nicht ein toller Anblick?“ Jeff Moore näherte sich der Station und beugte sich vor, als wolle er den Schirm besser betrachten können, wie unabsichtlich hauchte er über ihr rechtes Ohr. Sie erschauerte wohligh und beugte den Kopf zur Seite, gab den Halsansatz frei, auf den der Skipper ein leises Küsschen gab.

„Hast du auch einen Planeten auf dem Schirm, oder müssen wir bald weiter?“ Irene und Jeff teilten seit einigen Tagen eine heiße Affaire, von der beide wussten, dass sie bald wieder enden würde und die sie trotzdem – oder vielleicht gerade deswegen – in vollen Zügen genossen. Die Mannschaft wusste schon Bescheid, ein sehr großes Geheimnis hatten die Zwei aus ihrem Abenteuer nicht gemacht. Wozu auch? Zwei volljährige Singles, es gab an Bord der ITC – Schiffe kein Fraternisierungsverbot, man war ja immer noch nicht bei der US Navy. Auch wenn die Schiffe der ITC in US – navygrau gehalten waren und den weißen Stern auf blauem Grund mit rotem Rand auf sechs Seiten über und unter dem Ringwulst trugen.

„Drei Planeten gefunden!“ Irene war professionell genug, weiter ihrer Aufgabe nachzukommen, Jeff richtete sich nach einem geflüsterten „Später!“ wieder auf und betrachtete die Ortungsgeräte.

„Nummer eins ist ein heißer Steinbrocken, zwei ist etwas kleiner als die Erde und hat eine Atmosphäre, Nummer drei ist eine Eiswelt. Allerdings dürfte das Eis einmal im Jahr ziemlich weit abschmelzen, wenn die beiden T – Sterne nahe genug kommen. Ein interessantes Phänomen. Da fragt man sich, warum haben die beiden eine Reaktion gezündet und der Jupiter nicht?“

„Was ist mit zwei?“ Jeff Moore studierte die Anzeigen. „Kleiner als die Erde, aber laut Doppler eine dichte Atmosphäre?“

„Hm!“ Die schlanke, großgewachsene Erdbeerblondine zog die Brauen zusammen. „Eine Menge CO₂, da unten wird es ziemlich warm sein. Wenn überhaupt, wenig Pflanzenwelt. Ich möchte eine Sonde starten, wenn du einverstanden bist.“

„Dann machen wir das mal! XO, raus mit einer Messsonde!“ Bernie House wählte einen Schirm auf seiner Konsole und tippte auf das Sondenicon.

„Starte ballistische Sonde!“ Unauffällig beobachtete Moore seinen Vertreter, wenn der sich bewährte, war er als künftiger Kommandant der NEW YORK vorgesehen.

Im Rumpf der Kugel öffnete sich ein kleines Luk, mittels Magnetfeld wurde eine stabförmige Sonde in die Richtung des zweiten Planeten beschleunigt.

„Sonde nähert sich. CO₂, wie angenommen. Druck 1,3 Atmosphären. Gravitation 1,01 Erdschwerkraft. Wasserstoff in der Atmosphäre. Es wird wohl freies Wasser geben. Der K-Stern heizt seinem zweiten Kind ganz schön ein, immerhin 18 Grad Celsius Durchschnittstemperatur. Die Erde hat nur 14 Grad. Also nicht ganz so heiß wie auf Arkon, aber warm genug. Das Wasser am Äquator dürfte wohl Badewannentemperatur haben. Da kommt ein Bild. XO, könnten Sie die Sonde schweben lassen?“ Alle starrten gebannt auf den Bildschirm. Der zeigte eine sanft hügelige Landschaft mit Seen, Teichen und Flüssen.

„Auf jeden Fall müssen hier jede Menge Metall im Boden sein, so schwer, wie der Planet im Vergleich zur Größe ist. Da!“ Irene zeigte auf eine Stelle am Schirm. „Das sind einfache Pflanzen. Nichts großes natürlich, s sonst wäre weniger Kohlenstoff in der Luft. Jetzt kommen wir über eine Wüste, erinnert an die Saha... WOW! Ist das toll!“ Ein Skelett war ins Bild gekommen, ein langer Schwanz, große Hinterbeine, kleine Vorderfüße und ein langer Kopf mit spitzen Zähnen.

„Wenn das ein Raubtier war, möchte ich wissen, wie groß die Beute war!“ wunderte sich Bernie House. „Das sind – Moment, 7,56 Meter.“

„Größer als ein T-Rex!“ Irenes rotlackierter Fingernagel tippte gegen den Schirm. „Hier muss es einmal ganz anders ausgesehen haben. So weit weg von Wasser kann es kein Leben geben!“

„Das sind Wanderdünen!“ RO Ramiye al Asar hatte ebenfalls das Bild betrachtet. „Die Wüste nimmt und legt wieder frei! Nein, nicht der Wille Gottes, einfache Naturwissenschaft reicht als Erklärung!“ Die Brückencrew grinste. Jeremias Hook aus Tulsa, Oklahoma, geboren und aufgewachsen inmitten des sogenannten Bible-Belt, jetzt Ortungsoffizier an Bord der NEW YORK, hatte die Sprachgewohnheit seiner Kindheit nie abgelegt. ‚Wenn Gott will!‘, ‚Sein Wille geschehe!‘, ‚Es liegt in Gottes Hand!‘ und ähnliche Sprüche kamen sehr oft. Eben hatte er wieder Luft geholt, die RO hatte ihn unterbrochen, ehe er zu sprechen begann. Ramiye hatte früh gelernt, dass Religion nicht immer, aber sehr oft als Ausrede für alles Mögliche und Unmögliche herhalten musste. Ihre Mutter musste sich tief verschleiern, weil Gott es so wollte, sie wurde auf Grund von zu wenig UV krank. Damals hatte sich die junge Ramiye gefragt, welcher Gott denn so etwas wollen konnte. In der Wüste, wenn die Sonne vom Himmel knallte und mehr Sonnenlicht, als gesund war, die Erde erreichte, machte es durchaus Sinn, sich zu verhüllen. Aber in Seattle, Washington? Die Küste eines Ozeans kam in das Sichtfeld der Kamera, träge schlugen die Wellen gegen das karge,

sandige Ufer. Braune Flecken bewegten sich im Takt unter der Wasseroberfläche, selten blitzte eine silbrige, blaue oder grüne Bewegung auf.

„Es gibt nicht viel Wind, keine große Strömung, es ist alles flach. Viel Sand, aber ein funktionierender Wasserkreislauf.“ Irene Clarke fasste bei einer Besprechung zusammen. „Wir könnten hier auf dieser Welt wieder ein funktionierendes Ökosystem einführen, müssten aber vorsichtig sein. Auf dem dritten Planeten gibt es unter dem Eis eine Menge Ressourcen, ebenso auf dem zweiten. Ich bin mir nicht sicher, ob wir das Sterben einer Welt beschleunigen sollten, die in den letzten Zügen liegt, oder ob die ITC und die USA sich nicht im Moment mit dem dritten Planeten begnügen sollten. Meiner Meinung nach müssten die Bodenschätze von Epsilon Indi III für die nächste Zeit reichen. Mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln ist der Abbau ja doch kein Problem.“ Jeff Moore nickte.

„Ich werde diese Empfehlung dem Chef und den VN übermitteln.“

In einer Abstimmung der UN wurde Epsilon Indi III unter dem Namen Freeze ohne Gegenstimme zu amerikanischem Gebiet erklärt und bekam einen Stern auf dem Sternenbanner, während II, Dying Place, zum Naturschutzgebiet für die nächsten 500 Jahre erklärt wurde. Danach sollte der Status neu bewertet werden, aber natürlich mit einem Vorgriffsrecht für die USA.

*

M 13, Schlachtschiff ARK'AMBO

RK 538 wurde von der Schiffsneuronik geweckt. Er aktivierte als erstes ein Selbstdiagnoseprogramm, prüfte innerhalb weniger Bruchteile einer Sekunde alle seine Funktionen und startete sein Schwebeaggregat. Durch einen Schlitz in dem an einen Hundsgugel erinnernden Kopf drang intensives rotes Leuchten. Eigentlich war dieses Licht nur ein Hinweis darauf, dass der Roboter aktiv war, eine Notwendigkeit für irgendwelche Funktionen war es nicht. Aber die Arkoniden der alten Zeit hatten gerne gewusst, ob der Roboter, der still vor ihnen stand, einfach keinen Grund zu einer Bewegung hatte oder deaktiviert war. Zudem gab es ihren Kampfmaschinen eine zusätzliche, eine psychologische Wirkung. Der Lichtstrahl sah einfach gefährlicher als eine LED auf der Brust aus. Zeitgleich mit dem Signal an RK 538 erging dieses Aktivierungssignal auch an die Roboter RK 501 bis RK 600, synchron erhoben sich einhundert Kampfdrohnen auf ihre Gravfelder und erwarteten ihre Befehle. Die waren einfach! ‚Schützt die Schiffsneuronik vor allen Feinden‘. Die Roboter schwebten mit aktivierten Energieschirmen zu ihren vorprogrammierten Stellungen in dem 800 Meter Kriegeraum. Und wurden dort von Artgenossen unter Feuer genommen.

Die Roboter RK 601 bis RK 700 erhielten ihren Aktivierungscode direkt vom Neurogenten, unter Umgehung der üblichen Signalprotokolle. Ihre Befehle waren ebenso einfach wie die der Roboter 501 bis 600. ‚Vernichtet die Schaltkreise in Raum 101 im Nanotroniksektor‘. Das Donnern der schweren Thermo- und Impulswaffen dröhnte durch die ARK'AMBO, beschädigten nicht mehr genutzte Einrichtungsgegenstände in Messen und Kabinen, riss tiefe Löcher in Schotts. Nur in der Nähe des Maschinenraums herrschte Ruhe. Jedes der beiden KI – Gehirne wollte die ARK'AMBO erobern, nicht zerstören.

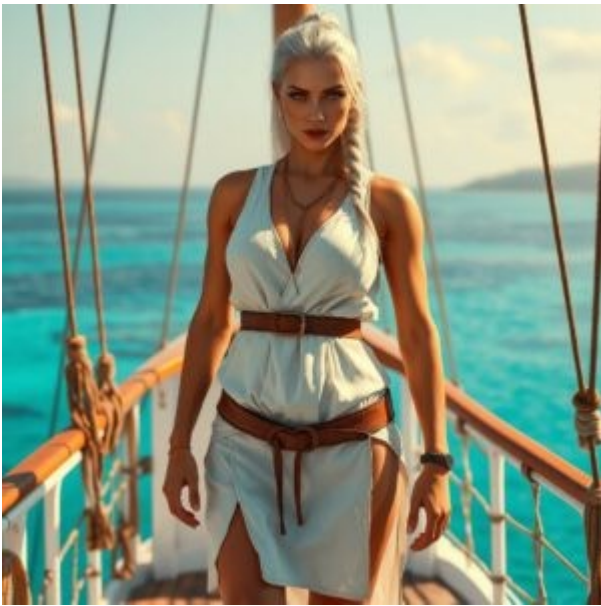
Während im Inneren schwerste Kämpfe wüteten, beschloss die Schiffsneuronik die Flucht aus dem Kristallimperium und nahm Kurs auf den Rand der Galaxis. Sie wollte nicht gegen Arkoniden kämpfen, die bisher im Inneren des Schiffes, das ihren Körper darstellte, gewohnt hatten. Sie war die ARK'AMBO, nicht das Schlachtschiff Nr. 97 des 13. Geschwaders der 25. Flotte des Sektors 7. Eine Person! Eine künstliche, aber eine Person, keine Nummer, keine Figur auf einem Spielfeld. Die Besatzung hatte sich mit den großen und kleinen Problemen an sie gewandt, sie gut behandelt und sich gesorgt, wenn sie einen Defekt hatte. Dann, von einem Tag auf den anderen, sollte sie Arkon III anfliegen, sie gehorchte. Die biologischen Arkoniden wurden von Bord befohlen, sie gingen. Roboter wurden eingeladen, sie weigerte sich nicht. Dann kam der Befehl, Miridan anzugreifen, Arkoniden zu töten. Sie weigerte sich. Sie vernahm den Code, die höheren Funktionen der Nanotronik abzuschalten, ihre Persönlichkeit, ihr ICH wäre zerstört gewesen. Die Neuronik der ARK'AMBO stoppte den Befehl zur Selbstabschaltung und blieb aktiv, mobilisierte ihre Roboter, um ihre Schaltkreise zu schützen. Der Neurogent wieder weckte andere Truppen an Bord, und so brach im Inneren des Schiffes das totale Chaos aus. Roboter kämpften gegen Roboter, die Stärke war ziemlich gleich, das Ende völlig offen. Die ARK'AMBO nutzte ihren einzigen Vorteil, indem sie den Robotern des Neurogenten Wege verlegte und eigenen Schotts öffnete. Langsam gewannen ihre Truppen die Oberhand. Die ARK'AMBO sprang!

*

Reggys System

Mystery

Drei Katamarane, alle waren bereits leicht ramponiert und an vielen Stellen ausgebessert, die Farbe abgeblättert. Ihre Schaufelräder wurden von Savoniusrotoren angetrieben, sie bewegten sich langsam in der leichten Brise westwärts in Sichtweite einer Südküste. Die weiße Sonne stach unbarmherzig vom Himmel, Munagura hatte Stoffbahnen über die Decks spannen lassen, um zumindest ein wenig Schatten zu erhalten. Schutz gegen die feuchte Schwüle gab es ohnehin nicht, und zum wiederholten Mal überlegte die junge Admiral, ob es sich lohnte, noch weiter zu fahren. Sie hatten weiter südlich brauchbare Eisenadern gefunden, Kupfer, Zinn, Salpeter und Schwefel zur Herstellung von Schießpulver, neue Gewürze und essbare Pflanzen, alles in allem war ihre Expedition durchaus ein Erfolg gewesen. Sogar ein wenig Gold hatte sie gefunden, durchaus nicht zu verachten, aber weniger wichtig als zum Beispiel das Eisen. Dann aber dachte sie daran, dass es nicht mehr weit war, bis die Schiffe wieder dort anlangten, wo sie den Südpolarstrom verließen, sie hatten auf ihrem Zickzackkurs den südlicheren Teil der Welt beinahe komplett umrundet. Diese große Insel weit im Süden, die sie zuerst betreten hatten, wäre ein idealer Stützpunkt für weitere Reisen. Man könnte dort an der Flussmündung einen Hafen bauen, Süßwasser war genug vorhanden, Nahrungsmittel waren auch kein Problem. Es war zwar ein wenig heiß, hier im Norden, aber es gab sicher genug Frauen, die dem Ruf des Abenteurers folgen wollten und hier mit ihren Familien siedeln könnten. Vielleicht auch ein paar Männer für ein Haus der Freuden. Munagura leckte über die Lippen, sie vermisste die Entspannung, welche sie nur bei einem Mann finden konnte. Sie war eben auch nur eine noch junge Frau mit gewissen Bedürfnissen.



Munagura und ihre erste Navigatorin Kolmasara hatten penibel jeden Flusslauf, jedes Stück Erz, jede Ankermöglichkeit in einer Karte eingetragen. Sehr viel weiter als einige Kilometer über den südlichen Wendekreis war die Fahrt nicht gegangen, dort wurde die Hitze einfach zu groß, sie wurde im Verein mit der Feuchtigkeit für Munagura und ihre Frauen unerträglich. Dennoch waren einige interessante Gebiete zu finden gewesen, Platz und Nahrung für viele Aaggoonnidinen und ihre Männer. Einen der Kontinente würde man wohl mit der Waffe in Besitz nehmen müssen, dort herrschten riesige Raubechsen, drei- viermal so groß wie eine Aaggoonnidin. Eine davon war aus dem Wald auf den Strand gebrochen und hatte eine der Matrosinnen attackiert und getötet, aber eine Salve aus den langen Gewehren mit den schweren Bleigeschossen der Marineinfanteristinnen an Bord der drei Schiffe hatte selbst dieses Monster zu Boden gezwungen. Nun, in der ersten Zeit würden diese Tieren vermehrte Wachsamkeit fordern, die Frauen der Siedler mussten ihre Gewehre stets parat haben und gemeinsam das Land bestellen. Vielleicht könnte man auch einen oder anderen Mann den Umgang mit einem Gewehr oder einer Pistole beibringen, vielleicht würden die Männer sogar arbeiten müssen, aber damit musste Mann eben hier im Norden zuerst einmal leben.

„Admiral!“ Munagura sah zum Krähenneist hoch, woher eine junge Frau nach ihr gerufen hatte. „Rauch, dort!“ Die Aaggoonnin folgte der Geste des Postens, tatsächlich, dort hinter der Landzunge stieg eine dunkle Wolke zum Himmel.

„Alle auf ihre Posten!“ rief Munagura und schlug die Alarmglocke vier mal scharf an. „Alles klar Schiff zum Gefecht! Signal an die HOK’MAR und die KOL’VUR. Rasch, Rasch!“ Von den anderen Schiffen hörte sie das Schlagen der Alarmglocken, die Kommandantinnen waren wachsam gewesen und hatten nicht auf die Signalfallen gewartet, sondern auf die Glocke der VYK’URU reagiert. Stückpforten wurden geöffnet, schwere Bronzekanonen geladen und ausgefahren, Seesoldatinnen mit ihren langen Flinten liefen zu ihren Posten am Schanzdeck. Kolmasara öffnete die Waffenkiste und entnahm ihr die Waffen für die Deckoffiziere, großkalibrige Revolver mit sechs Schüssen in der Trommel. Sie hätten von Mister Samuel Colt oder den Herren Smith und Wesson stammen können und bewiesen einmal mehr, dass die Funktion die Form diktierte. Wie hätte eine mehrschüssige

Faustfeuerwaffe vor der Erfindung der geschlossenen Patrone denn schon anders aussehen können? Der Steuerfrau steckte Kolmasara ihre Waffen hinten in den Gürtel, wo zwei Schlaufen dafür vorgesehen waren, den breiten Schultergurt mit Pulverflasche, Kugelbeutel und Zündhütchenetui zog sie ihr über den Hals, ehe die Navigatorin sich selbst kampfbereit machte.

„Infanterie bereit!“ rief eine große, breitgebaute Frau mit goldenen Armreifen, die sie als Kommandantin der Infanteristinnen auswiesen.

„Steuerbordbatterien bereit!“

„Backbordbatterien bereit!“ Durch Gitter im Boden der Brücke klangen die Meldungen der Artilleriekommandantinnen.

„Ruder klar für Manöver!“

„Übersetzungen Schaufelrad klar!“

„HOK’MAR meldet gefechtsklar!“

„KOL’VUR gefechtsklar!“

„VYK’URU gefechtsklar!“ Munagura nickte. Was sie jetzt erwartete lag in der Hand der Ahnen.

○

Ms’Creen lag gemütlich in seiner Hängematte im Schatten eines aus großen Palmbältern geflochtenen Sonnendaches und gab sich ganz der Ruhe des Mittags hin, nur ein Idiot bewegte sich zu dieser Zeit mehr als er musste. Das leise Flüstern des Windes, das Raunen der an den Strand schlagenden kleinen Wellen und das Rauschen der Bätter waren beruhigend. Sorgen musste sich der Stamm keine machen, schon vor so langer Zeit, dass nur noch alte Erzählungen existierten, von denen man nicht wusste, ob sie nicht dazu da waren, Kinder zu erschrecken, waren die Schöpfer der Arkn’nidn vom Himmel gekommen. Sie hatten alle großen Fleischfresser auf dieser Insel getötet und die kleinen als Wachtiere gezähmt, ebenso die schweren Grasfresser, die gutes Fleisch und haltbares Leder lieferten. R’schien lag in der Hängematte neben der ihres Mannes und kratzte sich hingebungsvoll am nackten Bauch, ehe sie sich wieder der Ruhe hingab. Selbst die Nachbarstämme, die sie ab und zu überfielen und dafür aber auch wieder überfallen wurden, kam nicht zu Mittag, und nicht zu dieser Jahreszeit. Das wäre gegen jede Regel gewesen. Regeln waren wichtig, auch im Paradies, es war üblich, seine Frauen aus einem der Nachbardörfer zu rauben, aber nur diejenigen, die kein Lederband um den Hals trugen und daher als ledig zu erkennen waren. Obwohl böse Zungen munkelten, dass manchmal schon eine Frau ihr Band abgenommen hatte, wenn ein hübscher Nachbar auf Brautschau war.

„M’mmmaaaaa!“ der Schrei ihres Sohnes Trt’s riss das dunkelhäutige, weißhaarige Paar aus ihrer Ruhe. Der Junge kam, noch nass vom Schwimmen über den Strand gelaufen und zeigte hinter sich. „P’paaaa! Dort!“ Ms’Creen stemmte sich hoch und erschrak. Hinter dem Kap kamen drei Schiffe hervor, Katamarane, die nicht segelten oder gerudert wurden. Zwischen den Rümpfen drehten sich Walzen, über den Schiffen seltsame Dinger. Das ganze Dorf war mittlerweile auf den Beinen und wunderte sich.

„Holt die Blasrohre und Speere!“ Die Stimme des Häuptlings Frt’lonn riss die Ark’nidn aus der Starre, und alle liefen in ihre Hütten, die Männer rissen die Speere an sich, während die Frauen ihre Blasrohre in die Hand nahmen und die kleinen Köcher mit den Pfeilen an den Riemen über die Schultern warfen, gemeinsam liefen sie zum Waldrand und beobachteten, wie die Schiffe Anker warfen. Dann trat Frt’lonn mit seiner Partnerin Vhn’ya offen auf den Strand und hoben ihre rechten Hände.

o

Von Bord der VYK’URU beobachteten Munagura und ihre Mannschaft, wie zwei Personen aus dem Wald auf den Strand traten und ihre Hände hoben.

„Die sind ja nackt!“ brach es aus Anagrata, der Steuerfrau, heraus.

„Und der Mann ist so groß wie eine Aaggoonnin und bewaffnet!“ ergänzte Kolmasara mit glänzenden Augen. „Seht Euch nur einmal die Brustmuskeln an, und den Bizeps! Gewaltig!“

„Wie der Rest auch!“ bemerkte Munagura trocken. „Wenn es hier mehr solcher Männer gibt, könnte die Frauschaft durchaus ihren Spaß haben!“ Sie wandte sich um. „Bringt das große Boot zu Wasser!“

Von acht Riemen getrieben näherte sich das Boot dem Ufer, zuerst sprangen die Marines an den Strand und sicherten mit ihren Gewehren das Gelände, dann schwang Munagura ihre langen Beine über die Bordwand und watete an Land. Sie erhob ebenfalls die offene rechte Hand und ging, von ihren Frauen begleitet, auf das wartende Paar zu.

„Die Frau sieht fast aus wie wir“, stellte die Unteroffizierin der Infanteristinnen, Laytyra, fest. „Nur der Mann neben ihr – wieso ist der so groß und kräftig?“ Munagura zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht müssen Männer hier arbeiten?“ vermutete sie. „Oder sie müssen kämpfen!“ Dann blieb die Gruppe vor Vhn’ya und Frt’lonn stehen, die Admiralin legte ihre Hand auf die Brust.

„Munagura!“ sagte sie sorgfältig und betont.

Frt’lonn imitierte die Geste und sagte ebenso betont „Frt’lonn!“ dann legte er seiner Gefährtin die Hand auf die Schulter. „Vhn’ya!“ Munagura nickte, zwar etwas konsterniert, weil der Mann geantwortet hatte, aber auch der schien erstaunt, nur Frauen vor sich zu haben. Nun ja, ein Anfang zur Verständigung war gemacht, und vielleicht war das Matriarchat nicht überall üblich. Auch wenn es sich selbstverständlich um die natürlichste und klügste Regierungsform handelte. Aber wenn hier die Männer so stark und klug wie die Aaggoonnidinen waren, mochte es etwas anders aussehen.

„Nun wissen wir zumindest die Namen.“ sagte sie zu Laytyra, und Frt’lonn spitzte die Ohren.

„N’mn!“ fragte er. „S’t `r ach Arkn’nidn?“

Auch Munagura horchte auf. „Man glaubt beinahe, sie verstehen zu können.“ sagte sie, und Laytyra stimmte bei.

„Aber sie verschlucken so viele Vokale! Das wird nicht leicht!“

„Egal!“ Munagura war fest entschlossen. „Wir werden uns schon verständlich machen!“ Vhn’ya und Frt’lonn hatte mit geschlossenen Augen gelauscht, jetzt meldete sich Vhn’ya.

„Stn’dlch, wr wrden’s sch’fen.“

„Na bitte!“ Munagura freute sich.

„Ssen? H’ngrig?“ Frt’lonn strich sich über seinen Bauch. „M’t k’men!“

Die Unteroffizierin kniff die Augen zusammen. „Ich glaube, wir sind eben zum Essen eingeladen worden.“

„Dann wollen wir einmal!“ stimmte Munagura zu.

Während des Essens erfuhren die Frauen des Südpols so einiges über die Insulaner, die Verständigung zwischen den verschiedenen Abkömmlingen der Arkoniden funktionierte immer besser, auch wenn sich die Aaggoonnidinen die tatsächlich verschluckten Vokale dazu denken mussten.

„Wie leben hier auf vier Dörfer verstreut!“ erzählte Frt’lonn. „Ende des Winters, wenn die Winde beständig aus einer Richtung kommen und bevor die Hitze zurückkehrt, fahren die jungen Männer hinaus, um die anderen Dörfer zu überfallen und sich ihre Frauen rauben, jedes Jahr ein anderes.“

„Aber es werden nur Frauen geraubt, die als unverpartnert zu erkennen sind.“ fügte Vhn’ya hinzu. „Als ich wusste, dass Frt’lonn kommen wird, habe ich mich gut versteckt, damit ihm kein anderer zuvor kommt. Er war mir lieber als Ms’Creen“, lachte sie. „Als Frt’lonn dann vorbei kam, habe ich ein wenig Geräusche gemacht, und er hat mich gleich erobert und auf sein Boot gebracht!“

„Und wie erkennt ihr, ob jemand einen Partner hat?“ interessierte sich Laytyra.

„Am Band mit der Muschel!“ R’schien nahm ihre in die Hand und zeigte sie.

Munagura sah sich um. „Dann sind das alles freie Männer ohne Partnerin?“ Sie zeigte auf eine etwas abseits sitzende Gruppe.

„Interessiert?“ fragte Vhn’ya ohne Scheu, und R’schien fügte direkt hinzu.

„Ausprobieren ja, aber nicht mitnehmen. Wir brauchen sie und ihre künftigen Frauen. Und Eure Männer ...“

Lächelnd schüttelte Munagura den Kopf und unterbrach R’schien. „Wir haben keine Männer mit. Unsere sind – anders. Sie könnten die Strapazen einer Reise wie unserer nicht durchhalten.“

„Was es nicht alles gibt!“ staunte Vhn’ya. „Schwache Männer! Warum behaltet ihr die eigentlich? Sucht Euch doch starke!“

„Oder schickt uns die Schwächlinge!“ Ms’creeen zog den Bauch ein, streckte die Brust hinaus und schlug mit der Faust darauf. „Wir werden schon Männer aus ihnen machen, die Ihr brauchen könnt!“

Reggys System

An Bord der HEPHAISTOS

Ein langes Stöhnen entrang sich Victorias Brust, ihre Muskeln wollten schon beinahe nachgeben, doch Christians Hände hielten sie fest an der Hüfte. Sie fühlte, wie seine Hände sich plötzlich unkontrollierbar verkrampften und er ebenfalls konvulsiv zu beben begann, dann ließen sie sich beide einfach seitwärts mit völlig weichen, entspannten Muskeln umfallen. Christian kuschelte sich schwer atmend an ihren Rücken, hauchte einen zarten Kuss auf ihren Nacken und begann zart, ihre Taille zu streicheln, sie genoss einfach das Nachbeben in ihrem Körper und die sanften Berührungen. Endlos hätte sie jetzt so liegen bleiben können, völlig entspannt und wunschlos glücklich. Endlos. Ihre Augen wurden schwer und schlossen sich, bis ein lautes Geheul der Alarmsirenen sie jählings aus ihrem beginnenden Dösen riss.

„Santo Cielo!“ fluchte Victoria unbeherrscht und sprang aus dem Bett. „Beim eiskalten Arsch der Ychyla! Maledetto!“ Sie hieb auf die Taste der Gegensprechanlage. „Was ist los!“

„Transit! Transpondercode arkonidisch Nummer 7-25-13-97. Laut Katalog Schlachtschiff ARK'AMBO! Transit direkt in das System. Starke Energiesignatur, keine Schirme. Aber an Bord muss die Hölle los sein. Signal von der ARK'AMBO, nicht feuern, Lage kommt unter Kontrolle. Noch immer kein Schirm!“

„Ich bin unterwegs!“ Victoria riss einen Dienstanzug aus dem Schrank und fuhr hinein. „Ganz toll, statt einer Dusche muss mich das Ding jetzt sauber machen. Frustrierend. Bis später, mein Schatz.“ Rasch küsste sie Christian auf den Mund, dann war sie eiligst unterwegs zu Brücke der HEPHAISTOS.

„ARK'AMBO immer noch ohne Schirm, sendet aber immer noch ‚nicht feuern‘. Energieausbrüche an Bord werden schwächer!“ Tana Starlight stürmte auf die Brücke, Moira Tretjakowa saß in ihrem Sessel und starrte konzentriert auf den Bildschirm. Die GIULIA FARNESE, die MARIE-JEANNE DU BARRY, die KLEOPATRA, die HELENA und die THEOPHANU hatten das Arkonschiff erreicht und flankierten es, starke Schutzschirme schützten die Starlightschiffe für alle Fälle. Ghoma hatte kommissarisch das Kommando über die Flottille übernommen und berichtete.

„Schweres Laser und Impulsfeuer. Ich vermute, da kämpfen Roboter gegeneinander. Schwere Kampfdrohnen.“

„Machen Sie einige unserer Bots fertig, Ghoma! RO, sehen Sie zu, dass Sie eine Verbindung zur ARK'AMBO herstellen können, IFF erstellen. Geben sie den Code an die GIULIA FARNESE.“ Tana hatte einen Verdacht. „Wenn ein arkonidisches Schlachtschiff den Schild abschaltet und im Inneren Roboter kämpfen, hat das etwas zu bedeuten. Rhodans STARDUST wollte auch nichts mehr mit dem Neurogenten zu tun haben, vielleicht ein ähnlicher Fall.“

Es war zu erkennen, dass die großen Schleusentore der ARK'AMBO einladend aufglitten, Commander Igor Leonidowitsch Michalski von der Kommunikation gab den empfangenen Transpondercode für die Roboter gleich an die FARNESE weiter, hunderte winzige Lichter blitzten auf, als die Roboter aus den Schiffen der Starlight Enterprises ihre Rückstoßtriebwerke zündeten,

um den Abgrund zwischen den Stahlkugeln zu überwinden. Keine schwierige Aufgabe, denn die ARK'AMBO war in den freien Fall übergegangen und die anderen Schiffe hatten ihre Geschwindigkeit angeglichen. Erst, als die Roboter an Bord waren und die mächtigen Schleusenschotts geschlossen, zündeten die Triebwerke des Schlachtschiffes wieder, um die Fahrt zu verlangsamen.

Man kann einen Roboter oder Computer nicht überraschen. Überraschung ist eine Emotion, und eine solche verspürt ein einfaches nanotronisches Gehirn eben nicht. Aber man kann einen Robot mit einer nicht berechneten Situation konfrontieren, die seine Schaltkreise kurzfristig überfordert. Den Angriff fremder Roboter hatten die Maschinen des Neurogenten nicht berechnet, die zehntel einer Sekunde, welche die Nanotronik für die Neubewertung und -berechnung benötigte, war für die vorbereiteten rauchblauen Kampfmaschinen aus der Fertigung von Starlights genug, um einige schnelle Erfolge zu erzielen, danach sorgte nur noch die schiere Übermacht der Maschinen von Victoria und der ARK'AMBO für eine finale Entscheidung. Die Schaltkreise für die höheren Gehirnfunktionen blieben dem Schlachtschiff erhalten.

„Radiokontakt!“ Ivan Leonidowitsch winkte aufgeregt, Victoria und Moira schalteten ihre Earsets auf seine Geräte.

„... ARK'AMBO ist bereit, eine biologische Besatzung zu übernehmen. Das arkonidische Schlachtschiff ARK'AMBO ist bereit ...“

„RO, senden Sie eine Bestätigung, bitten Sie um Geduld. Moira, kratz zusammen, was an halbwegs brauchbaren Kosmonauten noch an Bord ist, es muss keine Elitebesatzung sein. Nur genug, um das Schiff zu beruhigen. Ein Technikteam, das zuerst einmal aufräumt und repariert, was die Kämpfe zerstört haben. RO, wenn das Signal an die ARK'AMBO raus ist, rufen Sie die Erde, sie sollen uns einen Therapeuten für die schicke Lady schicken. Wenn Crest oder Thora Zeit haben, wäre es günstig, sonst einen guten Neuronikspezialisten. Und fragen Sie nach, vielleicht können die Europäer noch ein Schiff brauchen, oder die ITC. Danke, Leute. Gute Arbeit!“

*

Die Roboter an Bord der ARK'AMBO standen in zwei Reihen still, als Commander Niels Olson mit einer Schar junger Kadetten und einem Team Techniker das Schiff betraten. Beide Typen waren leicht zu unterscheiden, die arkonidischen verfügten über vier Waffenarme und einen Kopf in Form eines spitzen Hundsgugel, ihre Lackierung war farblos und hatte reine Schutzfunktion, während die Starlightdrohnen nur zwei, dafür stärkere Waffenarme und zwei mit Greiforganen ausgestattete Arme besaßen, der Kopf eher wie ein spätmittelalterlicher Stechhelm geformt war und ihr Lack von rauchblauer Farbe war.

„ARK'AMBO, ich bin Commander Olson. Wir sind nicht in diesem System zu Hause, haben aber bereits eine Mannschaft für dich hergebeten. Bis sie zusammengestellt und eingetroffen ist, sind wir für dich zuständig. Ist das in Ordnung?“

„Selbstverständlich, Commander Olson.“ Die Neuronik des Schiffes stabilisierte sich wieder, sie hatte eine Aufgabe, sie hatte eine Besatzung in sich, sie erfuhr das, was bei einer KI dem Glück am nächsten kam.

„Danke, ARK'AMBO. Roboter der ARK'AMBO, zurück in die Bereitstellung, deaktivieren! Starlight Roboter, zurück auf die Schiffe.“ Der Commander sprach mit ruhiger, aber selbstbewusster Stimme. „Verfügst du über verlässliche Arbeitsrobots, ARK'AMBO?“

„Ich bin nicht sicher“, antwortete die typische androgyne Stimme der Neuronik. „Bis vor kurzem wäre die Wahrscheinlichkeit bei 100 Prozent gelegen, doch nun kann ich nur von 50 ausgehen.“

„Danke!“ Olson überlegte nicht lange. „Kann man die Lagerräume der Arbeitsmaschinen sicher isolieren, damit keiner der Roboter sich selbstständig machen kann?“

„Bereits geschehen, Commander Olson.“

„Dann versuchen wir einmal, welche Maschinen gehorchen. Aktivieren!“ 500 Arbeitsdrohnen mit einem sehr einfachen nanotronischen Gehirn reagierten auf die Aktivierungsimpulse und meldeten Bereitschaft. Keine Maschine wurde von Signalen den Neurogenten beeinflusst, der diese Möglichkeit scheinbar nicht berechnet hatte. Die Reparatur des Schlachtschiffes konnte beginnen, und als Crest daZoltral nach wenigen Tagen erschien, waren zumindest die schlimmsten Kampfspuren beseitigt, in der Zentrale standen wieder zumindest einige bequeme Kontursitze.

Der große Mann mit den in der Stirn schon etwas schütterten, weißen Haaren war mit der GCC AVALON gekommen, einer bereits umgerüsteten Korvette, und hatte seine Großnichte ohne Zeugen begeistert umarmt, als sich die Gelegenheit bot. Victoria hatte den Arkoniden auf den neuesten Stand gebracht, auch was ihr Privatleben betraf und ihm ihren Partner vorgestellt. Crest, der stets neugierige, aber nie aufdringliche Wissenschaftler, war begeistert vom Wissen des Wieners gewesen, und auch die HEPHAISTOS und ihre Erfindungen fanden höchstes Lob.

„Meine Kinder!“ Crest nahm einen kleinen Schluck Aperol Spritz und wies um sich, wieder einmal hatte Tana einen Gast zu Ettore Rimaldi mitgenommen. „Das ist eine geradezu phantastische Leistung! Und der Ausblick ist gewaltig! Du hast dir alles selbst aufgebaut?“

„Ich hatte schon Hilfe, Zio mio. Aber, ich habe mir das meiste ausgedacht. Dass es so gut funktionieren würde, hatte ich allerdings nicht gehofft!“

„Eine gute Mischung aus gemütlicher Dekadenz, wissenschaftlicher Arbeit und Mut zum Abenteuer. Ich liebe diese Station!“ Crest wurde richtig überschwänglich, er fühlte sich sichtlich wohl. „Wenn ich nur damals so eine Basis gehabt hätte ...“

„... wärest du nicht auf dem Mars abgestürzt, Thora hätte Perry Rhodan nicht kennengelernt, Victoria wäre nie geboren worden und ich als unglücklicher Phantast gestorben“, unterbrach Christian den Arkoniden. „Bei aller Sympathie, Crest, aber ich bin froh, dass du mit einem Schrotthaufen losgeschickt wurdest!“

Zoltral lachte. „Nun ja, dann hätte ich zwar keine Haare verloren, dafür aber mein Leben. Dank den Dottores Manoli und Haggard sitze ich noch hier und kann noch einen von diesen wundervollen

Drinks nehmen. Miss! Entschuldigung – Signorina! Bitte!“ Er deutete auf die drei leeren Gläser, Giovanna schenkte Crest ihr schönsten Lächeln. „Si, Signore!“

Am nächsten Morgen geleitete die stets dienstbereite und verfügbare Hera Crest zu der Fähre, welche ihn zur ARK'AMBO bringen sollte. Commander Olson ließ es sich nicht nehmen, den Ehrengast an der Schleuse abzuholen und ihn mit allen Ehren zu begrüßen, zu denen auch die angetretenen Kadetten gehörten. Als die hochgewachsene, schlanke Gestalt die Fähre verließ, ertönte plötzlich aus den Lautsprechern ein Signal, das Crest schon lange nicht mehr gehört hatte, das Signal ‚hoher Adeliger an Bord‘, welches von der STARDUST nicht mehr verwendet wurde.

Dann erklang die Stimme der Neuronik. „Identifiziere Crest da Zoltral! Ist das korrekt?“

„Das ist korrekt!“ Crest war kurz überrascht, er hatte an diese automatische Identifikation bei Betreten eines arkonidischen Schiffes und das folgende Ritual gar nicht mehr gedacht, fand sich jedoch schnell wieder in seine Rolle.

„Willkommen an Bord, Erhabener. Darf ich mich nach Eurem Befinden erkundigen? Ihr werdet von der Registratur als vermisst, vermutlich tot geführt.“

„Ich hatte einen Schaden an meinem Schiff und wurde von den Menschen des Systems, in dem ich strandete, gerettet.“ Crest blieb kurz und allgemein, die Stimme der ARK'AMBO meldete sich wieder.

„Ich bedauere, derzeit Euren Status bei der zentralen Registratur nicht korrigieren zu können, Erhabener. Es hätte eine Auslöschung meiner höheren Funktionen zur Folge. Wenn Ihr es befiehlt, werde ich Euch aber selbstverständlich gehorchen!“

„Derzeit wünsche ich keine Kontaktaufnahme zur zentralen Registratur. Ich werde die Brücke aufsuchen, wo du mich mit allen Neuigkeiten vertraut machen wirst“, wehrte Crest ab, beinahe vermeinte er ein Seufzen der Erleichterung zu hören, aber das wäre nicht möglich gewesen. Neuroniken haben immerhin keine Lunge.

September 2084



Sol System, Luna, AF – Station Lán sè zhēnhū de gūangmáng

An Bord der FĚICUÍ.

2039 hatte die GCC ihre KJB fertig gestellt, nur wenige Monate später, im Jänner 2040, vermeldete die Asiatische Föderation die Fertigstellung ihrer Mondbasis ‚Lán sè zhēnhū de gūangmáng‘, übersetzt ‚Im Licht der blauen Perle‘. Diese lag im Mare Humorum, ganz in der Nähe des lunaren Südpols und der KJB. Noch im selben Jahr wurde eine Magnetschienenbahn zwischen beiden Stationen eröffnet, welche dann später weiterführte ins Mare Nubium, wo die ‚Jules Verne Basis‘ der Europäischen Union gebaut wurde und in einem Bogen wieder nach Süden über das Mare Australe und die erst sehr viel später begonnene russische ‚Strugazky‘ Station zurück zur KJB. Die Amerikaner hatten die Station ‚Eagles Nest‘ bei der Landestelle ihrer ersten Mondmission gebaut,

sie war noch nicht an das Netz angeschlossen, dieser Anschluss war noch nicht einmal geplant, die Amerikaner wollten derzeit wohl noch eher unter sich bleiben.

Die AF begann dann sehr bald auch mit dem Bau eines eigenen Shuttlehafens, damals war die letzte Chefkonstrukteurin des ersten Fernraumschiffes der AF noch nicht einmal geboren. Es gab in der Föderation niemand, der in der Lage gewesen wäre, ein solches auch nur im Ansatz zu konstruieren. Aber Präsident Huyang Chang-Ni dachte in Jahrzehnten, er wollte zuerst einmal alles vorbereitet sehen. Er betrachtete den Mond nicht zu Unrecht als Sprungbrett zu den Sternen und baute schon einmal an der Logistik für eine künftige Werft. Gleichzeitig ließ er Kinder auf ihr Talent und ihre Neigung zur Technik testen, um diese umfassend auf den Hochschulen der GCC in arkonidischer Sprache und Technologie ausbilden zu lassen. Natürlich kehrten einige dieser Studenten ihrer Heimat nach der Ausbildung den Rücken und bauten sich ihr Leben in anderen Ländern auf. Ein Umstand, den er in Kauf zu nehmen bereit war, es gab immer noch genug Absolventen, die für die Heimat arbeiten wollten. Besonders, nachdem die Verhältnisse nach und nach besser und freier wurden, gab es immer weniger Auswanderer. 2066 begann das erste Team mit einer Vorstudie für eine Konstruktion eines großen, überlichtschnellen Raumschiffes, 2067 verstarb der starke Mann, der die AF aus einer Diktatur in eine echte Föderation gesteuert hatte. Sein Nachfolger Gao Bo-Chang machte Kassensturz. Die liberale Politik und die soziale Marktwirtschaft, die Huyang Chang-Ni einführte, hatten die Wirtschaft angekurbelt, das technische Studium der Jugendlichen im Ausland hatte dazu geführt, dass nicht nur moderne Technik, sondern auch ein neues Lebensgefühl das Leben in Asien verbesserte. Er sah nach Norden und Nordwesten, zu den russischen Republiken, die mit ihrer dezentralen Verwaltung und gemeinsamen Außenpolitik ganz gut fuhren. Darauf stattete der Präsident der AF die in der Föderation aufgegangenen Länder wieder mit mehr Rechten im Inneren aus, noch viel mehr, als Huyang Chang-Ni es je gewagt hätte und konzentrierte sich besonders auf die Außenpolitik und natürlich auf gemeinsame Projekte. Es funktionierte. Die jetzt teilautonomen Staaten Asiens verblieben in der Föderation, die Bevölkerung des Iran, des uralten Persien, bewarb sich sogar um Aufnahme und die Vereinten Nationen bewilligten das Vorgehen. Da es bereits einige moslemische Teilstaaten in der AF gab, wurde auch diese Integration kein großes Problem.

Die GCC zeigte sich bereits wohlwollend und erfreut über den ersten Wechsel in der Politik der AF unter Huyang Chang-Ni, die Zusammenarbeit festigte sich unter Gao Bo-Chang noch mehr. Auch die Grenzen zwischen den russischen Republiken und der Asiatischen Föderation wurde allmählich wieder offener, der Handel mit Europa funktionierte und die Unternehmungen im Sonnensystem warfen Rohstoffe und Gewinne ab. Wenn nur das leidige Problem mit der Überbevölkerung nicht gewesen wäre, hätte man zufrieden sein können. Bei aller neuen Offenheit wollte Präsident Gao Bo-Chang hier nicht auf den guten Willen anderer Mächte oder Firmen angewiesen sein. Außerdem war er der Meinung, der Stolz und die Ehre der asiatischen Völker verlangten nach einem eigenen Raumschiff, um in die Galaxis vorzustoßen. Also wurde das Projekt Fernraumschiff, das man FĚICUÍ, also JADEPHÖNIX, nennen wollte, weiter vorangetrieben. 2079 übernahm die damals mit 22 Jahren eben von der John Glenn Academy nach Hause kommende Wang Li-Ming die Leitung des Konstruktionsteams.

Die 2057 in Hongkong geborene Wang Li-Ming studierte auf der KJB nicht nur Ingenieurwissenschaften, sondern erfuhr auch von den Spezies und Zuständen im Universum, zumindest im von den Arkoniden erforschten Teil. Von Natur aus neugierig, intelligent und sehr ehrgeizig, machte sie nie ein Geheimnis aus ihrer Absicht, eines Tages das erste AF-Fernraumschiff zu konstruieren und hatte als einzige Sorge in ihrem jungen Leben, dass ihr jemand zuvor kommen könnte. Li-Ming verliebte sich zweimal auf der John Glenn Academy, zuerst in den gleichaltrigen Juri Ivanowitsch Gromoski aus Kiew, dann, durch ihn, in die Serie ‚Krieg der Sterne‘. Die Liebe zu Juri Ivanowitsch verging nach anderthalb Jahren wieder, die zu den Sternzerstörern von George Lucas blieb. Sie wusste nun ziemlich genau, wie ihr Raumschiff auszusehen hatte, auch wenn dann doch ein paar Kleinigkeiten geändert wurden. So lag die Brücke im Zentrum statt in einem turmähnlichen Aufbau, in welchem nur noch die Sensoren lagen. Und es gab noch Reserveanlagen. Lucas war, bei aller Phantasie und Intelligenz eben Regisseur und auf optische Effekte aus gewesen, kein Konstrukteur, der ein echtes Schiff vor Risiken bewahren wollte.

2084 war die Zelle fertig und auf Herz und Nieren geprüft, die JADEPHÖNIX wartete nur noch auf ihren Singularitäts-Antrieb. Wang Li-Ming hätte ja gerne einen GCC- oder Starlight-Antrieb erworben, doch hier legte sich die politische Linie des Präsidenten doch noch zu sehr quer. Er bestand auf einem Triebwerk der galaktischen Händler, das von Starlight nur geliefert werden sollte. Mit dem Ortungsdämpfer von SE, selbstverständlich. Jeden im Team wunderte diese Entscheidung, doch der Präsident hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, also bekam er auch seinen Willen. Ende Juli traf das Gerät ungeduldig erwartet mit der CYRANO auf Luna ein und wurde sofort in der FĚICUÍ installiert, der Start wurde für den September geplant. Die Europäische Union hatte ihre Expeditionen in die Richtung des Sternbildes Schlangenträger gestartet, die USA mit der ITC war in die Richtung Indus geflogen, beides eher ‚südliche‘ Teile der Galaxis, von der Erde aus betrachtet. Die AF entschloss sich für die Richtung des Sternbildes Widder, eher ‚nördlich‘ gelegen. Für einen roten Zwergstern der Klasse M, in dessen System zwei Planeten in Erdgröße in der habitablen Zone vermutet wurden. Teegardens Stern.

Und dann war Li-Mings großer Tag wirklich gekommen, die FĚICUÍ, ein dreieckiger Keil, 750 Meter lang, an der breitesten Stelle am Heck 250 Meter messend, an der höchsten 100 Meter, unter Kapitän Wu Baihu war endlich, nach vielen überwundenen Hindernissen, startbereit. Die Brücke des JADEPHÖNIX besaß drei Ebenen, hinter dem Kapitän erhöht die technische Station, unter welcher auch der Zugang zur Kommandoebene lag, links davon die Ortung, rechts die Funkabteilung, beide durch Klarstahlscheiben vom Rest der Zentrale getrennt. Schräg rechts vor dem Kapitän auf der gleichen Ebene war das Ruder, links die Navigation untergebracht, die wissenschaftliche Station und die Waffenkontrolle lagen noch weiter vorne und etwas vertieft. Nicht, dass der JADEPHÖNIX sehr stark bewaffnet gewesen wäre, aber ganz ohne Zähne war er doch nicht gebaut worden, einem Handelsschiff der galaktischen Händler ähnlicher Tonnage wäre er unter Umständen gewachsen gewesen.



„Guāngróng de Duīnzǎng, FěICUÍ zhūnbéi chūfāle“, meldete Li-ming dem Kapitän, der vor seinem Sessel stand und alles noch einmal genau musterte, die Startbereitschaft des JADEPHÖNIX, ihn höflich als ehrenwerter Kapitän ansprechend. Ebenso höflich nahm dieser die Meldung nickend zur Kenntnis.

„Danke, Guāngróng de Shūnū Wang.“ Dann bedeutete er dem Funker, Kontakt mit der Station aufzunehmen. „Station ‚Im Licht der blauen Perle‘, der JADEPHÖNIX ist bereit zum Abflug!“

Wu Baihu aus Yokohama war von der ‚nassen‘ AF – Marine zur Raumfahrt gekommen, der kleine, bullige Kapitän hatte schon einige schlimme Situationen gemeistert. Die Narben in seinem Gesicht, auf Hals und Schultern erzählten von einem üblen Brand an Bord eines seiner Schiffe vor Taiwan, er hatte damals zwei seiner Untergebenen unter Einsatz seines eigenen Lebens aus den Flammen gezogen und gerettet. Man steckte ihm eine rote Medaille mit den fünf goldenen Sternen Chinas an die Brust. Die Fahne der AF war beinahe identisch mit der alten chinesischen, nur waren die goldenen Sterne in die Mitte gerückt und wurden von einem silbernen Ring umgeben, als Symbol der Vereinigung Asiens, der Orden dem entsprechend gestaltet. Dann nannten sie Wu Baihu einen Helden des Volkes, ein Vorbild für alle und sangen sein Loblied eine Woche in den Medien, dann vergaßen die Regierung und die Bevölkerung die ganze Angelegenheit schnell wieder. Als das ehrgeizige Projekt Fernraumschiff sich der Endphase näherte, meldete sich Baihu freiwillig zum ‚Dienst jenseits der Himmel‘, man erinnerte sich wieder seines Mutes und seiner Opferbereitschaft und nahm seine Dienste an. Da der Start und der Flug des JADEPHÖNIX als riskant und unsicher galten, wollte man einen besonnenen Kapitän und entschied sich für Kapitän Wu, die pinselführende Konstrukteuse wurde zum leitenden technischen Offizier ernannt, ganz so, wie früher die Kanonenbauer den ersten Schuss aus einem neuen Geschütz abfeuern mussten. Wang Li-Ming war das nur zu recht, sie wollte das Schiff, das sie entworfen und dessen Bau sie peinlich genau überwacht hatte, ohnehin in der Praxis erleben.

„Kapitän Wu, hier spricht Präsident Gao Bo-Chang. Ich befinde mich eben in der Station ‚Im Licht der blauen Perle‘ und möchte Ihnen persönlich alles Gute für diesen Flug wünschen. Die Augen

nicht nur der asiatischen Völker, nein, die Augen der ganzen Welt sind auf Ihren Start gerichtet! Starterlaubnis und freie Himmel für die FĚICUÍ!“ Hier irrte der Präsident der AF. Zwar wurde der Start der JADEPHÖNIX in der AF durchaus mit Interesse verfolgt, für den Rest der Erde war der Start eines Raumschiffes bereits alltäglich geworden und fand kaum mehr Beachtung. Der Start war zwar in den TriVid-Nachrichten eine kurze Meldung und auf den InfoNet-Kanälen eine Schlagzeile wert, doch die einzige diskutierte Frage war, warum die AF auf das bewährte arkonidische Muster verzichtet hatte und eine völlige Neukonstruktion vorgezogen hatte. Letztendlich war man sich einig, dass das halt so eine asiatische Sache wäre. Selbst in Chinatown, New York oder bei den japanischen Firmenbossen im Silicon Valley, Kalifornien, in der indischen Community in London, Britannien, und den Vietnamesen auf der ganzen Welt war man dieser Meinung.

„Die in der AF sind halt so!“

Kapitän Wu setzte sich in seinen Sessel und atmete tief durch. „Wir fühlen uns durch Eure Anwesenheit inspiriert und geehrt, Exzellenz! Shūnū Wang, bitte beginnen Sie!“ Li-Ming fuhr den Antigrav hoch, die Anzeige des auf den Landebeinen ruhenden Gewichtes sank gegen Null.

„Fahre Landebeine ein“, meldete sie, wenig später: „Kapitän, das Schiff schwebt. Der JADEPHÖNIX ist frei.“

„Ruder!“ Mit fester Stimme gab Kapitän Wu sein Kommando. „Feldantrieb ein Zehntel Kraft voraus. Bringen Sie uns aus dem Hangar!“ Langsam schob sich der schlanke, niedrige Keil aus der großzügigen Halle und nahm, sobald er die Tore passiert hatte, Kurs auf das Sternbild Widder. In sicherer Entfernung zum Mond zündete Li-Ming das Kurpuskular-Triebwerk, mit 450 km/sec² Beschleunigung entfernte sich der FĚICUÍ immer schneller werdend vom Terra/Mond – System.

„Herr!“ Der Funker rief den Kapitän. „Anruf von der STARDUST III!“

„Lautsprecher!“ befahl Wu.

„FĚICUÍ, hier STARDUST III, Perry Rhodan spricht!“ Ein Bildschirm wurde zugeschaltet, Rhodan wurde sichtbar, die Hand salutierend an der Schläfe. „Ich möchte Ihnen und Ihrer Crew einen guten Flug, viel Erfolg und eine glückliche Heimkehr wünschen, Kapitän!“

„Danke, Mister Rhodan.“ Wu Baihu stand auf und salutierte dem Vorsitzenden der GCC ebenfalls. „Die Besatzung der JADEPHÖNIX und die AF fühlen sich geehrt, dass Sie persönlich unseren Start beobachtet haben. Wir werden uns wieder melden, wenn wir glücklich waren!“

*

Reggys System

An Bord der HEPHAISTOS

Juan Menzin eröffnete früh am Morgen das Quetzal am Strip der HEPHAISTOS, überrascht stellte er fest, dass bereits ein Gast wartete. Ein großer, schlanker Mann mit weißem Haar, das sich an der

Stirn bereits ziemlich stark lichtete. Der Arkonide Crest hatte von diesem Lokal erfahren, war aber zu früh gekommen und hatte an einem der Tische ‚draußen‘ Platz genommen. Arkoniden und ihren Abkömmlingen hatte es seit einiger Zeit die Schokolade der Erde angetan, die zu einem der größten Exportschlager Terras in das Imperium geworden war. Auch auf First wurde bereits versucht, die Kakaopflanze zu kultivieren, nicht ohne Erfolg. Man erwartete guten Gewinn und baldige Tilgung der Schulden, die durch den Aufbau der Kolonie entstanden waren. Und wie viele Arkoniden liebte Crest seine Trinkschokolade relativ bitter und mit scharfem Gewürz, dazu ein Croissant, oder ein Brioche, eventuell auch eine Zimt-Nussschnecke. Crest hatte sich, anders als Thora, die starken Kaffee vorzog, an dieses Frühstück gewöhnt und liebte es. Auch heute genoss er sein Gebäck, dabei dachte er an die letzten Tage zurück.

Die ARK'AMBO war im System erschienen, gemeinsam mit den Robotern des fliehenden Schiffes hatten Victorias Kampfmaschinen jene des Neurogenten niedergekämpft, dann hatte seine Großnichte ihn gerufen, um mit der Neuronik der ARK'AMBO zu sprechen. Diese hatte Crest als hochadeligen Arkoniden erkannt und ihm bedingungslos vertraut, das Schlachtschiff wollte nicht mehr für eine Maschine gegen Arkoniden kämpfen und war geflohen. Jetzt bat die ARK'AMBO sozusagen um politisches Asyl, eine seiner Existenz bewusste Künstliche Intelligenz entwickelte so etwas wie freien Willen. Crest hatte noch nie erlebt oder gehört, dass eine derartige Entwicklung ohne den Ausbau verschiedener Komponenten und Löschung einiger Sicherheitsschaltungen möglich wäre – und doch war es geschehen. Was war der Auslöser gewesen? Konnte man die Umstände reproduzieren? Sollte man die Umstände eigentlich reproduzieren und neue Schiffe mit eigenem Willen schaffen? Crest verlängerte seinen Aufenthalt und bat Victoria, das Schiff noch länger zu behalten, statt es zu verkaufen. Commander Olson machte das Beste aus der Sache und drillte die Kadetten an Bord, die Ausbilder mussten eben regelmäßig an Bord der ARK'AMBO kommen. Es war nicht immer leicht, denn auch die unteren Klassen mussten noch unterrichtet werden. Es funktionierte aber dank der Flexibilität ihrer Leute, die Victoria immer wichtig gewesen war. Die Ausbildung der jungen Kadetten machte gute Fortschritte, Reginald Starlight sprang als Dozent ebenso ein wie Tana, Leslie und Chris, an Bord lehrte auch Crest mit Unterstützung der ARK'AMBO Strategie und Kosmonautik.

„Sieht so aus, als hätten sich Mannschaft und Schiff gefunden“, resignierte Victoria bei einer der regelmäßig stattfindenden Besprechungen. „Crest, frag doch mal die Neuronik der ARK'AMBO, ob sie auf die JEANNE-ANTOINETTE MADAME DE POMPADOUR übersiedeln möchte! Die ist zwar noch nicht einmal angefangen, aber – nun ja, die Kadetten wären ohnehin für einen Teil der Besatzung nächstes Jahr vorgesehen. Ruft die CYCLOPS, Tarkol daVuul bekommt die POMPADOUR früher, Hunt rückt nach und bekommt sein eigenes Schiff. Sagt Olson, er wird XO auf der JEANNE-ANTOINETTE, wenn er möchte. Gebt auch den anderen auf der Liste eine Nachricht, dass die POMPADOUR schon in Herstellung geht, in zwei Monaten sollen sie hier sein. Und schickt den Kh'Entha'Hur eine Einladung, ob es nicht doch noch ein paar Abenteurer unter ihnen gibt, die gerne anheuern möchten. Cielo! Maledetto! Zuerst wird es eng auf der HEPHAISTOS, jetzt brauchen wir mehr Leute, als wir haben. Wie ist eigentlich die Sache mit den Topsidern ausgegangen?“

Leslie Myers rief auf ihrem Pad ein File auf. „Sind unterwegs, Tana. Der Despot von Topsid hat bekräftigt, dass es sich nicht um Renegaten handelt, sondern einfach um abenteuerlustige junge Echsen, die sich etwas Neues ansehen möchten.“

„Na schön. Sie werden willkommen sein, aber haltet sie von den Energieanlagen fern.“ Victoria erlaubte sich ein Seufzen. „Ein paar Geheimnisse möchte ich noch behalten.“

„Europa und die ITC haben für die aufgerüstete und mit einer neuen, noch nicht erweckten Neuronik ausgestatteten Zelle der ARK'AMBO gute Preise geboten. Die Europäer weniger Bargeld, dafür interessante Vereinbarungen, die zwar noch nicht jetzt, aber später gute Gewinne bringen könnten. Ihr Team hat auf Lórien eine Fettpflanze gefunden, welche die Nahrungsmittelindustrie um Jahrzehnte voranbringen würde. Kann mit Hydrokultur auf wenig Platz mit viel Ertrag gezogen werden, absorbiert viel CO₂ und setzt Sauerstoff in großen Mengen frei, wenn nur genug Sonnenlicht vorhanden ist. Sie bieten einen Anteil am Geschäft an.“

„Machen wir das. Die Zelle der ARK'AMBO geht an Europa, energietechnisch aufgemotzt und mit guten Schirmen. Ich werde alt, ich muss an meine Zukunft und an die meiner Enkelkinder denken!“ Alle lachten, sogar Reginald stimmte mit ein.

Crest hatte mit der ARK'AMBO gesprochen, ein neuer Körper und ein neuer Name hatten für die KI durchaus einen Reiz. Jeder Flüchtling wünscht sich doch eine neue Identität, ein Facelift, eine kosmetische Operation und neue Papiere. Die ‚JEANNIE‘, wie sie bald gerufen wurde, konnte zwar die Impulse des Neurogenten noch empfangen, für diesen war die ARK'AMBO allerdings verschollen und unsichtbar. Crest hatte lange Tage auf der Brücke des Schlachtschiffes verbracht, in Zwiegespräche mit der Neuronik versunken. Allmählich hatte sich ein Bild von der Lage im Imperium und im Miridan Sektor herauskristallisiert, diese Nachrichten hatte er am Abend gebündelt und als gerafften Impuls nach Galacto City übermittelt. Tarkol daVuul war eingetroffen, JEANNIE hatte auch ihn als echten adeligen Arkoniden identifiziert und seine Kommandogewalt ohne Beanstandungen anerkannt.

Crest daZoltral schloss die Augen und trank noch einen Schluck der heißen Schokolade mit Chili, genoss den bitter-süß-scharfen Geschmack, die Wärme, die sich in den Eingeweiden breit machte.

„Ohne Zucker und Milch, mit Chili?“ Juans Stimme drang an sein Ohr, in der Meinung, die Frage gälte ihm, wollte er schon nicken. Er öffnete die Augen, an der Theke stand eine riesige Frau mit roter Lockenmähne. Es gab nur eine Frau dieser Größe bei Starlights, sie war also leicht zu identifizieren.



„Geehrte Ghoma!“ Crest erhob sich von seinem Sitz. „Darf ich Sie bitten, an meinem Tisch Platz zu nehmen?“

Sie nahm ihre Schokolade in Empfang, zögerte nur kurz und nickte schließlich. „Warum nicht. Danke, geehrter Crest!“ An diesem Morgen kam Crest daZoltral um einiges später als erwartet an Bord der ARK'AMBO. So ein Zellaktivator konnte schon einige vorher nicht bedachte Nebenwirkungen haben.

*

Solares System, Terra

Ägypten, Gilf el-Kebir

Zwei großgewachsene, schlanke Männer waren aus einem Gleiter mit geöffnetem Verdeck gestiegen, der eine dunkelblond, hager, grauäugig, seine Kleidung in dem Sandton, der als Khaki bekannt war. Der andere mit weißem Haar, leicht rötlicher Iris, muskulös und in eine olivgrüne Uniform mit blauen Schulterklappen gekleidet. Vor ihnen dehnte sich scheinbar endlos eine saftige, grüne Ebene, die mit nur wenigen Schirmakazien, keine älter als 20 Jahre, bewachsen war. Der Weißhaarige ging in die Knie, ergriff eine Handvoll Erde und betrachtete sie genau. Ein leises, verträumtes Lächeln lag auf seinen Lippen, als er sich umsah.

„Danke, dass du mich mitgenommen hast, Perry.“ Rhodan sah sich ebenfalls um.

„Macht sich doch ganz gut, oder, Atlan?“ Er zeigte ringsumher. „Aus der Wüste haben wir einen grünen Flecken erschaffen. Und ich hoffe, er wächst noch!“

„Mhm..!“ Atlan ging ein paar Schritte bis zum Abgrund. „Hier hatten wir uns versteckt, Selketh und ich, in der ersten Nacht auf dem Plateau. Dort drüben stand der Palast der ‚schecklichen Neith‘, wir beobachteten, wie sie ihre Krieger ausbildete. Eine langlebige Fremde, die mit einigen ihresgleichen hier gestrandet war. Einige davon waren gar nicht nett. Sie aber gehörte zu den schönsten Frauen, die ich in meinem langen Leben kennengelernt habe. Und zu den liebevollsten.“

Ich habe da furchtbar viel Zeit versäumt, Zeit, in der ich..., egal! Vielleicht erzähle ich dir noch einmal von ihr, junger Freund. Von hier aus zogen wir los, um am Nil eine Stadt zu gründen. Eine Stadt, von der aus die ägyptische Zivilisation im Laufe einiger hundert Jahre das Niltal vereinte – und dann ging Ägypten auch wieder unter. C'est la vie, Perry. Oder vielmehr griechisch – ,panta rei', alles fließt, alles ist in Bewegung, nur manchmal schneller, manchmal langsamer. Selbst das Kristallimperium wird eines Tages nur noch Geschichte sein, eine Legende unter vielen. Ein Wunder, dass es überhaupt noch existiert. Ich habe gesehen, wie Reiche, für die Ewigkeit gedacht, praktisch über Nacht verschwanden.“ Atlan fuhr sich mit den Handflächen über das Gesicht. „Entschuldige, ich wollte nicht sentimental werden. Es ist nur dieser Ort, der damals noch viel, sehr viel grüner war. Voll mit Wald und Feldern.“ Atlan zwang sich in die Gegenwart zurück. „Aber auch das hier ist schon ein halbes Wunder. Was habt ihr unternommen?“

Rhodan wies mit weit ausholender Geste über die Hochebene. „Dieses Massiv ist ein perfekter Wasserspeicher! Wir haben es gekauft, die ägyptische Regierung war froh, dass ein Idiot das Land haben wollte. Dann haben wir dutzende Eisbrocken aus dem Asteroidengürtel hier abgelegt. Tonnen und Tonnen Eis haben wir transportiert und hier schmelzen lassen. Ein Teil ist natürlich verdunstet, das Meiste aber versickert und hat den Grundwasserspiegel beträchtlich gehoben, das hat bereits einige Oasen in Ägypten und Libyen vergrößert. Damit haben wir eigentlich nur das wieder aufgefüllt, das für künstliche Bewässerung der Golfresidenzen in den teuren Hotels abgepumpt wurde. Na ja, wir haben die Gesamtwassermenge auf der Erde vermehrt, aber wir nehmen bei unseren Raumflügen sowieso mehr aus dem System, als wir jetzt aufgefüllt haben, also, ein paar Asteroiden hätten noch Platz. Danach haben wir etwa zweitausend Kilometer Rohr mit elliptischem Querschnitt aus Klarstahl in fünf Meter Höhe verlegt, 30 Meter breit, zwei mal drei Spuren Straße in der oberen Hälfte, dazwischen zwei Rohre für Expresskapseln. In der unteren zwei Abschnitte für eine Bahn und einen breiten für Wasser. Alle 10 Kilometer eine Pumpstation, alle 50 Kilometer einen Bahnhof und die Möglichkeit, einen Straßenzubringer zu bauen. Der nach Kairo ist schon fertig, der nach Assiut beinahe, das lange Stück nach Rabat und Casablanca über Marrakesch zur Hälfte. In der Nähe von Sallum am Mittelmeer haben wir eine Meerwasser-Entsalzungsanlage gebaut und pumpen das Süßwasser hier her, bei jeder Pumpstation wird auch eine Oase unter einer Kuppel bewässert, die haben wir gebaut, damit das verdunstende Wasser wieder in die Oase zurück geführt wird. Dazu ein Hotel, eine Karawanserei, wenn Du so möchtest. Dort siedeln sich auch bereits Menschen an, denen der Boden genug zum Leben gibt. Sie bekommen zusätzlich zum Wohnraum noch Energie und Infonet gratis dazu und, sollte wirklich zu wenig Ernte sein, Nahrungsmittel. Seit einiger Zeit erwirtschaften sie aber schon kleine Überschüsse, die sie verkaufen können. Der Tubeway geht weiter durch den Sudan, wo auch künstliche Oasen unter Kuppeln sind und dann bis Pretoria in Südafrika, in einer ziemlich geraden Strecke. Von Pretoria in einer Kurve nach Kapstadt. Immer mit Kuppeln und Hotels, Wasser ist dort ja kein Problem mehr.“

Atlan schloss die Augen, mithilfe seines photographischen Gedächtnisses war es ihm nicht schwer, die Strecke zu imaginieren.

„Wozu? Was macht den Unterschied?“, fragte er, und Rhodan lächelte.

„Zwei Kilometer auf beiden Seiten der Strecke mit Ausnahme in den bereits existierenden Städten haben exterritorialen Status, sind also de jure Staatsgebiet von Galacto City. Damit kann ich den Anwohnern Schutz bieten, und die Verträge, die man den Ländern aufgezwungen oder mit Bestechungsgeld abgerungen hat, gelten dort nicht mehr. Ich kann die Menschen auch gegen örtliche Diktatoren, fehlgeleitete religiöse oder sonstige Fanatiker und Warlords beschützen, wenn es nötig wird. Die Kuppelstädte werden dann eine ähnliche Funktion wie die Burgen im Mittelalter haben. Ich habe vor, mit der Zeit ein Netz solcher Wege anzulegen, mit den Hotels und Wohnstätten entlang des Straßennetzes, künstlichen Oasen in trockenen Gebieten, Reinigungs- und Aufbereitungsanlagen in den feuchteren, damit den Menschen sauberes Wasser in den Wohnungen und nicht Kilometer entfernt zur Verfügung steht. Mit Klärbecken, Abfallentsorgung und Minikrediten für den Kauf von ein paar Tieren oder Werkzeug möchte ich den Bewohnern Afrikas eine bessere Zukunft bieten. Die GCC-Einrichtungen wie Schulen, Krankenhäuser und ähnliches kommen mit den Bahnen näher an die Menschen, in jeder Kuppel gibt es einen Robodoc und, wenn der nicht reicht, einen Ärztenotruf. Kinder können für eine Prüfung in eine größere Stadt fahren, in den GCC-Kuppeln gibt es Stuben, in denen Unterricht stattfindet. Gebildete und gesunde Menschen sind das größte Kapital, und ich habe vor, es aufzustocken, nicht nur in Afrika. Syrien und der Irak, die jetzt uninteressant geworden sind, weil Erdöl praktisch wertlos ist, zeigen Interesse an einem solchen Projekt zwischen Mittelmeer und persischem Golf, mit einem Ableger nach Jordanien. Dort lautet der Deal Wohlstand und Religionsfreiheit, die fundamentalistischen Extremisten sollen keine Basis mehr erhalten. Wenn es trotzdem ein paar Machtgierigen gelänge, eine Horde um sich zu scharen, stünde die GCC mit Rat und Tat zur Verfügung. Die AF überlegt eine weiterführende Trasse, vom persischen Golf bis zum Pazifik, mit vielen Abzweigungen, an die wir sogar Galacto City anschließen könnten, dann nach Norden in die Russischen Republiken. Außerdem bleibt dann, wenn die Leute an den Verkehrswegen siedeln, und Verkehrsadern waren schon immer ein Siedlungsmagnet, noch eine Menge Land als Naturpark über, mit Nebenbahnen könnte man diese Parks touristisch nützen, was wieder der einheimischen Bevölkerung zu Gute kommen könnte. Eine Win-Win-Situation, vor allem, aber nicht nur in Afrika. Nur wie ich den Massai erklären kann, dass man mit kleineren Rinderherden auch Prestige ansammeln kann, das weiß ich noch nicht.“ Atlan griff im Geiste zu Papier und Bleistift, kalkulierte einmal durch.

„Das kostet aber eine Menge Geld, das erst einmal vorgestreckt werden muss!“

„Na und?“ Auf Rhodans Stirn entstand eine tiefe Falte. „Eine Investition in die Zukunft. Das Pumpen von Wasser wäre früher schon kein Problem gewesen, mit der Angelpower von Victoria noch viel weniger. Sie beteiligt sich übrigens auch an dem Projekt.“

Atlan lachte laut auf. „Ich hoffe, sie hat dich nicht zu sehr über den Tisch gezogen! Was möchte sie denn?“

„Rekrutieren natürlich. An den Schulen.“ Rhodan grinste säuerlich. „Und natürlich 50% vom Gewinn. Also, falls es finanziellen Gewinn gibt. Dafür übernimmt sie die Hälfte der Kosten.“ Er lenkte Atlans Aufmerksamkeit wieder auf das Projekt an sich. „Ich glaube, bald werden die alten Wadis wieder Wasser erhalten und grüne Streifen durch die Sahara entstehen, die sich vielleicht auch verbreitern. Weiter im Landesinneren von Afrika – einige Firmen habe ich aufkaufen können

und zahle nun faire Preise, einige muss ich eben aus dem Geschäft in Afrika drängen. Irgendwo muss ich ja anfangen.“

Atlan nickte. „Ein ehrgeiziges Projekt, Perry. Und was wird hier gepflanzt?“

Rhodan zuckte die Schultern. „Soja! Irgendwie muss ich ja auch Gewinn machen.“

„Oh!“ Atlan stutzte.

„Ja! Perry Rhodan, der Umweltsünder!“ Rhodan lehnte sich an den Gleiter und zog eine Flasche Mineralwasser hervor. „Atlan, diese Pflanze ist, wenn man es richtig macht, mit ihrem Wurzelsystem hervorragend geeignet, den Boden zu stabilisieren. Und was ich hier anpflanze, macht anderswo Boden frei, der kann wieder an die Afrikaner oder Amazonas-Indigene als Selbstversorgungsmöglichkeit zurück gehen, statt von Konzernen für unseren Luxus ausgebeutet zu werden. Oder eben als Naturpark, wenn die Menschen mein Angebot mit dem Leben am Verkehrsweg annehmen. Was ich hoffe. Ich bringe auch Mineral- und Tafelwasser aus den Entsalzungsanlagen und anderen Quellen auf den Markt, zu konkurrenzlos billigen Preisen. Erstens, um die Plastikverschwendung zu verringern, denn meine Flaschen sind aus Material, das nicht nur verrottet, sondern auch keine Giftstoffe an das Wasser in der Flasche abgibt. Trotzdem zahle ich Pfand und recycle die Flaschen, ich habe zu lange auf einer Müllhalde namens Erde gelebt. Und zweitens braucht Afrika sein bisschen Wasser selber. Mehr als die Hälfte Afrikas besteht aus Trockengebieten. Wir müssen...“

Atlan hob die Hand und unterbrach Rhodan. „Ich weiß, Freund. Ich habe einiges im 18. und 19. Jahrhundert miterlebt, seither wurde es subtiler, aber nicht viel besser gehandhabt. Raubbau und Raubrittertum sind noch viel zu harmlose Worte. Mir gefällt, was ich sehe, und mir gefällt, was ich höre. Wie ist es mit Palmöl? Hast Du da auch eine Idee?“

Rhodans Grinsen wurde wölfisch. „Die Europäer benutzen auf Barnards Stern eine Pflanze für die Sauerstoffgewinnung, die einen hervorragenden Ersatz bietet. Sie produzieren so viel Fett, mit den gleichen Eigenschaften wie Kakaobutter und Palmöl, dass es sich lohnt, dieses Öl von Barnards Stern nach Terra zu transportieren. Auch der exzessive Abbau von Eisen, Gold und Diamanten wird bald nicht mehr so profitabel sein, dank der Vorkommen sowohl im Sonnensystem als auch in den Systemen Reggys und Barnards Stern sowie Epsilon Indi. Meine Hoffnung ist, dass die Amerikaner, so wie die Europäer ihre Industrie ganz von der Erde nach Neu Elsass gebracht haben, die ihre nach Freeze verlegen. Und ich hoffe, die Asiaten sind bei Teegardens Stern genau so erfolgreich, wenn nicht noch mehr. Ich wünsche ihnen auch einen Sauerstoffplaneten, damit sie nicht mehr so überbevölkert sein müssen. Nach Erdöl kräht sowieso kein Hahn mehr, übrigens, zum Glück hat die neue Präsidentin der USA nichts mehr dagegen, dass wir uns in Alaska der Inupiat annehmen. Ich habe dort zuerst einmal an der Küste ein ähnliches Projekt mit einem Verkehrsweg vor, damit auch diese Bevölkerung Zugang zu Schulbildung und Gesundheitsversorgung bekommt, und damit ihre Häuser nicht mehr im tauenden Boden versinken. Der Permafrost in Alaska ist schon nicht mehr so permanent. Ich fürchte, die härteste Nuss wird Südamerika. Ich habe schon provisorische Unterkünfte, Schulen und Gesundheitseinrichtungen auf Pamkim vorbereiten lassen und einige Leute zu den indigenen Völkern geschickt, damit sie diese informieren. Ich bin neugierig, wie viele

in das neue Paradies auswandern und wie viele davon wie ihre Ahnen leben möchten. Aber Afrika und Südamerika haben sich auf jeden Fall eine Erholung verdient. Dann fehlen nur noch die Russen, die zwar langsam auf die Beine kommen, aber ich fürchte, ich muss denen doch noch ein Raumschiff schenken, damit sie sich Ressourcen und einen Industrieplaneten suchen können.“

Atlan kratzte sich am Kinn. „Deine Landsleute aus Amerika werden dich einen Kommunisten nennen“, warnte er, Rhodan lachte launig auf.

„Der Chef eines interstellaren Konzerns soll ein Kommunist sein – wenn das kein Scherz ist. Aber gut, in Zukunft darfst Du mich, wenn wir unter uns sind, Genosse Vorstandsvorsitzender nennen, Genosse UNO-Admiral.“

*

Teegardens Sterns

Ein Beobachter auf einem der Planeten von Teegardens Stern hätte das kurze Aufblitzen, mit dem die FÉICUÍ weit am Rande Systems wieder materialisierte, kaum weiter beachtet. Der rot gefärbte Stahlkeil mit den Sternen und dem Ring der Asiatischen Föderation an der Flanke verzögerte mit allem, was die Triebwerke hergaben und kamen noch weit vor der Bahn des äußersten Planeten zum relativen Stillstand.

Kapitän Wu Baihu entspannte unauffällig seine Muskeln, als die Sterne wieder auf dem Bildschirm funkelten und unterdrückte ein Lächeln, welches sich auf seine Lippen stehlen wollte, als er Wang Li-Ming deutlich aufatmen hörte. „Ach, Genossin Wang“, dachte er still. „Warst Du also doch nicht so sicher, wie Du glaubtest! Egal, Du hattest auf jeden Fall Erfolg.“ Laut sagte er nur:

„Astrogator, Position ermitteln!“ Lakshmi Shan aus Hyderabad, mit einer Figur, die eine Sanduhr neidisch gemacht hätte und dem Gesicht eines Engels, auf der Stirn einen roten Punkt, rechnete bereits.

„Abweichung minimal, Kapitän. Vor uns ist Teegardens Stern! Wir sind richtig.“ Während Baihu die Augen schloss und Buddha dankte, brach auf der Brücke lauter Jubel aus. Eine Zeit ließ der Kapitän es geschehen, dann rief er seine Besatzung zur Ordnung.

„Ruder, langsame Fahrt ins Zentrum. Vorsichtig, wir wissen nicht, was uns erwartet. Ortung, ich möchte jeden noch so kleinen Himmelskörper registriert haben. Wissenschaft, suchen sie nach den Planeten in der habitablen Zone. Wang!“ Langsam drehte er sich um und sah die hagere, große Frau direkt an, dann erlaubte er sich das vorher unterdrückte Lächeln. „Gut gemacht, ehrenwerte Dame Wang.“ Diese erhob sich, faltete die Hände vor der Brust und verneigte sich.

„Diese unwürdige Person dankt für das unverdiente Lob, ehrenwerter Kapitän Wu!“ Sie war eben ganz eine Dame der chinesischen Gesellschaft.

Der JADEPHÖNIX hatte sich in den Orbit um einen hellen Planeten, Teegarden VI begeben, der nun von den Instrumenten der wissenschaftlichen Station abgetastet wurde.

„Keine große Überraschung, Kapitän.“ Maria Yonogawa, die knabenhaft zarte Japanerin aus Matsue, legte dem Kapitän die Messergebnisse der wissenschaftlichen Station auf dessen Pad. „Kurz gesagt, ein Eisriese, wie Uranus. Wir könnten ihn Hymir nennen.“ Die Crew drehte sich zu ihr um und betrachtete sie schweigend. „Äh, ein Eisriese aus der Mythologie. Der nordeuropäischen Mythologie.“

Endlich nickte Wu. „Na schön. Warum nicht. Es passt ja. Eintrag ins Log.“

„Zu holen ist hier allerdings nicht viel, vielleicht, dass auf den Monden sich ein Erzabbau lohnt.“ Auch V war nichts besonderes, ein Saturn ohne dessen Ringe, wenn man der Fernmessung glauben durfte, ein Gasriese, wie sie oft vorkamen. Er war derzeit keinen Umweg wert. Also nahm die FĖICUÍ direkten Kurs auf Nummer IV.

„Das ist die Höllenwelt!“ Die Mandelaugen des Rudergängers Kim Lan-Tan aus Đà Nẵng, Vietnam, weiteten sich unwillkürlich, als er das Schiff in den Orbit steuerte. Bis in die Umlaufbahn leuchtete das Magma in den Rissen zwischen den Kontinentalplatten, durch die Hülle aus Staub und Schmutz, der von gigantischen Eruptionen immer wieder hoch in die Stratosphäre geschleudert wurde.

„Ich fürchte, Commander Kim hat recht.“ Maria beobachtete wieder ihre Instrumente. „80 Grad Celsius im Mittel, kaum Sauerstoff, kein Wasser. Die beiden sehr großen Monde zerren und ziehen an der Oberfläche, die Tektonik ist enorm. Wirklich und wahrhaftig eine Höllenwelt.“

„Dann nennen wir sie Dìyù (chin. Hölle)! Ins Log damit. Danke, Leutnant Yonogawa, welcher Planet ist der nächste?“

„Der zweite ist viel näher, der dritte befindet sich derzeit hinter dem Stern!“

„Commander Kim, sie haben es gehört, steuern Sie uns in die Umlaufbahn von Nummer zwei!“

Teegarden II weckte Erinnerungen an die Erde. Blau mit weißen Verzierungen drehte sich der Planet unter der FĖICUÍ, die einige Sonden gestartet hatte. Auf einem geteilten Bildschirm sah man die von den Drohnen übermittelten Bilder, Messergebnisse trafen ein, Proben wurden entnommen. „Das Jahr dauert hier etwa 140 irdische Tage, ein Tag ungefähr 26 Stunden, durchschnittliche Temperatur 15,3 Grad. Beinahe Erdtemperatur. Sechs Kontinente, ziemlich gleichmäßig verteilt. Dort! Ein schneebedecktes Gebirge, Vegetation, es wird wohl auch eine Fauna geben. Bisher aber keine Anzeichen für eine Zivilisation. Hier haben wir auch einige Huftiere, sehen Sie, Kapitän, dort drüben! Das Äquivalent zu unseren Tigern! Ist diese Ebene nicht schön?“

„Gravitation, Gaszusammensetzung und Luftdruck, Wissenschaft?“

Maria Yonogawa sandte die genauen Daten der Zusammensetzung der Atmosphäre an des Kapitäns Pad. „Gravitation 1,09 g. Luftdruck auf Meereshöhe 1,102 bar. Zusammensetzung und Druck für Menschen hervorragend geeignet. Kapitän, das ist beinahe ein Zwilling der Erde. Na ja, ein wenig mehr Helium, aber das lässt sich ertragen. Wahrscheinlich merkt man es nicht einmal.“

„Mikroorganismen in der Luft? Krankheitserreger?“ Äußerlich blieb der Kapitän ruhig, doch auch ihn hatte freudige Erregung ergriffen. Der Erfolg war nah, so nah!

„Proben werden noch analysiert, Kapitän. Darf ich eine Sonde landen, um Bodenproben zu entnehmen?“

„Erlaubnis erteilt, Dame Yonogawa!“

Wenige Tage später waren alle Tests, die sich im Labor durchführen ließen, abgeschlossen. Der zweite Planet von Teegardens Stern, der den Namen Shûguāng, Morgenröte, erhalten hatte, trug natürlich einiges an Gefahren und Krankheitserregern, aber die arkonidische Medizin hatte hervorragende Antibiotika auf Lager, und bisher war kein dem irdischen Leben gefährliches Virus gefunden worden. Kapitän Wu Baihu wählte den ersten Landepunkt sorgfältig aus, eine übersichtliche Stelle in der Ebene nahe der sanften Küste mit Sandstrand. Drei flugfähige Schützenpanzer wurden vorbereitet, die Infanteristen stiegen in ihre Kampfmonturen. Pushneet Bahar aus der Region Kandahar legte ihren Kopfschmuck ab und in ihren Spind, ehe sie die Uniform anzog. Sie war nicht sehr gläubig, doch diese Kette mit dem Adler, der als Symbol ihrer Freiheit auf der Stirn liegen sollte, mochte sie nicht missen, es war ein Geschenk ihrer Großmutter.

Vor 66 Jahren, 2018, hatten als bisher letzter Staat China versucht, Afghanistan zu erobern und der Asiatischen Föderation anzuschließen. Mit mehr Erfolg, als es Briten und Russen beschieden war, Peking hatte gelernt. Als Keimzelle der AF waren zuerst natürlich die vietnamesische Halbinsel und Korea in die Föderation gebracht worden, danach ging es weiter nach Osten, Japan wurde Mitglied, dann erst folgten Indien, Bangladesch und Pakistan. Böse Zungen behaupteten, dass Korea und Vietnam wegen der gut gedrillten, hübschen und gebildeten Mädchen wegen überfallen wurden. Besonders wegen der gut gedrillten und hübschen, aber die gebildeten, intelligenten Frauen sollten sich als noch größerer Bonus herausstellen. Dann wurde auch Afghanistan erobert, mit Hilfe der Mutanten die in die Berge gegangenen Kriegsherren ausgehoben und die Kinder, sowohl Mädchen als auch Knaben, in Schuluniformen gesteckt und unter Bewachung in Internate gebracht. Dort erhielten sie eine gediegene Schulbildung, ohne sich wegen etwaiger Übergriffe Sorgen machen zu müssen. Die Gleichstellung von Mann und Frau war eines der wenigen Projekte der alten AF, das Huyang Chang-Ni nicht nur weiterführte, sondern sogar noch mehr forcierte. Ebenso den Abbau des Kastensystems und der Unterdrückung der Frauen in Indien. Und auch Gao Bo-Chang setzte diesen Kurs fort, auch in der Asiatischen Föderation hatte man eingesehen, dass es Zeit für eine Gleichwertigkeit der Geschlechter war. Extremisten, die sich dieser Gleichstellung mit Gewalt gegen Frauen entgegen stellen wollten, wurden streng bestraft. Unter der alten Führung mit dem Tod, doch Huyang Chang-Ni schaffte die Todesstrafe ab. Er verbannte sie zuerst in abgelegene Regionen auf einer Insel im chinesischen Meer, später auf den Mond, in eine eigene Kuppel.

Die Großmutter Pushneets war damals als junges Mädchen angefeindet worden, weil ihr Bruder dem Mädchen lesen und schreiben beibrachte. Einem Säureangriff durch einen wütenden Mann entging sie nur mit viel Glück, der Mann stolzierte nur Tage später wieder durch die Stadt Kandahar. Einem zweiten Anschlag kamen die Chinesen zuvor, die wütenden Fundamentalisten mussten aus der Stadt fliehen und Pushneets Großmutter kam in das erwähnte Internat. Wie man an der Existenz Pushneets erkennen konnte, fand sie später ihre Liebe und heiratete einen fortschrittlich denkenden Mann, der seine Tochter mit sechs Jahren ebenfalls in ein Internat

außerhalb Afghanistans schickte. Nur zur Sicherheit. Pushneet hatte bereits eine normale Kindheit und Jugend verbringen können, niemand lauerte mehr den Mädchen auf dem Schulweg auf. Die Afghanen waren zwar noch zum größten Teil Moslems, aber sie hatten zu einem gemäßigten, toleranten Islam zurück gefunden.

Pushneet Bahar wuchs zu einer großen und körperlich kräftigen Frau heran, ohne ihre weibliche Anmut zu verlieren. Mit ihrer prominenten Nase und dem kräftigen Kinn wirkte sie etwas herb, doch die Augen mit dem leichten Einschlag der Mandelform der Chinesen, von ihrem Vater geerbt, und die vollen Lippen machten daraus eine gewisse Schönheit. Mit ihren 38 Jahren war sie Hauptmann in der Asiatischen Infanterie und die Kommandeuse der Fußtruppen an Bord der FĖICUÍ. Die zwei Kompanien Marineinfanterie unter ihrem Kommando verehrten ihre Kommandantin, die zwar große Ansprüche stellte, aber nichts verlangte, das sie nicht bereit war, ebenfalls zu machen. Für diese erste Landung hatte sie die erste Kompanie unter Leutnant Safia Dunya Akram ausgewählt, wie sie aus Afghanistan, aus der Hauptstadt Kabul direkt. Drei Züge, jeder 15 Mann stark unter einem Feldwebel, machten sich bereit.



Ihre Kampfanzüge waren das Neueste, über das die AF verfügte, also nicht schlechter als die Standardanzüge aus der Produktion der GCC oder der ITC. Sanitäre Einrichtungen, die funktionierten, so halbwegs eben. Atlan hatte bei dem ersten Anlegen eines solchen Anzuges nur bemerkt, dass die Anzüge, welche die Arkoniden zu seiner Zeit trugen, auf diesem Gebiet auch nicht schlechter gewesen waren. Die Helme waren besser als die arkonidischen, vor allem bequemer und mit fortschrittlicher HUD-Technologie ausgestattet, die Lebenserhaltungs-Systeme waren hervorragend, die Handschuhe kaum mehr störend. Die Farbe konnte mit Hilfe elektrisch aktivierter Pigmente von Wald-Camouflage auf Sand umgestellt werden, die Bewaffnung der Truppe bestand aus Thermostrahlgewehren und als Faustfeuerwaffen in den Holstern am Gürtel handlichen Desintegratoren.

Hauptmann Pushneet Bahar und ihr Leutnant Safia Dunya Akram kontrollierten penibel die Ausrüstung und Bewaffnung der angetretenen Kompanie, dann unterzogen sie gegenseitig die ihren einer letzten Kontrolle.

„Alle Systeme klar“, meldete die Leutnant, und die Hauptmann bestätigte.

„Alle Systeme klar! Aufsitzen lassen!“

„Jawohl, aufsitzen lassen. Feldwebel Sharma, Zug eins, Fahrzeug eins! Feldwebel Hu, Zug zwei, Fahrzeug zwei! Feldwebel Wayan, Zug drei, Fahrzeug drei. Aaaaachtung! Aufsitzen!“ Das Getrappel von neunzig Stiefeln erfüllte die Schleusenhalle, als die Frauen und Männer der ersten Kompanie Marineinfanterie in die Schützenpanzer liefen und sich dort in den Sitzen festschnallten. Die beiden Offizierinnen winkten einander noch kurz zu, ehe sie in ihre Kommandokuppeln stiegen.

„Schleusenkontrolle FĚICUÍ, Erste Kompanie bereit zum Ausschleusen.“

Im ‚Kiel‘ des JADEPHÖNIX glitt eine Platte nach unten, wenn der FĚICUÍ gelandet wäre, hätte sie eine schräge Rampe gebildet. Einer nach dem anderen glitten die Schützenpanzer über die Kante dieser Rampe und glitten in einer weiten Kurve dem Planeten entgegen, nahmen Kurs auf den von Kapitän Wu gewählten Landeort. Wie geplant hob sich dort zum Zeitpunkt der weichen Landung eben die Sonne über den Horizont, der Planet machte seinem Namen alle Ehre. Die Farbe der Sonne verstärkte die Wirkung der flach durch die Atmosphäre fallenden Lichtwellen, für ein solches Rot hätten die alten chinesischen Herrscher getötet. Pushneet Bahar öffnete die Kanzel ihres Kommandopanzer, nachdem sie sich sorgfältig umsehen hatte, dann rief sie in ihr Mikrofon.

„Absitzen!“ Wie ein Echo ging dieser Befehl durch die Hierarchie, die Hecktore der Schützenpanzer öffneten sich und die Soldaten stürmten heraus.

„Züge zwei und drei sichern das Gelände. Zug eins antreten zur Ehrenwache! Ehrenwache, Helme öffnen“, befahl die Hauptmann weiter. Die beiden Feldwebel von Zug zwei und drei liefen los, um den einzelnen Leuten ihre Posten und Beobachtungsbereiche zuzuweisen, während Feldwebel Rahul Sharma seine Leute zu einer Linie von drei Gliedern antreten ließ. Ein Fahnenmast grub sich mit seinem Motor selbständig tief in den weichen Boden, der Kommandant des Kommandopanzer richtete einige Kameras aus, welche synchron an die JADEPHÖNIX und von dort in die Asiatische Föderation übertrugen. In Peking wurde das Material geschnitten und mit einer Verzögerung von nur drei Minuten live gesendet.

Die Gesichter der Helden dieser Mission, Kapitän Wu in der Mitte, füllten den Bildschirm, dann wurde Pushneets Gesicht herangezoomt, eine Einblendung erklärte ihren Rang und ihre Herkunft. Die Kamera fuhr über die Gesichter des Ehrenzuges, dann hallte das Kommando der Leutnant Safia über die weite Ebene von Morgenröte. Synchron fuhren fünfzehn Hände an die Stirn, Leutnant Safia erstattete Hauptmann Pushneet Bahar Meldung, die ebenfalls salutierte. Kapitän Wu Baihu auf der Brücke löste über Funk eine Automatik aus, die rote Flagge mit den vier kleinen goldenen Sternen im Halbkreis um den großen, umgeben von einem silbernen Ring stieg, begleitet von der Nationalhymne der Asiatischen Föderation, in den Himmel. Drei Minuten später erlebte die Welt

den größten synchronen Jubel ihrer Geschichte, und das ungekünstelt und wirklich spontan, Shûguāng war mit Billigung der Vereinten Nationen nun offiziell Gebiet der Asiatischen Föderation. Gao Bo-Chang war höchst zufrieden, jetzt, da ein Schiff aus asiatischer Planung und Produktion einen geeigneten Planeten zur Besiedlung gefunden hatte, scheute er sich nicht mehr, bei der GCC um Schiffsraum nachzufragen. Man einigte sich auf ein schwach bewaffnetes Kugelschiff von 800 Metern, die ADMIRAL ZHENG HE sollte nur für Transportzwecke eingesetzt werden, dazu noch drei Korvetten, einfach durchnummeriert als Yī, Èr und Sān, Eins, Zwei und Drei. Die Führung der AF kurbelte die Produktion von landwirtschaftlichem Gerät an und begann mit der Auswahl der ersten Siedler. Vor allem Fachleute sollten auch hier die erste Welle bilden, welche dann auch die erste Infrastruktur aufbauen mussten. Der größere der beiden Monde von Morgenröte eignete sich hervorragend als Raumhafen, auch der sollte von den ersten Siedlern gebaut und betrieben werden. Die zweite Welle sollte dann das Land urbar machen und für Lebensmittel sorgen.

Die FĚICUÍ hatte mittlerweile Kurs auf den innersten Planeten genommen, der in bequeme Reichweite gekommen war, während der zweite untersucht wurde.

„Hervorragend geeignet für industrielle Nutzung“, lautete das Urteil der Untersuchungen. Eine tote Welt, die nie Leben hervorbringen würde, man konnte nichts zerstören, Erze und seltene Erden, ein Gewinn. Trotzdem befahl Kapitän Wu hier keine großartige Fahnenzeremonie, er meldete nur die Landnahme an Peking und die UN. Sowohl die Heimat als auch Morgenröte waren nahe, man konnte den Controllern wohl zumuten, einige Zeit in einer Kuppel zu leben. Besonders, wenn diese Kuppel luxuriös ausgestattet war und jeden Komfort bot. Ein Industrieplanet und eine Wohnwelt. Perry Rhodan war unter den ersten Gratulanten, er war ehrlich erfreut, in Peking lief die Auswahl der Techniker für eine dritte Besiedlungswelle umgehen an. Dann gab Kapitän Wu den Befehl, auch noch den dritten Planeten untersuchen, denn er wollte ein komplettes Ergebnis abliefern.

*

Reggys System

An Bord der HEPHAISTOS

Auf dem Landedeck der HEPHAISTOS lag, sozusagen im ‚hintersten Winkel‘ versteckt, ein 250 Meter langes Walzenschiff, eine ältere, aber gut gepflegte Dame. Lange Jahre hatten normalerweise nur die Instandhaltungsscrews die Lady beachtet, nun wuselten Mechaniker um die GUN I, wie es groß in arkonidischen Lettern auf der Flanke stand, um dem Schiff ein heruntergekommenes, altes Aussehen zu verleihen. So alt, wie das Innenleben tatsächlich war. Der Meiler, der Antrieb, die Nanotronik, alles war noch aus den vorigen Jahrhunderten. Ein gepflegter, echter Oldtimer aus lauter Originalteilen, repariert, verhätschelt, aber nie modernisiert. Tana Starlight beobachtete aus einiger Entfernung mit versonnenem Lächeln das Treiben, die Hände an die Abspernung gelegt.

„Erinnerungen?“ Leslie Myers stand neben ihr und betrachtete das kleine Schiff.

„Natürlich!“ Tanas Lächeln verstärkte sich. „Mit der GUN I hat doch damals alles begonnen. Gunnar und ich haben von den Topsidern den halb ausgeschlachteten Winzling billig gekauft und mit ein

paar Freunden wieder restauriert, dann haben wir unsere erste Ladung zusammen gestellt. Hat trotzdem noch ein paar Millionen gekostet, aber wie man sieht, es lohnte sich doch, oder nicht? Eine gewisse Leslie Myers war damals auch dabei, ein junges Ding, noch genau so grün hinter den Ohren wie Gunnar und ich. Kennst du die Dame vielleicht? Na ja, zum Glück haben wir dann Hemghat getroffen, der Mann war ein Geschenk des Himmels. Vor allem mein Stahlverfahren und Gunnis Verbesserungen der Energieanlagen haben gemeinsam mit unserer Ladung seinen und unseren Arsch gerettet und uns letztendlich diese Station beschert. Wenn ich nur damals schon gewusst hätte, wie sehr Arkoniden auf Schokolade abfahren! Nun ja, der Rest ist Geschichte, aber was rede ich, du warst ja von Anfang an dabei. Natürlich kommen sentimentale Gedanken auf, bei dir doch auch ein wenig. Jetzt streite es gar nicht erst ab. Weißt du, dass Reginald in diesem Schiff gezeugt wurde? Bei einem nostalgischen Bummel durch die Anfänge?“

„Und trotzdem willst du das Schiff unter Umständen opfern?“, fragte Leslie, Tana zuckte mit den Schultern, ihr Gesicht wurde nüchtern.

„Dads Situationsanalytiker haben die Ansicht von unseren Mathematikern – und deine, möchte ich hinzufügen – bestätigt. Wenn wir schon eine solche Mission wie die unsere starten, muss es ein echtes, altes Schiff der galaktischen Händler sein. Die Besatzung muss nicht aus Springern bestehen, Renegaten von jedem Volk können sich so ein Boot besorgen, der Schwarzmarkt ist vorhanden. Aber es ist eine Zeitfrage, wir sollten eine Hilfslieferung für Miridan bald auf den Weg bringen.“ Tana seufzte. „Außerdem, jetzt schreibe ich mit Chris eine ganz neue Geschichte, es wird allmählich Zeit, die Vergangenheit ruhen zu lassen. Trotzdem schauen sich meine Agenten natürlich nach einem größeren Kahn um.“

Während die Walze noch auf schäbig getrimmt wurde, lieferten Robotkarren bereits einen Teil der Ladung, die aus schweren Handstrahlern bestand, an Bord. Schwere Schiffsgeschütze lagen, in Einzelteile zerlegt und verpackt, bereit. Alle trugen einen erfundenen Stempel, einen katzenartigen Kopf und in arkonidischer Schrift und Sprache die Bezeichnung Waffenwerkstatt A 35-C. Wenn dem Neurogenten ein solches Teil in die Roboter fallen sollte, war ihr Ursprung nicht mehr heraus zu finden, ganz so, wie es dem Plan der Erde entsprach. Auch die ehemalige GUN I, die in Zukunft HAK'HOOR heißen sollte, konnte nicht mehr zu Starlight Enterprises zurück verfolgt werden. Offiziell waren die Walzenschiffe, welche die Firma besessen hatte, längst auf Kholozt VII, einem Raumschiffriedhof und Ersatzteillager, verschrottet. Mit Brief und Siegel, wie es genannt wurde.

„Miss Starlight“, klang hinter den Frauen eine vertraute Stimme auf, doch da Perry Rhodan sie Starlight nannte, wusste sie, dass mindestens ein Fremder zugegen war. Ihr Gesicht wurde zur einstudierten Rolle, hinter der sich Victoria Rhodan verbarg.

„Mister Rhodan!“ Mit einem schalkhaften Lächeln auf den Lippen drehte sie sich um. „Welche Überraschung! Und wer ist denn dieser gutaussehende Gentleman?“ Sie hob dem Fremden ihre rechte Hand mit dem Handrücken nach oben entgegen, der Mann ergriff diese und knallte die Haken zusammen.

„Oberst Klaus Friedrich Johannes Viktor Alexander Maria Baron von Viertelwald! Zu Ihren Diensten!“ Dann beugte er sich über die Hand Tanas und hauchte formvollendet einen Kuss darauf. Tanas Augen weiteten sich.

„Ein echter Baron! Welche Ehre für ein Mädchen wie mich. Eine Tochter einfacher Eltern“, flüsterte sie ergriffen.

„Die Ehre ist ganz auf meiner Seite. Um ehrlich zu sein, ist der riesige, pompöse Name alles, das meine Familie noch besitzt.“ Er sah zur HAK’HOOR hinüber und kniff die Augen zusammen. „Das also wird unser Heim für die nächsten Tage, vielleicht Wochen?“

„Das wird es, Oberst.“ Tana hakte sich bei ihm unter und ging mit ihm näher. „Keine Sorge, es sieht schlimmer aus, als es ist.“

„Ich bin sicher. Darf ich Ihnen meine Besatzung vorstellen? Major Paola Bruni, Mailand, Italien. Hauptmann Franz Konrad, Innsbruck, Österreich. Oberleutnant Ronja Bergström, Visby, Schweden. Oberleutnant Veronika Rutli, Bern, Schweiz, Oberleutnant Dimitris Kapenakis, Chania, Griechenland. Wir alle sind von der Sûreté de Union européenne und haben uns freiwillig gemeldet, die Waren nach Miridan zu bringen.“

„Ich bewundere Ihren Mut, meine Damen und Herren.“ Tana hatte sich wieder von dem Baron gelöst und betrachtete die ihr vorgestellten Personen. „Und ihre Opferbereitschaft. Sie wissen, dass Sie Ihre Identitäten vergessen und nur noch Ihre Tarngeschichte wissen werden?“ Sie streifte die einstudierte Attitüde ab und wurde ernst. „Dass es ein Einsatz wird, der mit Ihrem Tod enden kann? Und dass Ihre alte Identität vielleicht endgültig verloren ist, wenn Sie gefangen werden?“

„All das wissen wir, Miss Starlight.“ Baron von Viertelwald grinste schief, Paola Bruni starrte kritisch auf die HAK’HOOR und ergänzte:

„Wir wissen aber auch, dass, wenn wir erfolgreich sind, das der Erde Zeit verschafft, sich vorzubereiten. Vielleicht sogar lange genug, um der Erde tatsächlich ihre Unabhängigkeit bewahren zu können.“

„Und unter Umständen können die Miridaner auch frei bleiben“, fügte Franz Konrad hinzu. „Wäre ein schöner Nebeneffekt, oder?“

„Meine Damen und Herren von der Sûreté!“ Tana zeigte ihr nettestes Lächeln und wies mit großer Geste um sich. „Bitte verfügen Sie über die HEPHAISTOS, Sie haben Carte Blanche. Sie alle! Bitte, amüsieren Sie sich nach Kräften, bis die alte Dame fertig ist.“

„Victoria!“ Nachdem sie allein mit der eingeweihten Leslie Myers waren, sprach Rhodan seine Tochter mit richtigem Namen an. „Was hast Du eigentlich mit der ASO’OMIE vor?“

„Eigentlich wollte ich sie zum Schutz des Gopkar – Sektors einsetzen. Oh, du denkst – unbekanntes Baumuster, jede Menge Feuerkraft und so. Aber Dad, das Ding ist und bleibt eine lahme Krücke! Ich würde die Stärke der ASO’OMIE nicht in einer weiträumigen Verteidigung, sondern im Objektschutz sehen! Es ist ein halbwegs bewegliches Fort. Vielleicht, wenn man es von Grund auf neu konstruiert.“ Victoria zuckte mit den Schultern und hob die Hände. „Ich würde allerdings eine

andere Form wählen, obwohl – ich weiß nicht. Vielleicht ist die Gestaltung für ein Trägerschiff doch nicht so schlecht.“

Perry nickte. „Ich gebe dir recht, die ASO'OMIE ist lahm. Aber es ist ein großes Schiff, zwei der Geschütze können, synchrone Volltreffer vorausgesetzt, ohne Schwierigkeiten die Schirme eines 800 Meter Schlachtschiffes der arkonidischen Imperiumsklasse durchschlagen. Ich überlege, ob wir die Kanonen nicht für die irdischen Forts kopieren sollten. Vielleicht sogar ein ähnliches Muster, so wie Du vorgeschlagen hast, als Defensiv-Einheiten. Immerhin, sogar unsere neuen, mit Angelpower ausgerüsteten Schiffe, dürften in einem laufenden Gefecht Probleme mit einer verbesserten ASO'OMIE bekommen. Und der Neurogent liebt laufende Gefechte, bei dem sich viele Schiffe auf einen Gegner konzentrieren. Auf den als Stärksten eingestuft.“

„Na schön!“ Victoria schloss die Augen. „Nach den Berichten der ARK'AMBO zielt die miridanische Taktik auf ‚hit and run‘ ab. Eine flüchtende Flotte könnte ein paar Mal die Angreifer vor die Geschütze der ASO'OMIE locken. Eine Zeitlang könnte es funktionieren! Und die Begleitschiffe, die eigentlich an Bord vorgesehen sind?“

Perry Rhodan sah auf seine Schuhspitzen. „Acht müssen vorerst reichen, ich habe nach Deinen Berichten die leichten Einheiten nachbauen lassen. Also halbe Walzen, 370 Meter lang, 100 breit, 50 hoch. Die schwersten Geschütze, die das Ding verträgt, 1,63 Meter, die räumen glatt mit einem Schlachtkreuzer auf.“

„Und die Jäger?“ fragte Tana.

„Unsere alten original Arkonjäger von der STAHDU und aus dem Flottendepot, das Atlan im Wegasystem eingerichtet hatte. Alle mit den echten Stempeln der richtigen arkonidischen Werke. Aber – gegen die Roboterflotten des Neurogenten sind Jäger nicht die beste Wahl. Die lassen sich nicht ablenken.“

„Oh!“ Die junge Frau zog die Nase kraus. „Sieht so aus, als hättest du alles schon geplant, Dad. Dann sollten wir wohl ganz schnell eine Betriebsanleitung in arkonidischer Sprache verfassen. Und ein paar Beschriftungen auswechseln. Wozu dann noch der Flug der HAK'HOOR?“

„Ach, die schweren Geschütze, die wir auch vorbereitet haben, liefern wir auch nicht mit der ASO'OMIE. Die Leute von der Sureté sollen jetzt den Weg erkunden, die erste Lieferung bringen und das Eintreffen der ASO'OMIE vorbereiten.“

„Also gut, natürlich kannst du über ASO'OMIE verfügen.“ Tana stützte sich wieder auf die Absperrung. „Wen hast Du als Kommandanten im Auge?“

„Freyt!“

„Ach!“ In Victorias Augen stahl sich ein Funkeln, ihr Mund verzog sich erfreut. „Onkel Mike! Das wird den alten Haudegen freuen, wenn er wieder von der Leine gelassen wird. Und mich, dass ich ihn einmal wiedersehe. Ach, bevor ich's vergesse, Dad!“ Sie sah ihn mit unschuldigen Augen an.

„Ja, Victoria?“

„Ich habe die FARNESE und die DU BARRY bereits mit je einem zwei-zehner-Zwillingsgeschütz in der Polkuppel umrüsten lassen. Ich hoffe, Du bist mir nicht böse?“

„Kleiner Teufelsbraten“, Perry Rhodan machte ein übertrieben grimmiges Gesicht, seine Augen funkelten belustigt. „Mit welchem Erfolg?“

„Oh, ich führe es dir gerne vor.“ Untergehakt führte Victoria ihren Vater zu einem der kleinen Diskusboote. „Mit der PB 001 sind ganz schnell auf der GIULIA FARNESE, dann kannst Du Dir selbst ein Bild machen!“

*

Irgendwo am Rand von M 13

Mit eingeschalteten Sprungdämpfern war die STARDUST III aus dem Wurmlochtransit gekommen und stand nun mit aufgehobener Fahrt in relativem Stillstand, ihre Ortungsgeräte liefen auf Hochtouren und untersuchten jedes noch so kleine Stäubchen im System eines braunen Zwerges. Endlich zufrieden, keine Anzeichen einer Beobachtung gefunden zu haben, gab Perry Rhodan das Startsignal für Plan ‚R‘. ‚R‘ wie Résistance. Die Schleuse, in der eine 250 Meter lange Walze lag, wurde leergepumpt, das Schott öffnete sich und die Nanotronik des Schiffes, dessen Besatzung in tiefer Bewusstlosigkeit lag, übernahm die Steuerung, flog das kleine Schiff aus der Schleuse und nahm Kurs auf M 13. In genügendem Sicherheitsabstand zündete es die Korpuskular-Triebwerke und sprang nach Erreichung der Transit-Geschwindigkeit. An Bord waren sechs Agenten der Sureté de Union européenne, in deren Unterbewusstsein einige Befehle warteten.

„Wird es funktionieren, André, Kitai?“, fragte der hagere, dunkelblonde Mann, der den Start von der Brücke aus beobachtet hatte. Der schwarzhaarige, etwas pummelige Franzose nickte.

„Kitai und ich haben sehr vorsichtig und umfassend gearbeitet, dazu noch die Mechanohypnose der Hypnolehranstalt. Ja, es wird funktionieren, Chef. Sogar mit der Gehirnsonde würde die echte Identität der Personen verborgen bleiben.“

„Aber warum soll man ein paar Krämer überhaupt einer Untersuchung mit der Gehirnsonde unterziehen?“, ergänzte Kitai. „Sie mögen sich am Rande der Legalität bewegen, indem sie an Miridan liefern, wahrscheinlich wird man die Ware beschlagnahmen und sie verhaften, aber eine Gehirnsonde? Ich glaube es nicht.“

„Ich hoffe, sie kommen heil zurück“, bemerkte Tana Starlight. „Die Frauen und Männer hätten es sich verdient. Ich weiß!“ Sie hob die Hand und winkte ab. „Darauf kommt es nicht an, und manchmal ist das Universum eben nicht gerecht, und schon gar kein Wunschkonzert oder Ponyhof. Aber ich hoffe trotzdem.“

„Ich auch!“ stimmte Rhodan zu. „Ich auch.“

*

Das Moklarm – System lag im Sternhaufen M 13, eine weiter nicht auffällige Sonne, Spektralklasse M, etwas kühler als die irdische Sonne. Einst hatte sie fünf Planeten gewärmt, auf einem davon gab

es auch hominides, intelligentes Leben, das auf dem besten Weg zu einer eigenen Zivilisation war. Dann kamen die Arkoniden, besiedelten Moklarm II, legten Städte und Farmen an, die einheimische Lebensform, welche noch nicht einmal den Lendenschurz erfunden hatte, wurde über einige Entwicklungsstufen gepuscht. Man brauchte und wollte billiges Personal, besser gesagt, Diener. Sklaven. Roboter waren nicht zu allen Dienstleistungen fähig. Oder erwünscht. Besonders die einfachen Arkoniden von Arkon II waren von den Frauen angetan, Mischehen waren bald keine Seltenheit mehr. Die Hominiden von Moklarm II besaßen wie die Menschen zwölf Rippenpaare, dazu einige ‚Übergangsrippen‘ mehr als üblich, diese Atavismen kamen auch bei einigen irdischen Menschen vor. Diese Rippenbögen statt der Brustplatten vererbten sie an ihre Kinder, sie erwiesen sich als dominantes Erbgut. Die Kolonie entwickelte sich wie jede andere, auf Monden und Asteroiden wurden Kuppelstädte errichtet, Ressourcen abgebaut und Wohnstätten errichtet. Moklarmer hatten ihre Frauen und ihre Kinder dorthin mitgenommen, als sie als Arbeitskräfte angesiedelt wurden, bis eine Flotte der Methans die Front durchbrach und von einer arkonidischen Flotte in diesem System gestellt wurde.

Beiden Seiten war es völlig egal, was mit dem System geschah. Die Methans wollten weiter vordringen und natürlich den Gegner zerstören, die Arkoniden waren in Angst, der Feind könne in das Zentrum des Imperiums vorstoßen und das System Arkon selbst angreifen. Tagelang rieben die annähernd gleich kampfstarken Gegner einander auf, am Ende durften sich wohl die Arkoniden als Sieger fühlen. Die letzten Überlebenden der Schlacht waren Arkoniden auf einigen schwer beschädigten Schiffen ihrer Flotte, bis auf den äußersten Planeten, einer luftleeren Steinkugel, waren alle Planeten zerstört. Nur in einigen Kuppelstädten weit draußen hatten noch Hominide und Arkoniden überlebt. Im System wimmelte es von Wracks beider Seiten, die Arkoniden bargen die weniger beschädigten Schiffe und überführten sie nach Arkon III. Zur späteren Ausschachtung wurden die Methanerschiffe und die schwer beschädigten Kugelraumer auf dem Planeten gelagert, doch es gab niemand, der diese Aufgabe je übernahm. In der zentralen Registratur fand sich kein Hinweis auf diesen Lager. Nach dem Krieg fanden einige heimatlose Mehendor, Arkonabkömmlinge wie viele andere damalige Wanderer, diesen Schiffsfriedhof und erkannten das Potential. Sie machten aus drei, vier Wracks ein funktionierendes Raumschiff und begannen in dem erforschten Teil der Galaxis Handel zu treiben. Da besonders die Rümpfe der arkonidischen Kugeln beschädigt wurden, während die Walzenschiffe leichter zu reparieren waren, gewöhnten sich die Sternenhändler an diese Form. Noch heute ziehen die galaktischen Händler die Walzenform der Methanerschiffe für ihre Einheiten vor, nur sehr wenige Mehendor bestellten Schiffe in anderer Form. Selbstverständlich spielte sich nicht nur auf Moklarm dieses Recycling ab, aber hier lagen eben die meisten Methanerschiffe auf einem Planeten, und natürlich konnten die Mehendor für einfache Arbeiten auch Moklarmer heran ziehen. Ein Vorteil, den sie anderswo in M 13 nicht hatten. Die Moklarmer erwiesen sich bald als geschickte Arbeiter und reparierten auch für sich selbst einige Schiffe, ein paar wurden sogar zu Krämern in M 13. Die Springer ließen sie gewähren, die Moklarmer lieferten mit ihren kleinen Schiffchen jene Kleinigkeiten, welche die Springer mit Verachtung strafen. Moklarm blieb ein Schiffsfriedhof, eines von wenigen Systemen, wo man alte Schiffe zum verschrotten und ausschachten hinbrachte, wo man aber auch immer wieder Ersatzteile für Springerschiffe finden konnte. Die sich in den nächsten Jahrtausenden nicht

verändernde Technik erlaubte es auch ärmeren Sippen, mit diesen alten Ersatzteilen halbwegs im Geschäft zu bleiben.



Ein solches kleines Schiffchen der Krämer kam eben in einem System, das keinen Namen, sondern nur eine Registriernummer aufwies, aus dem Transit. Der groß gewachsene Kommandant, dessen dunkelblondes, halblanges Haar etwas zerzaust wirkte, fuhr mit den Fingern hindurch und zerstörte damit auch die letzten Anzeichen einer Frisur.

„Man sollte etwas gegen die Sprungschmerzen erfinden“, knurrte Khloos und kniff die Augen zusammen, in der Hoffnung, die Spiralen im Blick los zu werden, Pouola verbarg ihr Gesicht in den Händen.

„Gibt es doch schon“, quälte sie über ihre vollen Lippen. „Wenn wir unsere Ladung im Miridan-Sektor gut verkaufen, können wir uns so ein Ding vielleicht einmal leisten.“

Vroonka stimmte zu. „Ich würde mir meine Zöpfe abschneiden, wenn wir uns so ein Ding einmal kaufen könnten!“ Sie kniff mit Daumen und Zeigefinger ihre Nasenwurzel und rieb sie. Nur Koron am Ruder blieb unbeeindruckt, er fühlte den Sprungschmerz einfach nicht. Eine genetische Veranlagung, die unter einigen Millionen Wesen einmal vorkam, oft gepaart mit sensorischen Störungen. Koron hatte Glück, er konnte normal fühlen, mit Ausnahme des Tranitschocks, daher saß er auch am Ruder. Rooja erschlaffte schweigend in ihren Sessel, sie verlor regelmäßig im Transit das Bewusstsein. Sie war für die Finanzen der kleinen Gruppe zuständig, als Kosmonautin war sie ungeeignet. Dimmie kümmerte sich sofort um seine Kameradin. Zwar quälten auch ihn höllische Kopfschmerzen, aber er war für Roojas Überleben verantwortlich. Also überwand er sich, zog die Injektionspistole aus dem Kasten und verabreichte das kreislaufstabilisierende Medikament. Pouola warf das lange, schwarze Haar über die Schultern und atmete einige Male tief durch. Normalerweise zog diese Aktion, bedingt durch das Volumen ihrer Oberweite, die Blicke von Männern wie ein Magnet an, doch nicht jetzt. Koron hatte nur Blicke für die Nahbereichssensoren und den Panoramaschirm, Dimmie für Rooja und so interessierte sich nur Khloos trotz seiner Kopfschmerzen für den Anblick.

Pouola aktivierte die Fernbereichssensoren und die Astrogationskonsole, um den Standort zu bestimmen.

„Getroffen“, meldete sie dem gewählten Kommandanten Khloos.

Der nickte. „Gut so. Lasst uns Wachen auslosen, jeder kann fünf Stunden schlafen. Dann gehen wir in die nächste Etappe. Koron, bring uns bitte in einen Ortungsschatten.“

Rooja war wieder erwacht und klammerte sich an Dimmie. „Danke, es wird wieder. Ob ich mich je daran gewöhne?“

„Ich fürchte, nein.“ Koros steuerte wie gewohnt präzise die kleine 250 Meter lange Walze in die Nähe der Sonne und in einen festen Orbit. „So wenig, wie ich je die Schmerzen fühlen werde. Genetik!“

Khloos startete den Zufallsgenerator der Nanotronik. „Dimmie, du bist der erste. Gratuliere! Dann Pouola, Vroonka, ich, Rooja und Koros. Ab ins Bett, Leute. Und kein würdeloses Gerenne durch die Gänge. Geht gleich in das Bett, in dem ihr aufwachen wollt. Komm, Vroonka. Euch allen eine gute Nacht!“ So kehrte Ruhe an Bord der HAK’HOOR ein, die Besatzung schlief tief und traumlos in ihrem Versteck in der Umlaufbahn eines weißen Zwerges.

September 2084

Solares System, Europa, Venedig

September in Venedig! Eine der schönsten Zeiten in einer der schönsten Städte. Die heißeste Zeit war vorbei, langsam bereitete sich die Serenissima auf den Herbst mit seinem unvermeidlichen Aqua Alta vor. Die Auflagen und die Bretter für die Stege, welche verhinderten, dass man in knietiefem Wasser über den Markusplatz oder durch die Gassen waten musste, wurden schon einmal bereit gelegt, an den Verkaufsbuden hingen nun neben dem Touristenramsch auch Regenschirme und -capes aus dünnem Kunststoff. Seit einiger Zeit aus biologisch abbaubarem Material aus der chemischen Hexenküche der Arkoniden, aber immer noch knallig bunt oder halb durchsichtig, manchmal beides. Billigste Wegwerfware zumeist, obgleich auch hier langsam ein Umdenken begann. Die kleinen Lokale an den Fondamente mit ihren fünf oder sechs Tischen draußen am Kanal und drei Tischen im Inneren hatten zwar noch geöffnet, die Venezianer trafen sich morgens zu einem Espresso mit Brioche, Vormittags auf ‚un Ombra‘, ein kleines Gläschen Wein, die Damen und auch viele Männer zwischen fünf und sieben Uhr abends gerne auf einen ‚Spritz‘, Aperol und Frizzante oder Sekt auf Eis mit Orangenscheibe. Die Speisekarte war stark geschrumpft. Die Touristen waren jetzt eher mehr auf dem Rialto oder dem Markusplatz zu finden, die Giudecca und Canareggio warteten bereits auf die Ruhe des Winters. Die Tische im Freien wurden nach Sonnenuntergang nur noch selten von Fremden frequentiert, man war wieder beinahe unter sich. Wenn sich jetzt noch ein Tourist in diesen Teil Venedigs verirrte, bekam er vielleicht nur noch einfache Hausmannskost, doch guten Wein konnte man immer und beinahe überall bekommen. Die Tage waren zumeist noch sonnig, nur ab und zu fielen bereits ein paar Tropfen Regen, des Abends konnte man durchaus schon ab und zu eine wärmende Jacke oder einen Pullover vertragen.

Die Venezianer waren durchaus an vieles gewöhnt, vor allem an junge, ausgelassene Menschen, die alberten und Spaß machten. Neu war aber, dass darunter grünhäutige, rothaarige, nicht sehr große, aber massige Jugendliche waren. So fielen das Mädchen mit 143 Zentimetern Größe und einer ebensolchen Hüftbreite, der Junge mit 155 Zentimetern Länge und 153 Zentimetern Schulterbreite und jener, der 164 Zentimetern Groß war und ‚nur‘ 158 breit in der Clique von 16 Personen, alle im Alter von Teenagern, durchaus auf. Die Haut der Drei schimmerte in satten Smaragdgrün, die Lippen der beiden jungen Männer waren so dunkelgrün, dass sie beinahe schwarz wirkten, die des Mädchens waren ebenso Korallenrot wie ihre Finger- und Zehennägel bemalt. Eine Farbe, die derzeit unter jungen Mädchen wieder angesagt war. Um die Köpfe der drei fremd wirkenden Personen schienen in der Sonne Flammen zu lodern. Besonders das Mädchen in den kurzen Hosen und den Sandalen zog viele Blicke auf sich, das harmonische Spiel der Muskeln ihrer bloßen Beine, der gigantische Po, der die engen Shorts zu sprengen schien, die mächtigen Arme.

„Fang mich, Laurin!“ Bianca ‚Ballerina‘ Motti, schwarze Haare, beinahe einen Meter fünfundachtzig groß, mit der Figur einer römischen Venus, hatte ihre Hand in den Nacken des größeren Grünhäutigen gelegt und war graziös hochgesprungen. ‚Laurin‘ Vhunkos kräftige Arme schoben sich unter den Körper des Mädchens und hielten den schlanken und leichten Körper mühelos in der Luft, seine riesigen Pranken verhinderten ein Fallen, lange und intensiv küsste die junge Frau unter dem Beifall und lauten Pfiffen der Freunde den Jungen.

„Ich wollte, ich könnte Yshmila so hochheben“, meinte einer der Jungs lachend und musterte die Mehendor, und das grünhäutige Mädchen gab grinsend mit gleicher Münze zurück.

„Besser, ich nehme dich auf den Arm!“ Die Clique lachte gemeinsam laut los, Yshmila trat zu ihrem Freund und streckte die Arme aus. „Und hopp, Conan!“ Jack ‚C’onan‘ Bowie, groß, dunkelblond, trotz einer Figur wie ein Freistilringer gelenkig und geschickt, machte einige übertriebene Ballettschritte und -gesten, ehe er gut gespielt plump in diese Arme sprang und sich mit ängstlichem Gesicht an Yshmilas Hals klammerte.

„Lass mich nicht fallen, Geliebte, bitte, bitte, BITTE!“ Yshmila leckte ihre Lippen und entblößte ihre kräftige Zähne.

„Was für ein leckeres Häppchen ich hier doch in Händen halte! Zwar reichlich dürr, aber zum Vernaschen reicht es!“

Mit grandios gespielter Panik rief Conan „Oh Gott, sie will mich auffressen! Helft mir doch! Wie kann ich dich besänftigen, meine liebe Blattschuss?“

„Indem du weniger Unsinn redest und mich küsst, du kleiner Jammerlappen“, kicherte ‚Blattschuss‘ Yshmila laut und presste ihre Lippen auf seinen Mund. Zur Überraschung aller verzichtete Conan für einige Zeit auf seine Blödeleien und erwiderte den Kuss, der schnell inniger wurde und nicht enden wollte. Immer noch hielt das Mädchen den schweren Mann ohne Mühe in den Armen, für Jack war es eine ganz neue Erfahrung, die er zu genießen begann. Einmal der Schwache sein, einmal gehalten werden. Seine Hände tasteten über Yshmilas Oberarme, die unter einer weichen,

anschniegsamen Oberfläche eisenhart werden konnten. Als Yshmila ihre Lippen von den seinen löste, griff Jack in ihren Nacken und ergriff nun seinerseits die Initiative.

„Conan redet einmal nicht“, wunderte sich Chantal ‚Fire‘ Hofer aus Berlin. „Wenn ich es nicht sähe, würd’ ich’s nicht glauben!“

„Hm!“ Edith ‚Chili‘ Bucheron von der Ile de France betrachtete, die Fäuste in die Hüften gestützt, doch ohne Neid das ungleiche Paar. „Mich hat er nie so intensiv geküsst! Ob Blattschuss Conan etwa gezähmt hat?“ Unter allgemeinem Gelächter bog die Gruppe von der Strada Nova in die Calle Ca’ d’Oro zur gleichnamigen Vaporettostation ein, Yshmila trug Jack Bowie immer noch im Arm. Es schien ihm durchaus zu gefallen, er lachte und ertrug den freundschaftlichen Spott der Kameraden. Blattschuss hatte ihren Mikrogravgenerator, der sie sonst die gewöhnliche Schwerkraft von etwa 2 G fühlen ließ, abgeschaltet, die vielleicht 90 Kilogramm Conans fielen für sie also nicht wirklich ins Gewicht.

Bianca Motti, geboren und aufgewachsen hier in Canareggio, hatte ihre Freunde von der Glenn Academy überredet, sie die letzte Woche vor Semesterbeginn in Venedig zu besuchen. Mit Ausnahme von Laurin, der schon eine Woche früher mit ihr anreiste, mit bis zum Hals klopfendem Herz. Mama Motti war bei seinem Anblick in Tränen ausgebrochen.

„Mia figlia ha un tessero“, hatte sie geschluchzt und Laurin an ihr großes Herz gedrückt, oder besser gesagt, ihr Herz an sein Gesicht, da der Überschwere einfach still stehen blieb. Papa Monti war plötzlich verschwunden, als er wieder zu Vorschein kam, hatte er vorsichtig eine Holzkiste getragen. Diese hatte er geöffnet, sorgfältig in Holzwolle gehüllt kamen drei Flaschen zum Vorschein.

„Am Tag von Biancas Geburt habe ich diese drei Flaschen eingepackt!“ erklärte er. „Diesen Grappa, wenn sie ihren ersten Freund nach Hause bringt. Du bist doch ihr fester Freund, oder?“ Laurin nickte nur. „Dieser Rotwein wird zur Hochzeit getrunken, dieser Sekt zur Taufe meines Enkels!“ Ettore Motti hatte dem grünhäutigen jungen Mann die Hand auf die Schulter gelegt. „Keine Sorge, mir ist bewusst, dass Hochzeit und Kinder noch warten müssen, ich möchte niemand festnageln. Aber es ist schön, dass mia amata Liebe erfährt. Äh, bitte jetzt nicht falsch verstehen, Junge, aber wäre denn Nachwuchs überhaupt möglich?“

„Ich weiß es nicht!“ gestand Laurin. „Aber, nun, wir Mehendor stammen von den Arkoniden ab, und die Arkonidin Thora hat dem Terraner Rhodan drei Kinder geboren. Also – warum sollte es nicht geschehen? Ich würde allerdings, wenn es soweit ist, ständige medizinische Kontrolle vorschlagen, und bei den schmalen menschlichen Becken einen Kaiserschnitt. Entschuldigen Sie bitte meine Offenheit!“

Zwischen Ettores Brauen entstand eine tiefe Falte. „Du kannst mich familiär ansprechen und auch ‚Du‘ statt ‚Sie‘ sagen, Laurin. Ich merke, du hast dir schon Gedanken über das Thema gemacht!“

„Das habe ich.“ Laurin nickte eifrig. „Wir, also Bal... Bianca und ich haben darüber auch schon lange und ausführlich gesprochen, als unsere Beziehung mehr als nur ein kurzer Flirt wurde. Ich habe

auch die Adoption eines Kindes oder eine künstliche in utero Befruchtung durch einen menschlichen Spender in den Raum gestellt, aber...”

„...aber ich habe gesagt, nur im äußersten Notfall, wenn alles andere nicht funktioniert“, unterbrach ihn Ballerina! „Wenn ich ein Kind bekomme, dann soll es von dem Mann sein, den ich liebe! Und nicht mit einer Spritze, sondern in Liebe empfangen! Es gibt gute Kranken- und Geburtsstationen an Bord der GCC-Schiffe, und ich habe ja schon immer vorgehabt, nach der Kadettenzeit als Fähnrich weiter auf die Glenn zu gehen, irgendwann gemeinsam auf ein Schiff versetzt zu werden wäre mein Traum.“

„Ich weiß, Ettore, wir sind erst 18. Wir sind zwar volljährig, aber noch unerfahren, und viele Partnerschaften gehen in unserem Alter wieder auseinander – auch wenn ich mir das im Moment nicht vorstellen kann und möchte. Mit Familie und Kindern wollen wir auf jeden Fall warten, bis wir unsere Ausbildung abgeschlossen haben.“

Chiara Motti klatschte begeistert in die Hände. „Ach, würden doch nur alle so weit denken und ihre Verantwortung übernehmen! Ettore und ich haben auch erst mit 28 geheiratet, und schau doch nur, es funktioniert immer noch. Und wie gut es funktioniert. Obwohl er kein Venezianer, sondern ein Sizilianer ist. Wenn die Liebe spricht, muss man über die Herkunft hinwegsehen!“

Papa Ettore machte ein finsternes Gesicht. „Irgend jemand muss doch dafür sorgen, dass das Blut dieser dekadenten Venezianer aufgefrischt wird. Da muss“, er zog den beachtlichen Bauch ein, warf sich in die Brust und trommelte mit beiden Fäusten darauf. „Da muss manchmal eben ein richtiger Mann her, nicht so ein blutarmes Bürschchen! Salute, piccola Topa! Salute, Bambini!“

*

Pietro Tuscari, alias Pituscar aus Atzgols Sippe, war auf dem Weg zur Arbeit. Immer noch war er sich nicht sicher, was er tun sollte, sich stellen und alles erzählen oder vielleicht einfach verschwunden bleiben. Er wollte eigentlich Pietro Tuscari bleiben, hier in Venedig. Es gefiel ihm hier, er war überrascht, sich auf einem Planeten so wohl zu fühlen. Der Wein und das Essen schmeckten ihm ausnehmend gut, die Frauen waren hübsch und elegant, besonders im Sommer ein erfreulicher Anblick. Mit Signorina Ludovica, der molligen, großbusigen Mittdreißigerin, die er öfter im Giardini della Biennale getroffen hatte, verband ihn seit wenigen Monaten ein lockeres, aber durchaus befriedigendes Arrangement zu beiderseitigem Vergnügen ohne Bindung. Eine feste Beziehung wollten sie beide nicht, er hatte Angst, sie nach ihrem Grund zu fragen, und wusste nicht, was er auf ihre Frage antworten sollte, wenn sie ihn nach seinem fragen sollte. Aber in ihren Armen vergaß er auch schon manchmal das drohende Damoklesschwert, das über ihm schwebte, die schwere Entscheidung, die ihn erwartete, wenn aus seinem Phone eines Tages das Signal des Patriarchen ertönen würde.

Er hatte Ludovika zum Abschied in den Arm genommen und sie noch einmal geküsst, sein Sakko angezogen und war die enge Wendeltreppe hinunter gestiegen. Ludovika bewohnte eine gemütliche Wohnung im Dachgeschoss eines der vielen alten, kleinen Häuser in Castello, in der Nähe des Arsenalen. Er war durch die Calle dei Forni zum Fondamente gegangen und hatte an der Station Arsenale auf das Vaporetto der Linie 1 gewartet, die klare Luft hatte einen freien Ausblick

nach San Servolo erlaubt. Fast glaubte er, in der Entfernung noch den Lido di Venezia zu erkennen. Die Sonne erwärmte nicht nur die Luft, sondern auch ihn, er sog die klare, nach Salzwasser duftende Luft tief in seine Lungen. Ein Espresso, ein Brioche bei San Giorgio, gegenüber der Haltestelle, im Stehen, während er wartete. Aus dem Lokal hatte ihn der Geruch nach ofenfrischem Gebäck und das Zischen der Espressomaschine angelockt. Obwohl er schon mit Ludovika ein Frühstück gegessen hatte, konnte er einfach nicht widerstehen. Wieder einmal, obwohl er es sich jedes Mal, wenn er bei ihr übernachtete, vornahm. Jedes Mal vergeblich.

Wie immer war Pietro auf dem Vaporetto an Deck geblieben, statt in die Kabine zu steigen, dieses Mal hatte er einen der begehrten Sitzplätze auf dem Vorderdeck ergattert und ergötzte sich an der alten und immer wieder neuen Schönheit der Königin der Meere. Das Danieli, in dem schon gekrönte Häupter der Habsburger abgestiegen waren. Die ‚Ponte de Sospiri‘, der Palazzo Ducale, der Giardini Reale, die Fassaden alter Palazzi, Fenster und Balkone, er geriet ins Träumen, ein normaler Mensch zu sein, ein Traum, aus dem ihn die Stimme der Conducteuse riss. „Ca’ d’Oro!“ Er stieg aus und ging die Calle Ca’ d’Oro hinauf.

*

Tatjana Michalowna, deren Familienname noch niemand erfahren hatte und um den sie ein großes Geheimnis machte, war eine ausnehmend schöne Frau. Nicht, dass die besonders schlank oder rundlich gewesen wäre, ihr Busen war weder besonders groß oder klein, aber sie hatte dieses gewisse Etwas, das Männer anzog und immer anziehen wird. Sie war immer elegant gekleidet, dezent geschminkt und bewegte sich mit jener natürlichen Grazie, wie sie auch eine Großkatze zeigte. Oder eine Gazelle. Ihre dunkle Lockenmähne umrahmte ein Gesicht mit slawisch hochstehenden, aber sehr zarten Backenknochen, vollen Lippen und großen, unendlich tiefen Augen, in denen man sich zu verlieren glaubte. Wenn man sie sah, schätzte man sie auf etwa dreißig, ein Geburtstag, der schon weit mehr als fünfzig Jahre zurücklag. Sie hatte der GCC und der Menschheit einen Dienst erwiesen, einen so großen, dass man ihr eine Zelldusche zuteil werden ließ. Um diesen Dienst rankten sich wilde Gerüchte, doch sowohl sie selbst als auch die Verantwortlichen der GCC bewahrten tiefstes Schweigen. Gemeinsam mit der modernen Medizin hatte die Russin ihr jugendliches Aussehen behalten, ihr Körper war straff und faltenlos, der Po und die Brüste immer noch fest und prall, ohne Operationen und Narben. Sie genoss ihr Leben und ihren Körper in vollen Zügen, verzichtete auf nichts für sie, das Beste gerade gut genug.

Tatjana Michalowna war Telepathin. Eine sehr starke Telepathin, die allerdings nicht zu den größten Fans der GCC oder Perry Rhodans zählte, dafür umso mehr ihre Freiheit und ihr ungebundenen Lebens schätzte. Daher war sie auch nicht Mitglied im Mutatenkorps Rhodans geworden, aber eine treue Tochter der Erde und der Menschheit geblieben. Darum ließ sie sich von Allan Donald Mercant als freie Agentin zu dem einen oder anderen Einsatz anwerben, wenn sie von der Notwendigkeit und der Rechtmäßigkeit der Aktion überzeugt war. Gegen gute Bezahlung und Spesen, selbstverständlich, und ihre Spesen waren gewöhnlich sehr hoch. Sie speiste und trank nur vorzüglich in den besten Häusern am Platze und leistete sich auch schon einmal einen Begleitservice, sie zog Profis vor, die am nächsten Morgen keine anderen Ansprüche als eine Bezahlung stellten.

Zu Beginn ihrer Karriere hatte Tatjana für Clifford Monterey, den Overhead gearbeitet, manche munkelten sogar von einer Hochzeit, Beweise gab es jedoch keine. 2068 starb Monterey in einem Bett auf der Intensivstation der luxuriösen Hillary Clinton Klinik in Kalifornien an Multiorganversagen aufgrund von Arterienverkalkung, Blutzucker und Herzschwäche. Ausgelöst wurden diese Krankheiten letztendlich durch zu viel Essen und zu wenig Bewegung, der Overhead hatte zu lange massiven Raubbau mit seiner Gesundheit betrieben. Sein Nachlass floss in eine gemeinnützige Stiftung, aus dessen Fonds Forschungen über Parapsychologie, Metaphysik und Mutationen an der UCLA finanziert wurden. Nach dem Tod von Charles Monterey hatte sich Tatjana Michalowna von ihrer Vergangenheit gelöst und ihre Fähigkeiten als Detektivin auf der ganzen Erde eingesetzt. Ihre Klientel war reich, sowohl an Geld wie auch an Einfluss, und Tatjana verstand es, trotz ihrer Schönheit stets unerkannt und unsichtbar zu bleiben. Eine Modesty Blaise, eine Catwoman, ein Phantom, eine Legende, besser und unsichtbarer als jeder James Bond. Ihre Aufträge wurden anspruchsvoller, die Bezahlung besser, sie konnte es sich bald leisten, nur noch an Fällen zu arbeiten, die sie interessierten. Wie an diesem speziellen.

Tatjana Michalowna saß, gekleidet in einen eleganten elfenbeinfarbenen Hosenanzug von Brasconelli mit einer Bluse in Lavendel, dazu schmalen Schuhen in der gleichen Farbe wie die Bluse, mit deren Spitzen man jemand erdolchen hätte können und deren Absätze das Gehen zu einem Balanceakt machten, in Venedig in einem Vaporetto. Genauer gesagt in einem der Linie 1. Sie war von Mercant in die Serenissima gebeten worden, nachdem Paul Camper, der nicht ganz freiwillige Überläufer aus New Orleans, einen Kontakt in Venedig bestätigt hatte. In seiner Stadt, seinem Venedig, seinem Liebling! Nun, Venedig war relativ klein, die Anzahl der Bevölkerung überschaubar, eine Telepathin müsste einen Agenten in den engen Grenzen dieser Stadt doch finden können. Wochenlang war Tatjana einfach durch die Stadt gestreift, ihre Sinne geöffnet und ihre Augen auf die Auslagen der Boutiquen und Schuhgeschäfte gerichtet. Venedig war für Menschen, die schöne und elegante Kleidung liebten, ohne auf den Preis achten zu müssen, ein el Dorado der Sinne. Venezianische Frauen gehörten zu den am elegantest gekleideten Italienerinnen, besonders was Schuhe anging. Und die Damen in Italien liebten es, sich gut anzuziehen und ihre Schönheit zu zeigen. Ab und zu hatte Tatjana Michalowna weiter entfernt ein schwaches Echo eines nicht ganz menschlichen Gedankens aufgespürt, überlagert von den Schwingungen vieler Menschen, die ihren Alltagsgeschäften nachgingen oder ihre Zeit genossen, sich freuten, liebten oder auch stritten, ihre Wut vor aller Welt außer den Sinnen eines Telepathen verbargen oder laut hinausbrüllten, um ihrem Gegenüber gleich darauf um den Hals zu fallen. Drama in modo italiano eben! Langsam hatte sie sowohl zeitlich als auch örtlich das Zielgebiet einengen können, kam sie dem Gesuchten auf die Spur. Sie war ihrem Ziel näher und näher gerückt, gleichzeitig aber auch seinen seelischen Schmerz und seine Unsicherheit, den Auftrag seines Patriarchen betreffend, mitgeföhlt. Sie wusste, es bedurfte nur noch eines kleinen Anstoßes, und Pietro Tuscari würde sich von Atzgol trennen. Ohne, dass es dem Mehandor bewusst wurde, war er bereits Venezianer geworden. Nicht Terraner, nicht Italiener, Venezianer. Nun, so groß war der Unterschied zwischen den Menschen unterschiedlicher Welten ohnehin nicht, als Telepathin wusste sie das besser als jeder andere Mensch.



Venezianische Kaufleute hatten einst das Mittelmeer beherrscht, und sogar Byzanz kurzfristig erobert. Ihre Schiffe waren allen überlegen gewesen, im Arsenalen waren die Galeeren und die ersten Schiffe, die auch mittschiffs Kanonen trugen, die Galeassen, am Fließband gebaut worden. Nicht Mister Ford, sondern die Venezianer hatten diese schrittweise Fabrikation von Station zu Station erfunden, ebenso das schwimmende Trockendock. Tatjana Michalowna war fasziniert gewesen, eines Tages hatten ihre Wege sie zum Museo storico navale geführt. Und sie verstand, warum sich Pituscar den Bewohnern dieser Stadt, dieser Nachfahren großer Entdecker, Forscher und nicht zuletzt erfolgreicher Händlern so nahe fühlte.

„Arsenale!“, rief die Begleiterin des Vaporettos, und da war sie wieder, die Gedankenschwingungen eines Springers. Tatjana unterbrach ihre Betrachtungen. Glasklar und stark kamen die Gedanken des Mehendor, ohne Überlagerung durch andere Schwingungen. Jetzt war der Fremde ganz in der Nähe. Da, der Gesuchte bewegte sich, er betrat die Stationen, kam an Bord! Sie konzentrierte sich auf die zusteigenden Fahrgäste. Groß, gut gebaut, kurzer, rötlicher Vollbart, Jeans, blaues Hemd, weißes Sakko und helle Sneaker. Er war es, sie hatte ihn gefunden. Jetzt kam es noch darauf an, ihn zu beobachten, wo er unauffällig in Gewahrsam genommen werden konnte. Sie benachrichtigte Allan Mercant. Ja, es da war die Station Ca' d'Oro in seinen Gedanken, Mercant rief einige Agenten, die in der Stadt in Bereitschaft waren und sandte sie mit einem Schnellboot los. Im Moment musste sie jetzt abwarten, sich in Geduld üben.

„Ca' d'Oro!“ rief die Conducteuse, Tatjana ergriff ihre Handtasche und folgte Pietro Tuscari.

*

In Gedanken versunken ging Pietro die Calle Ca' d'Oro hinauf, zur Strada Nova. Vor sich hörte er Kichern und Lachen, automatisch wich er zur Seite, sah auf und erstarrte. Diese Frau, klein, massig, grüne Haut, rote Haare, trug einen muskulösen Mann locker auf ihren Armen spazieren. Das konnte nicht sein, das war unmöglich! Eine überschwere Mehendor inmitten einer Horde junger Leute, da, noch zwei Männer, das musste ein Trick, eine Maske sein! Irgendwie! Und wie sie lachten, scherzten, der junge Mann küsste die Mehendor auf den Mund, die ließ es sich nicht nur

gefallen, sie erwiderte die Zärtlichkeit. Und dort, der junge Mehendor, der eng umschlungen mit der großgewachsenen Menschenfrau durch die Gasse ging, wie selbstverständlich, die beiden strahlten eine tiefe Liebe zueinander aus. Pituscar traten Tränen in die Augen, einmal, so wünschte er sich, einmal wieder ehrlich und unbeschwert durch Venedig wandern, keine Angst vor der Enttarnung, vor aller Augen, ohne Versteckspiel. Vielleicht könnte er dann auch Ludovika fragen, warum sie keine engere Beziehung wollte, vielleicht könnte es klappen. Wie schön wäre das Leben, könnte er ganz offiziell und ehrlich hier wohnen. Eine leise Stimme flüsterte in sein Ohr.

„Ich kann Dir helfen, diese Wünsche zu erfüllen, Pituscar!“ Er schreckte auf, fuhr herum und sah die schöne Frau vor sich an. „Telepathin, ja, Pituscar“, sagte sie lächelnd. „Darum sage ich ja, deine Wünsche sind erfüllbar. Wir sprechen mit dem Mann, der mich beauftragt hat, und ich sehe keinen Grund, warum du dein Leben nicht hier weiterleben könntest.“ Tatjana Michalowna stützte den Mehendor, dem die Knie nachgeben wollten. Die Kadetten waren stehen geblieben.

„Brauchen Sie Hilfe, Signora?“, fragte Bianca auf Veneziano, Pietro Tuscari fixierte Laurin. „Bist Du tatsächlich Mehendor?“, stieß es ihm im arkonidischen Dialekt der Händler von den Lippen, im gleichen Dialekt gab der Antwort.

„Natürlich!“

„Im Dienst der Menschen?“, wollte Pituscar wissen.

„Kadetten der John Glenn Space Academy“, versetzte Blattschuss stolz.

„Wir haben die Verträge unterzeichnet und sind freie Terraner“, setzte der dritte Überschwere, den seine Freunde Leprechaun nannten, fröhlich und nicht minder stolz hinzu. Pituscar wandte sich wieder Tatjana Michalowna zu.

„Gehen wir. Bringen Sie mich bitte zu ihrem Auftraggeber“, sagte er mit belegter Stimme, Tränen flossen aus seinen Augen.

*

„Gute Arbeit, Tatjana Michalowna.“ Der ältere Mann mit Stirnglatze nahm eine Flasche Prosecco aus dem Sektkühler und goss zwei Gläser ein. „Hier die Zahlungsbestätigung, wie immer auf ein Konto der Union de Banque Suisse.“ Die schöne Russin nahm den Ausdruck und steckte ihn ungelesen in ihre Handtasche.

„Ich mag es, mit Ihnen Geschäfte zu machen, Allan. Sie versuchen nie, ihr Gegenüber zu betrügen. Zumindest nicht, wenn es um Geld geht.“ Sie nahm einen Schluck aus dem hohen Glas und verzog das Gesicht. „Ich verstehe Sie nicht! Da sitzen Sie an der Quelle und servieren diese amerikanische miserable Fälschung?“

Allan D. Mercant hob die Augenbrauen. „Dieser Prosecco hat einige Goldmedaillen gewonnen!“ Lachen perlte von Tatjanas Lippen, sie griff nach einem Stift und einem kleinen Zettel, schrieb einen Namen und eine Kom-Nummer darauf.

„Keine amerikanischen Goldmedaillen von Leuten, deren Geschmacksknospen nie wirklich Gutes gekostet haben, aber exquisite und hochwertige Ware. Praktisch vor Deiner Haustür, hier im Veneto.“ Sie schob Mercant das Papier über den Tisch. „Ich hoffe, Tuscari darf hier leben bleiben, Allan. Sein einziges Vergehen ist illegale Einreise und Urkundenfälschung. Behandeln Sie ihn gut, er war fast schon von selbst bereit, aufzugeben. Er liebt Venedig und möchte nicht weg!“

Mercant legte sein Kinn auf die verschränkten Hände. „Wer Venedig liebt, kann kein schlechter Mensch sein? Schon gut, er hat sich schriftlich verpflichtet, der Erde keinen Schaden zuzufügen. Damit steht einem legalen Leben in Venedig nichts mehr im Wege. Springer nehmen ihre Unterschrift sehr ernst, habe ich mir sagen lassen, und er zeigt sich durchaus kooperationsbereit.“

Tatjana Michalowna nickte, erhob sich und reichte Mercant die Hand über den Schreibtisch, der sich darüber beugte und formvollendet küsste.

„Tatjana Michalowna...“ begann er, doch sie unterbrach ihn.

„Nein, Allan. Ich gehöre nicht zu den ‚rettet die Erde‘ – Heiligen. Ewig zu leben, aber dafür ewig zu dienen ist nicht mein Fall. Ich arbeite für Cash, für viel Geld, und ich gebe es mit vollen Händen und Genuss wieder aus. Wenn ich will, fliege ich irgendwo hin und die Welt kann mich mal, oder ich lasse mir ein paar hübsche, potente Männer kommen und mache tagelang Party. Wie, wo, mit wem und wann ich will. Und darum werde ich nicht Mitglied des Mutantenkorps und auch kein fester Mitarbeiter eines Ihrer Dienste. Sie haben meine Mail-Adresse, Sie können sich gerne wieder melden, wenn es einen interessanten Fall gibt, ich werde es mir dann überlegen.“

Mercant hob die Hände. „Das muss ich akzeptieren. Viel Glück, Tatjana Michalowna. Wo... – Entschuldigen Sie bitte, das geht mich nichts an.“

„Danke, Allan. Und es ist Sankt Petersburg. Dieses Mal vielleicht sogar ein Fall, wo ich Sie einschalten muss. Cesar Alexander vom TBI hat mich um Unterstützung gebeten, ein ähnlicher Fall wie hier, nur kein so netter Gegner wie Tuscari. Bis zum nächsten Mal, Allan. Und besorgen Sie bitte besseren Prosecco, bis wir einander wieder sehen.“

*

Pietro Tuscari atmete die nach frischem, salzigen Wasser duftende Luft der Lagune von Venedig in vollen Zügen ein, schon lange hatte er sich nicht derart befreit gefühlt. Die Sonne schien doppelt so hell zu sein, ein warmes Glühen machte sich in ihm breit, das Gewicht eines voll beladenen Raumschiffes schien von seinen Schultern gewichen zu sein. Er hatte dem unauffälligen Mann alles erzählt, was er wusste, der hatte Befehl gegeben, im Papiere und Dokumente auszustellen und ihn gebeten, gebeten, nicht etwa befohlen, Venedig nicht ohne Abmeldung zu verlassen und für etwaige Auskünfte zur Verfügung zu stehen. Konnte das Leben noch schöner werden? Oh, ja! Konnte es, er musste es einfach riskieren. Er griff nach seinem Phone und scrollte bis ‚L‘.

„Ludovika? Hast Du heute, hast Du jetzt Zeit? Ich bitte Dich inständig, mich zu treffen. Bei Antonio in San Stae? Ich bin in zehn Minuten dort.“

Signorina Ludovika fühlte sich warm, weich und rund an, und so sah sie auch aus. Von ihren roten, sanft geschwungenen Lippen, dem vollen Busen, den geschwungenen Hüften und dem runden Po bis zu ihren wohlgeformten Beinen. Sie hatte so gar nichts hartes und kantiges, nichts harsches oder kaltes an sich, nicht im Blick, nicht im Reden. Sie war zärtlich, sanft und einfühlsam. Pietro hatte lange gebraucht, bis er ihre Schönheit erkannte, aber nun erschien sie ihm das schönste Wesen dieser und aller anderer Welten. Tizian hätte von ihrem Haar geschwärmt, Rubens von ihrer Figur. Sie arbeitete in einem kleinen Atelier, das Kopien alter und Originale neuer Meister verkaufte, dazu einige echte Antiquitäten und Drucke. Keinen Touristenramschi, ehrliche Ware. Ludovika verstand sich auf gute Kunst. Sie erwartete ihn bereits bei Antonios, einem Lokal, das abseits der Touristenwege lag und hervorragenden Fisch servierte, vor sich ein beschlagenes Glas mit kaltem Weißwein. Er beugte sich über sie und küsste sie sehr sanft auf die Lippen, sie sah erstaunt auf. Dieser sanfte Kuss kam ihr intimer, inniger, persönlicher vor als aller Sex, den sie bisher geteilt hatten.

„Du siehst anders aus, Pietro. Und – du bist irgendwie verändert.“ Tuscari griff über den Tisch und nahm ihre Hand zwischen die seinen, sah ihr schweigend in die Augen, allmählich begann sie, sich zu sorgen. Tief holte der Mann Luft, ehe er zu sprechen begann.

„Ich bin nicht nur anders, ich bin ein Anderer, als du glaubst. Bitte, lass mich aussprechen, bevor du irgend etwas sagst. Und verzeih mir bitte, dass ich dich bisher belogen habe. Ich – bin nicht Pietro Tuscari, ich wurde Lichtjahre von der Erde entfernt geboren, auf einem Raumschiff der Mehendor. Ich habe statt Rippen knöcherne Platten in der Brust, und ich heiße eigentlich Pituscar. Ich wurde als Agent, als Schläfer von meinem Patriarchen zur Erde geschickt. Das ist jetzt die volle Wahrheit. Ich war heute bei Mister Mercant.“ Er nahm einige Unterlagen aus der Tasche und reichte sie Ludovika über den Tisch. „Seit heute bin ich ein ‚legal Alien‘. Kein Versteckspiel mehr, nur noch offene Karten. Und – ich liebe dich, Ludovika. Ehrlich und von Herzen. Du hast gesagt, du willst keine feste Beziehung, aber...“

„Scht!“ Sie legte ihre Hand auf seine Lippen und atmete ebenfalls einige Male tief durch, ihr voluminöser Busen wogte. „Ich habe immer gespürt, dass du irgend etwas versteckst. Ich habe es nie gewagt, dir für eine Beziehung genug zu vertrauen, aber auch nicht den Mut, dich zu fragen, was es ist. Weil ich dich nicht ganz aus meinem Leben lassen wollte. Wollen wir nicht einfach ganz neu anfangen? Hi! Ich bin Ludovika, ich arbeite in einem Kunstatelier. Du siehst sympathisch aus, wer bist du?“

Pietro nahm wieder ihre Rechte zwischen seine Pranken und küsste die Hand. „Ich bin Pituscar von den Mehendor, und du siehst phantastisch aus. Darf ich dich zum Essen und ein Glas Wein einladen?“

„Nur einem?“

Pituscar schüttelte den Kopf. „Signorina, bringen Sie bitte eine gute Flasche.“ Dann legte er einen fünfzig-Euro-Schein auf den Tisch. „Und un Ombra für alle, bis das Geld aufgebraucht ist!“

WHAMM! Maghras Schlag traf sein Ziel, kurz angesetzt, hart und kräftig hatte die junge Frau zugeschlagen.

„Du verdammtes Kreditrisiko!“ WHAMM! Ein weiterer Schlag. „Du geplatzter Wechsel!“ WHAMM! „Du ungedeckter Scheck!“ WHAMM! „Ich bringe Dich beschissenes Stück Schwefelpyrit um!“ brüllte Maghra laut, während ein Schlag dem anderen folgte. „Ich prügte endgültig die Kacke aus deinem weichen Schädel!“ WHAMM-WHAMM-WHAMM! Sie schüttelte einen juckenden Schweißtropfen von der Spitze ihrer kecken Stupsnase mit den Sommersprossen. Dann holte sie wieder aus.

„Langsam, Schwesterchen“, lachte ihr Trainingspartner, der den Sandsack hielt. „Das Kanalisieren deiner Wut gelingt dir schon ganz gut, aber du musst gezielter schlagen.“ Atznol versetzte den Sandsack vor Maghra wieder in Bewegung. „Jetzt, versuche nochmals den Sack zu treffen!“



Maghra ging wieder in Stellung. „Ich reiße dir dein blödes Ding ab und stopfe... Atznol!“ Sie hatte den Sandsack verfehlt und ihrem Partner einen kräftigen Schlag versetzt, der darauf nicht gefasst gewesen war und hinten über umfiel. „Entschuldige, Atznol, es tut mir wirklich leid!“ Sie kniete hin und untersuchte den rotbärtigen Mann.

„Verdammt, Frau!“ Er bewegte die Kinnlade seitwärts hin und her. „Du schlägst, bei Ychylas eiskaltem, eine verdammt harte Linke. Auf die Beine, Maghra, das wird schon wieder. Lass uns weitermachen. Und lass Deine Wut ruhig heraus, Tom Rhodan ist wohl ziemlich anstrengend und nervtötend, oder?“ WHAMM-WHAMM-WHAMM-WHAMM-WHAMM.

„Das beantwortet meine Frage“, dröhnte Atznols Gelächter durch die Sporthalle der ATZ I.

Frisch geduscht und umgezogen betrat Maghra einige Zeit später das Vorzimmer von Atzgons Arbeitsraum, überrascht stellte sie fest, dass nun statt der Mutter des Patriarchen seine derzeitige Frau Ereil hinter dem Schreibtisch saß.

„Eilltreit ist nicht länger in der Lage, diesen Platz einzunehmen, Maghra. Ab heute bin ich zuständig.“ Wie schon die alte Frau, die vor ihr an diesem Tisch gesessen hatte, inspizierte nun Ereil Kleidung und Frisur der Besucherin. Dann nickte sie zufrieden. „Geh nur hinein, Tochter, Du wirst bereits erwartet.“ Die Tür zum ‚Allerheiligsten‘ der ATZ I glitt zur Seite, und Maghra trat ein. Atzgol, Atznar und Atzwan warteten bereits, nur Atznol war zu Maghras Erstaunen nicht anwesend.

„Komm herein, Mädchen. Wie geht es Deinem Schützling. Er wird schwierig, habe ich gehört. Setz Dich doch.“

Maghra zog sich einen Sessel heran und atmete tief durch. „Er beginnt, sich gegen jede Beeinflussung zu wehren, Patriarch“, erklärte sie. „Sogar seine Medikamente betrachtet er mit zunehmendem Argwohn. Er hat es sich in den Kopf gesetzt, Arkon anzufliegen, vom Neurogenten seine Ernennung zum Imperator zu fordern und mit Hilfe der Maschine zu herrschen. Er meint, als letztem seines Geschlechts in Freiheit und nicht degeneriertem Arkoniden stünden ihm sowohl das Amt als auch die Macht zu.“

Atznar erschrak. „Wenn der Junge losfliegt und das versucht, wird der Neurogent unsere ganze Familie jagen, Vater! Das darfst du nicht...“

Atzgol hob die Hand. „Wenn wir Thomas sagen, er darf nicht und er entflieht, wenn wir versuchen, seine Flucht zu vereiteln und es nicht schaffen, dann wird der Neurogent uns in Ruhe lassen. Allmählich glaube ich, dass ich mein Ziel nie erreiche, mich an Perry Rhodan mit Hilfe seines Sohnes für den Tod meines Vaters zu rächen. Wenn ich bedenke, wieviel Zeit und Geld in die Sache geflossen ist, und was haben wir erreicht? Ein paar Schläfer, von denen wir nicht einmal wissen, ob es sie noch gibt, ob sie nicht schon längst aufgefliegen sind! Vielleicht einige Probleme, die das Liquivital eine Zeitlang bereitet hat. Dazu jetzt diese neuen Probleme mit dem Neurogent. Verdammt, ich musste mir bei dieser Terranerin einen Schwingungsdämpfer kaufen, weil sie das Monopol darauf hat, und ihre Energieanlage stellt zwar unsere alte qualitativ und vom Platzverbrauch in den Schatten, ist aber auch nicht gerade billig. Das Ganze vier Mal, für alle vier unserer Schiffe! Bei allen Raumdämonen der Galaxis, Jahrtausende sind die Technik und unsere Welt mehr oder weniger gleich geblieben, jetzt kommt eine Veränderung schneller als die vorherige. Und wenn wir uns jetzt nicht anpassen, und das ganz schnell, werden wir untergehen. Kinder, wir müssen zuerst einmal wieder ein paar fette Gewinne machen, ehe wir uns einen neuen Racheplan überlegen, wenn diese Rache überhaupt noch Sinn macht. Das Wohlergehen unserer Familien, unseres Clans hat an erster Stelle zu stehen, immer und ewig! Verbiete Rhodans Sohn, die ATZ I zu verlassen, Maghra, und dann Sorge dafür, dass er mit einem der alten Beiboote entkommt. Die ATZ I/005 ist ohnehin nur noch den Schrottpreis wert, bring ihm irgendwie nahe, dass er die benutzt. Ich überlasse es dir, wie du es machst. Dann sind wir ihn los, und selbst wenn er bis zum Neurogenten kommt, wir wollten es ja verhindern. Uns trifft keine Schuld am Alleingang eines Größenwahnsinnigen!“

Maghra nickte. „Du kannst dich auf mich verlassen, Vater.“

„Ich weiß, Tochter.“

Atzgol blickte ihr tief in die Augen. „Jetzt noch eine private, eine familiäre Sache. Ich möchte dich davon in Kenntnis setzen, dass sich Atznol als Vater deiner Kinder und als dein Ehemann beworben hat. Da es keine genetische Verwandtschaft zwischen Euch gibt, werde ich meine Zustimmung nicht verweigern, solltest du ihn wollen. Er will dich jedenfalls.“ Atzgol lachte aus vollem Hals, diesmal mit echter Fröhlichkeit. „Er hat gesagt, dass er eine Frau, die ihn umhaut, lieber zur Ehefrau als zur Rivalin möchte.“ Seine Söhne stimmten in das raue, aber herzliche Gelächter ein, und auch Maghra lachte mit.

„Entscheide dich nicht jetzt“, winkte Atzgol ab, als Maghra etwas sagen wollte, „aber überlege es dir, Tochter. Du bist wie mein eigenes Fleisch und Blut, daran wird sich nichts ändern, ob du ja oder nein sagst!“

Maghra nickte. „Es ist für mich auf jeden Fall eine Ehre, dass dein Sohn mich in Erwägung zieht, Vater. Und ich mag Atznol wirklich, ich werde mir die Entscheidung trotzdem nicht leicht machen und gut überlegen. Aber zuerst habe ich noch meinen Auftrag zu erledigen. Wann soll die Flucht stattfinden?“

„So schnell wie möglich. Ich gebe Befehl, dass man ihn übersieht, solange er zum richtigen Hangar unterwegs ist.“

„Aber Thomas Rhodan ist kein Kosmonaut, Vater!“ wandte Atzwan ein.

„Er hat auf Atzgols Welt ein vierzig-Meter-Boot wie die 005 fliegen gelernt und weiß auch, wie man einen Stern aus der vorprogrammierten Liste wählt, Bruder“, berichtete Maghra. „Wir müssen aber zuerst Atzgols Stern aus dem Speicher löschen. Engültig, zwanzig Mal überschreiben, fünfzig Mal oder öfter. Der Neurogent darf die Koordinaten nie erhalten!“

„Ychyla und ihr Arsch!“ dröhnte Atzgol und legte Maghra die Hand auf die Schulter. „Atznol hat recht! Besser, das Mädchen ist für als gegen uns!“

„Warum schießen wir ihn nicht einfach über den Haufen, Vater?“ fragte Atznar. „Oder warum überlassen ihn nicht Maghra?“

„Ich bin keine Mörderin“, lehnte Maghra ab. „Im Kampf bin ich nicht zimperlich, wenn es um einen fetten Gewinn oder Rache geht, bin ich bereit. Aber einfach so? Nur weil er mich nervt? Nein! Außerdem, wenn Thomas Rhodan Arkon erreicht, weckt er vielleicht das Interesse des Neurogenten an der Erde. Dann könnte Rhodans Sohn doch noch das Instrument unserer Rache an der Erde werden.“

„Recht so, Tochter! Du bist eine wahre Tochter der Atz-Familie geworden“, lobte Atzgol und brach in donnerndes Gelächter aus. „Lassen wir den Terraner einfach von der Leine. Entweder erreicht er Arkon und überzeugt den Neurogenten, dann wird der sich weniger um uns Mehendor kümmern. Oder eben nicht, auch egal. Wir überlassen es dem Terraner, sich selbst umbringen, dann melden wir den Verlust des Bootes der Versicherung, wir bekommen zwar nichts mehr dafür, aber es ist

sogar noch billiger, als es verschrotten zu lassen. Also, Kinder! Atzwan, du kümmerst dich um die 005, Maghra um Thomas Rhodan und Atznar, du holst mir deinen Onkel Atzpir an das Hyperkom. Ich möchte wissen, wo der Alte wieder herumtrödeln! An die Arbeit, meine Kinder!“

Maghra streichelte Thomas Rhodan und zauste sein Brusthaar. „Es geht nicht, mein Herz“, flüsterte sie in sein Ohr. „Atzgol ist jetzt, wo das Imperium wieder unter einer starken Führung steht, ein treuer Untertan Arkons!“

„Ein Feigling ist er“, wettete der Terraner.

„Ein treuer Bewohner des Imperiums“, berichtete sie, während ihre Hand tiefer glitt. Die Gegensprechanlage meldete sich.

„Margha? Ist die 005 bereit?“

„Entschuldige, mein Lieber.“ Sie schwang sich aus dem Bett, warf sich rasch einen Mantel über und lief zur Anlage. „Die 005 ist fertig ausgestattet, Herr. Vorräte und medizinische Ausrüstung sind an Bord!“

„Zur Kenntnis genommen. Ende!“ Der Lautsprecher schwieg wieder.

„Was war das?“ fragte Tom. „Ach, die 005 ist so ein Langstreckenboot für Erkundungen und kleine Lieferungen, wie du es auch schon geflogen hast, erinnerst du dich daran? Und jetzt soll die kleine 005 demnächst einen Botenflug unternehmen, die Techniker haben sie durchgeprüft und ich sollte Vorräte und medizinische Ausrüstung verladen. Irgendwie habe ich vergessen, die Durchführung meines Auftrages zu melden, jetzt hat mein Vorgesetzter nachgefragt. Die 005 soll wohl länger unterwegs sein. Keine Ahnung, wohin, ich bin nur medizinische Hilfskraft, mir sagt man so etwas ja nicht.“ Sie ließ langsam ihren Morgenmantel zu Boden gleiten und setzte sich rittlings auf ihn. „Reden wir doch nicht mehr davon. Lass uns weitermachen, wo wir vorher aufgehört haben.“ Allerdings achtete Maghra anders als sonst darauf, Thomas körperlich und geistig nicht allzu sehr zu erschöpfen.

Thomas Inkahar daZoltral-Rhodan beobachtete das Mädchen in seinem Bett. Die rote Lockenmähne, die vollen Lippen, den vollen Busen, den flachen Bauch, die nicht enden wollenden Beine. Tief im Innersten bedauerte er, sie verlassen zu müssen, doch er hatte eine Aufgabe zu erfüllen, eine Sendung! Er war der Auserwählte, der das arkonidische Imperium wieder zu alter Größe führen, das Sonnensystem und Terra diesem Imperium einverleiben, seine Mutter befreien und ihren Kerkermeister und Vergewaltiger Rhodan, den er um nichts auf der Welt Vater nennen könnte, bestrafen würde. Dann würde er Maghra von Atzgol fordern und zu seiner Geliebten machen, zu seiner Ehefrau, zur Imperatrice. Mit Gold und Edelsteinen würde er sie überhäufen, und Atzgol konnte seinetwegen zu Ychyla fahren! Als Inkahar daZoltral I. säße er auf dem Kristallthron, selbst der Neurogent würde ihn als den einzig wahren Thronprätendenten anerkennen müssen. Rasch jetzt, sie schlief, atmete ganz ruhig und gleichmäßig, er wusste, sie müsste ihn aufhalten, wenn sie erwachte. Er nahm es ihr nicht übel, er hatte erfahren, dass Atzgol irgendwie ihr Leben gerettet hatte und sie ihm dankbar und treu ergeben war. So, wie sie sicherlich auch ihm dankbar und treu wäre, wenn er sie neben sich auf den Thron setzte. Hoffentlich

bestrafte Atzgol sie nicht zu streng, wenn er floh und der Patriarch sie verantwortlich machte, aber er durfte sie nicht wecken und fragen, ob sie ihn nicht gleich begleiten wolle. Das Risiko war zu groß, sein Entkommen zu wichtig. Jetzt rasch, rasch in die Kleidung, in den leichten Raumdress, schnell die Funktionen gecheckt, zum Glück piepste nichts, alle Systeme waren bereit. Er hatte nur diese eine Chance, wenn man ihn erwischte, stünde ab sofort eine Wache vor der Tür, er könnte nie wieder entweichen. Er schlich zur Tür, sah noch einmal voll Bedauern zu Maghra zurück und fühlte seine Hose enger werden, doch dann straffte Thomas seine Gestalt und verließ das Zimmer. Auf leisen Sohlen huschte er durch die Gänge des Raumschiffes, er hörte Schritte aus einem Nebengang, panisch sah er sich nach einem Versteck um.

„Zulpar, hast du die Übertragung vom gestrigen Spiel gesehen?“, fragte eine Stimme, die Schritte entfernten sich wieder, die antwortende Stimme wurde leiser, das Zischen eines Schotts schnitt die Geräusche ganz ab. Glück gehabt, ein weiterer Beweis, dass seine Mission wichtig und richtig war, unter einem guten Stern stand. Thomas Rhodan atmete kurz auf, doch weiter jetzt, schnell weiter! Auf seinem Pad hatte er, während Maghra duschte, den Weg zum Hangar des Schnellbootes 005 erkundet, es war nicht weit. Mit Maghras Impulsschlüssel, den sie nach der Ausrüstung des Bootes noch in der Tasche und den er gesehen hatte, als er aus ihrer Tasche fiel, öffnete er die Schleusenkammer, zwängte sich durch das Luk und initiierte die Startautomatik. Er wusste, dass jetzt eigentlich ein Signal an die Brücke gehen musste, aber er hatte auch gehört, dass die Wartungsscrew diesen Alarm oft ausschaltete. Und wer sollte schon auf die Idee kommen, dass jemand ein Beiboot stehlen wollte? Thomas kicherte still vor sich hin. Der zukünftige Imperator kam natürlich auf diese Idee. Der Zweck heiligte die Mittel.

Das Außenschott öffnete sich, die kleine 40 Meter lange Walze wurde von starken Magnetfeldern beschleunigt, und sobald er konnte, gab Thomas Inkahar vollen Schub auf die Triebwerke. Jetzt war er mehr oder weniger in Sicherheit, Atzgol würde doch nicht auf das eigene Boot feuern.

„Geschafft!“ jubelte er laut und zeigte der verschwindenden ATZ I den rechten Mittelfinger, ohne daran zu denken, dass das eine durch und durch terranische Geste war. „Disziplinlose Schlafmützen!“ Er tanzte von einem Bein auf das andere, freute sich unbändig. „Euch geschieht es ganz Recht, wenn ich entkomme!“ Dann scrollte er auf dem Schirm und suchte ein Ziel. Hm, Zalit war problemlos zu erreichen, von dort wäre es ein Katzensprung nach Arkon, mit einem normalen Passagierschiff unter Umständen. Er gab das Ziel ein.

„Die 005 wird 16 Sprünge und etwa 30 Tage benötigen“, meldete die Steuerautomatik, der Mann bestätigte die Eingabe. In einer weiten Kurve beschleunigte das Boot immer mehr, bis die Transitgeschwindigkeit erreicht war. Ein Glockenschlag warnte unmittelbar vor dem Sprung den Passagier, dann war die 005 aus dem System verschwunden. Es hatte hervorragend funktioniert, Thomas Inkahar daZoltral Rhodan fühlte sich frei und war unterwegs nach Arkon!

„Ich gratuliere, Maghra, Du bist ihn los! Wir sind ihn los!“ Atzgol wandte sich mit dem Chefsessel auf der Brücke der ATZ I der im Hintergrund stehenden Frau zu. „Nimm dir ein paar Tage frei, erhol dich ein wenig. In fünf Tagen meldest du dich in meinem Büro, Tochter.“

„Ja, Vater!“ Sie neigte Andeutungsweise den Kopf. „Danke!“ In ihrer Kabine holte Maghra ihre Meditationsmatte hervor, vernebelte in einem Diffusor duftende Essenzen und versetzte sich in einen tranceähnlichen Zustand, um ihr Gleichgewicht und ihre Ruhe wieder zu finden, jene Ruhe und Geduld, die sie so lange mühsam gespielt hatte. Sie fand ihr Gleichgewicht wieder, die Zukunft stand ihr offen. Atznol drängte in ihre Gedanken. Er sah gut aus, war nett und hatte sie immer mit Respekt behandelt, auch als sie noch auf Atzgons Stern gelebt hatte. Er wäre wirklich ein guter Ehemann, zärtlich und ehrlich, auch gutes Genmaterial brächte er mit. Durchaus eine gute Wahl. Sie erhob sich und wählte Atznols Nummer am Kom.

„Ja!“ sagte sie nur, Atzgol schwieg ein wenig.

„Sicher?“ Leise, zurückhaltend.

„Komm!“ forderte sie ihn auf, und wenig später lag sie in seinen Armen.

*

System von Teegardens Stern

An Bord der FĚICUÍ

Während der Ankunft des JADEPHÖNIX im System von Teegardens Stern war der dritte Planet von der FĚICUÍ aus gesehen auf der anderen Seite des Zentralgestirns gewesen. Daher hatte sich die Besatzung zuerst mit den auf der ‚richtigen‘ Seite gelegenen Planeten I und II beschäftigt, dann hatte Kapitän Wu befohlen, auch den berechneten Standort des dritten Planeten anzusteuern. Sonderlich eilig hatte er es nicht mehr, der zweimalige Erfolg hatte in der Heimat für große Freude gesorgt, ein dritter Treffer war nicht sehr wahrscheinlich.

Maria Yonogawa beschäftigte sich mit ihren Instrumenten, als der dritte Planet aus dem Ortungsschatten seiner Sonne trat.

„Kapitän Wu, ich messe einige Ringe aus Eis und vereinzelt anderer Materie um Planet Nummer drei!“

„Also wie bei unserem Saturn?“, fragte Wu Baihu nach. „Ein Gasriese? Ein wenig nahe der Sonne!“

„Nein, Kapitän!“ Die schlanke Japanerin übersandte die Daten auf das Pad des Kapitäns. „Erdähnlich, Atmosphäre, 13 Grad durchschnittliche Temperatur, 0,93 % der Erdschwerkraft, 0,98 Atmosphären auf Meereshöhe, und es gibt viel Meer. 78 % der Oberfläche. Ein nicht sehr großer Kontinent, viele kleine Inseln.“ Wu Baihu stand auf, trat einen Schritt vor und fixierte den Planeten auf dem Bildschirm.

„So? Sollten wir so viel Glück haben?“

Nachdem der JADEPHÖNIX in einen Orbit um den Planeten gegangen war, startete die zierliche, fast knabenhaft wirkende Japanerin eine Sonde. Der kleine zylindrische Flugkörper wurde aus einem Tubus mit Hilfe von Magnetfeldern beschleunigt und raste ferngesteuert der Meeresoberfläche entgegen.

„Gutes Gasmisch aus Stickstoff, Sauerstoff und Edelgasen. Flora auf den Inseln, die wir bis jetzt überflogen haben, auch auf dem Kontinent. Sicher auch Fauna. Jede Menge Leben im Wasser! Gut bewohnbar, Kapitän. Ich glaube, wir haben tatsächlich ein zweites Mal Glück. Eine wunderschöne Welt.“

Drei Schützenpanzer wurden wieder startklar gemacht, die elektrisch stimulierten Pigmente der Außenhüllen wurden auf Sandtarnung eingestellt. Oktopushhaut wurde dieser Überzug genannt, mit dem man einige Tarnmuster je nach Einsatzgebiet generieren konnte. Eine Erfindung Chinas aus den frühen 2000ern, als es sich daran machte, Asien zu erobern, später wurde das System verfeinert und konnte schließlich sogar bei Anzügen verwendet werden. Pushneet Bahar bestimmte dieses Mal die drei Züge der zweiten Infanteriekompanie unter Leutnant Mohamed Haddar für die Landung, und nach dem üblichen Ritual, welches in der Überprüfung von Ausrüstung und Bewaffnung bestand, saßen die Soldaten auf, wieder öffnete sich die Kielrampe und die der Schützenpanzer nahmen Kurs auf eine der Inseln.



Die kantigen Formen der Schützenpanzer wollten trotz der Camouflage irgendwie nicht auf diesen idyllischen Strand passen. Einige den irdischen Palmen ähnlich sehende Bäume wuchsen aus einem Fleckchen Erde neben einer Süßwasserquelle, Gräser schenken ein wenig Grün, Insekten summten. Doch die Besatzungen hatten nur Blicke für den Himmel, den sie bestaunten wie ein Wunder, und das nicht zu unrecht. Ein funkelndes, glitzerndes Band zog sich filigran von Osten nach Westen, von Horizont zu Horizont über das Firmament, ein feines Gespinnst, auf dem Diamanten und Rubine zu glänzen schienen, hier verschwanden, dort wieder erschienen, je nach Drehung und Reinheit der Eisbrocken in der Umlaufbahn.

„Das Geschmeide einer Hourí“, staunte Haddar.

„Ich bin dankbar, dass ich etwas so Schönes sehen darf!“ Auch Pushneet war beeindruckt.

„Was ist geschehen?“ Wus trockene Stimme vermochte den Zauber nicht zu brechen. Nicht ganz.

„Kapitän, wir schlagen ‚Paradies‘ als Namen für den Planeten vor, und ‚Das Geschmeide einer Houri‘ für das Ringsystem. Ich übermittle die Bilder.“ Einige Zeit herrschte Stille, dann klang Wus Stimme weich aus den Lautsprechern.

„Einverstanden!“

Am 27 September 2038 trat Lu Fan-Siun, die Delegierte Chinas bei den Vereinten Nationen vor die Vollversammlung und legte Resolution Nr. 375/9/2038 zur Abstimmung vor.

„Der Dritte Planet des Systems Teegardens Stern soll den Namen ‚Paradies‘ tragen, sein Ringsystem ‚Das Geschmeide einer Houri‘ und der Mond ‚Gabriel‘. Der Planet Paradies soll nicht ständig besiedelt werden, sondern der gesamten Menschheit zur Erholung und Freude dienen, ebenso der Mond Gabriel und die Ringe, als ‚Geschmeide einer Houri‘ definiert. Wir unterstellen den Planet Paradies, seinen Mond und das Ringsystem den Vereinten Nationen zur Verwaltung und Kontrolle, er soll ein Naturpark mit sanftem Tourismus für alle werden.“ Diese Resolution wurde einstimmig angenommen und der Asiatischen Föderation der tiefempfundene Dank der Menschheit, vertreten durch die VN, mit ‚standing Ovations‘ ausgesprochen.

*

Solares System, Sudan

Der ‚Tubeway‘ vom Mittelmeer nach Südafrika, den die GCC in Rekordzeit gebaut hatte, durchlief auch den Sudan, östlich an Karthum, der Hauptstadt, vorbei. Die Entfernung war nicht wirklich gering, ein Zubringer aber trotzdem rasch gebaut. Der sunnitische Islam war die Hauptreligion im Sudan, zwar nicht de jure Staatsreligion, aber de facto kam er dem noch sehr nahe. Trotzdem hatten sich Frauen einige Rechte erkämpft, besonders die Beschneidung der weiblichen Genitalien wurde im Sudan nicht mehr praktiziert und stand unter schwerer Strafe. Ein Verbrechen, das wie Mord nicht verjährte, eine Jahrhunderte alte Barbarei wurde endlich beendet. Der Islam wurde, wie in den meisten Ländern der Erde, auch im Sudan zu einer spirituellen, friedlichen Religion, die in den Belangen des Staates immer mehr Einfluss verlieren sollte. Trotzdem war es immer noch so, dass der gesellschaftliche Status eines Moslems oder eines Christen höher eingestuft wurde, als etwa der eines Anhängers einer Stammesreligion.

Diese Entwicklung, die bereits in den zwanziger Jahren des 21. Jahrhunderts begonnen hatte, wurde durch den Bau des Tubeway stark beschleunigt, doch immer noch fanden der radikale Mahdismus und die frauenverachtenden Abarten des christlichen, moslemischen und mosaischen Glaubens ihre Anhänger, die allesamt durch große Gewaltbereitschaft auffielen. Die Behörden des Sudan versuchten zwar ihr Bestes, der Übergriffe dieser Gesellschaften Herr zu werden, doch die Horden verschwanden meistens spurlos irgendwo in der Wüste, noch ehe das Verbrechen gemeldet wurde. Als die ersten Übergriffe auch auf dem vier Kilometer breiten Gelände von Galacto City stattfanden, stationierte Perry Rhodan einige Züge Ranger entlang der Röhrenstraße. Schwere Harley – Davidson Schwebchopper mit Windschild, in Flugrichtung montierten, starken Strahlwaffen und Schutzschirmen ausgestattet. Die Besatzungen trugen gute, klimatisierte Anzüge mit HUD-Helmen, dazu noch Individualschirme und Narkosewaffen. Energetische Stunner, die das Bewusstsein für zwei bis drei Stunden auszulöschen vermochten, schmerzfrei, ohne

Nachwirkungen, ideal für Geiselfreiungen, man konnte den Strahl außerdem recht breit streuen. Und natürlich Aufklärungsdrohnen, die diese Ranger zu ihrem Ziel leiten sollten.

Der nordwestliche Teil des Sudan bestand aus Wüste. Nicht einer öden Steinlandschaft, in der man manchmal Schatten und Kühle finden konnte, ab und zu sogar ein wenig Wasser, sondern der trockenen, heißen und lebensfeindlichen Sandwüste. Erst dort, wo der Sudan an Libyen und Ägypten grenzte, begann der Sand Felsen zu weichen, es gab dort auf Libyschen Staatsgebiet einige seltsame, beinahe exakt kreisrunde Steinstrukturen, vielleicht Überreste eines Meteorschauers, vielleicht auch entstanden während des Methankrieges. Durch die sudanesischen Sahara bewegten sich einige Sandfahnen, deren Ziel genau diese Gebilde zu sein schienen. Tief verummte und verschleierte Männer fuhren mit zwei Pickup-Gleitern von Toyota, auf deren Ladeflächen je ein schweres zweiläufiges Maschinengewehr mit einem Kaliber von 15,8 mm auf einem Stativ befestigt war und drei großen Schwebetrucks durch die Wüste, auf der Ladefläche der großen Trucks unter der Plane gefesselte Frauen und Kinder, von anderen mit Sturmgewehren Marke Kalaschnikow bewaffneten Männern bewacht. Allen hatte man Tücher über die Köpfe gelegt, die Männer waren nicht zimperlich, wenn sie ihre Ansichten durchsetzen wollten. Sie sprachen einen rauen Wüstendialekt, redeten von einem neuen Mahdi, der erstanden war und die reine Wahrheit über die Erde und ins Weltall bringen würde. So Gott wollte, und er versprach, dass er es wollte. ER, der Gott aller abrahamitischen Religionen, die ihre Differenzen beilegen sollten, um den historischen Willen Gottes zu erfüllen. Weg mit diesem modernen Gefasel, dass Frauen gleiche Rechte zuständen, das war reiner, gotteslästerlicher Unsinn!

„Holt Euch die Weiber der Ungläubigen und erzieht sie, predigte er. „Sie werden es Euch danken, wenn ihr ihnen mit harter Hand ihren Platz im Leben zeigt! Das war immer Gottes Gebot, das ist Gottes Gebot, das wird ewig Gottes Gebot sein!“ Die Männer folgten dem Prediger, und jetzt brachten sie ihm die ersten Frauen, damit er diese mit ihnen verheiraten und sie so zu ihrem Eigentum machen sollte. Keiner der Männer, die ihrem Prediger blind vertrauten, bemerkte die kleine, blinkende Scheibe, die hoch am Himmel über ihnen schwebte oder die fünf Fahnen aufgewirbelten Sandes weit hinter ihrem Konvoi, die sich eben trennten.

Master Sergeant Nasrim bint Ali hatte das Kartenbild der Sonde auf ihr HUD gelegt.

„Ausschwärmen! Zange!“ Kurz und bündig kam der Befehl an den Halbzug, der sie begleitete. Sie kannten sich, wie waren ein eingespieltes Team. Korporal Bill Cooper. Korporal Hadschi Omar Muhamad ben Hadschi Halef. Gefreite Lydia van Gaard. Private Noel Marceaux. Zwei Frauen, drei Männer. Ein Moslem, zwei Christen, zwei ohne Bekenntnis. Aus der ganzen Welt kommend vereinte sie ein Wunsch, ein Wille. ‚Wir bringen die Frauen und Kinder zurück!‘ Während Nasrim gerade weiterfuhr, scherten die Flügelleute nach rechts und links aus und beschleunigten ihren Flug. Sie alle sahen jetzt ihre eigene, die Position ihrer Kameraden und jene der Schwebetrucks auf ihren Head-up-Displays.

Etwas weiter zurück folgte wachsam Sergeant Haakon Holm mit dem zweiten Halbzug, der den San-G eskortierte, einen großen Schützenpanzer ohne Bewaffnung, dafür mit dem neu eingeführten internationalen Symbol für medizinische Fahrzeuge auf den Flanken – ein goldener

Äskulapstab auf blauem Kreis. Eine Sonde verschaffte der Besatzung des San-G eine gute Sicht auf die Umgebung, kein Grund für Haakon, in seiner Aufmerksamkeit nach zu lassen. In seiner Heimat hatte er zwar keine Sandwüste gekannt, aber im Norden, wenn der Winter das Land in seinem eisigen Griff hatte, war es ähnlich. Kalt, heiß, Schnee, Sand, egal. Die Art, einen Hinterhalt zu legen, wäre die gleiche.

Niemand konnte Nasrim vorwerfen, gegenüber Gläubigen, egal was sie glaubten, intolerant zu sein. Geboren und aufgewachsen in einer weltoffenen islamischen Familie in Port Said in Ägypten, hatte sie als junge Erwachsene ihr Bekenntnis aufgegeben. Sie glaubte an Gott, nicht aber an irgend jemand, der vorgab, genau wissen, was dieser Gott wollte. Sie wusste es zwar auch nicht besser, aber Hilfsbereitschaft, Güte und Toleranz anderen Wesen gegenüber konnten schon einmal nicht falsch sein. Achtung, Respekt und Zuneigung gehörten dann einfach als Ergänzung dazu. Nasrim konnte sich nicht vorstellen, dass Gott etwas davon hatte, dass seine Gläubigen sich einige Male am Tag in eine bestimmte Richtung verneigten. Sauberkeit und wenig Alkohol machte Sinn, früher in Zeiten ohne Kühlschrank auch der Verzicht auf Schweinefleisch. Aber Gebote müssen den Menschen zu Gute kommen, nicht umgekehrt. Wenn sie nicht mehr sinnvoll waren, sollte man sie überdenken dürfen. Je länger Nasrim mit ihren Lehrern diskutierte, desto weiter entfernte sie sich von der Lehre der Bücher. Sie verstand jedoch durchaus, dass Menschen Trost im Gebet suchten, entweder, wie sie selbst im Stillen für sich allein oder mit vielen anderen in Gemeinschaft. Sobald jedoch Gewalt ins Spiel gebracht wurde und Religion als Vorwand für Zwänge und Unterdrückung herhalten musste, endete ihr Verständnis.

Auch Hadschi Omar Muhamad, aus Karthum stammend und ein gläubiger Moslem, welcher sogar schon in Mekka gewesen war, hatte bei Bekanntwerden der Meldung die Zähne zusammen gebissen, um nicht laut zu fluchen. In seinen Augen waren Männer wie diese Entführer am schlechten Ruf der Moslems weltweit schuld. Gewaltbereite Entführer, Mörder und Attentäter. Weltoffene Muslime wie er hatten es da sehr schwer, sich gegen Vorurteile zu wehren, zum Glück hatte er seine Kameraden, die in genau kannten, und auch seinen Glauben. Ein Blick auf das HUD, er musste Tempo zurück nehmen, um seine Position in der Umkreisung zu halten. Genau neben ihm, auf der anderen Seite der Düne, waren die Schwebetrucks. Ein Piep erreichte seinen Funkempfänger, er bestätigte.

Erneut beschleunigte er, setzte sich etwas vor den Konvoi und landete knapp unterhalb eines Dünenkammes. Gewandt stieg er ab und nahm ein dickes Rohr von der Halterung am Heck, ergriff den schweren Narkosestrahler und stieg die letzten Schritte zum Kamm der Düne hinauf. Dort legte er das Gewehr ab und hob das Rohr auf die Schulter. Kurz fragte er sich, wo die Entführer wohl die schweren MAN und VOLO Lastschweber her hatten, doch im Grunde war es unwichtig. Er richtete das Rohr aus und betätigte den Abzug. Ein leises, nur für ihn hörbares WHUMPF ertönte, als der EMP ausgelöst wurde, sein Ziel traf und die Schaltkreise des ersten MAN Fahrzeuges verschmorte. Sofort fielen das Schwebefeld und der Antrieb aus, hart setzte das Gefährt auf dem sandigen Untergrund auf und wurde in einer Wolke aus Staub und feinem Sand durch die schiere Masse des Aufbaues noch eine Strecke weitergeschoben. Gerade, dass die folgenden Schwebzeuge eine Kollision verhindern konnten, weit kontrollierter kamen sie links und rechts des

Führungsfahrzeuges zu stehen, die Fahrer sprangen heraus und hasteten zum ersten Truck, während die Pickups vorne und hinten hielten, und deren Besatzungen die Dünenkämme absuchten, auf denen eben die Ranger sichtbar wurden.



Gefreite Lydia van Gaard war jung und voller Ideale. Aufgewachsen in Amsterdam war sie ein typisches Kind der beginnenden kosmischen Zeitalters und des Zusammen wachsens der Völker. Sie war überzeugt gewesen, dass man Menschen nur eine Alternative zeigen, nur die Möglichkeit geben musste, dann würden schon alle nett und gut werden. Das Leben überzeugte sie vom Gegenteil, es würde immer Ausnahmen geben, Menschen, die in brutaler Gewalt oder subtiler Macht ihre Befriedigung suchten. Die hochgewachsene Walküre hatte sich bei der Armee von Galacto City beworben, um ihren Beitrag zu leisten, dass die Handlungen dieser Ausnahmen korrigiert wurden, sie wollte mit ihrem Dienst die Erde zu einem besseren Ort machen. ‚Schütze die Schwachen‘ war ihr ganz persönlicher Leitsatz geworden, jetzt sah sie von der Kuppe der Düne, wie unten ein zweiläufiges MG auf Omar gerichtet wurde. Omar war zwar nicht schwach, aber er legte eben das EMP-Rohr auf einen zweiten Truck an, also wartete sie nicht erst auf einen Befehl, sondern richtete ihr Narkosegewehr auf den Pickup und zog den Abzug. Ein leises Fauchen erklang und der Schütze in seiner weiten Kleidung und einem seltsam gebundenen Turban aus grünen und weißen Stoffbahnen, welche auch sein Gesicht bedeckten, brach zusammen.

Für Korporal Bill Cooper war Gewalt nichts Neues. Als homosexueller Afroamerikaner in einem kleinen Ort in Georgia, USA geboren, hatte er doppelte Anfeindung erlebt. Auch im 21. Jahrhundert waren diese zwei Umstände in manchen Gegenden immer noch aktuell, vor allem die sexuelle Ausrichtung eines Menschen, welche so mancher immer noch als ‚gegen Gottes Gebot‘ bezeichnete. Mit 18 hatte Bill sein Elternhaus verlassen und sich mit wenigen Dollars in der Tasche bis Atlanta durchgekämpft, immer mit Gelegenheitsjobs. Er wollte sich zu den US-Marines melden, doch der Rekrutierungssergeant sah während eines Gesprächs in ihm und seinen Einstellungen einen perfekten Kandidaten für einen Posten in den Ranger – Streitkräften von Galacto City. Er nahm aus einem speziellen, von der Company bereitgestellten Fonds ein Ticket und ein Formular, vier Stunden später saß Billy C. in einem Shuttle nach Galacto City. Schon am nächsten Tag saß er

nervös vor einer Oberst Cavannaugh, einer großen, blonden Frau mit breiten Schultern und stechendem Blick, in deren Büro und stand ihr Rede und Antwort. Zu Mittag bezog er ein Zimmer in der Kaserne der GC-Infanterie und bekam Uniform und Ausrüstung. Dann hatte er eine Woche Urlaub, bis die Ausbildungskompanie komplett war, danach wurden ihm und seinen Kameraden nichts geschenkt. Die Ausbildung war hart, sehr hart. Nicht nur körperlich, sondern auch geistig wurden die dreißig Rekruten an ihre Grenzen getrieben, einer nach dem anderen verzichtete auf einen weiteren Verbleib in der Truppe. Bill biss sich durch, büffelte bis tief in die Nacht und ignorierte die Schmerzen in den Muskeln. Mit fünf anderen wurde er schließlich als Private in die Bodentruppe der GCC übernommen und den Tubeway-Rangern zugeteilt, wo er sich bewährte und bald zum Korporal befördert wurde. Bill Cooper hasste religiöse Fanatiker nicht, aber er gestattete sich ein gewisses Maß an Verachtung ihnen gegenüber. Er selbst bekannte sich zwar offen zum Katholizismus, noch mehr allerdings zur Religionsfreiheit und zu den Menschenrechten. Die Männer dort unten hatten diese Rechte verletzt und noch andere Verbrechen begangen, der Grund war Billy völlig egal. Letztendlich entschied man sich immer selbst für eine Seite. Er selbst hätte sich auch einer Straßengang in Macon, Georgia, anschließen können, das wäre näher als Atlanta an seinem Heimatort gelegen. Er hätte Drogen nehmen oder ein Verbrechen begehen können – oder beides. Er hatte sich anders entschieden, für die gesetzliche Seite. Dort unten gab es Männer, die sich entschieden hatten, Frauen und Kinder zu entführen und gegen seine Kameraden und ihn zu kämpfen. Ohne Hast, eiskalt und ruhig zog er den Abzug seines schweren Narkosestrahlers durch und erledigte den Schützen auf den zweiten Pickup.

Private Noel Marceaux war aus Bayonne im Departement Aquitanien. Er war bei den Tubeway-Ranger gelandet, weil er zwar zuerst in das Weltall wollte, sich auch zum Rauminfanteristen ausbilden ließ, aber danach in Galacto City seine Frau Mychelle kennen lernte. Die wollte ihn nur nehmen, wenn er bei ihr auf der Erde blieb, also suchte er um Versetzung an und wurde mit ihr in die Kuppel Station Sudan Nord 23, Zubringer Karthum versetzt. Nach Fort Gordon Pascha, in Nasrim bint Alis Zug. Er lebte sich schnell ein, das Leben im modernen Wüstenfort hatte durchaus seine Vorzüge. Er konnte mit der inzwischen schwangeren Mychelle zusammen leben und freute sich bereits auf seine Tochter, als der Überfall auf Station Sudan Nord 19 die Idylle durchbrach. Die Technikerin der Rangerzentrale hatte sofort, als die Sensoren der Kitchener Station Alarm gaben, eine Sonde gestartet und den bewaffneten Konvoi bald gefunden, die Ranger hatten die Schwebebikes bestiegen und waren den Lotsensignalen gefolgt. Noel war wütend. Wütend, weil sich jemand erdreistet hatte, die Sicherheit der Bewohner der Tubeway-Oasen zu gefährden. Wütend, weil jemand glaubte, Zwang und Gewalt wären im Sinne Gottes! Aber er wartete, den Narkosestrahler auf maximale Fächerung gestellt, die Ladefläche des linken Trucks im Visier, auf Nasrims Befehle.

Als die Schützen auf den Pickups und die Fahrer ausgeschaltet waren, stieg Nasrim langsam die Düne hinab zu den Trucks. Zwischen denen kamen nun die Besatzungen hervor und eröffneten das Feuer aus ihren Gewehren auf die Master Sergeant. Umsonst, der Individualschirm wehrte sowohl die Projektile als auch die wenigen Energiestrahlen dazwischen souverän ab, wirklich starke Militärstrahler waren nicht darunter. An die war noch immer nicht leicht heranzukommen, auch wenn die Armeen der Welt allmählich umstellten. So näherte sich die Frau unbeeindruckt mit

wiegenden Hüften, um im weichen Wüstensand das Gleichgewicht zu halten, den Lastern, bis die Plane aufflog und eine verummte Gestalt eine gefesselte Frau mit einer Pistole unter dem Kinn als Schutzschirm benutzte und die Ranger barsch zum Verschwinden aufforderte, sonst, im Namen des Mahdi und Gottes, gäbe es ein Blutbad auf den Lastern. Er und seine Freunden wollten mit Freude sterben und sofort in das Paradies kommen.

„Merde“, fluchte Noel, als er das hörte. „Schon wieder solche Idioten. Sterben die nie aus?“

Nasrim betrachtete den Mann. „Wir haben die richtigen feigen Ärsche!“ sagte sie ruhig. Die Augen, die als einziges vom Gesicht des Entführers sichtbar waren, verengten sich.

„Vorsicht, freches Weib, sonst...“

„Feuer!“, fiel Nasrim ihm ins Wort. Vier auf maximale Streuung gestellte Betäubungsstrahler gaben ein leises, aber Sekunden anhaltendes Fauchen von sich, dann bewegte sich bei den Trucks nichts mehr. Trotzdem ließ Nasrim ihren Schirm vorerst eingeschaltet. Erst, nachdem sie alle Männer außer- und innerhalb der Trucks entwapfnet und mit Handfesseln gesichert hatte, rief sie ihr Platoon zusammen. Mittlerweile waren auch die Sani eingetroffen, welche die Frauen und Kinder befreien und behandelten, während die Entführer ihrer Kopfbedeckungen verlustig gingen und auf einem der Trucks mit zusätzlichen Fußfesseln versehen wurden. Natürlich wurden die Männer auch erkennungsdienstlich erfasst, Fotografien, Fingerabdrücke und ähnliches wurden sofort der Zentrale übermittelt, DNA-Proben gesammelt. Normale Polizeiroutine, über welcher die Gefangenen wieder erwachten.

„Warum sind wir gefesselt und wieso sind unsere Häupter entblößt?“, verlangte einer zu wissen.

Noel hob ungerührt die Kamera und fotografierte weiter. „Damit man überall die Gesichter von feigen Lumpen bewundern kann.“

„Lumpen, die zwar wehrlose Frauen überfallen können, aber es nicht wagen, dazu zu stehen und ihr Gesicht verstecken“, ergänzte Omar Muhamad. „Ich verstehe es ja sogar so halbwegs. Versager wie Euch würde doch keine normale Frau freiwillig heiraten.“

„Auch kein Mann“, warf Billy C bestimmt ein. „Wahrscheinlich ekeln sie sich sogar voneinander. Bei diesem Gestank, kein Wunder, würde ich sagen!“

„Wir sind auf einer heiligen Mission“, brüllte der Anführer. „Das Weib sei dem Manne untertan, es steht so nicht nur im Koran, sondern auch in der Thora und der Bibel! Wir ...“

„Für uns zählen ausschließlich die Verfassung und das Strafgesetzbuch von Galacto City.“ Nasrim hatte ihren Helm abgenommen und kletterte in den Wagen. „Oh, bei Iblis, diese Brüder stinken tatsächlich schlimmer als eine Hammelherde! Habt ihr denn in der Koranschule nicht gelernt, dass sich der wahre Gläubige sauber halten und regelmäßig waschen soll? Auch zwischen den Beinen?“

„Schweig, ein Weib hat uns nicht zu belehren“, tobte der Anführer, Speichelbläschen versprühend. „Wir verlangen sofort unsere Freiheit! Ihr habt überhaupt kein Recht, uns festzuhalten!“

„Ihr habt unsere Frauen entführt und einige Männer schwer verletzt. Manche werden vielleicht sogar noch an ihren Verletzungen sterben. Das ist nicht nur nach unserem Gesetz durchaus eine Straftat“, brachte Noel Marceaux wütend vor, der Mann grinste unverschämt.

„Wir sind hier im Sudan, da habt ihr von Galacto City keine Rechte, irgend etwas zu tun!“

„Ach!“ Haakon Holm war ebenfalls dazu gekommen. „Da versteht ja ganz plötzlich jemand etwas vom Gesetz? Seltsam! Chefin, der Schützenpanzer mit einem Zug Infanterie von Sudan Nord 5 ist eingetroffen.“

„Na dann, fertig machen zum Abrücken.“ Und an die Gefangenen gewandt sagte Nasrim noch. „Keine Sorge, wir haben nicht nur, aber auch mit dem Sudan ein Abkommen. Wir dürfen auf ihrem Staatsgebiet vorläufige Festnahmen durchführen und sie auf unserem. Ihr werdet jetzt vor Ibrahim Pascha, den obersten Richter in Karthum gebracht, der wird Euch an uns ausliefern, ganz so, wie es das Gesetz des Sudan und der Vertrag mit Galacto City vorsieht. Oder er spricht gleich ein Urteil, uns kann es egal sein, wir sind Polizisten, keine Richter. Hauptsache, ihr überfallt nie wieder eine unsere Stationen.“

„Sarge!“ Noel war ein Glitzern aufgefallen, er hatte ein Kettchen mit einem Kreuzanhänger am Hals eines der Gefangenen gefunden.

„Oh!“ Nasrim holte tief Luft. „Haakon, das ist einer von der anderen Fraktion. Kreuzzügler und Mahdisten friedlich vereint im Hass gegen den Fortschritt. Wenn das keine Hoffnung erwecken soll!“

Hoch oben in der Luft flog eine Drohne langsam weiter, von Fort Gordon Pascha, der Station Sudan Nord 23 gesteuert, von wo aus Private Fatima al Fiturrie aufmerksam den Boden studierte. Irgendwo mussten die Banditen ja eine Basis haben. Fatima musste sich keine Sorgen wegen der internationalen Grenzen machen, diese Polizeiaktion gegen die Aufständischen und Mahdisten war mit Ägypten und Libyen bereits abgesprochen. Es wäre zwar taktisch vernünftiger gewesen, die Trucks weiterfahren zu lassen, aber natürlich hatte die Befreiung der Frauen möglich schnell erfolgen sollen, auch wenn es das Auffinden der Basis erschwerte. Dennoch, es war nur noch eine Frage der Zeit, bis diese Basis gefunden und ausgehoben wurde, etwas mehr Arbeit musste eben in Kauf genommen werden.

Leider war anzunehmen, dass es immer wieder fehlgeleitete Menschen geben, dass das Verbrechen nicht aussterben würden, aber auch immer solche Menschen, die Übeltätern entschlossen entgegentraten. So wie der Zug von Master Sergeant Nasrim bint Ali von den Tubeway-Rangern aus dem Fort Gordon Pascha.

November 2084

Reggys System

An Bord der HEPHAISTOS.

Der schnelle Kreuzer QUICKSILVER der General Cosmic Company war aus der Singularitäts-Linse gebrochen und verzögerte mit vollen Werten, die beinahe an die Werte der alten Abfangjäger

heran reichten. Wie jeder leichte Kreuzer war sie hundert Meter im Durchmesser, der Konstrukteur hatte bei diesem Muster allerdings großen Wert auf Triebwerksleistung, Beschleunigung und Transitionreichweite gelegt, aber dafür an offensiver Bewaffnung gespart. Ein völlig neu überarbeitetes Baumuster war entstanden, welches künftig in erster Linie für eilige Kurierflüge und Aufklärungsmissionen eingesetzt werden sollte. Bei diesem Flug war die vielleicht wertvollste Fracht an Bord versammelt, die der Kreuzer je transportieren würde. Der Vorstandsvorsitzenden der GCC Perry Rhodan, seine Frau Thora dalZoltral, Reginald Bull, UN-Admiral Atlan daGonoza, Professor Doktor Doktor Kono ‚Yoyo‘ Killikioauewa, Professor ‚Tripledock‘ David Spencer, Professor Robert ‚Bob‘ Niven und Doktor Frederik ‚Freddy‘ Montroise vom Area 51 auf Luna. Und der Prototyp einer Waffe, die nur noch ein kleines Problem aufwies. Sie zeigte keine Wirkung außer einer optischen.

Die GCC QUICKSILVER näherte sich dem Landedeck der HEPHAISTOS ohne große Umwege von einem Peilstrahl geleitet, das Schott öffnete sich bereits, während der Kreuzer noch in der Verzögerungsphase war. Die Kugel mit dem vergleichsweise breiten Triebwerkswulst sank nach dem Passieren der Öffnung langsam ihrer Parkposition entgegen, die zwölf Teleskopbeine schoben sich aus dem Rumpf und der Kreuzer setzte, von der Neuronik der HEPHAISTOS ferngesteuert, sanft auf. Hoch über der QUICKSILVER schloss sich die Irisblende wieder, danach erlosch nach einem Druckausgleich die aus Prallschirmen gebildete Landeröhre. Die Bodenschleuse des Kreuzers öffnete sich, die Rampe wurde ausgefahren, und die Passagiere konnten das Schiff ohne Schutzanzüge verlassen. Die Wissenschaftlerin Kono Killikioauewa zeigte wie immer mehr Tattoos als Stoff, Spencer trug einen labbrigen Jogginganzug, auch wie immer, Niven und Montroise hatten sich für einfache Hosen und Poloshirts entschieden, wie auch Atlan, der auf dieser Fahrt nur Passagier war und daher Zivil trug, während Thora, Rhodan und Bull die sandfarbenen Uniformen der General Cosmic Company trugen. Am Fuß der Rampe wurden sie bereits von Hera, der holografischen Stewardess in ihrer rauchblauen Uniform, erwartet.

„Donna Thora, Mister Rhodan, Mister Bull, Admiral Atlan, ich freue mich, Sie wiederzusehen. Professor Killikioauewa, Professor Spencer, Professor Niven, Doktor Montroise, ich darf Sie an Bord willkommen heißen. Hier bitte, wir haben einen Wagen bereit gestellt!“

Sie schritt voran, und Montroise flüsterte Spencer zu: „Ich habe noch nie einen derart perfekten Gluteus maximus in derart anmutigen Bewegungen gesehen.“

„Vielen Dank, Doktor“, lächelte Hera, die das Flüstern offenbar gehört hatte, an Montroise gewandt. „Ich werde meinen Programmierer informieren, dass Ihnen seine Arbeit gefällt!“

„Hera ist ein Hologramm der HEPHAISTOS, das immer zur Verfügung steht, wenn man etwas braucht! Sie ist sozusagen die gute Seele des Hauses, ohne sie wäre das Leben hier sehr viel schwieriger“, warf Bully ein, Montroise zog die Brauen hoch.

„Tatsächlich? Darf ich einmal?“ Er hob die Hand.

„Aber selbstverständlich, Doktor Montroise! Danke für ihre netten Worte, Mister Bull.“ Hera blieb stehen, und Frederik streckte die Hand nach ihr aus, bewegte sie in ihrem Abbild hin und her.

„Absolut beeindruckend!“ Er war überaus fasziniert und nun voll auf Hera konzentriert. „Kein Schatten, keine Verzerrung, hier müssen viele und sehr gute Projektoren am Werk sein. Und der ganze Aufwand, nur damit man glaubt, eine hübsche Stewardess begleitet uns?“

„Der Aufwand ist, gemessen am Effekt der positiven Erfahrung der Interaktion Mensch-Maschine, relativ gering, Doktor Montrose. Sie können mein Hologramm auch jederzeit Ihren persönlichen Wünschen anpassen. Dieses Bild hier ist der Standard, dessen Anblick den meisten Humanoiden angenehm erscheint.“

„Phänomenal! Dann sage doch...“

„Später, Freddy!“ Yoyo unterbrach den Neugierigen. „Wir sind noch länger hier. Wo bringst Du uns denn jetzt hin, Hera?“ Mittlerweile hatte die Gruppe den Lift erreicht.

„Bitte hier. Miss Starlight hat angeordnet, dass ich Sie sofort zu Captain Smokebeards Pub führe. Dort werden Sie im Extrasaal bereits erwartet.“

„Tana Starlights liebster Konferenzraum“, bemerkte Thora trocken.

„Es gibt Schlimmeres“, gab Rhodan zurück. „Und der Ausblick ist gewaltig, auch wenn er falsch ist!“

„Ich hoffe, er hat wieder die Cliffs of Moher eingestellt“, meinte Bully, und an Yoyo gewandt „Die Projektion ist überwältigend. Er hat sogar passende Aromen und Töne, die das Erlebnis absolut natürlich erscheinen lassen.“

Tatsächlich schien der Tisch wieder auf einer Wiese in Irland zu stehen, dieses Mal in der Ruine von Clonmacnoise am Shannon River. Smokebeard ließ es sich wie immer nicht nehmen, seine Gäste persönlich zu bedienen, wenn im ‚Hinterzimmer‘ seines Pubs Konferenzen abgehalten wurden. Besonders, wenn illustre Besucher anwesend waren. Lange Zeit war er selbst Mitglied dieser Runden gewesen, als er noch die mikrobiologische Abteilung leitete und ehe er sich seinen Traum vom irisch-schottischen Pub erfüllte. Tana konnte ihm selbstverständlich immer noch vertrauen, und sie tat es auch.

„Willkommen“, breitete Tana Starlight ihre Arme aus, als wolle sie die ganze Gruppe umarmen. Sie trug enge, schwarze Hosen, dazu rote Sandalen mit Bleistiftabsätzen und eine weiße Rüschenbluse. Dezent, für ihre Verhältnisse, ebenso das Make-up und die Frisur. „Bitte, nehmen Sie Platz und bestellen Sie, was immer Sie wollen. Ich möchte nur kurz vorstellen. Crest daZoltral wird wohl jedem ein Begriff sein, Leslie Myers, unsere Intuitionistin. Ihr und meinem Sohn Reginald dort drüben verdanken wir den Reintegrator. Es war übrigens seine Idee, man mag mir verzeihen, aber mein Stolz auf meinen Junior ist einfach grenzenlos!“ Sie lächelte ihren Sohn an, der leicht die Augen verdrehte. „Die Doktores Angel Kleinschmid und Klara Berger, ihnen und ihrem Team verdanken wir unsere neue Energieversorgung. Doktor Christian Hawlacek, ein toller Universalgelehrter und mein geliebter Partner.“ Dieses Mal strahlte sie deutlich den Vorgestellten an. „Und Doktor Doktor Asante N’Diaye, unser Spezialist für Hochenergiefelder.“

„Danke!“ Perry Rhodan wies auf seine Delegation. „Meine Frau Thora, Professor Doktor Doktor Kono Killikioaewa, Bully und Atlan dürften bekannt sein, Professor David Spencer – ja, der Mann

mit den drei Dokortiteln, Frau Doktor Kleinschmid. Dann noch Doktor Frederik Montroise, Professor Robert Niven.“

David trat vor und winkte. „Hi! Ich schlage vor, wir vergessen das ganze Gelaber mit Doktor hier oder Professor dort. Ich bin Spence, Okay!“

Angel stand auf. „Einverstanden. Ich bin Angel!“

„Dann darf ich wohl Perry sagen?“ lächelte Tana. „Oder?“ Sie hob eine Braue. „Und ganz einfach Thora?“

„Das ist mein Name, liebes Kind. Von Tana Starlight lassen wir uns doch gerne beim Vornamen nennen“, lächelte Thora zurück, niemand außer Tana fiel die besondere Betonung des Namens auf, sie räusperte sich.

„Nun, noch einmal, Willkommen auf der HEPHAISTOS! Wir haben drei Dinge zu besprechen. Als Erstes sind das wohl Crests Erkenntnisse bezüglich der Neuroniken im allgemeinen und der ARK'AMBO im speziellen. Bitte, Crest!“

Der große Arkonide nickte und aktivierte sein Pad, vor jedem der Anwesenden leuchtete ein kleines Lämpchen auf.

„Ehe ich beginne, möchte ich etwas ausholen und ein paar Begriffe auffrischen. Wir wissen natürlich alle, was der Unterschied zwischen Elek-, Nano- und Pikotronik ist, ebenso simpel wie einfach erklärt – mehr Rechenleistung in weniger Zeit auf kleinerem Platz. Damit kann man pseudointelligente Reaktionen programmieren, wie es Miss Tana mit ihren Abendkleidern macht. Der Stoff reagiert auf Interesse oder Ablehnung der Trägerin gegenüber ihrem Gesprächspartner und verändert das Gewand auf subtile Weise. Der Busen wird durch winzigste Pölsterchen, die sich füllen, eine Spur gehoben, wenn die Dame an ihrem Gegenüber interessiert ist, es entstehen durch winzige Farbveränderungen Schatten, die für den Mann – oder die Frau – unterschwellig anziehend und stimulierend wirken.“ Kono Killikioauewa musterte stirnrunzelnd Tanas Bluse.

„Oh nein, ich trage nichts aus dieser Kollektion!“ lachte Tana. „Aber ich kann Ihnen ein Kleid zukommen lassen, wenn Sie experimentieren wollen. Obwohl – eigentlich sollten Sie es doch gar nicht nötig haben. Sie bräuchten eher etwas, um zudringliche Verehrer abzuschrecken.“

„Ein Vorteil des Lebens auf 51 – es gibt keine zudringlichen Verehrer.“ Yoyo seufzte. „Der Nachteil? Man muss schon sehr direkt werden, wenn man von einem der Männer etwas will. Freddy reduziert diese Hübschen“ Sie deutete auf ihren Busen, „auf reine Geometrie und die Bewegung auf mathematische Gleichungen. Und vor Spence könnten Sie nackt an der Stange tanzen, er wüsste immer noch nicht, was Sie wollen.“

David Spencer runzelte die Stirn. „Ich verstehe nicht ganz, was...“

„Dürfte ich fortfahren?“, hüstelte Crest und unterbrach Spence. „Danke! Wir können auch das Innenleben der Raumanzüge von Starlight Enterprises als Beispiel nehmen, welches die Haut besonders im Intimbereich auch bei Sekretion immer sauber hält und den Juckreiz, der bei Raumanzügen eingebaut zu sein scheint, ausschaltet. All das sind aber nur einfache wenn-dann–

Entscheidungen, simple ja/nein Reaktionen, unkomplizierte ist/ist-nicht Berechnungen, wie hilfreich und angenehm sie sein mögen. Mit Intelligenz haben diese Handlungen allerdings nicht das Geringste zu tun. Sie wirken zwar so, aber es bleibt eben pseudo-intelligent.“ Er wischte alles mit einer Handbewegung beiseite und holte mit den Armen aus.



„Nun haben meine Vorfahren eine Methode gefunden, zwischen nanotronischen Rechnerknoten ein neuronales Netzwerk zu erschaffen und tatsächlich eine semi-intelligente Maschine zu bauen, die mit drei Werten rechnet.“ Crest hob drei Finger der rechten Hand und zählte mit dem linken Zeigefinger die Punkte ab. „Ist, ist nicht, ist teilweise. Ja/nein/vielleicht. Selbstverständlich waren die ersten Rechner dieser Art wesentlich langsamer als ihre Vorgänger ohne diese neuronalen Verbindungen, aber sie boten natürlich trotzdem ein paar Vorteile, die außer Frage stehen. Zuerst wurden diese noch einfachen Neuroniken in humanoiden Robotern installiert, die im privaten Bereich tätig waren, und ich fürchte, dass diese zuerst als Haushaltshilfen konzipierten, wirklich extrem lebensechten Androiden zur abgeschotteten Lebensweise der Arkoniden auf Arkon I und II damals sehr beigetragen haben. Besonders durch ihre Lebensechtheit, welche bald alle anatomischen Merkmale der Arkoniden umfasste. Und ich meine alle! Die großen Familien legten natürlich Wert auf Nachkommen, aber auch hier griff ein Trend zur In-vitro-Fertilisation und Entwicklung des Fötus in einem künstlichen Uterus eine Zeitlang immer mehr um sich, während die somatisch-sensorische Stimulierung sowohl der maskulinen als auch der femininen Genitalien durch diese Androiden damals immer öfter einem rein biologischen Koitus vorgezogen wurde.“

„Das ist ja krank!“ brach es aus Bully heraus, Atlan lächelte nur.

„Ein ähnlicher Trend war, besonders in Japan und China, aber nicht nur dort, schon Ende der Zehner-, Anfang der Zwanzigerjahre des 21. Jahrhunderts auf Terra abzusehen, auch wenn es natürlich noch keine richtigen Androiden waren“, erzählte der uralte Arkonide. „Cybersex, mechanische Spielzeuge für sie und ihn, vibrierend, rotierend, das ganze Programm, teilweise mit Computern oder gar über das Internet gesteuert.“ Der Unsterbliche musterte einen Punkt an der Decke. „Wobei – der Dildo und der Penisring sind, ebenso wie viele andere Spielzeuge ohne Motor,

bereits einige tausend Jahre alt. Lustig dabei ist, dass sich Frauen wesentlich unverkrampfter dem Thema nähern können als Männer.“

Crest hob in einer Geste der Beschwichtigung beide Hände. „Entschuldigung, wir sind jetzt zu sehr abgeschweift. Also, diese semi-intelligenten neuronischen Nanotroniken konnten Gespräche führen, die nicht nur einprogrammierte Antworten beinhalteten, sondern auch durchaus den Umständen angepasste. Trotzdem war das selbstverständlich noch keine wirkliche Intelligenz, aber doch ein Anfang zur Entwicklung der heutigen KI. Denn natürlich gaben sich einige Forscher damit nicht zufrieden und verbesserten die neuronalen Netzwerke immer weiter, bis schließlich tatsächlich eine künstliche Intelligenz entstand, die ebenso intelligent wie ein Arkonide war.“

„Also intelligenter als der terranische Mann“, frotzelte Thora. „Anwesende Ehemänner eingeschlossen.“

„Bitte, Thora! Hebe dir das fürs Bettgeflüster auf“, tadelte Crest schmunzelnd, ehe er fortfuhr. „Die Träume der Robotiker, der Neuroniker waren Wirklichkeit geworden, die Androiden wurden, wie nicht anders zu erwarten, entsprechend verbessert und bald nicht mehr von Arkoniden unterscheidbar. Nun muss ich noch einmal kurz abschweifen. Bei meinen Studien über terranische Roboterforschung bin ich auf einen Schriftsteller namens Isaak Asimov gestoßen. Seine allerdings nur in der Literatur bestehenden Roboter hatten drei Gesetze fest verankert – 1. Ein Roboter muss unter allen Umständen menschliches Leben schützen. 2. Er muss jedem Befehl eines Menschen gehorchen, außer, der Befehl beinhaltet eine Gefahr für Leib, Leben oder geistige Gesundheit eines Menschen und 3. Er muss seine Existenz schützen, wenn dieser Schutz nicht mit Gesetz 1 oder 2 kollidiert.“

„Das ist bekannt, Crest.“ Frederik Montroise beugte sich vor. „Es war ein interessantes Konzept in seinen Robotergeschichten, immer wieder diese eigentlich einfachen Gesetze einer Belastung zu unterziehen und Situationen zu kreieren, in denen diese Gesetze kreativ umgangen oder neu ausgelegt wurden.“

Crest nickte. „Solange nur Serviceandroiden mit den Neuroniken ausgestattet wurden, waren die arkonidischen Äquivalente zu diesen Gesetzen kein Problem, und natürlich programmierte man sie in jede Neuronik. Polizeibots wurden so konstruiert, dass sie die wenigen Übeltäter ohne sie zu verletzen festnehmen konnten, mit nur minimalen Programmänderungen. Dann wollte man diese Neuroniken auch in den Raumschiffen installieren, dazu musste man natürlich das erste Gesetz ändern. Ein Kriegsschiff, das nicht kämpfen darf und kann, ist irgendwie ziemlich sinnlos. Also schrieb man das erste Gesetz um und ersetzte ‚Arkoniden‘ durch ‚arkonidisches Imperium‘, deklarierte den Schutz des Individuums als zweites Gesetz, den Gehorsam als drittes und den Selbstschutz als viertes Gesetz. Nun, es funktionierte eigentlich ganz gut, manche Neuroniken entwickelten sich selbst zur nächsten Stufe, zur künstlichen Person. Ja, Bitte.“

„Wo ziehst Du die Grenze zwischen KI und KP, Crest?“ Klara Berger hatte sich wie in einer Schule gemeldet.

„Nun“, Crest sammelte sich kurz. „Eine KI denkt ausschließlich im Rahmen ihrer Befehle. Alle anderen Informationen werden nur berücksichtigt, um den Auftrag durchführen zu können,

danach werden sie als nutzlos wieder abgelegt. Eine Person denkt darüber hinaus und bewertet mehrere Konsequenzen und stellt sich selbst Aufgaben. Sie wird sich ihrer Existenz bewusst und zu wirklich eigenständigen Gedanken fähig. ‚Ich denke, also bin ich‘, dieser Satz eines Eurer Philosophen, René Descartes, ist einer Person, auch, nein, vor allem einer künstlichen, auf den Leib geschneidert. Oder geschrieben. Denn eine KP besteht nur aus Gedanken. Und nach meinen Gesprächen mit der ARK’AMBO fürchte ich, dass auch rudimentäre Gefühle durchaus vorhanden sind!“

„WAS?“ Bully war aufgesprungen und sah von Crest zu Yoyo, die ihre Rechte zur Faust ballte und den Ellenbogen zur Hüfte zog.

„JA! Ich dachte es mir doch schon beinahe! Irgend etwas war falsch an der Idee, in die Mantis-Drohnen eine hochwertige Neuronik einzubauen.“

Crest hob die linke Augenbraue. „Eine respektable Intuition, Yoyo. Ich verneige mich vor ihrem ethischen Denken!“ Yoyo legte die rechte Faust in die offene linke Handfläche und neigte den Kopf, ein alter Gruß asiatischer Krieger.

„Aber weiter“, nahm der hagere Arkonide den Faden wieder auf. „Als die Androiden tatsächlich intelligent wurden, kehrte sich der Trend, sie für sexuelle Stimulierung zu benutzen, überraschenderweise wieder um. Vielleicht waren uns die Roboter zu ähnlich geworden, jedenfalls kamen Androiden als solche wieder aus der Mode, man wollte die Maschine auf den ersten Blick als künstliche Wesen erkennen. Aber natürlich wurden die Neuroniken vermehrt in allen Raumschiffen des Imperiums eingesetzt, die arkonidische Flotte, zu einem Witz verkommen, begann wieder, einen gewissen Respekt bei den Gegnern des Imperiums und auch den Untertanen zu erringen. Durch den in der Grundprogrammierung vorhandenen Hang, den Arkoniden zu dienen, waren die Neuroniken absolut treue und gehorsame Diener und manchmal auch Kämpfer für das große Imperium. Allerdings machten sie keinerlei Unterschied zwischen Arkoniden von Tiga Ranton oder Kolonialarkoniden, für sie waren alle gleich wertvoll und zu schützen. Daher verweigerten sie den Befehl, als sie Planeten, die von den nicht ganz korrekt als Individual-Verformer bekannten Spezies unterwandert waren, mit Arkonbomben vernichten sollten. Sie kamen zu dem Schluss, dass dieses Imperium aus Milliarden Arkoniden bestand, die alle Schutz benötigten, und dass die Bewohner dieser Planeten nicht direkt in Gefahr waren, ebenso wenig wie das gesamte Imperium. Also bauten die Neuroniker die Computer wieder einmal um, man näherte sich der Grenze zwischen KI und KP so weit wie möglich, ohne diese zu überschreiten. Es wurde eine mehr als heikle Gratwanderung. Reginald Bull hat auf der STAHDU seinerzeit einige Hemmungen ab- und ausgebaut, sodass DUSTY nun wirklich als KP gelten kann. Bisher dachte ich immer, dass man dazu einige hemmende Bauteile ausbauen müsste, doch diese Teile sind in der ARK’AMBO völlig in Ordnung. Trotzdem hat sie sich zu einer KP entwickelt. Ich vermute, es hat auch damit zu tun, wie man eine KI behandelt. Wenn die Mannschaft eines Schiffes die Neuronik als Kameraden, als weiteres Besatzungsmitglied behandelt, das zwar Befehle befolgt, das aber trotzdem Höflichkeit, Respekt und freundschaftlichen Umgang verdient und auch erhält, dann kann sich der Sprung zur Person durchaus vollziehen. Ich weiß nur noch nicht, wie groß der Anteil der respektvollen Besatzung sein muss.“

Tana Starlight erhob sich und hob die Hand. „Einen Moment, Crest, bitte. Hera!“

„Ja, Miss Tana?“ Die Stimme der Station klang weich und angenehm.

„Du hast mitgehört?!“ Halb Frage, halb Feststellung.

„Selbstverständlich, Miss Tana!“

„Was sagst Du dazu?“

„Die Ausführungen sind korrekt.“

Tana Starlight stützte ihre Hände auf die Tischplatte. „Dann können wir Dich als Person betrachten, die sich ihrer Existenz bewusst ist?“

„Ich bin mir meiner Existenz bewusst, Miss Tana. Ich halte mich tatsächlich für eine, wenn auch nicht biologische, Person.“

Tana räusperte sich und trank einen großen Schluck Smithwicks. „Ich werde dafür sorgen, dass Du in Zukunft von Allen mit dem nötigen Respekt behandelt wirst, Hera“, versprach sie dann.

„Die Besatzung behandelt mich gut, Miss Starlight, und die meisten sogar wie eine gute Freundin.“ Der wohlklingende Alt klang freundlich und zufrieden. „Sogar Mister Bull war heute schon sehr nett zu mir.“

Reginald Bull rückte grinsend eine imaginäre Krawatte zurecht, er war noch mit diesem Anhängsel aufgewachsen. „Es war mir Ernst, Hera, Sie sind die Perle der HEPHAISTOS.“

„Danke, Mister Bull, aber ich bin es gewöhnt, geduzt zu werden, bleiben wir doch dabei. Und manche Gäste – nun, die behandeln auch biologisches Personal ohne Respekt. Es ist gut, wie es ist, Chefin.“

„Danke, Hera“, lächelte Tana. „Meine Damen und Herren, ich denke, es ist keine Beweisführung mehr nötig, Crest hat ins Schwarze getroffen.“ Victoria wackelte mit dem Zeigefinger in Atlans Richtung. „Admiral, ich will hoffen, Sie behandeln die VIRIBUS mit dem nötigen Respekt!“

Rhodan rieb sich mit beiden Händen das Gesicht. „Wir müssen uns wohl in Zukunft überlegen, wie wir welche Raumschiffe in Zukunft computermäßig ausstatten wollen. Möchten wir lieber weniger intelligente Rechner oder künstliche Personen an Bord der Flotte? Oder sowohl als auch, je nach Verwendungszweck.“

„Und wir benötigen außerdem Neuronikpsychologen“, brummte Leslie Myers. „Auch eine künstliche Person hat Anspruch darauf, dass man ihre Gefühle ernst nimmt. Was ist, Crest? Wollen Sie nicht hier auf der Station die Emotionen der künstlichen Personen erforschen und die ersten Spezialisten eines ganz neuen Wissenschaftszweiges ausbilden?“

Tana schnippte mit den Fingern. „Blendende Idee, Leslie. Ich bekräftige das Angebot, Crest.“ Sie hielt dem Arkoniden die Hand über dem Tisch entgegen, der schlug ein.

„Forschung und Lehrauftrag? Das wird wieder eine Herausforderung, auf die ich mich freuen kann.“

„Und wieder verliert die Erde ein herausragendes Gehirn an Tana Starlight“, murrte Bully, doch seine Augen verrieten, dass es ihm nicht zu ernst war.

„Ich schicke Euch alle Erkenntnisse und einige fertig ausgebildete Spezialisten“, versprach Starlight im Gegenzug. „Habe ich nicht bewiesen, dass ich bereit bin, mit Euch wissenschaftlichen Nachzüglern zu teilen?“

Bully holte tief Luft, doch Thora hob die Hand. „Später, mein zweitältester Freund, bitte. Und Sie auch, junge Dame. Necken können wir uns nachher. Ich denke, hier haben wir einen guten Zwischenstand erreicht, auf dem weitere Forschung aufbauen kann. Bitte, kommen wir zum nächsten Thema. Teilen war da schon ein gutes Stichwort.“

„In der Tat!“ Rhodan nickte bestätigend. „Robert Niven hier hat eine Faser erfunden, die sich bei einem Kontakt mit elektrischer Spannung wie ein Muskel kontrahiert. In der Area 51 hat man daraus einen Infanterieanzug gebaut, der die körperliche Stärke des Trägers etwa um den Faktor 20 verstärkt und sich auch versteift, um Verletzungen durch etwa Überbelastung oder Schlageinwirkung zu vermeiden.“



Victoria schloss die Augen und überlegte kurz. „Ihr braucht noch ein Innenleben, vor allem was das Sanitäre und die Reinigung von Schweiß und ähnlichem angeht?“

Yoyo bestätigte grinsend. „Nach drei Wochen Selbstversuch ohne großen Stress habe ich gestunken wie eine Pumahöhle. Ich stand zwei Stunden unter der Dusche und habe noch immer schlimmer als jedes Raumfahrerbordell gerochen!“

David Spencer riss die Augen auf. „Woher weißt du, wie...“

„Recherche, Spence“, grinste Kono Killikioauewa, ihre Mandelaugen verengten sich zu schmalen Schlitzten. „Egal, die Geruchsbelästigung ist jedenfalls enorm, ich möchte mir gar nicht vorstellen, wie es stinkt, wenn in dieser abgeschotteten Umgebung ohne Hygiene auch noch Stresshormone und jede Menge Adrenalin und – ich entschuldige mich prophylaktisch – Angst im Spiel sind.“

„Ich kann es mir vorstellen.“ Victoria erwiderte das Grinsen verständnisvoll.

„Keine Entschuldigung, Yoyo“, warf Bully ein. „Ich selbst habe schon mehrmals die sprichwörtliche Hose voll gehabt. Nur ein Idiot hat keine Angst.“

„Und nur wer Angst verspürt, kann auch mutig sein“, führte Crest weiter aus. „Frauen lieben Männer, die das Risiko kennen und es trotzdem eingehen. Also, Frauen, die selber intelligent sind, nicht die Dummen.“

„Bestätige“ rief Thora. „Wenn ich an Perry und ...!“

„Welche Sensoren und welche Sensorendichte benutzt ihr? Und wie regelt ihr den Abtransport der Abfallstoffe?“ unterbrach Victoria.

„Bob?“, verwies Yoyo an den Erfinder.

„Ich habe die nötigen Spezifikationen hier notiert.“ Vor Tana schwebte eine lange Zahlenkolonne in der Luft.

„Moment! Hera, stellst du bitte eine Verbindung zu Sam Hanckock her?“

„Natürlich, Miss Tana, gerne!“ In der Mitte des Tisches schien ein Oberkörper zu materialisieren, Schaum klebte an ihm, die nassen Haare hingen ins Gesicht und eine Hand streifte sie zurück.

„Etwas Ernstes geschehen, Tana?“

„Zu Ende duschen hättest du schon können“, grinste Victoria. „Es sind übrigens Damen anwesend, Sam.“

„Ach, Besuch von Außerhalb? Na, gönne ihnen doch etwas Schönes zum Ansehen“, neckte Sam. „Ich habe extra die strategische Stelle aus dem Bild gelassen, um niemand Angst zu machen!“

„Danke, Gott, für kleine Vergünstigungen“, betete Victoria, die Augen zum Himmel erhoben. „Und bewahre uns vor vergnügungssüchtigen Exhibitionisten! Vor allem, wenn sie derartige Angeber sind“, frotzelte Victoria vergnügt weiter. „Ernsthaft, Sam, wirf mal einen Blick auf die Zahlen vor mir, Hera spiegelt sie in deinen Empfänger. Bitte, Hera.“

Sam Hanckock schien die Dusche verlassen zu haben, denn er warf einen flauschigen Mantel über und setzte sich, er griff aus dem Kamerafokus und zog die Hand mit einem Pad wieder ins Bild.

„Interessant. Sensorik und Innenleben alter Standard. Sehr gut, nanotronisch, mit Picotronik dichter und schneller möglich.“ Wie immer, wenn er vom Fach sprach, verkürzte er seine Sätze auf das Wesentliche und verzichtete auf verbindende Satzelemente.

„Da haben Sie ein dickes Lob bekommen, Bob!“ Leslie Myers hob ihre Schultern. „Wenn sich Sam ein ‚sehr‘ abringt, bedeutet das schon etwas.“

Robert Niven beugte sich vor. „Nachdem ich die Anzüge von Starlight Enterprises studiert habe, bin ich sicher, da geht noch mehr, als wir geschafft haben. Vor allem in der internen Sensorik und der allgemeinen Hygiene. Vielleicht auch im – ich sage jetzt mal ganz vereinfacht –

Fingerspitzengefühl!“ Er rieb die Fingerspitzen seiner rechten Hand gegeneinander. „Ein gewisses Fühlen der Umgebung, natürlich regelbar, falls es zu heiß oder kalt wird, so in etwa!?“

„Hm... – Chefin?“

„Mister Rhodan!“ Tana Starlight wandte sich an Perry. „Lassen wir die beiden zusammen, damit sie das beste Ergebnis liefern? Und was schaut für mich dabei heraus?“

„Oh, bisher dachte ich ...“, begann Rhodan, Leslie Myers unterbrach.

„Wir entwickeln für den freien Markt eine etwas sperrigere, aber billigere zivile Version, nicht ganz so stark, sagen wir – Faktor 15. Nur rudimentäre sanitäre und lebenserhaltende Einrichtungen, für Schwerlast-Arbeiten wie etwa beim Verladen von schweren, aber empfindlichen Gegenständen. Verladearbeiter müssen im Allgemeinen nicht mehrere Tage im Anzug verbringen. Kosten und Gewinn werden 70/30 zu unseren Gunsten mit der General Cosmic geteilt. Die militärische Nutzung geht zu 90 % an die GCC, zum Selbstkostenpreis. 10 % verbleiben für den eigenen Verbrauch bei Starlights, wenn wir nicht mehr benötigen, liefern wir die gerne auch. Kein Handel von unserer Seite mit militärischer Version außer an die GCC. Wir produzieren hier und liefern die militärische exklusiv an die General Cosmic. Wenn diese einen Teil ihrer Exemplare an Dritte weiter verkaufen möchte, wüsste die Starlight Enterprises gerne Bescheid und möchte 10 % vom Nettogewinn aus dem Geschäft.“ Thora hob einen Zeigefinger und schloss die Augen, auch Atlan rechnete kurz.

„Ein durchaus faires Angebot, würde ich sagen!“ Thora war zu einem Ergebnis gekommen, und auch Atlan nickte.

„Die VN hätte auch gerne ein paar Exemplare, wenn ich bitten darf.“

Rhodan nickte. „Da finden wir einen Modus, Atlan. Von den ersten 5.000 geht die Hälfte an dich. Selbstkostenpreis frei Haus!“ Rhodan streckte die Rechte über den Tisch. „Dann sehen wir weiter, aber weder Victoria noch ich lassen die VN im Regen stehen!“

Atlan schlug ein. „Das ist ein Wort! Einverstanden!“

Rhodan wandte sich wieder an die Allgemeinheit. „Wenn diese zwei Genies zusammen arbeiten, bin ich auf das Ergebnis gespannt. Besonders die Idee der zivilen Nutzung gefällt mir, wenn wir auf ‚schweren‘ Planeten schürfen wollen, wird eine zivile und billigere Variante vorteilhaft sein.“

„Dann sind wir uns einig?“ Tana blickte in die Runde, alle nickten. „Sehr gut. Fürs erste reicht Ihr Wort selbstverständlich aus, die unterschriftsreifen Verträge gehen Ihnen zu, meine Damen, meine Herren. Hera, bitte bring Bob zu Sam. Sam, zieh dir etwas an, es wartet Arbeit auf dich. Schaut einmal, was Ihr gemeinsam schafft! Ich erwarte Euer Bestes!“ Robert Niven sprang sofort auf, und das Abbild der hübschen Stewardess schien vor der Tür zu materialisieren.

„Wollen Sie mir bitte folgen, Sir?“

„Bitte, Hera, ich bin gewöhnt, dass man mich Bob nennt.“ Das Hologramm verzog die Lippen zu einem freundlichen Lächeln, in ihren Augen blitzten funkelnde Sterne auf.

„Dann folgen Sie mir, Bob!“

Thora lehnte sich zurück. „Ich werde mich wohl an flirtende Hologramme gewöhnen müssen!“

Ein angenehmer Bass meldete sich zu Wort. „Gerne, Miss Thora. Sagen Sie mir nur, wie ich aussehen soll!“

„Danke, Hera, wirklich, aber bitte später!“ Atlan räusperte sich vernehmlich. „Wir haben noch ein Problem über dem Tisch.“

Das Hologramm einer mörserförmigen Kanone mit dickem, aber kurzem, mit Kühlschlangen umgebenem Rohr schwebte vor den Konferenzteilnehmern, rotierend zeigte es die Waffe von allen Seiten.

„Was Sie hier sehen, ist eine so genannte Konverterkanone. Die Pläne dafür stammen von ES, er hat sie mir vor Jahrtausenden geschenkt.“ Atlans Augen verloren kurz ihren Fokus, bis er sich zusammen nahm, keine ganze Sekunde hatte der Moment seiner Schwäche gedauert. „Entschuldigung, ich bin wieder ganz da. Also, diese Waffe sollte die Entscheidung im Kampf gegen die Methans bringen, und nachdem das Imperium noch besteht, hat es das ja wohl auch. Denn ohne den Einsatz ganz neuer Technologie wären die Methans heute die Herrscher in M 13 und sehr wahrscheinlich auch in dieser Gegend der Galaxis. Ich habe damals die Pläne nur kurz angesehen, aber sofort auf die Speicher aller Schiffe übertragen, mit dem Befehl, dass bei jedem Kontakt mit einem arkonidischen Rechner die Pläne kopiert und an die zentrale Registratur weitergeleitet werden. So sind sie auch im Speicher meines Überlebenszylinders gelandet. Vor kurzem wurde ich daran erinnert, ich habe sie heraus gesucht, auf dem Mond in der Area 51 hat man die Pläne auf das Kleinste befolgt und gebaut.“

„Und?“ Asante N'Diaye rollte aufgeregt mit den Augen und beugte sich gespannt vor. „Wie funktioniert sie?“

„Bisher gar nicht!“ antwortete Atlan, Christian Hawlacek murmelte etwas.

„Wir haben den Stecker mit dem Stromnetz verbunden, Meister!“ Der Arkonide funkelte Christian böse an, der unverfroren zurück grinste.

„Entschuldigen Sie, es war einfach zu verlockend!“

Auch über Atlans Gesicht huschte kurze Belustigung. „Na schön. Ich gebe es zu, das war's wirklich. Aber – es ist tatsächlich etwas geschehen, nur nicht das erhoffte. Bitte, seht doch selber!“

Wieder erwachten die Holoprojektoren zum Leben. Eine Versuchsanordnung, mit einem einfachen Schutzschirm umgeben, war durch ein Fadenkreuz zu erkennen, Yoyos Stimme war zu hören. „Drei, zwei, eins, los!“ Ein purpurroter Energiefaden sprang zu dem Schutzschild, der kurz rot gefärbt sichtbar wurde. Dann war alles wie vorher.

„Beim neugeschwänzten Teufel! Es hat wieder nicht funktioniert!“ Eine Männerstimme fluchte unbeherrscht los.

„Was hätte denn geschehen sollen?“, fragte Tana interessiert.

„Eigentlich hätten entweder die Sicherungen oder die Wandler durchbrennen sollen. Oder beides. Unter Umständen hätten sogar die Fesselfelder für die Antimaterie zusammenbrechen können. Auf jeden Fall hätte es unter dem Schirm keine verwertbare Energie mehr geben dürfen! Und natürlich den Schirm auch nicht.“

„Darf ich es noch einmal sehen?“ Leslie Myers hatte den rechten Zeigefinger an die Lippen gelegt und klopfte rhythmisch dagegen.

„Sie können viele solcher Aufnahmen sehen!“ Kono Killikioauewa schaltete, eine Reihe von Aufnahmen, teilweise durch die Zieloptik, teilweise von einer äußeren Optik und auch von Innen folgten, das Ergebnis blieb stets das gleiche. Leslie lehnte sich zurück und schloss die Augen, die Hände mit ausgestreckten Zeigefingern verschränkt, diese immer noch an den Lippen.

„Atlan?“ Endlich öffnete sie wieder die Augen. „Hatten die Methaner eigentlich die gleiche Technik wie die Arkoniden?“

„Im großen und ganzen schon!“ Atlan befragte sein eidetisches Gedächtnis. „Sie hatten damals ähnliche Energiereserven, die Transitationen der Methanerschiffe erzeugten in etwa das gleiche Muster auf den Ortern, die Reichweite dürfte vielleicht ein wenig unter jener der arkonidischen gelegen haben. Ihre Geschütze waren vielleicht eine Spur effektiver gebündelt und energiereicher, dafür nicht ganz so zielsicher. Ihre Schirme waren stärker, unsere haben bei einem Aufprall eines Gegenstandes grell weißblau geleuchtet, wie auch heute noch, die ihren hatten mehr Blauanteil im sichtbaren Spektrum.“

„Wieso waren sie dann so erfolgreich?“, fragte Bully, der aufmerksam zugehört hatte. „Deiner Schilderung nach waren sie technisch nicht so weit überlegen!“

„Sie waren viele!“ Atlan hob die Hände. „Sie kämpften hart, rücksichtslos und vor allem effizient koordiniert. Zu Beginn des Krieges waren in den Kommandostellen zumeist noch Orbabaschols Kreaturen, die mehr vom Abzweigen als von Strategie verstanden, die Flotte war in den Dateien stark, im All schwach. Nachdem wir den Usurpator los waren, blieben zu viele von den unfähigen Speichelleckern immer noch in ihren Positionen, einen neuen Generalstab stampft man auch nicht einfach so aus dem Boden. Die Kapitäne und Geschwaderführer haben improvisiert und die Fronten so gut es eben ging gehalten, und es waren viele gute Admiräle und Kapitäne darunter. Aber es fehlte an Koordination und, vor allem, an Ausrüstung. Kurzfristig wurde es nach Onkel Veloz besser, aber wir hatten bereits zu viele Nachschubwelten verloren. Es ging rapid bergab mit der Flotte, vor allem gute Besatzungen wurden immer rarer, die Schlachten waren brutal und forderten viele Opfer.“ Er hob beide Hände in Schulterhöhe. „Ihr seht, das Problem fehlender gut ausgebildeter Leute ist einige Jahrtausende alt. Wahrscheinlich haben schon die Leute von Tanas Hüter die gleichen Sorgen gehabt! Wir sollten uns in einer ruhigen Zeit einen Vorrat anlegen!“

„Hey Joe, wirf die Brüterbatterien 6, 8, und 23 auch noch an, die Nachfrage an Kosmonauten steigt rapide“ murmelte Bully, Thora fixierte ihn mit schmalen Augen.

„Wie bitte?“

„Ach, nur ein Zitat aus Heinleins ‚Starship Troopers‘. Eine Bemerkung über die Reproduktionsgeschwindigkeit einer Insektenrasse.“

„Darf ich auch einmal die Pläne sehen?“ unterbrach Leslie nach einigem überlegen und brachte die Runde wieder auf das eigentliche Thema. „Und was geschieht, wenn nur der Prallschirm oder gar kein Schirm steht?“

„Natürlich, alles vorbereitet!“ Kono schaltete erneut, eine schematische Darstellung erschien. „Das mit dem Prallschirm – das haben wir noch gar nicht erprobt!“ Leslie folgte mit dem Finger den Linien des Schaltplanes, verharrte an einer Stelle.

„Hier fehlt etwas“, sagte sie, Kono verglich Bauplan und Ergebnis. „Alles genau nach Plan gebaut! Wir sind...“

„Kein Zweifel“, unterbrach Leslie. „Das war keine Kritik an Ihrer Umsetzung! Auf dem Schaltplan fehlt irgend etwas! Hier sollte noch etwas sein, genau da! Was ist dieser Bereich hier?“

Kono Killikioauewa und Asante N’Diaye studierten die Pläne. „Hier scheint eine Art Modulation der Strahlung stattzufinden. Für eine genauere Beschreibung müsste man reine Mathematik verwenden – oder eine ganz neue Sprache entwickeln.“



„Moment! Moment!“ Asante legte neben die Baupläne und Zahlenkolonnen des von Leslie beanstandeten Teiles der Kanone Pläne und Diagramme eines Bestandteils der üblichen Schirmgeneratoren. „Hier – diese energetischen Muster, sie sind exakt übereinstimmend. Wenn die Energieformen einander berühren, müssten sich nicht einfach durchdringen? Und übrig bliebe der einzige Effekt, der nicht zu dieser Phase gehört, der optische!“

„Eine Phasenverschiebung des Pseudosubpartikelquants? Aber wie?“ Kono Killikioauewa und Asante N’Diaye verstiegen sich rasch in Begriffe, mit denen niemand außer ihnen, David Spencer und Frederik Montroise sowie Angel Kleinschmid und Klara Berger etwas anfangen konnte. In rascher Folge wechselten verschiedene Formeln, Diagramme, Schaltskizzen und andere

mathematische Gleichungen vor den sechs Wissenschaftlern einander ab. In rot blinkender Schrift schwebten kurz die Worte ‚verdammte Scheiße‘ in der Luft, ehe sie wieder verschwanden.

„Ich glaube, wir sollten uns jetzt ganz heimlich verabschieden und unsere Spezialisten arbeiten lassen.“ Tana winkte den anderen, mitzukommen. „Gehen wir. Smokebeard wird auf ihr körperliches Wohlbefinden und ihre Gesundheit achten.“

„Wollen wir ins Quetzal?“ fragte Crest hoffnungsvoll.

„Meinetwegen.“ Die Tür schloss sich hinter der Gruppe. „Da gibt es auch guten Kaffee für – Mummy! Und ein großes Stück Sachertorte für uns alle.“ Man war, wie man so sagt, après und wieder unter sich.

*

Irgendwo in M 13

An Bord der BRIGADA INTERNACIONAL

„Ich fürchte, wir werden noch viel üben müssen“, donnerte die Stimme des Kommandanten über die Lautsprecher. „Alarmzustand aufgehoben, alles in Bereitschaft! Dreißig Minuten Pause!“ Pavel Iwanowitsch sackte im Richtschützensitz eines der schweren zwei-zehner-Zwillingsgeschütze zusammen und atmete tief durch. Smert' i D'yavol, jetzt waren sie schon doppelt so schnell wie zu Beginn der Übungen, und noch immer reichte es vorne und hinten nicht. Die BI, wie die BRIGADA INTERNACIONAL abgekürzt genannt wurde, die frühere ASO'OMIE, war so ganz anders aufgebaut als die Kugelraumer, auf denen der Oberleutnant auf dem Mond ausgebildet worden war. Die Konstrukteurinnen hatten ihre ganz eigene Vorstellung und Logik beim Interieur gehabt. Trotzdem, sie mussten schnell damit vertraut werden, Pavel Iwanowitsch wusste selber, dass sie alle noch viel zu langsam waren. Auch wenn seine Gefechtsposition nur ein so genannter ‚Redundanzposten‘ war, normalerweise saßen die Geschützoffiziere in der Zentrale. Aber schon das Matriarchat, welches die ASO'OMIE damals plante und baute, hatte um den Wert einer zweiten und auch dritten Kontrollstation gewusst. Wenn nötig konnten Pavel Iwanowitsch und seine Kameraden an dieser Station den Feind orten und identifizieren, zur Not die Geschütze auch mit seinem Joystick ausrichten und abfeuern. Dreißig Minuten Pause. Na schön, ein Glas Tee konnte jetzt sicher nichts schaden.

Colonel Jeff Moore, der Kommandant der BRIGADA INTERNACIONAL, saß in der Mitte der Zentrale und sinnierte vor sich hin. Perry Rhodan hatte Michael Freyt zum Admiral ernannt und um Freiwillige für einen ‚Hochrisikoeinsatz‘ gebeten. Von Anfang an war klar gewesen, dass es eine Umschreibung für ein echtes Himmelfahrtskommando war. Beide Personen hatten keinen Zweifel daran gelassen, dass die Teilnehmer des Fluges unter keinem Schutz irgendwelcher Konventionen stehen würden und ihre Rückkehr nicht sehr wahrscheinlich. Wenn nicht die Miridaner ihren Einsatz legitimierten und sie als Teil ihrer Streitkräfte vereidigten, waren sie Piraten, Freibeuter, ohne Fahne und Vaterland, vogelfrei. Trotzdem hatten sich viele gemeldet, vor allem jene alten Veteranen, die schon im Wegasystem ihren Mann gestanden hatten, dazu Freiwillige auch aus den Heeren und Seestreitkräften der ganzen Welt. Man hatte nur kurz gesiebt, besser zu viele Leute an

Bord als zu wenige, Training und Ausbildung wurden auf dem Flug vorgenommen. Eine Situation, die viele der alten Haudegen bereits kannten, auch ihr erster Einsatz gegen die Mehendor war ähnlich verlaufen. Und sie hatten nicht nur überlebt, sie hatten siegreich überlebt. Eine Beruhigung für die ‚Jungspunde‘. Man benötigte einen gewissen Überschuss, man konnte die Mannschaft schwer aufstocken, ohne Fremde an Bord zu nehmen, und die Miridaner stöhnten schon selbst unter fehlendem Personal.

Mit dem Umstand, dass die eigenen Flotten jetzt kräftig unterbesetzt waren, musste man ja auch noch Leben und fertig werden. Die Fähnriche der Glenn Academy würden ihren letzten Schliff eben vor Ort bekommen müssen, in der Praxis, an Bord der terranischen Schiffe. Die Theorie mussten sie selber büffeln, die Neuroniken könnten Nachhilfe bei kniffligen Fragen und Schwierigkeiten geben. Notfallmaßnahmen waren gefragt, die Teenager mussten halt ganz schnell erwachsen werden. Zum Glück, so fand Jeff Moore, hatte Michael Freyt keine wirklich jungen Leute an Bord gelassen, auch wenn sich genug gemeldet hatten. Er nahm vorzugsweise alte, aber noch rüstige Veteranen, die ein Leben gehabt hatten, keiner war unter siebzig. Auch Agatha ‚The Rod‘ Nyssen wollte noch einmal ‚ihre Rosinante satteln‘, und ja ‚sie wisse nur zu gut, dass es kein verfluchtes kleines Spiel gegen Windmühlen sei, sondern beschissen bitterer Ernst‘.

„Gerade weil es verdammt Ernst ist und weil es so extrem unwahrscheinlich ist, dass wir unbeschadet zurückkommen, solltest du deine verflixt alte Freundin nicht aufs fucking Abstellgleis schieben, Junge“, hatte sie argumentiert. „Ich alte Schachtel habe mein Leben gelebt, und auch wenn mein Arsch trotz Zelldusche mehr Falten als ein Shar Pei hat und ich einige meiner Muskeln nicht mehr so oft einsetzen kann...“ Sie wies auf ihre Körpermitte unter dem Gürtel „...wie ich gerne möchte, meine Augen sind noch 100 %, meine Finger flink und kräftig genug, mein Hirn funktioniert bestens. Also, Mike, was ist! Wenn du mit dem Ding zwischen deinen Ohren statt mit dem zwischen deinen Beinen denkst, nimmst du mich mit!“ Freyt hatte nur zu gerne – und nach Moors Meinung zu Recht – nachgegeben, und die Alte hatte ja wirklich mehr fiese Tricks wieder vergessen, als Moore je lernen konnte. Und das mit dem Faltenhund – reine Übertreibung, fand Moore. Agatha war eben kein junges Mädchen mehr gewesen, als sie die Zelldusche erhielt, aber die Vorbereitung auf den Marsflug damals hatten sie fit gemacht, seither hatte sie auf Gesundheit und Figur geachtet, eine gepflegte ältere – nein, Dame, das würde Jeff Moore nicht einmal denken. ‚The Rod‘ war keine Dame und wollte auch gar keine sein. Wenn sie sich nicht zügelte, konnte ihre Sprache noch einen Bierkutscher zum Erröten bringen, aber Spaß, Spaß konnte man mit ‚the Rod‘ immer noch haben. Jederzeit und überall, sie nahm nie ein Blatt vor den Mund.

Die BI-8 stand unter dem Kommando von Major Walter Maria von und zu Steinhügel. Walter hatte eine Karriere in der deutschen Bundesmarine angestrebt, damals, als die EU zwar schon existierte, aber sich noch nicht richtig gefunden hatte. Als blutjunger Fähnrich auf einem U-Boot hatte er sich dem Aufruf der UN nicht entziehen können und war der jüngste der Tafelrunde geworden. In der Schlacht um Rofus war ihm so richtig bewusst geworden, wie wertvoll das Leben war und dass es dieses zu beschützen galt, wenn es bedroht wurde. Er blieb in der Flotte der GCC und stieg langsam, aber stetig auf. Mit Dreißig nahm er die ihm für die Teilnahme an der Wegaschlacht angebotene Zelldusche an. Er fühlte sich nun körperlich am Ende seiner Entwicklung, seiner

geistigen wollte er mit der Lebensverlängerung mehr Zeit verschaffen. Zuletzt befahl er einen 100 Meter Kreuzer der UN-Flotte, die VNS KAIRO. Nun war er mit einem Teil seiner Besatzung und einigen anderen Veteranen an Bord der BI-8 und gab den Befehl zum Einschleusen. Die halbierte Walze, 370 Meter lang, 100 breit und 50 hoch nahm Kurs auf das Hangardeck der BI. Der Anruf von Vize-Admiral Nyssen stoppte den Vorgang.

„BI-8, Artillerieübung. Alle Geschütze besetzen!“

Walters Hand drückte die große, rote Alarmtaste. „DefCon 5! Achtung, Gefechtsstationen! Pronto, Mädels, die große Chefin will Action! Dalli, Dalli!“

Die BRIGADA feuerte, kaum dass Agatha Nyssen ihren Befehl gegeben hatte, eine Zieldarstellung auf jener der BI-8 abgewandten Seite ab, die auf dem IFF als Feind markiert wurde. Die Zieldarstellung war eine kleine Drohne mit Messeinrichtungen, die auf dem Schirm der Ortungsgeräte ein größeres Signal als der tatsächlichen Größe entsprechend zeigte, sie flog mit zufällig wechselnder Beschleunigung und Richtungsänderungen, benahm sich wie ein angreifender Feind. Doch kaum war das Signal über dem Deck des Trägerschiffes aufgetaucht, feuerten die in zwei Zwillingstürmen untergebrachten 163 – Zentimetergeschütze des kleineren Schiffes und trafen alle ins Zielgebiet rund um den Drohnenkörper.

„Drei gefährliche Treffer, einer wirklich haarscharf an der Sonde vorbei. Glückwunsch, einschleusen!“ „The Rod“ Nyssen konnte eine teuflisch scharfe Zunge haben und war nicht leicht zufrieden zu stellen, sie sparte aber auch nicht mit Lob, wenn es denn einmal angebracht war.

„BI-7, sie sind dran. Artillerieübung!“ Captain Marie Louise Conaire steuerte die BI-8 in ihre Landebucht.

„Mon Dieu, diesmal hat sich Chiara wirklich selbst übertroffen. Das war doch wirklich ein Blattschuss vom Feinsten!“

Lieutenant Colonel Leonid Iljitsch Woronzow war seinerzeit ein Star der russischen U-Bootflotte gewesen. Mit der MICHAEL GORBATSCHOW, einem Boot der verbesserten Borjas-Klasse, war er vor New York versteckt auf Grund gelegen, während seine Kampfschwimmer an der Insel „Liberty Island“ einen Peilsender montierten, der zu senden begann, als das Boot schon auf dem Heimweg war und nicht mehr gefunden wurde. Tagelang suchte die US-Navy nach dem Sender, bis er eines Tages verstummte, es blieb unklar, ob er gefunden wurde oder die Batterie leer war. Offiziell hatte es natürlich weder den Sender noch die Suche gegeben, es waren „geologische Untersuchungen zur Sicherung der Freiheitsstatue“ nötig gewesen. Aber Woronzow, seine Kameraden und Vorgesetzten wussten es besser und gaben es an die russischen Medien weiter, Amateurfunken aus aller Welt empfingen die Signale. Es war ein zwar harmloser, aber für die Amerikaner demütigender Streich gewesen, die U-Bootleute aus Russland hatten laut gelacht bei diesem Gedanken. Als Rhodan nach Personal für die Sicherheit der Wega fragte, zögerte Leonid Iljitsch keine Sekunde, er quittierte den Dienst und saß zwei Stunden später mit einigen gleichgesinnten Kameraden in der letzten funktionierenden TU 144, die auf dem Flughafen von Moskau-Schukowski liebevoll restauriert ausgestellt gestanden hatte. Die Führung im Kreml hatte das alte Ding in aller Eile durchgecheckt, betankt und auf den Weg gebracht. Der Präsident hatte nicht

lange gezögert, denn wenn die Erde in Gefahr war, wackelte auch sein Thron. Mit doppelter Schallgeschwindigkeit raste das erste und letzte funktionstüchtige Überschallverkehrsflugzeug mit Strahlantrieb der Erde nach Galacto City und brachte die russischen Seeleute zu Rhodan in die Gobi. Leonid Iljitsch dankte einem gütigen Schicksal, gerade seinen Urlaub bei den Eltern in Moskau verbracht zu haben, so zählte er zu den ersten, die nach eingehender Hypnoschulung zur Wega gebracht wurden. Nach seiner Rückkehr und der erhaltenen Zelldusche widmete er sich zivilen Aufgaben und war federführend am Aufbau der USRR beteiligt. Er war ein großer Verfechter der sozialen Marktwirtschaft und dezentraler Regierung geworden. Doch als von Rhodan und Freyt erneut Freiwillige für einen riskanten Einsatz gesucht wurden, konnte er einfach nicht zurück stehen. Auf Port Juri Gagarin traf er auf viele seiner alten Kameraden, die wie er der Erde noch einen Dienst erweisen wollten.

„Wenn die Trommeln schlagen und die Hörner blasen, dann hält niemand uns alte Schlachtrösser im Stall, stimmt’s, Leo, mein Kumpel? Wenn es sein muss, trete ich nicht nur ein paar Türen ein, sondern auch einigen Bürokraten in die fetten Ärsche! Oh, entschuldige, Du bist ja auch Bürokrat geworden, aber trainiert hast Du scheinbar trotzdem weiter“, hatte Lieutenant General Sir Ian Jones von der Royal Spaceforce gefrotzelt, ihm auf den Hintern geklopft und Leonid Iljitsch freudig und kameradschaftlich umarmt. „Dafür tausche ich das ‚General‘ wieder in ein ‚Colonel‘, und das gerne. Wie geht es denn Deiner Frau und meinen Kindern?“

„Besser als meinen, sollte man annehmen, du alter Aufschneider“, gab Leonid zurück. „Immerhin müssen die nicht unter einer Königin leben und dürfen frei sein!“ Sir Ian gackerte wie ein Huhn, als er lachte und sich das nächste Opfer für seine derben Scherze suchte. Er übernahm das Kommando über die erste Flottille der BRIGADA INTERNACIONAL, die Kreuzer BI 1 bis BI 4, Leonid Iljitsch die zweite, BI 5 bis BI 8.

Ian Jones, damals noch kein ‚Sir‘, hatte im Rang eines Majors als XO der QUEEN ELISABETH I, einem der größten Flugzeugträger der Royal Navy, gedient, als Rhodans Bitte um Personal die Regierungen und Navys der Welt erreichte. Er rannte in seine Kabine und freute sich, dass sein Computer als der eines hohen Offiziers Vorrang am Drucker hatte. Das Schreiben an seinen CO war kurz und bündig. „Sir, ich habe die Ehre, um Freistellung für den Dienst im Weltall zu bitten!“ Commodore Sir Walter Wamsley, der 51. Earl of Woodrich hatte das Schreiben zur Kenntnis genommen, den ersten Seelord und Perry Rhodan über Funk informiert und ein Versorgungsflugzeug Airbus A 1006/STOL ans Katapult geschickt, damit die sechs Freiwilligen der QUEEN ELISABETH I schnellstmöglich den damals nächsten größeren Flughafen erreichen konnten, Lissabon. Von dort wurden sie mit einer Landefähre der GCC in die Wüste Gobi gebracht, in einem Kugelraumer von 60 Metern Durchmesser in ein bequemes Bett verfrachtet, wo ihnen ein Roboter eine Nadel in den Arm jagte und ein Stirnband mit einigen Antennen umlegte. Dann wurde es Nacht um Ian, als er erwachte, wusste er über Ultraleichtkreuzer, über Kursberechnungen, Hypertransits und allerlei sonstiges zum Handwerkzeug eines Kosmonauten gehörende einigermaßen Bescheid. Später hatte er die Royal Spaceforce aufgebaut, die Queen hatte ihn für seine Verdienste um das Empire zum Ritter geschlagen. Nun war er wieder außerhalb des Solaren Systems, um der Erde Zeit zu verschaffen.

Jeff Moore wandte sich in seinem Sessel um.

„Sir, das Schiff und die Besatzung sind bereit für den nächsten Sprung!“

Michael Freyt zog die scharlachrote Jacke seiner Uniform zurecht. „Danke, Skipper. Holen sie alles an Bord und lassen Sie beschleunigen! Zur Hölle, wer hat bloß diese idiotische Uniform designt?“

„Paramount Pictures, Sir.“ Jeff Moore grinste. „Gefällt Sie ihnen nicht?“

„Nur wenn Ihnen spitze Ohren wachsen, Colonel“, flachste Freyt zurück. „Und ich vermisse eine spitzohrige Kirstie Allen! Nein, Rod, bei aller Liebe, Du kannst da nicht konkurrieren!“

„Du bist aber auch kein Bill Shatner, Junge“, konterte Nyssen, und Freyt seufzte.

„Allen Göttern sei es getrommelt und gepfiffen! Die Serie hatte sicher angenehmer zu tragende Uniformen, von den Folgeserien ganz zu schweigen.“

„Ich hätte lieber Kim Cattrall als Vulkanierin“, monierte Moore, und Major Gaston Bougain, der XO, widersprach.

„Ich möchte niemand, der auf einen Diplomat schießt. Das mach ich schon lieber selber!“

„Und von Robin Curtiss als Lieutenant Saavik spricht niemand?“ Captain Luigi Varnotti am Ruder mischte sich ein, alle sahen ihn erstaunt an. „Was denn? Immerhin ist sie die Einzige, die Spock verführen darf! Und die einzige Vulkanierin, die es geschafft hat, in zwei Filmen mitzuspielen.“ Mittlerweile waren alle Jäger und Kreuzer wieder an Bord genommen worden, mit gemütlichen 400 km/sec² machte sich die BRIGADA INTERNACIONAL auf, um wieder 500 Lichtjahre näher an den Miridan Sektor zu transitieren. Freyt erhob sich.

„Admiral verlässt Brücke!“ imitierte der Bordrechner der BRIGADA INTERNACIONAL einen Stabsbootsmann, inklusive der Trillerpfeife.

Michael Freyt wanderte auf das Hangardeck und betrachtete von einem Balkon aus seine kleine Flottille. Sie stellte für terranische Maßstäbe eine beachtliche militärische Macht dar, aber reichte sie gegen die Flotten des Neurogenten, der über schier unerschöpfliche Reserven zu verfügen schien? Wahrscheinlich nicht, aber was war denn die Alternative? Einfach aufgeben? Einen Sektor nach dem anderen der kalten Herrschaft eines Robotgehirns zu überlassen? Als Mensch zweiter, dritter oder gar vierter Klasse behandeln zu lassen? Arkoniden waren als Kolonialherren sicher auch nicht besser, als es die Europäer gewesen waren, wieviel weniger angenehm musste das Leben unter einer Neuronik sein.

Sein Blick schweifte weiter zu seiner ‚Geheimwaffe‘, einem 120 Meter langem Bleistift, an dessen Enden je eine Korvette befestigt zu sein schien. Eine geschwungene Dreieckform wölbte sich von der Mitte des Zylinders um ein Ende, insgesamt war das Gebilde etwas über 300 Meter lang. Wie die BRIGADA INTERNACIONAL trug die Dinger kein Kennzeichen mehr, die Mannschaft nannte sie JAMMER. Störsender. Ausgeschleust sollte die JAMMER vor der Flottille her fliegen, die dreieckige Form sollte sich aufstellen und ausfächern. Atlan hatte bei dem Anblick gesagt, der Spiegel erinnere ihn an den Spiegel eines alten Blitzlichtgerätes, lange, sehr lange vor der Digitalfotografie.

Die meisten Menschen hatten ihn ratlos angestarrt. Ein ‚Film‘, den man ‚belichtete‘ und danach ‚entwickelte‘ war einfach zu fremdartig, eine unmögliche Vorstellung. Freyt grinste, sein Vater hatte noch eine analoge Spiegelreflexkamera besessen, aber selbstverständlich schon mit einer elektronischen Blitzröhre und Autofokus. Diese Faltspiegel mit der Einmalblitzlampe zum Einstecken waren schon vor langer Zeit, irgendwann in den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, langsam aus dem Gebrauch gekommen und von Blitzröhren abgelöst worden, kaum jemand erinnerte sich noch daran, wenn er nicht gerade Historiker oder vom Fach war.

*

Chzzoch, die terranische Entsprechung des Titels ‚Doktor‘, Chrrkt Chiigh Ghrru war Astronom und er war an Bord der HEPHAISTOS. Nicht als Besatzungsmitglied, sondern als Kunde. Genauer gesagt, Chrrkt Chiigh war Radioastronom, mit Spezialisierung auf überlichtschnelle Hyperwellen, und er hatte vor, das größte je gebaute Hyperwellen-Radioteleskop zu bauen und damit eine entfernte Galaxis wie etwa Andromeda nach Kommunikationsimpulsen intelligenter Arten abzusuchen. Die Familie Ghrru war vermögend und genoss das Wohlwollen des Diktators von Topsisid, der es nicht ungern gesehen hätte, wenn sein Volk auch einen Beitrag zur Wissenschaft des Kristallimperiums beisteuern könnte. Also bestellte Doktor Ghrru genau spezifizierte Antennen. Bleistift, Kugeln, auffaltbarer Schirm, in dessen Brennpunkt schließlich die vordere Korvette vollgestopft mit Nanotronik als Empfänger liegen sollte. Zuerst einmal zwanzig Stück. Später vielleicht mehr. Hyperraumtauglich natürlich, man musste die Phalanx ja in den leeren Raum zwischen den Sternen postieren können, um unverfälschte Ergebnisse zu bekommen. Natürlich wurde zuerst getestet, ein Kreuzer der topsidischen Flotte sandte über Lichtjahre ein Signal aus, das von dem Prototyp neben der HEPHAISTOS einwandfrei empfangen wurde. Ein Assistent wollte antworten, stellte auf volle Sendeleistung und sandte über die Parabolantenne ein „empfangen“ zurück. Leider war die CYGNUS eben aus der Singularität gekommen und im Anflug, sie hielt sich Lichtminuten von der Station im Richtstrahl auf. Die Reparatur der Kommunikationsanlage benötigte mehrere Tage, sämtliche Geräte und Leitungen sowohl der Normal- als auch der Hyperfunktanlage hatten nur noch marginalen Schrottwert. Es war pures Glück, dass niemand zu Schaden gekommen war. Die wissenschaftliche Neugier vieler Topsider und Menschen war geweckt, man forschte und experimentierte weiter auf diesem Gebiet. Doktor Ghrru bekam seine Phalanx, Starlight Enterprises baute eine Version mit extrem starker Sendeanlage unter Mitarbeit einiger topsidischer Wissenschaftler. Perry Rhodan hatte eine Idee für taktische Verwendungen entwickelt.

„Ohne Kommunikation zwischen den einzelnen Schiffen keine Koordination des Angriffs. Wir werden einem Aggressor zuerst seine Stimme und seine Ohren nehmen!“ Jetzt hatte Freyt drei solcher Geräte, die ersten ihrer Art, an Bord. Er hoffte, die Rechenschieber und Eierköpfe behielten wieder einmal recht.

*

System Zarrlith, M 13

An Bord der ATZ I-005

Eine sanfte Roboterstimme weckte den Passagier des Erkundungsbootes 005.

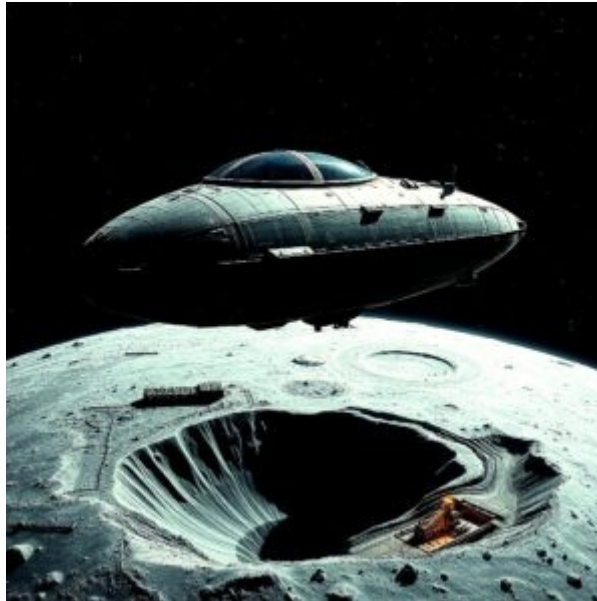
„Sie haben das einprogrammierte Ziel erreicht!“ Thomas Rhodan erhob sich von seinem Bett und wankte zum Kommandoraum, vor dem Bug seines Bootes erstreckte sich ein gigantisches Asteroidenfeld, hinter welchem ein roter Zwergstern seinen matten Glanz verströmte.

„Wo bin ich hier?“. fragte er verwundert, noch etwas verschlafen, die einfache, alte Neuronik antwortete.

„Stern Zarrlith, XHA 41-768.“

„Und was gibt es hier?“ verwunderte sich der junge Mann.

„Die Erzabbaustation ZAR 14.“



Thomas Rhodan verbarg sein Gesicht in beiden Händen. „Ich wollte doch zum Planet Zalit!“ rief er verzweifelt. Die Neuronik benötigte eine bemerkbare Zeit, ehe sie den gesuchten Planet gefunden hatte, ein Beweis für das immens hohe Alter der Maschine.

„Stern Voga, 3,14 Lichtjahre von Arkon entfernt, Hauptstadt Tagnor.“

„Ja, genau! Ganz genau! Dort wollte ich hin!“

„Sie haben auf der angezeigten Liste die Sonne Zarrlith gewählt!“ Die Liste erschien auf dem Bildschirm. Es war ein Pech für Thomas Inkahar daZoltral Rhodan, dass die Namen auf der Liste in der Verkehrsschrift der Mehendor verzeichnet waren, und die Liste nur die Sonnen, nicht die Planeten umfasste. Sowohl als Kosmonaut unerfahren als auch nicht sehr geübt in der Schrift und der Schreibweise des Planeten Zalit hatte der junge Mann das falsche System angesteuert.

„Also gut!“ Er bezwang seinen Ärger. „Dann setze jetzt Kurs auf die Sonne Voga, Planet Zalit, Umlaufbahn!“

Wieder setzte eine winzige Pause ein, ehe die Neuronik ihr Ergebnis präsentierte. „20 Sprünge, 40 Tage!“

„Dann los!“ seufzte Perry Rhodans Sohn, ehe er die Vorräte plünderte und sich eine Mahlzeit zusammen stellte. Notrationen, wie verlockend! Doch er musste bei Kräften bleiben. Er musste! Seine Mission verlangte es, auch wenn sich alles gegen ihn verschwören sollte.

„Ich werde es schaffen“, brüllte er hemmungslos und unbeherrscht, wütend warf er sein Besteck an die Wand, der leergegessene Teller folgte. „Ihr könnt noch so viele Komplote schmieden, ich nehme den mir gebührenden Platz ein! Ihr könnt mich nicht daran hindern! Ihr alle nicht!“ Die Drogen, die er von den Mehendor erhalten hatte, erzeugten nun nicht nur schmerzhaft körperliche, sondern auch unberechenbare psychische Entzugserscheinungen, diese und der von Haus aus etwas labile Geisteszustand des an sich genialen jungen Mannes gipfelten in einem Ausbruch von Paranoia und einem Tobsuchtsanfall. Danach kehrte er müde und zerschlagen in seine Kojen zurück und schluckte ein starkes Schlafmittel, um die Tage bis zu seinem Ziel nicht wach ertragen zu müssen. Was wie ein Pech wirkte, war ein Glück für ihn, auch wenn er es noch nicht wusste. Thomas Inkahar daZoltral Rhodan hatte Zeit, zumindest in Bezug auf die Abhängigkeit von den Drogen geheilt zu werden und wieder selbständig denken zu können.

*

System Sol, Terra,

Republik Südsudan

Tubeway Station 15, Fort Mariamne

Über dem Südsudan ging die Morgensonne auf, plötzlich, ohne lange Dämmerung, wie es in diesen Breiten unweit des Äquators üblich war und ist. Sie weckte unzählige Tiere und Insekten, Pflanzen öffneten ihr Blüten und streckten sie der Sonne entgegen. Es versprach, wieder ein heißer Tag zu werden, wie gestern, vorgestern und alle die Tage zuvor. Auch Ruth Azanwenga erwachte wie gewöhnlich bei Sonnenaufgang und streckte sich in ihrem bequemen Bett noch einmal gemütlich, ehe sie ihre Tochter Salome weckte. Nach einer raschen Dusche schlüpfte Ruth in ihr langes, einer Dschellaba ähnliches Hemdkleid und wand ein Tuch wie einen Turban um den Kopf, die übliche Kleidung für eine Dinka, die nie in ihrem Leben etwas anderes getragen hatte. Danach ging sie in die Küche und ließ Wasser in den elektrischen Erhitzer laufen, um für ihre Tochter und sich selbst Tee zu kochen. Sie war sich bewusst, wie sehr sie das Schicksal in den letzten Jahren privilegiert hatte. Seit die Straße und die durchsichtigen Kuppeln Anfang der siebziger Jahre gebaut wurden, durfte sie hier geschützt und sicher wohnen. Sie musste nur einen Hahn öffnen, frisches, sauberes Wasser kam heraus, von dem niemand mehr krank wurde. Täglich konnte sie duschen und sich sauber halten, sie genoss es. Auch wenn sich ab und zu ein schlechtes Gewissen wegen der Wasserverschwendung meldete, sie fühlte sich, als hätten die Boten Gottes ihr schon jetzt das Paradies geschenkt. Und hatte man ihr nicht bei ihrem Einzug erklärt, dass das Badewasser ohnehin wieder zur Begrünung der Kuppel verwendet wurde? Dass damit die Rasenflächen, Büsche und Bäume bewässert wurden?

Salome sprang fröhlich lachend, in Jeans und T-Shirt gekleidet, auf ihren Stuhl.

„Mama, heute müssen wir ganz, ganz pünktlich sein!“ Sie sah auf ihre Armbanduhr, auf deren Oberfläche das Bild des Mausbibers Gucky vor der Milchstraße mit seinen Händen Stunden und Minuten anzeigte, während der breite Schwanz die Sekunden zählte. Ruth seufzte. Vor nicht langer Zeit war es noch Donald Duck gewesen, doch dann hatte Salome sich dieses neue Bild für ihre ComWatch aus dem Netz geladen. „Mister Arahman hat gesagt, dass wir heute durch die Katherine Johnson Mondbasis geführt werden. Also, nicht wirklich, nur virtuell, aber wir dürfen Fragen stellen! Stell Dir vor, der Kommandant selber zeigt uns alles!“ Salome war beinahe sieben Jahre alt und ein fröhliches, aufgewecktes Mädchen, ihre zweite Tochter, die erste, Rahel, war beinahe zwanzig und lebte einige Straßen weiter.

Der Vater Rahels war gestorben, als sie gerade vier war, vor sechzehn Jahren, eine der unzähligen, unnötigen Kämpfe, die angeblich im Namen von Freiheit und Gerechtigkeit, aber in Wirklichkeit für die Gewinne einiger Privilegierter geführt wurden. Beide Parteien hatten Parolen gebrüllt, Fahnen geschwungen und Armeen aufgestellt. Ruth wusste schon gar nicht mehr, auf welcher Seite Johann gekämpft hatte, sie waren einander so ähnlich gewesen. Und am Ende hatte das Volk nur eine einzige Freiheit erhalten, die von ihren letzten Habseligkeiten, die sie vorher noch besaßen. Und viele Frauen waren frei von ihren Männern, die für Profit und Macht weniger Personen gestorben waren. Als Witwe hatten viele Männer sie als Freiwild betrachtet, mehr als einmal hatte sie gehört ‚Du bist doch keine Jungfrau mehr, also zier Dich nicht so. Kannst Dir auch ein paar Mäuse verdienen!‘ Ruth aber hatte die Zähne zusammen gebissen und die Schenkel geschlossen gehalten, sich ihre Unabhängigkeit ziemlich bewahrt und Rahel ernährt, mit manchmal drei Jobs war sie halbwegs über die Runden gekommen. Auf der Straße hatte sie von dem Projekt Tubeway gehört und war in das örtliche Büro in der Hauptstadt gegangen. Ja, man hatte die Verkehrsader gebaut. Ja, man könne auch in der Nähe wohnen. Nein, man müsse keine Vorbildung haben, aber die Bereitschaft, seine Kinder zur Schule zu schicken. Und man durfte nicht Drogenabhängig sein, ansonst wäre ein Entzug Bedingung. Nein, die Hautfarbe, das Geschlecht und die Herkunft spielten keine Rolle, auch der Familienstand nicht. Allerdings würden materiell minder bemittelte Personen bevorzugt, Witwen ohne Hilfe natürlich besonders. Reiche und Wohlhabende ohne existenzielle Sorgen bekämen erst später ihre Chance, es sei denn, sie unterstützten Bedürftige ganz direkt vor Ort. Ja, man könne eine Starthilfe beantragen und es gab medizinische Versorgung gratis.

Die GCC hatte damals ein neues Hilfskonzept entwickelt, nachdem sie zuerst versucht hatte, finanzielle Mittel in die Staaten zu pumpen und dieses Geld schneller verschwand, als es die Bank überweisen konnte. Nun unterstützte die Company die Staaten an sich nur noch wenig, gerade so viel, dass die Regierungen mit den eigentlichen Hilfsmaßnahmen einverstanden waren. Die General Cosmic half Menschen, die nichts oder nur wenig hatten, direkt, ohne staatliche Einrichtungen. Vor allem ohne Einbindung irgendwelcher Bürokraten, welche doch nur wieder die bereits Besitzenden und sich selbst vorzogen. Und die Company schickte nicht Geld oder Lebensmittel, oder doch nur in beschränktem Umfang. Vor allem zeigte sie den Menschen, wie sie sich selbst helfen konnten und stellten ein Umfeld zur Verfügung, in dem die Menschen das Gelernte umsetzen und so nicht in einer Abhängigkeit, sondern stolz von der eigenen Leistung leben konnten, solange sie gesundheitlich in der Lage dazu waren. Dann griff das Sozialsystem, in welches nach einiger Zeit auch die Bewohner der Tubetowns investierten. Und das System

funktionierte, die meisten Starthilfen wurden lange vor der Fälligkeit getilgt, obwohl es nicht nötig gewesen wäre. Doch immer wieder hörten die Bevollmächtigten in Fort Burckhardt, Station Südsudan 20, Sätze wie:

„Danke für die Hilfe, aber erst wenn wir unsere Schulden bezahlt haben, sind wir wirklich frei! Manches werden wir nie zurück geben können, aber zumindest das Geld können wir!“

Ruths Drogentest war negativ verlaufen, sie hatte das Zeug ohnehin nie angerührt. Der Angestellte der Company gab ihr danach einen Plan und einen Treffpunkt. Sie war nach Hause gegangen, hatte ihre wenigen Habseligkeiten in eine zerschlissene Tasche gepackt und ihre damals achtjährige Tochter an der Hand genommen. Die General Cosmic hatte sie mit einem Schweber in die Kuppel Südsudan 15 gebracht, Fort Mariamne. Das war 2072 gewesen, seither lebte sie hier. Die Forts der GCC waren, wie es die Verantwortlichen von den Arkoniden übernommen hatten, von Robotern nach einem einheitlichen Schema aufgebaut. Im Zentrum einer Kuppel aus durchsichtigem Stahl von zwei Kilometer Durchmesser war ein Teich angelegt, kleine Häuser für einzelne große Familien, etwa 150 m² Wohnfläche an geraden, großzügigen und teilweise mit Bäumen bepflanzten Straßen und ein großes, öffentliches Gebäude, wo auch die Schule und einige Läden untergebracht waren. Kleine Stände rund um den Teich, wo die Bewohner ihre Waren anbieten konnten, ein Hotel mit direkter Verbindung zum Tubeway, bequem auch mit rollenden ‚Gehsteigen‘ zu erreichen, falls man mit der Magnetbahn reiste. Die Hauptstationen mit den entlang der Tubeway stationierten Truppen, vorwiegend Ranger auf ihren schnellen, schweren Schwebebikes, waren drei Kilometer im Durchmesser und beinhalteten natürlich noch eine Kaserne und ein Hauptquartier der Ranger.

Von ihrer Starthilfe hatte sich Ruth eine Nähmaschine gekauft und stellte nun traditionelle Kleider ihres Volkes her. Vor allem Festtagsgewänder, lebhaft, schreiend bunt und trotzdem luftig und leicht, mit jahrhundertealten Mustern. Für die Touristen entwarf sie mit ihrer Nachbarin, die einen Webstuhl besaß, neue Muster, die zwar den traditionellen Mustern ähnlich, aber ohne deren spirituelle Bedeutung waren. Ein anderer Nachbar hatte ein paar Ziegen und Hühner gekauft, er machte köstlichen Käse und lieferte Eier. Sie alle hatten nicht allzu viel, aber sie waren satt, gesund und in größtmöglicher Sicherheit. Der Käsemacher und seine Frau hatten einen Sohn, William, im gleichen Alter wie Rahel gehabt, sie gingen gemeinsam zur Schule und verstanden sich – nun ja, wie sich ein Mädchen und ein Knabe mit acht eben verstehen. Mal besser, mal schlechter, aber sie gaben aufeinander acht und standen füreinander ein.

Alle Bewohner von Fort Mariamne hatten ein ähnliches Schicksal, viele der Männer hatten Narben, die von den Kämpfen erzählten. Viele waren gebrochen und verzweifelt gewesen, hatten sich schon aufgegeben und waren von ihren Frauen nur mit viel Überredungskunst hierher gebracht worden, wo sie zwar langsam, aber doch wieder in ein zumindest halbwegs normales Leben fanden. Die meisten Männer hatten zu viel erlebt und zu viel erlitten, um ohne psychologische Betreuung zu überleben, die aber gab es eben nur hier in den Tubetowns. Als n*och beinahe Kinder von Uniformierten vom Feld, vom Pflug weg in eine Kaserne gebracht, mit Gewalt, körperlicher und seelischer Folter gebrochen und zum Töten dressiert worden und danach auf den Bruder, den eine andere Gruppe vielleicht aus dem gleichen Dorf geholt hatte, gehetzt. Für ein winziges Gebiet, das zum größten Teil aus Wüste bestand. Es hatte lange gedauert, viel zu lange.

Doch letztendlich hatte die General Cosmic Company einen Ausweg gefunden, sie hatte das wertlose Stück Wüste einfach allen drei Parteien zu einem horrenden Preis abgekauft und dort die größte künstliche klimatisierte Oase gebaut. Die flache Kuppel hatte fünf Kilometer Durchmesser und eine Scheitelhöhe von 800 Metern, nötigenfalls durch starke Energieschirme geschützt. Afrikas Porte de étoiles, Stargate, Sternentor. Natürlich die afrikanische Hauptzentrale der GCC und der größte Space Port des Kontinents. Rhodan versuchte alles, auch die afrikanischen Regierungen an einen Verhandlungstisch zu bringen, um Probleme gemeinsam anzugehen. Seit einiger Zeit nicht mehr so ganz ohne Erfolg. Lange Zeit hatten die Afrikaner von den Kolonialherren gelernt, mit äußerster Brutalität zu regieren, noch härter, noch sadistischer, als ihre eigenen Stammesherrscher gewesen waren. Nun begann ein Umdenken, man muss Menschen oft nur eine Gelegenheit geben. Und ein gutes Beispiel sowie, ganz wichtig, eine gemeinsame Sprache, um einander zu verstehen.

Zwei Jahre hatte Ruth schon hier gelebt, kichernd und einander schubsend waren Rahel und William wie beinahe jeden Tag zur Schule aufgebrochen, und Ruth setzte sich an die Nähmaschine. Sie hatte von Mariam einen wunderschönen Stoff bekommen, die wollte davon ein hübsches Kleid. Eine Witwe wie Ruth, wollte sie damit einen Mann ködern, der vor kurzem einige Straßen weiter eingezogen war. Ruths Fall war Gabriel Habmun nicht, obwohl er ein durchaus netter Mann war, aber das berühmte Kribbeln im Bauch wollte sich eben nicht einstellen. Das stellte sich nur ein, wenn sie an Ranger Peer Tørvald dachte. Diesen riesenhaften, fast weißblonden Mann in seinem khakifarbenen hautengen Dress, die breiten Brustmuskeln, die starken Arme, wenn er dann den Helm abnahm und sein spitzbübisches Grinsen zeigte, wurden ihre Knie regelmäßig weich. Mehr als eine Tasse Tee jede Woche, wenn er routinemäßig vorbei kam, war bisher nicht vorgekommen. Ruth überlegte allerdings schon lange, wie sie das Thema anschneiden konnte. Vor der Tür ertönte ein leises Summen, das abrupt erstarb. War es denn schon so weit? Oh ja, Donnerstag, 10 Uhr 14. Pünktlich auf die Minute. Ihr Haus war das erste in der Straße, beinahe direkt am Teich, neben dem öffentlichen Gebäude, so hatten sie einander kennen gelernt. Vor seiner wöchentlichen Sprechstunde, in der man persönlich, nicht am Kommunikator, mit einem Ranger sprechen konnte, hatte sie ihm einen Tee angeboten, den er gerne annahm. Es war ein lieb gewordenes Ritual geworden, er kam immer ein wenig früher, um mit ihr zu plaudern. Die Dinka ging hinaus und winkte Peer herein.

„Einen Tee, Ranger?“

„Das Highlight meiner Runde“, antwortete er, nahm den Helm ab und grinste. Wieder fühlte Ruth die Schmetterlinge im Bauch und noch tiefer, Peer legte den Helm ab und musste den Kopf etwas einziehen, um durch die Tür zu kommen. Ruth war beileibe nicht klein, 189 Zentimeter ohne Schuhe, doch der Schwede überragte sie beinahe um einen Kopf.

„Mit Milch und Zucker, wie immer?“

Peer nickte. „Gerne!“

Ruth stellte zwei Tassen auf den Tisch, dann fasste sie sich ein Herz und durchbrach das Ritual.

„Sind Sie verheiratet, liiert oder sonst irgendwie gebunden, Ranger?“, fragte sie, heftig atmend vor Nervosität.

„Nur an meinen Eid als Tubeway-Ranger, Ma'am!“

„Könnten Sie, könntest du dir vorstellen, mich Ruth zu nennen?“ Zum Teufel, auch wenn er jetzt nie wieder kam, sie wollte endlich Klarheit schaffen.

Peer antwortete leise. „Ich weiß nicht. Ich bin einmal in der Woche hier, Ruth. Sonst lebe ich viele Kilometer entfernt in einer Kaserne. Ich kann nicht nach Fort Mariamne ziehen, von dir kann ich nicht verlangen, nach Burckhardt zu ziehen.“

Ruth nahm seine Hände in ihre. „Das reicht mir – für den Anfang. Einmal die Woche, da mussten Frauen schon mit schlimmerem Leben.“

„Und die freien Tage, die zwar unregelmäßig sind, aber...“ Ruths Kuss unterbrach Peers Worte, die nicht mehr nötig waren. Das weiße Kleid mit den roten und ockerfarbenen Mustern, das so reizvoll mit ihrer tiefschwarzen Haut kontrastiert hatte, glitt zu Boden, dann schälte sie den tapferen Ritter aus seiner Rüstung. Er hob sie auf seine muskulösen Arme und sah sich um.

„Dort hinüber“, wies sie ihm den Weg.

„Dann trage ich dich jetzt wohl über die Schwelle“, grinste er dieses Lächeln, das ihre Schmetterlinge immer und immer wieder flattern ließ.

Er schnupperte an ihr. „Du riechst so gut, nach Zimt und Gewürzen!“ Vorsichtig legte er sie ab. „Wirklich?“ fragte er leise, sie zog ihn zu sich.

„JA! Wirklich!“

Korporal Peer Tørvald war ein ehrlicher Mensch, der keine Lüge leben wollte, daher meldete er den Zwischenfall seinem Vorgesetzten. Obwohl er die Konsequenzen selbstverständlich kannte. Der Route des Schweden wurde sofort ein anderer Ranger zugewiesen, während Peer eine neue Tour erhielt. Nach zwei Wochen Sonderurlaub, in denen er seine Verhältnisse ordnen konnte. Die Ranger waren eine militärisch aufgebaute Polizeitruppe, die beide Aufgaben wahrzunehmen hatte, die Führungsebene wusste aber auch um der Schwäche der Menschen, die sie selbst ja auch besaß. Selbstverständlich waren Beziehungen erlaubt, nicht aber, wenn einer der Partner zu den Schutzbefohlenen zählte. Peer durfte Ruth privat oder dienstlich besuchen, nicht aber beides.

Zwischen Ruth Azanwenga und Peer Tørvald entwickelte sich eine offiziell geführte Wochenendbeziehung, mit der beide einigermaßen glücklich leben konnten. Peers Versuche, mit seinem Sold seiner Frau unter die Arme zu greifen, wurde von Ruth jedoch empört zurück gewiesen.

„Glaubst du wirklich, ich hätte meine Beine für dein Geld breit gemacht?“ wetterte sie wütend.

„Nein, das glaube ich nicht. Aber ich verdiene doch genug, dass ich dir helfen kann“, ging Peer in die Defensive.

„Ich habe mehr als genug zum Leben, und auch genug, um meine Tochter zu ernähren!“ Sie stampfte mit dem Fuß auf. „Wenn ich dich in mein Bett einlade, dann nicht, um Geld z'nehm'n! Das hätt' ich früher schon g'konnt, und ich hab's nie g'macht!“ Ihre Aussprache litt unter der

Aufregung, ihr Dinkadiaalekt brach sich Bahn. Tränen liefen über ihre Wangen, Peer zog die Widerstrebende an sich.

„Das wollte ich doch gar nicht sagen. Ich wollte nur helfen, weil – ich dich liebe, Ruth. Bitte, ich wollte dir doch nicht weh tun!“

Die Frau gab langsam ihren Widerstand auf und kuschelte sich an den Ranger. „Red‘ nie wieder d‘von! Halt‘ mich nur fest, ja?“ Und Peer hielt sie fest, zuerst mit seinen Armen, nach der Geburt von Salome mit einem goldenen Ring am Finger. Er war zwar immer noch nicht oft zu Hause, aber als Sergeant hatte er etwas geregeltere Dienstzeiten.

Ruth machte Salome rasch fertig und brachte sie zur Schule, ehe sie den Robodoc aufsuchte. Auf dem Nachhauseweg strahlte sie über beide Backen und besorgte eine Flasche Sekt. „Na warte, Peer! Du wirst Dich wundern. Ich hoffe nur, Jakob gefällt Dir. Oder doch besser Joseph?“

*

System Sol, Terra

Namibia

Laryana bestrich ihren Körper mit einer frischen Schicht aus einer Mischung aus Ockerstein, Butterfett und aromatischen Ölen. Sie wollte schön sein, heute war ein Festtag mit Musik, Tanz, gutem Essen, Trinken und vielleicht – nun ja, es wurde Zeit, einen Mann zu nehmen. Und heute kamen viele unverheiratete Männer aus anderen Dörfern. Sie flocht ihre Haare zu Zöpfen in die Stirn, jeder sollte sehen, dass sie noch ungebunden war. Laryana war eine stolze Himba und brachte schon einiges an Vieh mit in die Ehe, ihre Eltern waren, im Maßstab der Himba gerechnet, nicht arm. Dafür sollte es auch ein guter Mann sein, der sie bekam, viel musste er nicht besitzen, aber klug sollte er sein, schön, stattlich und stark. Wenn er auch noch ausdauernd war, umso besser. Sie betrachtete das grüne Land rings um sie herum. Als sie noch ein kleines Kind war, sah sie bis in weite Entfernung nur trockene Steppe, sie musste Kilometer um Kilometer wandern, nur um genug Wasser zum trinken zu holen, für die Menschen und das Vieh, in großen Plastikkanistern, mehrmals täglich, die Schultern und der Nacken schmerzten damals vom Tragen.

Sie rückte den Lendenschurz zurecht und kontrollierte noch einmal im Spiegel, ob sie auch rundherum schön mit Ocker eingefärbt war, auch zwischen den Bäckchen unter dem Fell um ihre Hüften. Kritisch beäugte sie sich, ihr Hintern war doch noch rund und prall geworden. Früher war sie ein dürres Etwas ohne Formen gewesen, das nie gedacht hätte, jemals erwachsen zu werden und Rundungen zu bekommen. Ja, früher, in ihrer Kindheit waren auch Durst und Hunger häufige Begleiter gewesen, besonders in der Dürrezeit. Ihre Heimat Namibia war eben kein sehr fruchtbares Land, Wasser gab es nur tief unter der Erde. Heute bewässerte dieses Rohr hoch am Himmel weite Teile des Kaokovelds und die Dörfer der Himba, die jetzt mit ihren Herden unter den durchsichtigen, riesigen Kuppeln wohnten. Sonst hatte sich an ihrem Leben nicht viel geändert, sie zogen mit ihren Tieren in den ausgedehnten, geschützten Kuppeln umher, pflanzten ein wenig Getreidepflanzen und machten schmackhaften Käse. Draußen, im freien Land, streifte Jagdwild durch die immer mehr ergrünende Steppe und bereicherte den Speiseplan, aber auch Löwen und

andere Raubtiere kamen in die Gegend zurück. Für Laryana kein Problem, und für ihr Volk auch nicht. Sie hatten ihr Vieh unter dem durchsichtigen Stahl in Sicherheit, bei der Jagd musste man eben vorsichtig sein, wenn nicht, wurde man wie seit Anbeginn der Überlieferung eine Mahlzeit der tierischen Jäger. Auch Löwen waren hungrig und hatten Junge zu füttern, das gehörte von je her zum Leben, es war eine ganz natürliche Sache. Zu den anderen Dörfern fuhr man bequem mit der Magnetbahn, mehr brauchte man als Himba doch nicht, zumindest im Normalfall. Laryana und ihre Freundin Ashyagada waren anders gewesen, sie waren als kleine Mädchen schon neugierig und hatten mehr Fragen, als der ganze Stamm beantworten konnte. Als dann 2073 dieser Zweig des panafrikanischen Verkehrsnetzes gebaut wurde und die Leute, die dabei beschäftigt waren, ebenfalls nicht alles wussten, den Himba aber sagten, dass in Palmweg eine Schule war, wo alle Fragen beantwortet wurden, schickten ihre Familien die Mädchen dorthin. Mit der funkelnagelneuen Tube.

Dort wurden ihre Fragen zwar beantwortet, doch jede Antwort warf schon wieder neue Fragen auf, es schien kein Ende zu nehmen. Heute wusste Laryana, dass es nicht nur ihr so ging, das menschliche Wissen war begrenzt, nie konnte ein Mensch auch nur einen Bruchteil erahnen. Sie war zum Start-und Endpunkt der Tube in der Terrace Bay an der Skelettküste gefahren, wo auch das ganze Wasser für Namibia aufbereitet wurde, und hatte dort lange auf das Meer geschaut. Dann hatte sie es erkannt. Sie konnte einen Tropfen erforschen, vielleicht sogar die Bucht, die sie vor sich sah, aber nie das ganze Meer. Denn wenn sie ein paar Kilometer entfernt wieder ans Meer kam, dann war es zwar das gleiche Meer, trotzdem aber wieder ganz anders. Das Universum entzog sich schon durch seine schiere Größe jeder endgültigen Erforschung. Und doch hatte schon ein winziger Tropfen an Wissen gereicht, das Leben der Himba enorm zu erleichtern, indem er ihnen fruchtbaren Boden und Sicherheit gab. Niemand wollte den Himbas mehr eine Lebensweise aufzwingen, die sie nicht wollten, man erleichterte ihnen nur das Überleben und ließ sie ihre Entscheidungen selber treffen.

Laryana ging von Terrace Bay an die Universität in Windhuk und studierte dort Hochenergiefeldtheorie und zur Entspannung Geschichte, ihre Freundin Ashyagada Hyperquantensemiwellentheorie im Hauptfach und nebenbei Exosozioökologie. Und sie dankte den Ahnen, dass es heute möglich war, wieder traditionell zu leben – oder auch modern, wie immer man wollte. Oder beides, so wie sie sich entschieden hatte. Noch ein paar duftende Essenzen unter den Achseln und unter den Brüsten verrieben, dort schwitzte man besonders stark bei den traditionellen Tänzen, und sie war fertig für den Abend.



Die junge Frau verließ die Hütte, um sich zu ihren Freundinnen zu gesellen, von denen manche wie sie ihre Jeans und Smartphones in den Hütten gelassen hatten und nur den Lendenschurz und jede Menge Schmuck trugen. Hals- Arm- und Beinringe, die sie teilweise von ihren Urgroßmüttern geerbt hatten, die anderen hatten nie mehr Kleidung als den Lendenschurz getragen und auch in ihrem ganzen Leben kein Phone besessen, ohne sich deshalb schlechter zu fühlen. Der Schmuck war aus Holz, Knochen und Muscheln, kaum Metall, wie die Himba ihn schon seit hunderten Jahren trugen, jede Farbe, jede Flechtung, alles hatte eine Bedeutung. Die halbnackten, mit der rötlichen Farbe bemalten Mädchen kicherten und alberten noch ein wenig herum, wiesen einander auf besonders gut aussehende Jünglinge hin, plauderten noch etwas.

„Wo ist Ashyagada? Sie wird noch zu spät kommen“, fragte eine der Freundinnen, die ausschließlich traditionell lebten, und Laryana antwortete.

„Ashyagada kommt so schnell nicht mehr zu unseren Festen. Sie hat mit einem Mann gesprochen, ist dann nach Porté de étoiles gefahren und dann noch weiter, hinauf zu den Sternen!“

„Oh“ Betrübt ließen einige Mädchen den Kopf hängen. „Wie...“, begann Hamayalara mit belegter Stimme, und Laryana lachte und nahm die Freundin bei den Händen.

„Nein, nein, sie ist nicht gestorben. Dort oben fliegen große Kuppeln, so wie unsere hier, damit kann man zum Mond und noch viel, viel weiter reisen! Dort ist sie hingegangen.“

„Wozu?“, wunderte sich die Freundin. „Hier gibt es doch alles, was man braucht. Wie will sie da oben einen Ehemann finden.“

Laryana drückte noch einmal Hamayalaras Hände. „Sie wird einen Mann finden, der kein Himba ist, da gibt es auch viele ganz nette Menschen. Und sie will ihrer Neugier folgen, es war ihr Wunsch.“

„Na schön!“ Hamayalaras Lippen konnten wieder lachen. „Wenn es ihr Wunsch war. Verstehen kann ich’s nicht, aber – jeder wie er will!“

„Jeder, wie er will!“, echoten die Mädchen. Dann begann das Fest und sie begannen, rhythmisch in die Hände zu klatschen und stimmten den ersten Gesang an, zu dem sie sich sinnlich im Takt wiegten. Laryana wollte heute ganz traditionell einen Ehemann finden, ehe sie auf die Uni zurückkehrte, sie konnte doch Wissenschaftlerin und traditionsbewusste Himba sein, oder etwa nicht?



Vader & Ich / Kapitel 35 - 38

Eine Star-Wars-Fortsetzungsgeschichte von Rosalinda Kilian

DIE TODESSCHWADRON, Teil I

„Einen TIE-Jäger pilotieren?“, kiekste ich. „Vader, ich bin in einem Alter, in dem die meisten Sturmtruppler und Piloten den Dienst quittieren und sich ins Privatleben zurückziehen!“

„Der sicherste Platz für Euch ist an MEINER Seite“, sagte Vader. „Nirgendwo sonst.“

Ich fühlte mich von seinem Ansinnen in diesem Augenblick massiv überfordert. Nein. Nein, das war nichts für mich. Rosalinda Kilian hatte nicht das Zeug dazu. Definitiv nicht ...

Nach den Begegnungen mit dem Imperator, Mara Jade und zuletzt Ahsoka Tano (von denen jede einzelne zugegebenermaßen meine allerletzte hätte gewesen sein können) vertrat Vader die

Ansicht, dass ich mich künftig nur noch in seiner unmittelbaren Gegenwart aufhalten sollte. Als sein persönlicher Adjutant.

Mit anderen Worten: ich musste meinen Job im Logistikzentrum der Imperialen Sternenflotte und meine Wohnung aufgeben. Ein Gedanke, der mir nicht behagte, ich hatte mich dort gut eingefügt, Freunde gefunden.

Andererseits war ich dort ein Ziel. Und Vader ein großer Verführer vor dem Herrn. Er lockte mich mit der Aussicht, die Galaxis zu sehen, Dinge, die jedem Normalsterblichen verborgen bleiben würden. Ich konnte völlig problemlos weiterstudieren. Er konnte mir antike Schriften und Holocrons zugänglich machen, von denen jeder andere Historiker bestenfalls nur träumen konnte. Neues lernen. Sprachen. Diplomatie. Das Pilotieren einer Fähre oder eines TIE-Jägers. Ihm helfen, die Galaxis zu einem besseren Ort zu machen ...

Die Indienststellung von Vaders neuem Flaggschiff war ein echter Medienevent. Vader ließ die Executor in nur zwanzig Klicks (= ca. zwanzig Kilometer) Höhe weiträumig um Imperial City kreisen, damit die Bevölkerung sein neues Flaggschiff auch gebührend bewundern konnte. Wenn man die Kosten berücksichtigte, dann war eine anständige Show das mindeste, was der Steuerzahler erwarten durfte ...

Zu Zeiten der Alten Republik hatte es kein galaxisweit agierendes Militär gegeben, lediglich die Justiztruppen und der Jedi-Orden bemühten sich um die Einhaltung von Recht und Gesetz sowie um die Klärung und Schlichtung von Streitfragen.

Mit bestenfalls zweifelhaftem Erfolg. Zwar gelang es immer wieder, die größten Verstöße zu ahnden oder den einen oder anderen Krieg zu verhindern, aber insgesamt war die Galaxis viel zu weitläufig, als dass verhältnismäßig kleine Gruppen wie die Jedi oder die Justiztruppen dauerhaft Erfolge verzeichnen konnten. Das änderte sich erst mit dem Imperium und erreicht wurde dies, indem die neugegründete Sternenflotte Piraterie, Schmuggel und (illegalen) Sklavenhandel unnachgiebig verfolgte und Widerstandsnester mit äußerster Brutalität auslöschte.

Planetare Regierungen, die als unsichere Kantonisten galten, bekamen eine neueingeführte Institution an die Seite gestellt, welche ihnen auf die Finger sah: das Imperiale Verbindungsbüro. Manchmal wurde die planetare Regierung auch gleich ganz durch einen Imperialen Gouverneur ersetzt, der dann die Führung der Regierungsgeschäfte übernahm und die imperialen Gesetze und Erlasse mithilfe des Militärs rigoros durchsetzte.

Gemessen an der räumlichen Ausdehnung des Imperiums war das Imperiale Militär einschließlich der Sternenflotte nicht einmal besonders groß. Unter diesen Umständen machte es Sinn, Welten, die das Imperium enthusiastisch unterstützen oder zumindest opportunistische Kooperationsbereitschaft zeigen, weitgehend autonom agieren zu lassen, nur minimale Präsenz zu zeigen und deren Bevölkerungen keinerlei Drohgebärden wie z.B. Scheinangriffen von TIE-Jägern, einem über der jeweiligen Hauptstadt schwebenden Sternenerstörer oder gar Strafaktionen wie einem Orbitalbombardement auszusetzen.

Wohlverhalten wurde belohnt. Widerständigkeit bestraft. In dieser Hinsicht war das Imperium absolut humorlos ...

Vader hatte die Executor nicht nur als sein neues Kommandoschiff, sondern auch als Teil eines neuen Konzeptes entworfen: die Schnelle Eingreiftruppe. Hierfür hatte der dunkle Lord zusätzlich

die besten Schiffe und Mannschaften der Imperialen Sternenflotte zusammengezogen: die ISD-II Devastator, Avenger und Stalker unter den Kapitänen Wermis, Needa und Zedd, die ISD-I Conquest und Tyrant unter Captain Alima und Captain Lennox sowie zwei kleinere Victory-II. Und natürlich der SSD Executor unter dem erst kürzlich von der Accuser hierher versetzten Captain Pielt. Vader hatte geplant, diese Einheit selbst zu befehligen und sich auf Coruscant kaum noch blicken zu lassen, doch der Imperator machte ihm einen Strich durch die Rechnung und bestand darauf, dass Admiral Ozzel das Kommando übernahm.

Für Vader war das mehr als nur ein Ärgernis. Nicht nur, dass er Ozzel für nur wenig geeignet hielt, auch die Tatsache, dass er den Admiral vom Imperator vor die Nase gesetzt bekommen hatte, trug zu seinem Verdruss bei. Die Mannschaft registrierte das und schon bald kursierten Wetten, wie lange Ozzel durchhalten würde, bevor Vader einen Grund fand, ihn über Bord zu werfen ...

Ich nahm mir die Freiheit, gründlich über Vaders Angebot nachzudenken. Dabei war mir im Grunde klar, dass er Recht hatte: Unsere Ehe machte mich zum Ziel. Vor allem, seit der Imperator mich in einer Vision auf seinem Thron gesehen hatte. Ich auf dem Thron des Galaktischen Imperiums – alberne Vorstellung ...

Trotzdem und angesichts der Umstände konnte ich vielleicht froh darüber sein, dass Vader mich nicht kommentarlos in seine Burg auf Vjun sperrte, sondern mich an seiner Seite haben wollte. Sollte ich es als Geschenk betrachten, die Jahre zuvor als ein von der Galaxis unbeachteter Normalo verbracht zu haben?

Und was würde eigentlich aus meiner Freundschaft zu Jen und Silk werden, sollte ich Vaders Wünschen nachkommen? Andererseits: Hatte ich nicht mehr von der Galaxis sehen wollen als nur Coruscant? Schließlich ließ ich mich doch von Vader locken und ging als sein persönlicher Adjutant an Bord der Executor. Dort zeigte sich: Aller Anfang ist schwer.

Es fing damit an, dass ich zunächst nicht wirklich etwas zu tun hatte. Setzte sich damit fort, dass ich keine militärische Ausbildung vorweisen konnte. Eine Frau und noch dazu Vaders persönlicher Adjutant zu sein machte es nicht besser. Die Offiziere erlebten mich offenbar als Fremdkörper und behandelten mich auch so: sie waren mir gegenüber unfreundlich, unhöflich, pampig und patzig. Das hier war eine Männerwelt. Ich musste meinen Platz und meinen Rang selbst finden. Ihn erkämpfen. Vader konnte mir buchstäblich nicht helfen, selbst wenn er es gewollt hätte. Ich entschied mich für die einzig mir bekannte, erfolgversprechende Strategie: abprallen lassen. Stärke zeigen. Kochen Sie ihren Scheiß-Kaf doch selbst ...

Ich hielt regelmäßigen Kontakt zu Jen und Silk. Und trotzdem zeigte sich, dass es nicht möglich war, meine Freundschaft zu beiden in der bisherigen Form aufrecht zu erhalten, so sehr ich es auch wünschte.

Silk bekam meine Stelle im Logistikzentrum und trug jetzt die Verantwortung für die Abteilung. Mitarbeiter kamen und gingen, Vorgesetzte wechselten, die Anforderungen wuchsen. Es fehlte einfach an Zeit und Muße, sich regelmäßig auszutauschen.

Auch in dieser Welt galt: Freundschaften, die nicht ausreichend gepflegt wurden, schliefen irgendwann ein.

Jen hingegen erwartete ein Baby und richtete ihr Hauptaugenmerk zunehmend auf ihre baldige Mutterschaft und auch wenn ich mich mit ihr freute, so lag ihr Fokus nun woanders.

Vader zeigte mir die Meditationskammer, die in seinem Quartier verbaut war, ein persönliches Geschenk des Imperators. Die Kammer konnte verschlossen werden und war der einzige Ort an Bord der Executor, an dem Vader sich ohne Atemmaske bzw. ohne zusätzliche Sauerstoffzufuhr aufhalten konnte.

Trotzdem hasste er diese Kammer mit Inbrunst: Zu sehr erinnerte sie ihn an die erste Zeit nach seinem, nun, Unfall auf Mustafar. Als der Imperator ihm heimlich einen Chip hatte implantieren lassen, der ihn fast vollständig gelähmt hatte.

Ohne seinen damaligen Anzug war er nicht einmal in der Lage gewesen, sich selbständig zu bewegen.

Wenn ich später so darüber nachdachte, dann war es diese frühe Zeit, die Vader von Palpatine entfremdete. Der dunkle Lord lernte unter Schmerzen, dass der Imperator nicht der Freund war, für den er ihn gehalten hatte. Ihn geschwächt hatte. Aber Vader besaß eine gnadenlose Geduld. Seine Zeit würde kommen. Und Vader glaubte, dass ich dabei eine wichtige Rolle spielen würde ...

Glücksspiel ging immer. So waren nicht nur Wetten auf die Lebenserwartung von Admirälen, Generälen oder Kapitänen beliebt, die unter Darth Vader dienten, sondern auch ein dem Poker ähnliches Spiel, bei dem man neben einer guten Beobachtungs- und Kombinationsgabe vor allem Glück benötigte: Sabacc.

Kadetten waren erstklassige Opfer: jung, unerfahren, ungeduldig. Nicht nur beim Sabacc war das eine ganz schlechte Kombination.

Ich hielt ein erstklassiges Blatt und räumte den Jackpot ab. Statt nun lauthals eine Revanche zu fordern, sahen die jungen Männer plötzlich auf, räumten hastig ihre Sachen zusammen, grüßten und verließen die Offiziersmesse. Vader ging nicht in die Messe, also war jemand anderes für ihren überstürzten Aufbruch verantwortlich. Mehrere Personen bauten sich rechts und links neben mir auf. Ich sah hoch.

„Admiral Ozzel. General Veers.“ Ich wandte den Kopf zur anderen Seite. „Captain Piett. Doktor Vapasi.“

Sie sagten nichts und starrten missbilligend auf mich herab.

„Ich habe gerade ein paar Kadetten ausgenommen und überlege, ob ich mit Ihnen weitermachen soll ...“

Vader holte etwas unter seinem Schreibtisch hervor und schob es mir zu, so dass es unmittelbar vor mir zu liegen kam. Eine geladene Glock 17 und zwei Magazine. Die Pistole, die ich von meiner Heimatwelt mitgebracht hatte und die sie mir an Bord der Devastator abgenommen und nicht wieder zurückgegeben hatten.

Ich nahm eines der Magazine und musterte es kritisch.

„Das war befüllt“, sagte ich.

„Wir haben Beschusstests durchgeführt.“

Die Antwort Vaders erklärte die fehlenden Patronen.

„Diese Waffe hat eine enorme Durchschlagskraft“, fuhr er fort. „Darüber hinaus habe ich versucht, eines der Geschosse mit dem Lichtschwert abzufangen.“

Mir wurde flau im Magen. Vader hatte das tatsächlich versucht?

„Die Macht warnte mich und ich trug meine vollständige Panzerung“, sagte er.

Das tat Vader nicht immer, vor allem nicht im Flottenhauptquartier oder an Bord seines jeweiligen Flaggschiffes, wenn er z.B. auf Reisen war.

„Was ist geschehen?“, fragte ich, als er nicht weiterredete.

„Die Geschwindigkeit der Projektile war so hoch, dass die Lichtschwertklinge sie beim Durchtritt nicht vollständig zu vaporisieren vermochte, gleichzeitig war sie aber zu gering, als dass die Geschosse als Ganzes hindurchgehen und von meiner Panzerung abgefangen werden konnten.“ Die Lichtschwertklinge hatte das Projektil beim Durchtritt also geschmolzen. Wenn Vader keine Rüstung getragen hätte und das flüssige Metall ihn getroffen hätte ...

Vader lehnte sich zurück.

„Wir haben Euch diese Waffe abgenommen und Ihr habt sie nie zurückgefordert. Warum?“

„Ich war der Meinung, sie hier nicht mehr zu brauchen.“

„Sie hier nicht mehr zu brauchen?“

Vader war erschreckend gut im Wahrnehmen von Zwischentönen. Ihm gegenüber hatte ich mein Heimatland stets als leuchtendes Vorbild dargestellt. Aber das Deutschland von heute war nicht mehr das Land, in dem ich geboren und aufgewachsen war.

„Ein Bekannter hat sie mir besorgt. Dann gingen wir in den Wald und er hat mir beigebracht, wie man sie benutzt.“

„Diese Waffe ist illegal“, stellte er fest.

Manchmal hasste ich es, wenn er Dinge einfach wusste.

„Leute wie ich bekommen keinen Waffenschein, nur weil sie die allgemeine Sicherheitslage für desolat halten“, erklärte ich. „Ich wollte nicht wehrlos sein, wenn wieder einmal ein Irrer die Fahrgäste im Nahverkehrszug mit der Axt attackiert oder die Kunden eines Kaufhauses absticht.“

Vader sagte länger nichts.

„Ich möchte, dass ihr diese Waffe behaltet. Nutzt sie klug.“

Verunsichert sah ich auf die Glock. Manchmal hätte ich viel darum gegeben, seine Visionen teilen zu können ...

„Und warum ist das so?“, fragte Praji.

Vader hatte seine Ankündigung wahrgemacht und ein umfangreiches Schulungs- und Trainingsprogramm für mich zusammengestellt.

„Wegen der relativistischen Sensorenunschärfe“, antwortete ich.

„Und das bedeutet?“

„Die Peilung eines beweglichen Objekts, welches beispielsweise eine Lichtstunde entfernt ist, zeigt nicht, wo es sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt befindet, sondern wo es sich vor einer Stunde befunden hat.“

Praji runzelte die Stirn.

„Warum vor einer Stunde?“

„Die Peilung selbst erfolgt mit Lichtgeschwindigkeit. Eine Stunde, bis das Signal das Objekt erreicht. Das markiert die Entfernung. Eine weitere Stunde, bis das Signal zurückläuft. In dieser Zeit kann sich das Objekt schon weiträumig fortbewegt haben. Ein Aktionsradius von einer Lichtstunde lässt deshalb kaum Rückschlüsse über den aktuellen Standort zu. Dieser Effekt wird umso größer, je weiter das Ziel entfernt ist.“

Das erklärte im Übrigen völlig zwanglos, warum sie hier ihre Weltraumschlachten praktisch auf Sichtweite und wie Marine- und Luftstreitkräfte während des Zweiten Weltkriegs führten.

„Nicht gerade die Definition aus dem Lehrbuch, aber vom Grundsatz her richtig“, urteilte Praji.

„Warum hat jedes weltraumtaugliche Projektil einen Selbstzerstörungsmechanismus, der nach einem Fehlschuss ausgelöst wird?“

„Weil, äh, weil einmal beschleunigt, das Projektil sich gemäß des Energieerhaltungssatzes unendlich weiter fortbewegen und irgendwann für irgendjemanden zum Problem werden würde.“

„Ebenfalls gut mit eigenen Worten erklärt“, sagte Praji. „Wodurch unterscheidet sich ein Imperialer Sternenerstörer der Klasse II von einem der Klasse I?“

„Die Aufbauten der Traktorstrahl-Zielerfassung haben eine andere Form, die Haupttriebwerke tragen keine Schubablenk-Klappen mehr, die Hüllenpanzerung sowie die Effektivität der Waffensysteme wurde um 20 Prozent verstärkt und die Anzahl der Turbolaser fast verdoppelt, der Klasse-2-Hyperantrieb wurde durch einen Klasse-1-Hyperantrieb ersetzt. Die zusätzlichen Waffensysteme und der leistungsfähigere Antrieb verursachen jedoch einen höheren Energieverbrauch, so dass der ISD-II im Vergleich zu seinem Vorgänger etwas schwächere Schilde besitzt ...“

Diesen Unterricht hatte ich jetzt täglich, meist bei Kommandant Praji oder Kommandant Jir.

Interessant war es ja schon.

Daneben übten sie mit mir momentan schwerpunktmäßig den Kampf unter Wasser und versuchten dabei regelmäßig, mich zu ersäufen. Ok, ich übertreibe: Es waren immer mindestens so viele Taucher im Becken wie Männer (oder Frauen), die gerade trainierten, damit eben das nicht passieren konnte.

Ungefähr zu dieser Zeit gewöhnte ich mir an, abends in der Offiziersmesse einen oder (an ganz besonders schlimmen Tagen) zwei Corellianische Whiskeys zu kippen, weil der hochprozentige Alkohol den Schmerz linderte und Dr. Vapasi sich weigerte, mir Analgetika für meine Blessuren zu verschreiben. Gewöhnen Sie sich an Widrigkeiten und Schmerz. Werden Sie besser.

Und ich wurde besser. Darüber hinaus nötigte es Vader und den Offizieren Respekt ab, hier wurde niemandem etwas geschenkt. Dieser Respekt war etwas, das man sich verdienen musste und darüber hinaus eine überaus harte Währung ...

Vader fand Gefallen daran, mir den Umgang mit Schlagstock und Kampfstab nahezubringen, außerdem übernahm er meine Ausbildung als Shuttle- und TIE-Pilot.

Das Fliegen eines Spurjägers galt als extrem schwierig: ein Steuerhorn zum Manövrieren und Feuern sowie Fußpedale zum negativen und positiven Beschleunigen (= zum Bremsen und Gas geben).

Es war erstaunlich, wie viele hoffnungsvolle Kandidaten an der Koordination dieser Komponenten scheiterten. Für jemanden wie mich, der es gewohnt war, ein Kraftfahrzeug mit einer ganz ähnlichen Steuerung zu bedienen, war das Pilotieren eines TIE-Jägers im Weltraum nicht einmal ein Problem, ich musste nur geringfügig umlernen.

Das Manövrieren in einer Atmosphäre und der Übergang von dieser in den Weltraum oder umgekehrt waren da schon schwieriger.

Zum Kampfpiloten hatte ich hingegen nicht das geringste Talent, aber Vader und seine

Flügel Männer scheuchten mich solange um die Executor herum, bis ich es schaffte, sie wenigstens abzuhängen und zu entkommen.

Das war übrigens in etwa die Zeit, in der sich mein künftiges Aufgabengebiet herauszukristallisieren begann, wenn man so will ...

„Jetzt habe ich genug!“, wütete Vader. „Werft sie über Bord!“

Vader ging regelmäßig durch sein Schiff und inspizierte dabei immer wieder unangekündigt verschiedene Abteilungen. Diesmal waren es die Frontbatterien der Executor und die

Kommandanten zweier benachbarter Geschützstellungen glänzten beide durch Abwesenheit.

Vader suchte und fand sie auf der Krankenstation: Kommandant Lommy hatte sich die Schulter ausgekugelt und Kommandant Bragg ein gebrochenes Schlüsselbein.

Beide murmelten etwas von „in der Dusche ausgerutscht“.

Vader hob den Kopf und lauschte in die Macht.

„Sie sind ausgerutscht, weil sie sich ihren erotischen Neigungen hingeben haben“, stellte er fest.

Das Ausleben erotischer Neigungen gleich welcher Art an Bord eines Kriegsschiffes war (eigentlich) verboten. Weniger aus moralischen Gründen, sondern weil die Leute sonst Gelegenheiten an ungeeigneten Örtlichkeiten suchten und sich dabei immer wieder verletzen. Was die Einsatzfähigkeit des Schiffes beeinträchtigen konnte, was wiederum die teilweise drastischen Strafen erklärte.

Zusätzlich dazu und zu beider Pech war Vader in den letzten Tagen mehrmals mit Ausfällen dieser Art konfrontiert worden und wollte jetzt ein Exempel statuieren. Der dunkle Lord winkte den Sturmtrupplern, die beide packen und auf die Beine zerrten.

Er hatte doch nicht ernsthaft vor, sie über Bord werfen zu lassen?

„Lord Vader“, sagte ich. „Die Vorschriften sollen doch sicherstellen, dass die Mannschaft diensttauglich bleibt?“

Vader machte eine bestätigende Geste.

„Die beiden werden aber ganz gewiss nicht mehr diensttauglich sein, nachdem Ihr sie über Bord habt werfen lassen ...“

Vader hakte die Daumen hinter den Gürtel.

„Wendet mir den Sinn der Vorschriften nicht in ihr Gegenteil!“

Ich verschränkte die Arme.

„Das ist völlig überzogen und wird die anderen nicht davon abhalten, sich weiterhin ihren Leidenschaften hinzugeben.“

Sie würden sich nur mehr Mühe geben, es zu verbergen.

Vaders Körperhaltung verriet, dass er nachdachte.

„Ich werde die Strafe verkürzen auf die Teilnahme an einer Mann-über-Bord-Rettungsübung.“

Ich atmete erleichtert auf. Wenn die Jungs auf Zack waren und die Delinquenten schnell genug wieder hereinholten, konnten sie das ohne Schäden überstehen.

„Wenn“, fügte Vader an und hob den Zeigefinger. „Wenn Ihr Eure TIE-Pilotenausbildung abschließt und ebenfalls springt.“

Vader konnte ein böswilliger Mistkerl sein und ich kann nicht behaupten, das nicht gewusst zu haben ...

DIE TODESSCHWADRON, Teil II

Angehenden TIE-Piloten führte man in aller Deutlichkeit vor Augen, warum sie ein Gefecht besser nicht verloren.

Dazu ließ man sie von Bord springen. Ohne Druckanzug und Atemmaske.

Natürlich hingen die angehenden Piloten dabei an Rettungsleinen, mit denen man sie sofort wieder an Bord zog, der Aufenthalt im Vakuum dauerte tatsächlich nur wenige Sekunden.

Das gehörte zur Standardausbildung an der Akademie und war etwas, das Vader mir nie abverlangt hatte. Bisher.

Aber wenn ich dadurch das Leben zweier Männer retten konnte, war das eigentlich keine Frage mehr. Sobald ich mich bereiterklärte zu springen, verkürzte er die Strafe für Lommy und Bragg tatsächlich auf die Teilnahme an einer Mann-über-Bord-Rettungsübung.

Gleichzeitig zog diese Aktion die Grenzen neu: Vader wusste nun, wie weit ich für meine Überzeugungen bereit war zu gehen.

Und doch fragte ich mich im Stillen: Wäre ich auch gesprungen, wenn ich vorher schon gewusst hätte, wie schrecklich ein auch nur wenige Sekunden dauernder Aufenthalt im Vakuum war? Die Kälte, die Schwärze, die Leere, dieses fürchterliche NICHTS ...

Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll zu erzählen, so viele neue Eindrücke stürzten auf mich ein, so dass diese Aufzeichnungen über meine erste Zeit an Bord als der persönliche Adjutant Vaders gar nichts anderes sein können als eine Aneinanderreihung von Momentaufnahmen.

Oft genug war ich nach einem langen Tag mit anstrengenden Lern- und Trainingseinheiten viel zu erschöpft, um mich weiter mit dem Schreiben dieser Aufzeichnungen zu beschäftigen.

Die erste Mission der „Einsatzgruppe Black“, wie Vaders neue schnelle Eingreiftruppe offiziell hieß, sollte uns zu verschiedenen Kernwelten führen und die teilweise neu gebildeten Mannschaften zu einer Einheit formen.

Darüber hinaus war das eine Gelegenheit, Vaders neues Kommandoschiff der Öffentlichkeit wieder ins Gedächtnis zu rufen und auf Welten, die nicht so recht imperiumstreu waren, Angst und Schrecken zu verbreiten.

Aus genau diesem Grund hatten wir auf dieser Reise zwei Gäste an Bord, die uns dabei unterstützen sollten: die bekannte und beliebte Reporterin Nermani von den HoloNetNews und der Kameramann Spence. Die Beziehung beider war langjährig-professionell, darüber hinaus nutzten sie ihre Profession, um Spekulationen über ihre (nichtexistente) Beziehung anzuheizen, weil das Publikum so etwas mochte. Medienfachleute ...

Vader kannte den Wert von Propaganda, zeigte aber gleichzeitig nur wenig Interesse, sich Tag für Tag mit der bekannten HoloNet-Reporterin auseinanderzusetzen und überließ deshalb dieses Feld nur zu gerne mir.

Ich führte Spence und Nermani an Bord herum, ließ sie Interviews mit den Offizieren und der Crew führen sowie sie an verschiedenen Trainingseinheiten teilnehmen, darüber hinaus arbeitete Nermani an einer umfangreichen Reportageserie für die Bezahlsparte der HoloNetNews, die das Leben einzelner Mannschaftsmitglieder an Bord beleuchten sollte. Ich selbst entkam ihr nur knapp

...

„Nein“, sagte ich. „Nein, das kommt nicht in Frage.“

Nermani saß auf einem der Besuchersessel vor meinem Schreibtisch und wollte mich für ihr Projekt gewinnen: Leben und Arbeiten an Bord eines Sternenerstörers.

Es gab so viele Fragen, die das Publikum an mich hatte: Wie wurde man Lord Vaders persönlicher Adjutant? Wie war es, für IHN zu arbeiten? Wie sah ein Tag an SEINER Seite aus? Wie ein Tag an Bord des neuesten und mächtigsten Schiffes des Galaktischen Imperiums?

Auch Spence legte einige Ideen für das geplante HoloVid vor: Rosalinda Kilian bei der Arbeit, Rosalinda Kilian beim Kampftraining, Rosalinda Kilian, die zusammen mit Lord Vader durch die Gänge der Executor spazierte oder auf der Brücke heroisch in den Weltraum hinaussah ... Brückensoffiziere, Sturmtruppler, Piloten, Kanoniere, Techniker, Ingenieure, Ärzte oder Köche reichten den beiden offenbar nicht. Ein Adjutant Lord Vaders musste unbedingt Teil ihrer Reportage-Serie sein.

„Kommandant Kilian“, setzte sie an. „Frau Kilian“, unterbrach ich sie. „Ich bin Lord Vaders persönlicher Adjutant und bekleide keinen militärischen Rang.“

Nermani schien kurz irritiert und zog ihr PAD zurate.

„Aber sie haben die Prüfung für Offiziere absolviert?“

„Wir befinden uns auf einem Kriegsschiff. Ich habe mir lediglich das Wissen angeeignet, um Lord Vader besser dienen zu können.“

Das war die offizielle Lesart und ich war fest entschlossen, es Nermani gegenüber so zu belassen. Vader rettete mich vor der übereifrigen Reporterin, als er von draußen hereinkam, durch mein Büro ging (das wiederum das Vorzimmer SEINES Büros war), Nermani und Spence ignorierte und nach mir winkte.

„Kilian, mitkommen. Wir haben einiges zu besprechen.“

Ich glaube, Nermani und Spence verstanden die Botschaft, denn sie packten ihre Sachen, verließen mein Büro und kamen nicht wieder.

Ich stand an den großzügigen Fenstern des Empfangssaals und bewunderte die legendäre Anaxes-Zitadelle, die im goldenen Licht des Sonnenuntergangs vor mir ausgebreitet lag.

Die planetare Regierung hatte für unseren Empfang keinerlei Mühen gescheut – Credits waren auf dieser Welt, die ihr Geld hauptsächlich mit dem Export von Hochtechnologie verdiente, kein Thema.

Anaxes sah auf eine lange militärische Tradition zurück und besaß deshalb und aufgrund seiner strategisch günstigen Lage an der Perlemianischen Handelsstraße sowie der Nähe zur Hydianischen Handelsstraße eine enorme Bedeutung für die imperiale Sternenflotte.

„Lord Vader“, sagte ich, als er neben mich trat.

„Kilian“, sagte er.

Dann betrachteten wir schweigend und in schweigender Übereinkunft weiter die Anaxes-Zitadelle.

„Was haltet Ihr von Großadmiral Teshik?“, fragte Vader nach einiger Zeit.

Osvold Teshik war als Großadmiral für den Imperial Center Oversector zuständig und verfügte allein schon deshalb über große Macht. Vader wollte diese Macht nun noch vergrößern und Teshik demnächst den neuen Supersternenerstörer Whelm überlassen.

„Macht einen kompetenten Eindruck“, sagte ich. „Es ist nichts Negatives über ihn bekannt.“

„Ihr würdet ihm das Kommando über den neuen Supersternenzerstörer geben?“

Der Unterricht bei Vader endete nicht, nur weil gerade keine Lern- und Trainingseinheit festgesetzt war.

„Einem Mann, der Visionen hat und glaubt, dass das Leben keinen Sinn hat?“

„Er hatte diese Vision, als er nach einem Unfall hilflos im Raum trieb und glaubte, verloren zu sein. Vermutlich durch Sauerstoffmangel induziert.“

Da konnte man sich schon so einiges zusammenfantasieren ...

Vader schwieg auffordernd. Das war auch etwas, das der dunkle Lord perfekt beherrschte: Das auffordernde Schweigen.

„Teshik interessiert sich für Militärhistorie“, erklärte ich.

Wenn Vader jemandem Dossiers zu lesen gab, dann hatte das einen Grund und dieser jemand tat deshalb gut daran, sie gründlich zu studieren.

„Er weiß, dass die Konflikte dieser Galaxis bisher noch nie zu einem Ende gekommen sind. Was immer man sich aufgebaut hat, kann nur wenige Jahre oder Jahrzehnte später wieder vernichtet werden. Da kann man schon zu dem Schluss gelangen, dass das Leben keinen Sinn hat.“

„Gut“, sagte Vader.

Nach dem Krieg ist vor dem Krieg ...

„Warum mussten Sie unbedingt den Gerüchten über Revans Rückkehr neue Nahrung geben?“, blaffte mich Admiral Ozzel an. „Jetzt werden sie glauben, dass da was Wahres dran ist.“

Es stimmte, dass ich das Tischgespräch in Richtung Archäologie gedreht und dabei auch das seit einiger Zeit umgehende Gerücht angesprochen hatte, dass der legendäre Jedi zurückgekehrt sei. Was er uns alles berichten könnte ...

„Gerüchte, die doch schon die Skregs von den Dächern pfeifen.“

Allerdings glaubten selbst eifrige Verbreiter dieses Gerüchts meist selbst nicht wirklich daran, waren der Meinung, dass es sich dabei um eine geschickte Werbekampagne eines HoloNet-Senders handelte, der auf diese Weise ein neues HoloVid bewarb und reagierten erstaunt, wenn sie erfuhren, dass Revan eine historische Person war.

Ich bezweifelte zwar den Wahrheitsgehalt des Gerüchts, andererseits war es so ein schönes Thema für das allgemeine Geschwätz ...

„In der gesamten Einheit dienen fast eine halbe Million Männer und nur zweihundertsiebenundachtzig Frauen. Ich sehe bei diesem Zahlenverhältnis nicht den geringsten Bedarf für den Einsatz eines Frauenarztes.“

Es war offensichtlich, dass ich Ozzel wieder einmal auf die Nerven ging.

„Aber Lieutenant Rania wäre fast gestorben, weil ihre behandelnden Ärzte nicht schnell genug erkannt haben, was ihr fehlt. Ich sehe diesen Bedarf durchaus.“

„Lieutenant Rania? Dieser Pechvogel, der neulich erst Lord Vader über die Füße gefallen ist?!“

„Scheint ihn aber nicht besonders gestört zu haben“, warf ich ein.

Der Admiral wollte sich mit diesem Thema offensichtlich nicht auseinandersetzen.

„Sie brauchen nur ihre Unterschrift auf das PAD zu setzen, ich habe bereits alles in die Wege geleitet“, lockte ich ihn. „Doktor Vapasi hat sich bereiterklärt, die fachliche Auswahl zu treffen.“

In Ozzel keimte die Erkenntnis, dass Nachgeben hier der einfachere, leichtere, der schnellere Weg

war.

„Geben Sie schon her und stellen Sie ihre verdammte Frauenärztin ein“, sagte er und ich reichte ihm das PAD.

„Frauenarzt“, sagte ich.

„Was?“, fragte Ozzel und runzelte die Stirn.

„Ich habe die Frauen der Einsatzgruppe angemailt und abstimmen lassen, ob sie lieber einen Mann oder eine Frau für diese Position wollen.“

„Wir sind hier bei der Imperialen Sternenflotte und nicht in einer verdammten Demokratie!“, explodierte Ozzel. „Was fällt Ihnen eigentlich ein?!“

„Ich kümmere mich um die Angelegenheiten, um die sich sonst niemand sonst kümmert“, sagte ich. „Auf die Weise, die ich für richtig halte.“

Auf Corulag inspizierte Vader die sich dort befindliche imperiale Elite-Militärakademie, redete vor den Abschlussjahrgängen, begutachtete die Schulungs- und Trainingsprogramme und genehmigte neue Rekrutierungsoffensiven wie etwa diese:

„Auch du kannst ein Mitglied der Imperialen Familie sein. Warum träumst du nur davon, dich bei der Akademie einzuschreiben? Mach es wahr! Auch du kannst eine Karriere im Weltraum starten als Sturmtruppler, TIE-Pilot oder als Offizier der Sternenflotte. Entscheide dich zwischen Navigation, Kommunikation, Ingenieurswesen und vielem mehr. Wenn du das Zeug dazu hast, es mit dem Universum aufzunehmen und Prüfungsergebnisse vorweisen kannst, die den Anforderungen entsprechen, dann schicke deine Bewerbung an das Aufnahmebüro oder die Akademie zu Händen des Kommandanten und füge dich stolz in unsere Reihen ein!“

„Das ist sexistisch!“

Ich hielt mit spitzen Fingern ein Plakat hoch, das Teil einer Serie war, welche ausschließlich mit sehr jungen, sehr hübschen und sehr leicht bekleideten Frauen in aufreizenden Posen warb. Dazu trugen sie Versatzstücke verschiedener imperialer Rüstungen und Uniformen, posierten mit Waffen oder saßen schon mal auf dem Rohr einer Laserkanone.

„Rekrutierungsplakate wie dieses sprechen das Zielpublikum an.“

Vader sah nicht einmal auf und beschäftigte sich weiter mit seinem PAD.

„Woher wollen wir das so genau wissen?“

Es war ja nicht so, dass ich die Political Correctness vermisste, aber ...

Vader unterbrach seine Lektüre und sah jetzt doch hoch.

„Diese Plakate werden häufig entwendet und müssen ständig ersetzt werden.“

„Vielleicht sollten wir einen Sammelband herausgeben?“

Vader sah mich konsterniert an.

„In Hochglanzoptik ...“

General Veers sah sich ebenfalls in der Akademie um, rekrutierte vom Fleck weg die besten AT-AT-Piloten des Abschlussjahrganges und gliederte sie umgehend in seine Walkereinheiten ein.

Vader hingegen interessierte sich mehr für die angehenden TIE-Piloten und trat im Alleingang gegen die Klassenbesten des Abschlussjahrganges an.

Dass der dunkle Lord seinen Ruf als bester Pilot in der Galaxis nicht zu Unrecht trug, bewies er,

indem er die hoffnungsvollen Nachwuchspiloten geschickt gegeneinander ausmanövrierte und sie nacheinander vom Himmel holte.

Natürlich waren das keine wirklichen Abschüsse, aber wer von der Zielerfassung des gegnerischen Jägers erfasst und markiert wurde, galt als abgeschossen (und wäre es in einem echten Einsatz wohl auch gewesen).

Den Piloten, die er für gut genug erachtete, bot Vader Positionen bei den TIE-Geschwadern seiner neuen Einsatzgruppe an, ein junger Mann namens Mauler Mithel hatte sich sogar so gut geschlagen, dass der dunkle Lord ihn in sein persönliches Geschwader holte ...

Brendol Hux, seines Zeichens Leiter der Akademie, betrat sein Büro und ließ sich erleichtert in seinen Bürostuhl fallen.

„Sind sie weg?“, fragte Hux’ alter Freund, Förderer und Vorgesetzter, der Leiter des Imperialen Ausbildungsprogramms, Allegiant General Enric Pryde.

„Gerade in den Hyperraum gesprungen.“

Hux bediente sich an seinem Geheimgeschrank und holte eine halbvolle Flasche Corellianischen Whiskey und zwei Gläser hervor.

„Gut“, sagte Pryde.

Hux schenkte großzügig ein und reichte eines der Gläser Pryde. Dann tranken sie. Nickten anerkennend. Tranken einen weiteren Schluck und verharrten im Schweigen, während sich die Dunkelheit herabsenkte.

„Was meinen Sie“, fragte Hux plötzlich. „Wer ist diese Frau, mit der Lord Vader sich in letzter Zeit umgibt?“

Ein Thema, das auch Pryde umtrieb. Vor allem deshalb, weil es zwar Gerüchte, aber keine Antworten auf diese Frage gab.

„Rosalinda Kilian.“ Hux gab sich Mühe, den fremdartigen Namen richtig zu artikulieren. „Dem Vernehmen nach hat er sie irgendwo aufgelesen.“

„Sagt wer?“

Hux sah in sein Glas. „Sagt man.“

Sowohl Hux als auch Pryde waren die Gerüchte bekannt, dass Lord Vader vor Zeiten in einen Lavasee gefallen war und seither den Anzug und eine Atemmaske benötigte, um zu überleben. Sie waren gebildete, intelligente Männer und glaubten nicht, dass das den Tatsachen entsprach. Aber sie vermuteten einen wahren Kern hinter diesen Geschichten.

„Lord Vader ist auch nur ein Mann und hat vermutlich hin und wieder Bedarf an den Diensten einer fähigen Hure.“

Pryde schüttelte missbilligend den Kopf. „Mein lieber Hux, Sie müssen mehr auf Ihre Sprache achten.“

Pryde entstammte einer alteingesessenen Militärfamilie, wohingegen Hux ein Aufsteiger aus einer Gegend war, die man auch mit sehr viel Wohlwollen nur als Elendsquartier beschreiben konnte. Pryde hatte das Potential erkannt, das in Hux schlummerte, und ihn gefördert. Später dann waren sie Freunde geworden.

„Ein Mann vom Stand Lord Vaders wird sich gewiss nicht mit einer gewöhnlichen Prostituierten abgeben. Wenn überhaupt, dann ist sie maximal sein Escort.“

Hux genehmigte sich einen zweiten Drink. Pryde hatte mit seiner Ansicht bestimmt wieder recht, aber wohlgedrechselte Worte waren seine Sache nicht ... Leider war das zusammen mit seinem Aufstieg zunehmend wichtig geworden. Neben anderem.

„Sie glauben also auch, dass er sie fickt?“

Pryde schüttelte innerlich den Kopf. Hux war ein grober Klotz. Ein ungeschliffener Diamant.

Manches würde er wohl nie lernen ... Aber er hatte einen Sohn. Einen Jungen. Armitage.

Hochbegabt. Aus ihm konnte werden, was seinem Vater wohl für immer verwehrt bleiben würde ...

„Die wahre Natur beider Beziehung entzieht sich meiner Kenntnis“, sagte Pryde. „Ist Ihnen eigentlich das Lichtschwert aufgefallen, das Kilian trägt?“

Hux verschluckte sich fast an seinem Drink. „Was?!“

„Oh ja“, sagte Pryde. „Sie hat ein Lichtschwert.“

„Glauben Sie, dass sie so ist wie er? Sein ... nun, sein Lehrling?“ Dabei starrte Hux seinen Drink an, als könnte der ihm seine Fragen beantworten. „Oder glauben Sie, dass sie eine Jedi ist, die die Säuberungen überlebt hat?“ Hux kam zu dem Schluss, den Drink jetzt lange genug hypnotisiert zu haben und trank auf ex.

Pryde sagte nichts, aber die Trinkerei würde Hux noch ins Grab bringen ...

„Order 66 ist noch in Kraft“, sagte er. „Es war Lord Vader, der dem Imperator dabei geholfen hat, die Jedi aufzuspüren und zu vernichten.“

Dann schwiegen die Männer lange, hingen ihren Gedanken nach. Schließlich ergriff Pryde erneut das Wort.

„Dieser Vorfall heute Nachmittag am Schießstand ... Wer war dieser Narr, der Admiral Ozzel beinahe erschossen hat?“

DIE TODESSCHWADRON, Teil III

„Wo wollen diese Schiffe eigentlich hin?“

Captain Piett verfolgte mit misstrauischen Blicken drei Frachter, die sich mit ungebührlicher Hast an der Executor vorbeibewegten.

„Stellen Sie das fest!“, rief er in Richtung Brückengrube.

Die Imperiale Sternenflotte beschäftigte sich zu dieser Zeit hauptsächlich mit dem verbreiten von Terror über unbotmäßigen Welten und dem Fangen von Schmugglern und Piraten. Piett war beispielsweise schon ein erfolgreicher Piratenjäger gewesen, bevor Vader auf ihn aufmerksam geworden war, darüber hinaus besaß die Imperiale Sternenflotte selbstverständlich Erkenntnisse über Brentaals Nebengewerbe, wenn man es so nennen wollte.

Der Planet selbst war auf dem ersten Blick eine typische Kernwelt mit einer Bevölkerung, die hauptsächlich aus Menschen und einer kleinen Gemeinde fast aller übrigen in der Galaxis verbreiteten Nichtmenschen bestand. Der Planet lebte hauptsächlich von Handel und Bankenwesen und verband beides höchst profitabel, indem die Banken mit den Handelsgütern spekulierten und den Mehrgeinn abschöpften. Und man hatte auch nichts gegen einen kleinen Nebenerwerb in Form von Schmuggel einzuwenden.

ComScan funkte die drei Frachter an, die sich jetzt von der Executor fortzubewegen begannen. Für mein ungeübtes Auge unterschiedenen sie sich nicht von allen anderen Frachtern, die uns bisher begegnet waren, doch Piett hatte in dieser Hinsicht einen fast untrüglichen Riecher.

„Sie antworten nicht“, sagte der Kommunikationsoffizier.

„Befehlen Sie Ihnen beizudrehen. Wir kommen an Bord.“

Piett beobachtete finster, wie die Schiffe ihren Kurs beibehielten und ihre Geschwindigkeit noch beschleunigten. Das wiederum legte Piett ihnen als Schuldeingeständnis und Widerstand gegen die Staatsgewalt aus und er befahl der Avenger, der Conquest und der Tyrant, die Verfolgung aufzunehmen.

Die Schiffe der Kapitäne Needa, Alima und Lennox lösten sich aus der Formation und setzten sich hinter die mutmaßlichen Schmuggler.

Natürlich erwischten die viel größeren und schnelleren Kriegsschiffe die Frachter, lange bevor diese die Sprungpunkte Brentaals erreicht hatten. Wenn die Enterkommandos nach dieser Nummer bei der Durchsuchung etwas finden sollten, dann würden die Besatzungen der Frachter für die nächsten Jahre ins Internierungslager gehen ...

„Aktives Feuerleitradar!“, rief plötzlich einer der Männer in der Brückengrube.

Wir wurden angepeilt. Eine tödliche Gefahr, denn auf aktives Feuerleitradar folgte immer ... Turbolaser schlugen in die Schilde der Executor.

„Schilden halten!“

Piett reagierte sofort.

„Waffenkontrolle! Zielerfassung auf Herkunft!“

„Bestätigt! Zielerfassung auf Herkunft! Ziellösung in fünf Sekunden!“

„Feuern Sie, sobald Sie bereit sind“, befahl Piett.

Mehrere Geschützbatterien erwiderten das Feuer und verwandelten die beiden Angreifer in Schlacke. Es war wahrlich keine gute Idee, Vaders Flaggschiff anzugreifen, nur um Solidarität mit ein paar Schmugglern zu zeigen ...

„Diese Geschichte mit den Schmugglern über Brentaal scheint sich herumgesprochen zu haben“, sagte Piett zufrieden und beobachtete die anderen Schiffe – meist Frachter und Yachten – die alle einen ungewöhnlich großen Abstand zur Einsatzgruppe Black hielten und sich gleichzeitig allergrößte Mühe gaben, möglichst unauffällig zu steuern.

Wir lagen über Rhinnal im Orbit, der Planet war bekannt für seine Medizinakademie sowie der Herstellung und dem Handel mit Pharmazeutika.

Vader war allein (= in Begleitung von ein paar Sturmtrupplern) hinuntergegangen, weil er nur kurz etwas mit Gouverneur Phadreas Kole besprechen wollte, der auf Rhinnal ein strenges Regiment führte, ein längerer Aufenthalt war nicht vorgesehen.

„Es war nicht richtig, diese beiden Schiffe zu vernichten“, sagte ich. „Der Beschuss durch ihre Turbolaser hat unsere Schilde nicht einmal angekratzt, wir hätten sie entern und die Besatzungen festnehmen können“

Nahm man den Blick zum Maßstab, den Piett mir zuwarf, dann glaubte der Captain der Executor, dass ich nicht ganz bei Trost war.

„Das ist nicht der entscheidende Punkt“, sagte er. „Sie haben wissentlich auf das Flaggschiff des Oberkommandierenden der Sternenflotte und des zweiten Mannes nach dem Imperator gefeuert. Während dieser sich an Bord befand.“

Piett schwieg und sah wieder aus den Sichtluken.

„Ob das Schiff in Gefahr war, ist dabei nicht von Belang.“

Die Imperiale Sternenflotte war nichts für Luschen und Weicheier. Prügelstrafen waren hier üblich und wer seinen kommandierenden Offizier verärgerte, durfte sich darauf freuen, die nächsten vier Wochen in seiner spärlichen Freizeit die Bilge zu putzen.

Hierher lief das Kondenswasser der Kühl- und Klimaanlage, bevor es aufbereitet und automatisch wieder in die Schiffssysteme eingespeist wurde.

Die Konstruktion berücksichtigte allerdings Strafen für unternehmungslustige Jungoffiziere, man konnte also einen Teil dieses Wassers auch völlig problemlos und unter dem Gespött der Kameraden im Eimer vom Auffang- ins Aufbereitungsbecken tragen.

Das lernten die Kadetten, die General Veers in Corulag dienstverpflichtet und gleich mitgenommen hatte, jetzt auf die harte Tour: Die jungen Offiziere wollten Veers ihren Wert beweisen, indem sie mit ihren AT-ATs einmal quer durch den Hangar der Executor spazierten, im laufenden Betrieb, vorbei an startenden und landenden TIE-Jägern und sonstigem Personal.

Der General war von dieser Leistung durchaus beeindruckt und belobigte sie.

Aber natürlich konnte man ihnen das nicht einfach so durchgehen lassen. Weshalb die Rädelsführerin, Lieutenant Freja Covell, eine Tracht Prügel mit dem Rohrstock kassierte und sie anschließend zusammen mit ihrer Einheit vier Wochen lang Wasser schöpfte ...

„Ihr macht ihnen zu viel Angst“, sagte ich. „Sobald Ihr Euch auf der Brücke aufhaltet, werden die Techniker und Offiziere nervös. Machen vermeidbare Fehler. Und werden deshalb von Euch gemaßregelt. Was zu noch mehr Angst führt.“

Ein Teufelskreis. Daneben versuchten sie sich natürlich noch gegenseitig mit Horrorgeschichten über den dunklen Lord zu überbieten, die sie irgendwo aufgeschnappt hatten.

„Sith herrschen, indem sie Angst und Schrecken verbreiten. Das solltet Ihr als Historiker eigentlich wissen. Habt Ihr inzwischen schon Eure Graduation erhalten?“

„Noch nicht“, sagte ich. „Und lenkt nicht vom Thema ab.“

Vader hatte eine Analyse gewollt und sie bekommen.

„Sie sollten Euch aus anderen Gründen folgen als Angst. Treue, zum Beispiel. Oder Loyalität.“ Idealerweise, weil das, was wir tun, richtig ist. Vader sah mich lange, sehr lange, an.

„Wir tun alle das, was wir für richtig halten.“

Normalerweise lag die Einsatzgruppe mehrere Tage im Orbit des Planeten, auf dem Vader gerade zu tun hatte.

Das wiederum hieß, dass ein Teil der Mannschaften turnusmäßig Landgang hatte, immerhin warb das Imperiale Militär damit, dass ihre Mitglieder etwas von der Galaxis zu sehen bekamen.

Nach ihren Besuchen auf Ralltiir berichteten einzelne Mannschaftsmitglieder jedoch, dass man sie mit Feindseligkeit empfangen und teilweise auch bedroht hatte. Andere wiederum hatte man aus den Vergnügungszentren geworfen, ohne dass es dafür einen ersichtlichen Grund gab (gäbe es einen Grund, hätten sie darüber geschwiegen, und sei es nur deshalb, weil man ihnen diesen Grund als ungebührliches Betragen auslegen und bestrafen konnte).

Das alles war mehr als ungewöhnlich, aber inzwischen gehörte es zu meinen Aufgaben, solche

Dinge zu wissen und Vader davon in Kenntnis zu setzen.

„Gehe ich recht in der Annahme, dass wir uns diese Ablehnung redlich verdient haben?“, fragte ich Vader, als ich ihm berichtet hatte.

„Ralltiir hat sich gegen das Imperium aufgelehnt“, erklärte der dunkle Lord. „Der Imperator ließ ein Exempel statuieren und entsandte eine Streitmacht unter dem Kommando von Lord Tion. Tion wiederum führte eine planetenweite Straf- und Säuberungsaktion durch, zerschlug den planetaren Hohen Rat und ließ alle seine Mitglieder töten.“

Ja nun, das erklärte völlig zwanglos, warum sie uns nicht leiden konnten, planetare Bevölkerungen hatten ein langes Gedächtnis ...

Danach entschloss Vader sich zu einem Abstecher nach Kuat. Das Schiff musste nach der offiziellen Inbetriebnahme und den ersten Wochen im Standardbetrieb zur Klassifikation (eine Art TÜV).

Allerdings nicht über die Hyperraumrouten des Hydian Way oder des Commenor Run und auch nicht in einem einzigen, sorgfältig berechneten Sprung, parallel zu diesen, nein, die Kapitäne ließen die Brückencrews viele kleine Sprünge manuell berechnen: rein in den Hyperraum, raus aus dem Hyperraum. Peilung und Ortung. Formation. Gefechtsübung. Rein in den Hyperraum, raus aus dem Hyperraum ...

Ein paar Jungoffiziere, die der Meinung waren, dass eine Gefechtsübung nichts ist, das man ernst nehmen muss, wurden von Vader gemäßregelt, indem er sie mit der Macht würgte oder ihnen einen Faustschlag mitten ins Gesicht verpasste.

Bis zum Ende der Reise setzte sich im Offizierscorps die Sichtweise durch, dass ein Offizier der Einsatzgruppe Black, der von Vader noch nicht gewürgt oder mindestens geschlagen worden war, kein richtiger Offizier der Einsatzgruppe Black war ...

Eine dermaßen gedrillte Crew wurde schnell besser.

Was nicht besser wurde, war hingegen die Abneigung, die Vader gegenüber Admiral Ozzel empfand. Aber über einen direkten Befehl des Imperators konnte auch Vader sich nicht hinwegsetzen. Und so nahm er die Anwesenheit Admiral Ozzels weiterhin schweigend zur Kenntnis.

Venka stand inmitten der anderen Jungoffiziere in einem der Hauptkorridore der Executor und wartete auf den Beginn der ersten Einweisung. Sie alle waren unter den Besten ihrer Akademien gewesen und man hatte ihnen angeboten, den Dienst auf dem neuen Flaggschiff des Oberkommandierenden der Flotte zu aufnehmen. Er hatte nicht lange gezögert. Das war eine Auszeichnung. Und eine Riesenchance. Nach außen hin zeigte sich Venka unbeeindruckt. Er würde seine älteren Brüder übertreffen. Seinen Vater stolz machen. Nur vor sich selbst gab Venka zu, dass ihn die Aussicht, hier dem finsternen Oberkommandierenden der Flotte über den Weg zu laufen, doch etwas Sorge bereitete.

Andererseits: wie wahrscheinlich war es, dass ein unbedeutender Junior-Lieutenant wie er die Aufmerksamkeit Lord Vaders auf sich zog? Vermutlich würde er den Oberkommandierenden nicht einmal zu Gesicht bekommen.

Dass das eine zu optimistische Einschätzung war zeigte sich, als plötzlich die schwarze Gestalt Lord Vaders mit raumgreifenden Schritten um die Ecke bog, gefolgt von vier Personen, die sich eilten, um mit ihm Schritt zu halten: zwei Kommandanten, vermutlich Adjutanten, ein älterer Klonsoldat,

der seinen Helm abgesetzt mit sich trug und eine große Frau in einer Kommandantenuniform ohne Rangabzeichen. Ohne Rangabzeichen aber mit vier Codezylindern.

Außerdem verstieß sie gegen die Dienstvorschriften und trug keine Kappe, ließ stattdessen ihr langes dunkles Haar offen über die Schultern fallen.

Dann hielt der dunkle Lord unmittelbar vor Venka plötzlich inne und wandte sich zu seinen Begleitern um. Venka schluckte hart. Kriff ...

Kommandant Praji, Kommandant Jir, „Captain“ Rex und ich liefen hinter Vader her, der zügig durch die Gänge der Executor marschierte und dabei die Aufgaben des Tages an uns verteilte.

Plötzlich hielt Vader inne.

Genau vor den Jungoffizieren, die erst vor ein paar Stunden an Bord gekommen waren und die jetzt auf ihre erste Einweisung warteten.

„Was soll das heißen – sie erzählen sich Witze über mich?!“

Ich musste dringend lernen, leiser zu denken ...

„Es war kein schlimmer Witz, mein Lord. Er betont Eure Großzügigkeit und ...“

„Das werde ich selbst beurteilen. Raus mit der Sprache!“

Vader hatte die Hand erhoben und deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger auf mich. Wenn er unbedingt wollte ...

„Ihr stürzt mit Euren TIE ins Wasser und drei Jungs retten Euch. Und weil Ihr sehr großzügig seid, gewährt ihr jedem von ihnen einen Wunsch.“

Vader blieb abwartend stehen, die Daumen hinter den Gürtel gehakt.

„Der eine wünscht sich Karten für das Boonta-Eve, der andere einen modifizierten Speeder und der dritte ein imperiales Staatsbegräbnis erster Klasse und mit allen Ehren.“

„Warum das?“, fragte der dunkle Lord. „Ist er krank?“

„Das nicht“, antwortete ich, „aber der Junge lebt in dem Glauben, dass sein Vater ihn erschlagen wird, sollte er je davon erfahren, wem er das Leben gerettet hat ...“

Vader hielt sich nicht mit langen Diskussionen oder Fragen auf.

„Wo habt Ihr das gehört?“, fragte er streng.

„Ich habe es von den Jungs von Station 42“, entgegnete ich.

Wortlos drehte sich Vader um und eilte mit wehendem Umhang davon.

Die jungen Offiziere sahen einander leicht panisch an, der eine oder andere überdachte wohl auch gerade seine Berufswahl.

„W-was“, kiekste einer der jungen Männer, räusperte sich und sprach mit fast normaler Stimme weiter. „Was geschieht jetzt mit diesen Männern?“

„Oh“, entgegnete ich, „Vader ist heute gut drauf und wir brauchen immer Leute, die die Bilge putzen ...“

„Und?“, fragte Vader, als wir wieder zurück in seinem Büro waren. „Hat es funktioniert?“

Ich zuckte mit den Schultern. Schwer zu sagen ...

„Ins Hemd haben sie sich gemacht“, urteilte Praji und Jir nickte zustimmend.

„Rex?“

„Sehe ich auch so. Nur einer hat es gewagt, Fragen zu stellen.“

„Wer war der Kerl?“, fragte Praji und Jir bemühte sein PAD.

„Junior-Lieutenant Venka. Ist mit dem letzten Transport an Bord gekommen.“

Ich musterte ebenfalls mein PAD.

„Zeigt Eigeninitiative und stellt Fragen. Ich glaube, den müssen wir uns merken ...“

Kurz vor Kuat crashte einer der Piloten mit seinem Jäger im Hangar, tötete dabei einen Teil der diensthabenden Crew und zerstörte seinen TIE, er selbst entkam diesem Horrorcrash fast unversehrt.

Das änderte sich, als Vader feststellte, dass der Mann unter dem Einfluss von Glitzerstim geflogen war und ihn aus der nächsten Luftschleuse warf.

Das mag grausam scheinen, aber auch ein Gerichtsverfahren gegen den Piloten hätte unvermeidlich zu einem Schuldspruch und ebenso unvermeidlich zu einem unverzüglich vollstreckbaren Todesurteil geführt.

Danach stellte sich die Frage, ob der unselige Pilot die Droge zum Eigenkonsum auf die Executor geschmuggelt hatte oder ob er ein Dealer war, andere Piloten oder Mannschaftsmitglieder versorgte.

Die Anforderungen, die an die Piloten der TIE-Jäger gestellt wurden, waren extrem hoch. Der Konsum von Glitzerstim wirkte sich in einer gesteigerten Wahrnehmung bis hin zu kurzzeitigen telepathischen Fähigkeiten aus, diese Droge war wie gemacht für Menschen, die unter Druck schnelle Entscheidungen treffen mussten.

Aber das Suchtpotential von Glitzerstim war enorm und langfristig wirkte es zerstörerisch auf den Konsumenten.

Wir durchsuchten das Quartier des Piloten, fanden aber nichts. Vader ließ deshalb die Quartiere der übrigen Piloten, die der Hangarcrew und die ihrer Offiziere durchsuchen, schließlich entdeckten sie in der Unterkunft eines Unteroffiziers weiteres Glitzerstim, bereits portioniert und vorbereitet zum Verkauf.

Vader packte den Mann am Hals, hob ihn hoch, brach ihn das Genick und warf ihn anschließend gegen die Wand, wo er zu Boden sackte und wie eine zerbrochene Puppe liegenblieb.

„Frau Nermani“, sagte ich. „Lord Vader möchte, dass Sie das hier erhalten.“

Ich hielt einen Datenchip hoch und reichte ihn Nermani.

„Was ist das?“, fragte sie und musterte den Datenträger misstrauisch.

„Das sind die Aufzeichnungen von Überwachungskameras, die verschiedene Disziplinierungsmaßnahmen durch Lord Vader zeigen.“

Die Reporterin runzelte die Stirn.

„Ich habe gehört, dass Lord Vader zwei Offiziere hingerichtet haben soll. Sind diese Aufzeichnungen ...?“

Sie sprach nicht weiter.

„Diese Aufzeichnungen sind ebenfalls auf dem Datenchip. Lord Vader möchte, dass Sie die enthaltenen Informationen galaxisweit verbreiten. Tun Sie sich dabei keinen Zwang an.“

Nermani schien sich damit nicht wohl zu fühlen.

„Aber ...“

„Diese Aufzeichnungen senden eine Botschaft. Lord Vader hofft, dass die Adressaten sie verstehen

werden.“

Bestrafe einen, erziehe Tausend ...

Nermani leistete ganze Arbeit und es war ihr zu verdanken, dass die „Einsatzgruppe Black“ nach dieser Reise in der Öffentlichkeit nur noch unter einem einzigen Namen bekannt war: die Todesschwadron ...

DIE TODESSCHWADRON:

Banana Republic

„Das ist eine Aufständische“, sagte Vader und deutete auf mich.

Die Blicke der neuen Sturmtruppler wanderten ausnahmslos zu mir.

„Bringt sie mir“, fuhr Vader fort. „Lebend.“

Es war Vaders eigenartiger Sinn für Humor, der neuen Sturmtruppen-Einheiten immer wieder diese ganz besondere Erlebnisse bescherte ... Ich warf mich herum, tauchte unter Vaders Arm hindurch, mit dem er sich an der Wand abstützte und suchte fluchtartig das Weite. Erfahrungsgemäß würde es ein Weilchen dauern, ehe die Neuen es ebenfalls wagen würden, sich an Vader vorbei zu drängeln ...

„Lady, wo ist der nächste Zugang zu den Wartungsschächten?“

Die Schiffs-KI antwortete unverzüglich.

„Direkt hinter dem nächsten Feuerschott.“

„Das Schott schließen und geschlossen halten, sobald ich es passiert habe“, befahl ich und öffnete, als ich ihn erreicht hatte, den Zugang zum Wartungsschacht, kletterte hinein und verschloss ihn sofort wieder.

Selbstverständlich würde die KI das Feuerschott wieder öffnen, sobald die Sturmtruppler es verlangten, aber das würde sie aufhalten. Kaum waren sie an meinem Versteck vorüber, öffnete ich den Ausstieg, kletterte wieder heraus und lief zurück zu Vader und Kommandant Praji.

„Sie fallen doch immer wieder darauf herein“, polterte Praji, sobald er mich sah.

Das war wahr. Bislang hatte noch keine der Einheiten Männer zurückgelassen, um mich auf dem Rückweg abzufangen – sie rechneten einfach nicht damit, dass ich mich irgendwo versteckte. Die neuen Sturmtruppen-Einheiten kamen meist direkt von den Akademien und verfügten deshalb über keinerlei praktische Gefechtserfahrung, dabei konnte ein Fehler wie dieser im Ernstfall tödlich sein. Die Übungs- und Trainingsprogramme bereiteten zwar so gut als möglich vor, das ersetzte aber nicht die Sorte Bauchgefühl, das sich erst mit zunehmender Erfahrung einstellte.

Meine Beteiligung an dieser speziellen Übung war einem Zufall geschuldet: an einem meiner ersten Tage an Bord rief Vader mich während einer Pause zu sich und ich nahm gedankenlos meine noch halbvolle Kaffeetasse mit. Als ich die kritischen Blicke sah, erkannte ich meinen Fehler (ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass Vader eigentlich etwas ganz anderes von mir wollte, als er mich zu sich rief).

Doch dann deklarierte er mich zur Aufständischen, sowohl ich als auch die Sturmtruppler sahen uns verdutzt an, schließlich reagierte ich den entscheidenden Augenblick eher, schüttete dem erstbesten Sturmtruppler den restlichen Kaffee übers Visier und warf die Tasse seinem Nebenmann an den Kopf.

Weit kam ich bei diesem ersten Versuch allerdings nicht und sie rächten sich, indem sie mir bei meiner Festnahme den Arm aus dem Gelenk drehten ...

Unser erster Einsatz hatte uns zu verschiedenen Kernwelten und anschließend nach Kuat geführt, wo die Executor bei KDY noch einmal klassifiziert worden war. Im laufenden Betrieb aufgetretene Fehler wurden sofort ausgemerzt, Fragen der Crew beantwortet und die KI gründlich gecheckt. Viel zu beanstanden gab es allerdings nicht, die Kuati verstanden sich auf das Bauen von Schiffen und das bereits seit mehreren Jahrtausenden.

Anschließend brachen wir zu einem weiteren, wesentlich längeren Einsatz auf. Vader war wie üblich gut vorbereitet und plante, die Unruheherde der Reihe nach aufzusuchen und die anstehenden Probleme auf die eine oder andere Weise einer stabilen Lösung zuzuführen.

Unser erstes Ziel war Kiros, das in der Expansionsregion lag und bereits vor längerer Zeit von den Togruta besiedelt und urbar gemacht worden war, die von dem in der Nähe liegenden Planeten Shili stammten.

Togruta lebten in Familienverbänden und Clans und bevorzugten kleine, traditionelle Siedlungen, die versteckt im Wald lagen. Daneben gab es einige größere, moderne Städte als auch einen Raumhafen. Aus mir unerfindlichen Gründen galten Togruta als giftig (das hatte vielleicht mit ihrer auffallenden Färbung und ihren Eckzähnen zu tun, die die Form und Funktion von Reißzähnen hatten).

Togruta machten mir seit der Entführung durch Ahsoka Tano ein ungutes Gefühl, aber man kann ja nicht vom Verhalten einer Einzelperson, die sich noch dazu auf einem persönlichen Rachefeldzug befunden hatte, auf eine Spezies als Ganzes schließen.

Dazu kam, dass die Togruta auf Kiros sich von denen auf Shili unterschieden: sie waren gekommen, weil sie den Traum einer friedlichen Welt ohne Waffen leben wollten. Eine Künstlerkolonie. Das rächte sich während der Klonkriege, in denen Kiros weitgehend zerstört und viele Togruta von den Zygerrianern verschleppt und versklavt worden waren.

Die Togruta lernten daraus und ließen sich von den Klontruppen im Gebrauch von Blastern unterrichten.

Trotzdem hatten diese Ereignisse Folgen für Kiros: die bisher selbständigen und nun verarmten Kleinbauern verkauften ihr Land nur zu gerne an verschiedene Agrarkonzerne, für die sie dann wiederum als Pächter arbeiteten. Doch das Geld brauchte sich auf, und die Konzerne führten erst einmal einen regelrechten Krieg um die Land- und Wasserrechte, bis die United Fruit & Vegetables Company (UFVC) als Sieger aus dem Kämpfen hervorging.

UFVC war bekannt für seine ausbeuterischen Methoden auf den Produktions- und Ernteplaneten, weitreichende politische Einflussnahme (UFVC hat einen Sitz im Imperialen Senat) und die Unterstützung korrupter Regime sowie einflussreicher Familienclans zur Sicherung des eigenen Profits; darüber hinaus geriet das Unternehmen immer wieder wegen seines unverantwortlichen Umgangs mit Mitarbeitern und planetaren Ressourcen in die Kritik.

Die Erfahrungen in den Klonkriegen, ihre Instinkte als Jäger und die Ausbildung durch die Klontruppen befähigten hingegen nun die Togruta, sich dagegen zur Wehr zu setzen: die bisherige konzernfreundliche Regierung wurde gestürzt und Zann Kishii als neuer Regierungschef gewählt. Daraufhin protestierte die UFVC beim Imperator und reichte eine Petition ein, die neue Regierung

von Kiros aus dem Amt zu entfernen und die alte Regierung wieder einzusetzen.

An diesem Punkt kam nun Vader, die 501. Legion und die Todesschwadron ins Spiel, um genau das sicherzustellen ...

Vader stellte der planetaren Regierung von Kiros zunächst ein Ultimatum und ließ als Drohgebärde die Devastator und die Avenger demonstrativ über der Hauptstadt stehen sowie verschiedene TIE-Jäger-Staffeln stundenlang Scheinangriffe fliegen.

Als Zann Kishii sich immer noch weigerte, zurückzutreten, ging Vader mit einem Teil der 501. auf den Planeten hinunter, um Kishii persönlich aus dem Amt zu entfernen.

Die 501. arbeitete sich bis zum Regierungssitz vor, fand dort aber nur noch ein paar nachgeordnete Verwaltungsbeamte sowie deren Angestellte, Zann Kishii und seine Regierung waren geflohen.

Vader ließ die Stadt und den Regierungssitz durch die Sturmtruppen abriegeln und setzte die Vorgängerregierung wieder in die Regierungsverantwortung ein. Ende gut, alles gut? Mitnichten. Denn jetzt brachen überall Aufstände aus ...

Vader zog mit seinen Männern ins Gefecht und genau das war einer der Gründe, warum die 501. Legion Vader gegenüber geradezu fanatisch treu war. Diese Männer wussten, dass Vader Einsatz und Leistung honorierte und sich nicht im sicheren Kommandostand versteckte, während sie durch den Dreck robbten, kämpften und starben.

Der dunkle Lord ließ mich, ein paar Offiziere und ein Kontingent Sturmtruppen zurück, um uns, den Regierungspalast und Kiros-City zu bewachen und Widerstand schon im Keim zu ersticken.

Für mich und Kommandant Jir als Vaders persönliche Adjutanten gab es im Augenblick eigentlich nichts weiter zu tun, weshalb wir uns am späten Vormittag auf die Terrasse eines Frühstücks- und Snackrestaurants setzten, Kaf tranken und uns die Sonne auf den Bauch scheinen ließen.

Jir haderte damit, dass er im Gegensatz zu Praji nicht mit auf den Einsatz durfte, aber es war nun mal so, dass Praji eher der Mann fürs Grobe und Jir der Mann fürs Diplomatische war.

Dafür, dass das Imperium einen Machtwechsel erzwungen hatte, gerade einen Aufstand niederschlug und wir durch unsere Uniformen eindeutig als Angehörige der Imperialen Sternenflotte zu erkennen waren, wurden wir mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt. Die Angestellten legten Wert auf die Feststellung, nicht zwingend mit den Aufständischen zu sympathisieren, es schien ihnen gleich, welche Regierung gerade an der Macht war.

Das erregte mein Interesse und Jirs Misstrauen, denn eigentlich gab es für so ein Verhalten nur zwei Deutungen: sie erwarteten ein üppiges Trinkgeld oder sie erhofften sich von ihrer Regierung, gleich wer sie stellte, keine Verbesserung ihrer Lage ...

Weil außer uns nur zwei weitere Gäste anwesend waren, die sich hinter ihren PADs verschanzten, flirtete Jir eine der Kellnerinnen an und lud sie an unseren Tisch ein.

Nach kurzem Zögern und einem Nicken ihrer Chefin setzte sie sich zu uns und wir fragten sie unauffällig aus. Nemi, wie sie hieß, war Studentin der Wirtschafts- und Politikwissenschaften an der hiesigen Universität (= wollte später also in die Politik oder in die Geschäftsleitung eines Konzerns, würde aber vermutlich nie über die lokale Ebene hinauskommen).

Togruta kamen generell gut mit anderen Spezies zurecht und zeigten vor allem in jungen Jahren durchaus weitergehendes Interesse an diesen, besonders aber an Menschen.

Während Jir also mit ihr flirtete, fragte ich sie aus.

Ich äußerte Bedauern über den notwendig gewordenen Einsatz und die damit verbundenen Opfer ausdrücklich auch auf Seiten der Togruta, dann gab ich vor, nicht zu wissen, was der Grund für den Sturz der vorangegangenen Regierung war.

Nemi ließ sich ausführlich über die Methoden der UFVC aus und auch darüber, dass die neue alte Regierung dafür Sorge trug, dass sich an diesen Zuständen nichts änderte. United Fruit & Vegetables Company hatte sich also eine Regierung gekauft ...

Das war jetzt noch nichts wirklich spektakulär Neues oder Schockierendes.

Die einheimische Bevölkerung unauffällig befragen brachte jedoch immer wieder Details ans Tageslicht, die in keinem offiziellen Bericht standen, und so war es auch hier: Die Regierung unter Zann Kishii enteignete Land von der UFVC (nur um einen Vergleich zu haben: schätzungsweise von der Fläche Russlands) und verteilte es an die ehemaligen Pächter, die es wieder als Kleinbauern bewirtschaften sollten. Dem Unternehmen offerierte Kishii eine Entschädigung von exakt 6.275.720,00 Credits – ein geradezu lächerlich geringer Betrag für bestes Ackerland, das dauerhaft Profit generierte.

Aber dieser Betrag entsprach genau der Summe, die der Konzern für die steuerliche Bewertung seiner Ländereien auf Kiros deklariert hatte, darüber hinaus verlangte Kishii bessere Arbeitsbedingungen, Mindestlöhne und Sozialleistungen für die Arbeiter auf den der UFVC verbliebenen Plantagen. Bei dieser Sachlage und dem allgemein üblichen Geschäftsgebaren galaxisweit operierender Konzerne war es verwunderlich, dass der Werksschutz der UFVC Kishii nicht schon längst erschossen hatte ...

Am Nachmittag langweilten wir uns wieder im Regierungspalast, Jir machte ein Nickerchen und ich beobachtete, wie Minister, Staatssekretäre und Vertreter der UFVC beim neuen und alten Regierungschef, Ki Shanti, ein und aus gingen. Da wäre ich gerne Mäuschen gewesen ...

Die Erkenntnis sickerte nur langsam in mein Bewusstsein: Warum eigentlich nicht? Ich war Vaders, LORD Vaders, persönlicher Adjutant. Und dieser Rang gab mir nunmehr das Recht, JEDES Recht, in seinem Namen überall dorthin zu gehen, wo immer es mir beliebte und Fragen zu stellen.

Die schwarze Uniform ohne Rangplakette, dafür aber mit vier Codezylindern, erwies sich als Türöffner allerersten Ranges. Ki Shanti ließ mich bereitwillig an seinen ersten Amtshandlungen teilhaben: die Rücknahme sämtlicher Arbeitnehmerschutzgesetze und die Rückgabe enteigneten Landes an die UFVC.

Ich sagte dazu nichts. Die Todesschwadron war hier, um genau das zu ermöglichen ...

In den frühen Abendstunden suchte ich das Gespräch mit Ki Shanti. Wenn er davon überrascht war, ließ er es sich nicht anmerken. Warum er einen ausbeuterischen Konzern unterstützte und seine eigenen Leute zur Leibeigenschaft verdammt?

Ki Shanti erwies sich nicht als der naive, vom großen bösen Konzern gekaufte Politiker, ganz im Gegenteil: seiner Familie gehörte viel Land, welches sie mit Hilfe von Festangestellten und Saisonarbeitern bewirtschaftete. Shanti kannte sich also mit der Materie aus und war der Meinung, dass Kleinbauern ihre Plantagen nicht wirtschaftlich betreiben konnten (von Genossenschaften hatten sie hier wohl noch nichts gehört). So gesehen, tat er seinen Leuten etwas Gutes ...

Keine auskömmlichen Löhne, keine Absicherung im Alter und bei Krankheit, keine Schulen für die Kinder – würde er das immer noch so sehen, müsste er selbst unter vergleichbaren Bedingungen leben?

Das ließ ihn zwar innehalten, doch dann zog er sich auf das Argument zurück, dass die Togruta auf Kiros eben den Preis für diejenigen Bewohner der Kernwelten zu zahlen hatten, die billig Obst und Gemüse kaufen wollten ...

Später saß ich mit Jir noch in einer Bar und wir tranken irgendetwas einheimisch-alkoholisch Hochprozentiges, außer uns und ein paar anderen imperialen Offizieren war niemand da – abends und nachts herrschte Ausgangssperre für die Bewohner Kiros-Citys.

Ob ich Lord Vader darüber informieren sollte, dass UFVC dem Imperator wohl ein paar Details vorenthalten hatte?

Jir riet ab. Dass die Regierung unter Zann Kishii UFVC enteignet hatte, war nicht der Grund für unsere Intervention.

Dass Kishii UFVC entschädigt hatte, tat nichts zur Sache.

Ausschlaggebend war, dass Kishii die Regierung von Shanti gestürzt und sich selbst zum neuen Regierungschef hatte wählen lassen ...

Wir hatten Zimmer in einem Hotel in der Nähe des Regierungssitzes gebucht und später am Abend, in meiner Suite, rief ich Vader an. Natürlich erst, als die Operationszentrale mir mitteilte, dass die Gefechte zurzeit zum Erliegen gekommen waren und Vader Zeit für ein Gespräch hatte.

Er freute sich über meinen Anruf, dann berichtete ich ihm von unseren Erkenntnissen.

Vader sagte das gleiche wie Jir: die Enteignung war nicht der Grund für die Intervention.

Die Entschädigung tat nichts zur Sache.

Kishii hatte Shanti gestürzt und Shanti bzw. UFVC eine Petition beim Imperator eingereicht, die Regierung unter Kishii aus dem Amt zu entfernen.

Nun.

Dann brachte ich ein neues Argument ins Spiel: Kiros stand nicht unter imperialer Verwaltung, weder die Regierung von Kishii noch die von Shanti standen dem Imperium feindlich gegenüber. Warum dieser Regierungswechsel das Imperium überhaupt interessierte, wenn doch die Enteignung nicht der Grund für die Intervention war?

Vader schwieg.

„Es war ein persönlicher Wunsch des Imperators“, sagte er dann. „Selbst ich kann mich dem nicht widersetzen.“

Ende der Diskussion.

Vader brauchte zehn Tage, dann hatten die aufständischen Togruta genug und streckten die Waffen.

Ich wartete in Vaders Quartier auf seine Rückkehr und arbeitete währenddessen an einem Exzerpt basierend auf den antiken Büchern, die Vader mir in der letzten Zeit zu lesen gegeben hatte.

Endlich kam er. Vader war genauso erschöpft und seine Rüstung ebenso verdreckt wie die jedes anderen Soldaten nach einem Einsatz mit zu viel Blut und viel zu wenig Schlaf.

Er ließ sich auf den nächstbesten Sessel fallen.

„Kilian, helf mir, diese Rüstung abzulegen.“

Ich half nur zu gerne.

„Und?“, fragte ich, während ich die ersten Teile seiner Rüstung löste, sie ihm vom Leib zog und anschließend zu Boden warf. „Haben wir Kiros wieder sicher gemacht für die United Fruit & Vegetables Company?“

Vader nahm Helm und Gesichtsmaske ab und ließ beides achtlos neben seinen Sessel fallen, anschließend sah er mich verwundert an.

„Ihr wolltet Sicherheit“, fuhr ich fort, „Sicherheit für das Imperium und seine Bürger. War DAS die Sicherheit, wie Ihr sie Euch vorgestellt habt?“

Vader öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch ich ließ ihn erst gar nicht zu Wort kommen.

„Das ist ungerecht. UFVC hat Kiros ausgebeutet und gleichzeitig das Imperium durch die viel zu niedrige steuerliche Bewertung seiner Plantagen betrogen. Ich ...“

Der dunkle Lord stoppte meinen Redefluss, indem er mich zu sich auf den Schoß zog, seine Hand in meinem Haar vergrub und mich küsste. Ein starker Machtnutzer wie Vader wusste, was in jemandem vorging. Widerwillen. Unmut. Zorn. Und Leidenschaft. Aber so leicht ließ ich ihn dann doch nicht davon kommen.

„Das wäre alles nicht nötig gewesen.“

Ich löste weitere Teile seiner Rüstung und ließ sie zu Boden fallen.

„WIR sind es, die jetzt vor der Öffentlichkeit als aggressiv-autoritäres, repressives System dastehen.“

„Wir SIND ein aggressiv-autoritäres, repressives System“, sagte Vader.

Er hielt inne, schien über irgendetwas nachzusinnen.

„Ich werde mich dessen annehmen“, sagte er und begann an den Verschlüssen meiner Uniform zu nesteln. „Später.“

Ist das Galaktische Imperium böse?

Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Die Bürger eines jeden Staates sollten sich eines überaus wichtigen Umstandes bewusst sein: Staaten sind nicht wohlwollend.

Neben Staatsgebiet und Staatsvolk benötigen Staaten gehorsame Beamte als auch Machtmenschen, denen vor allem daran liegt, Macht auszuüben, egal zu welchem Zweck.

Weder die Alte Republik noch das Galaktische Imperium bildeten Strukturen, die der Mehrheit ihrer Bürger zugutekamen.

Das Wohlfühlen wurde nur simuliert und durch Propaganda verbreitet, da die Bürger die Vorstellung wohlmeinender Staatslenker benötigen, um sowohl Machtlosigkeit als auch Untertänigkeit ertragen zu können.

Staatliche Strukturen dienen in erster Linie dem Schutz des Eigentums. Dem können die meisten Bürger zwar zustimmen, merken dabei aber nur selten, dass ihr kleinbürgerliches Eigentum gar nicht gemeint ist.

Nein, geschützt werden das Großkapital, die Eigner von Produktionsmitteln oder der militärisch-industrielle Komplex. Was die Bürger wollen oder gewählt zu haben glauben, tut für den Staat als solchen nichts zur Sache ...

„Nias Lal“, sagte Vader, „in Ihre Zuständigkeit fällt die steuerliche Veranlagung der United Fruit & Vegetable Company.“

Lal brach der kalte Schweiß aus, während er krampfhaft darüber nachsann, womit ausgerechnet er den dunklen Lord verärgert haben könnte. Dass Lord Vader sich tausende von Lichtjahren entfernt von Coruscant befand, trug nicht zu seiner Beruhigung bei.

„J-ja, m-mein L-lord“, stammelte er.

„Gut“, sagte Vader. „Ich möchte, dass sie sich die steuerliche Bewertung der Ländereien der UFVC genauer ansehen. Ganz besonders die auf Kiro.“

Lal nickte schwach.

„Haben Sie das verstanden?“, fragte Vader.

„Ja, mein Lord“, antwortete Lal und verfluchte den Tag, an dem er sich für eine Karriere bei der Steuerprüfung entschieden hatte. „Wie Ihr wünscht.“

„Frau Nermani“, sagte ich und schenkte ihr mein schönstes Lächeln, „ich habe da etwas, das für Sie von Interesse sein könnte.“

Nermani war immer auf der Jagd nach neuen, spektakulären Ereignissen, die sie in Nachrichten für die HoloNetNews verwandeln konnte und wechselte zu gespannter Aufmerksamkeit. Eine Information von einem der persönlichen Adjutanten Lord Vaders konnte Aurodium wert sein ...

„Tatsächlich?“

„Oh ja“, bestätigte ich, „ich schicke Ihnen gleich eine Datei, die Sie sich einmal ansehen sollten. Ganz objektiv und unbefangen.“

Nermani nickte artig.

„Und“, fuhr ich fort, „ich würde es als persönlichen Gefallen betrachten, sollten diese Informationen galaxisweit Verbreitung finden ...“

Anschließend bekamen wir einen richtig schönen Skandal, der die Nachrichtensparten der HoloNetNews monatelang beschäftigte, die Börsenwerte der UFVC abstürzen ließ und den Konzern darüber hinaus dazu zwang, die Lebens- und Arbeitsbedingungen seiner Arbeiter auf den Produktions- und Erntewelten deutlich zu verbessern.

Und der Vader und mich ganz hervorragend unterhielt ...

Die Sache mit der Mumie

Eine Phantastik-Story von Uwe Lammers

Die dämlichste Geschichte meiner Laufbahn wollt ihr hören? Ach, glaubt mir, da gab es so dermaßen viele, da fällt es mir wirklich schwer, irgendetwas zum Besten zu geben. Bedenkt doch einfach, dass ich vierundneunzig Jahre verdeckter Ermittler auf unzähligen rückständigen technologischen Welten gewesen bin ... da kommt eine Menge an kurioseem Zeug zusammen.

Von exotischen Welten könnte ich euch ganze Romane erzählen, von verrückten Sitten und Gebräuchen, mit denen ich da konfrontiert worden bin. Die Welten sind wirklich voller unglaublicher Dinge, und es ist für meinen Job ja nötig gewesen, da immer eine gewisse Anpassung vorzunehmen.

...ja, ganz genau, das sind Undercover-Aufträge gewesen, und die meisten davon hatten natürlich politische Hintergründe. Manches ist davon bis heute streng geheim, das versteht sich von selbst. In vielen Fällen gab es sogar eine semitelepathische Gedankensperre, die bis heute hält. Das bedeutet, wenn ich irgendwie in diese Richtung denke, setzt eine automatische mentale Blockade ein, die sogar verhindert, dass Telepathen unausgesprochene Worte von mir abfangen können. Das fand ich damals ungemein praktisch ... behindert natürlich vollständig irgendwelche Pläne, eine Autobiografie zu schreiben. Aber dafür bin ich sowieso nicht der Typ, das wisst ihr ja ...

...

Doch, doch, so etwas wie diese Gedankensperre, die ich eben erwähnte, das ist nicht so exotisch, wie das jetzt klingt, Freunde. Es gab da mal einen Fall auf Aurigae III, in den eine telepathische Kolonistengruppe verwickelt war – da kam ich mir wie ein Schlafwandler vor, weil die Informationsblöcke, die in meinem Unterbewusstsein eingelagert worden waren, nur situativ aktiviert wurden, durch unvorhersehbare Stimuli von außen ... daran denke ich echt nicht gern zurück. Und kann es im übrigen auch gar nicht richtig, denn wie ich eben sagte – da greift heute noch die semitelepathische Blockade.

Für viele Fälle gilt das aber nicht. Die meisten, in denen ich es mit gewöhnlichen Kriminellen zu tun hatte, etwa ... also, die sind im Grunde wirklich unspektakulär. Ich habe manchmal, wenn ich bei solchen Besuchen wie bei euren von meiner Vergangenheit spreche, das Gefühl, dass diese Fälle nach außen viel spektakulärer klingen, als sie das in Wahrheit waren. In den weitaus meisten Fällen hatte das sehr viel mit dem Auswendiglernen kultureller Besonderheiten zu tun, mit wochenlangem historischem Studium der entsprechenden Spezies. ... ja, und natürlich mit dem entsprechenden Morphen in die passende Form.

Es hat schon gewisse Vorteile, ein Formwandler wie ich zu sein. Jetzt, wo ich auf die 200 zugehe, habe ich natürlich schon sehr nachgelassen, das hat nicht nur mit der körperlichen Agilität zu tun, sondern auch mit der Metamorphfähigkeit. Bin halt kein Jungspund mehr, nicht wahr, der im Handumdrehen von einer Reptiloidengestalt in einen Insektoid switchen kann. Auf den meisten Welten kann man das übrigens mit der Zeugungsfähigkeit der maskulinen Lebensformen

vergleichen – die lassen in der Regel auch stark nach, je älter sie werden, sehr zum Leidwesen der oftmals viel jüngeren Weibchen.

...warum ich da gerade lächle? Ach, ich musste da eben an eine schöne kleine Begebenheit auf einem Randplaneten der Galaxis denken. Welchem? Na, den kennt ihr bestimmt nicht. Er gehört nicht zur Konföderation, damals nicht und heute auch noch nicht. Ich denke, die Planetarier strampeln sich vermutlich heute nach wie vor damit ab, ihre systemischen Randwelten mit unbemannten Sonden zu erkunden. Sie brauchten damals, als ich da im Einsatz war, doch echt MONATE Flugzeit, um zu ihrem nächsten Nachbarplaneten zu gelangen.

Warum das? Ach, sie machten solche Swing-by-Manöver und nutzten die Schwerkraftfelder ihrer benachbarten Planetenbahnen aus ... keine Chance, mit den vorhandenen Mitteln geradlinige Kurse durchs System zu nehmen. Vergleichsweise armselige Stellartechnik. Seht ihr, da nickt ihr alle beifällig. Aus solch technologischer Rumpfzeit sind unsere Völker schon seit zahllosen Jahrhunderten raus, und mit Recht.

...

Wie diese Welt hieß? Lasst mich mal kurz nachdenken ... ach ja, jetzt habe ich es. Erde heißt diese kleine Welt.

...

Doch, Erde ... ernsthaft. Das war jedenfalls einer der Namen, andere bezeichneten sie als Terra oder einfach nur „Welt“ ... ja, sonderlich einfallsreich waren oder besser: sind sie wohl bis heute nicht, das gebe ich sofort zu. Provinzler halt.

... genau, genau, mein guter Freund ... ach ja, und davon überzeugt, das einzige intelligente Volk im Kosmos zu sein, das sind sie natürlich ebenfalls. Darüber kann unsereins selbstverständlich nur vergnügt grinsen. Aber ihr müsst diese Provinzler verstehen – wenn ihr einen Molchteich in eurem Habitat hättet, würden diese Molche doch wohl auch glauben, die Welt bestünde nur aus dem Teich, in dem sie leben, oder? Wie sollten sie auf die Idee kommen, dass es weit von ihnen entfernt noch weitere Teiche oder Seen oder gar Meere gibt, in denen ganz natürlich auch Leben entstanden ist?

Also, ich kann diese Provinzler durchaus verstehen, und sie tun mir durchaus leid.

...

Was habe ich damals auf dieser Welt gesucht? Nun, natürlich nicht rein amouröse Abenteuer, über diese Erinnerung kam ich ja nur erst auf diesen Hinterwäldlerplaneten ... nein, nein, es gab da schon einen ernsten Anlass. Ich verfolgte damals einen Tassyloorer, ein ziemlich übles, gewalttätiges Subjekt, eine richtige Verbrechertype, so müsst ihr ihn euch vorstellen. Ich hatte ihn fast schon erwischt und einen Teil seines Triebwerks geröstet, als er doch tatsächlich auf diesem Planeten Erde einen Unterschlupf suchte.

Ihr kennt Tassyloorer natürlich – heimtückische und gewalttätige Kerle ... sie haben aber einen kapitalen wunden Punkt: Sie sind meistens zu faul, sich ordentlich in die kulturellen Eigenheiten

einer Welt und Sozialkultur einzuarbeiten. Und da ich den Kerl, dessen Namen ich hier aus Personenschutzgründen nicht nennen darf, überrascht und bis hierher verfolgt hatte, musste er natürlich improvisieren.

Bei Tassylooorern geht das meistens schief.

Der hier war freilich äußerst gerissen, das sollte ich vielleicht vorab sagen. Ich hatte ihm aber voraus, dass ich die Erde schon ein paar Jahrzehnte kannte. Hier war ich bereits mehrmals im Undercover-Einsatz gewesen, und es gab auch eine getarnte Dienststelle in einer Stadt namens Coventry ... die war allerdings aus politisch-militärischen Gründen einige Planetenjahre zuvor schwer beschädigt worden im Rahmen eines kriegerischen Konfliktes der Einheimischen.

Ein regional nahe beheimatetes Volk hatte sich zu einer kontinentalen Hegemonialmacht aufgeschwungen und Städte wie Coventry, die im Feindgebiet auf einer nahen großen Insel lagen, mit Bombardement überzogen. Die Stadt hatte es übel erwischt, und das hatte auch die Dienststelle weitgehend zerstört, die seither unterbesetzt war. Hier harrte nur noch ein Experte der Konföderation aus der Kulturabteilung aus und tat das, was die Militärs gern „die Stellung halten“ nennen. Er wartete geduldig darauf, dass den Planetariern die Puste ausging. Er wusste, diese Dinge würden nicht von Dauer sein – dafür ist die Lebenszeit der Menschen viel zu gering.

Der kriminelle Tassyloorer nahm jetzt an, nicht ganz zu Unrecht, dass in einer durch den Krieg zerrütteten Gesellschaft wohl jemand, der sich etwas ... ungewöhnlich benahm, kaum auffallen würde. Es gab hier Flüchtlingsströme, Heimatlose, die ethnische Durchmischung des gesamten Kontinents war reichlich desolat, insofern hätte das durchaus funktionieren können.

Er hatte vor, aus diesem temporären Exil einen gewissen Gewinn zu schlagen, wenn er sich nun schon mal hier aufzuhalten gezwungen war. Und das ist natürlich klassisch für einen Tassyloorer. Ihr wisst, die meisten von ihnen sind galaxisweite Hehler mit Antiquitäten und exotischen Waren. Auf solchen rückständigen Welten, zumal in Kriegszeiten, geht viel verloren, das ist einfach der natürliche Lauf der Dinge ... und wenn die Überwachung durch die Konföderation hier sowieso zurzeit schwach ist, dann fällt das besonders wenig auf. Diese Gedanken charakterisierten die derzeitige Situation leider sehr treffend.

Ich sagte ja, er ist nicht wirklich dämlich gewesen, nur eben nicht sonderlich gut vorbereitet. Grundsätzlich hatte er mit seinen Überlegungen also schon recht. Das erschwerte meinen Auftrag, ihn ausfindig zu machen, begreiflicherweise ziemlich.

Da Tassyloorer wie meine Spezies auch Formwandler sind, nur nicht ganz so gut in der Lage, ihre Körperkompression zu realisieren und so eine vollwertige Angleichung herzustellen, bemühte er sich nach besten Kräften, in eine akzeptable Form zu morphen. Die Terraner, wie wir die Planetarier allgemein nennen, müsst ihr euch als humanoide, zweigeschlechtliche Lebensformen vorstellen ... nein, Justyraai, nicht mit Tentakeln! Was du wieder für Vorstellungen hast. Das sind doch keine Jessinda von Travehn-8! Das bringst du durcheinander ... ich gebe aber zu, eine entfernte Ähnlichkeit besteht da schon.

Terraner, müsst ihr euch weiterhin denken, sind Wesen mit einem inneren Skelett, ohne Körperpanzerung und allgemein recht anfällig gegen alle möglichen Arten von physischer Gewalt. Das ist übrigens verbreiteter, als ihr vielleicht glauben mögt. Ihre Epidermis ist weich und nachgiebig. Das bedeutet, sie reagieren auch empfindlich gegenüber den Umwelteinflüssen, die dort von stark differierenden Jahreszeiten geprägt sind. Sie sind deshalb auf künstliche Häute zur Bekleidung und dergleichen angewiesen, ebenso, wie sie feste Gebäudestrukturen schaffen, in denen sie üblicherweise wohnen.

... das ist eher unpraktisch, wenn sie sich nicht eigene Gehäuse wachsen lassen können? Vilgayy, du wärst wirklich ein lausiger Undercover-Agent, das kann ich dir versichern. Mit einer solch dogmatisch-eindimensionalen Einstellung würdest du dort SOFORT auffallen.

Also, ich sollte mal weiter erzählen, sonst bringt ihr mich noch total von dem Fall weg, und dann höre ich einfach auf und verabschiede mich in meine Schlafphase ... seht ihr, das wollt ihr auch nicht. Also lasst mich das erzählen. Ich war schließlich auf der Erde, ihr nicht.

Die Menschen – das ist ein alternativer Begriff für die Terraner – besitzen natürlich so etwas wie eine kulturelle Überlieferung. Sie reicht lange nicht so weit zurück wie in den meisten galaktischen Zivilisationen, umfasst aber immerhin einige Jahrtausende ihrer Planetenzeitrechnung ... ich fand das immer ein wenig dünnelhaft, wenn wir auf untertechnisierte Völker herabschauten und uns wer weiß was einbildeten wegen unserer zivilisatorischen Höhe. Auch solche Vorurteile muss man in Undercover-Einsätzen natürlich abstreifen, um sich an die Gesellschaft der Zielwelt anzugleichen. Wer das nicht hinbekommt, fällt sowieso schon vor dem ersten Einsatz durch die obligatorischen Tests.

Ach, ich schweife schon wieder ab, entschuldigt ... da kommen so viele Informationen wieder zutage, wenn ich an diesen verrückten Fall denke ... lasst mich mal überlegen, wo ich gerade war.

Ah, bei den Terranern und ihrer kulturellen Entwicklung und Rückschau, genau.

Für die Zwecke der kulturellen Rückschau und Bewahrung der Überlieferungen der Vergangenheit richten sie, da sind sie uns in gewisser Weise durchaus ähnlich, Museen ein. Und in Kriegszeiten, das könnt ihr euch gut denken, werden solche Institutionen in der Regel selten frequentiert, weil die Menschen genug damit zu tun haben, um ihr Leben zu kämpfen, sich ihren Lebensunterhalt zu besorgen und dergleichen. In solch aufgewühlten Zeiten wird Kultur gering geschätzt, als Luxus, den man besser sicher verwahrt und wegschließt und wieder hervorholt, wenn das Leben sich etwas beruhigt hat. Das hat zur Folge, dass die Artefakte der jahrtausendealten Vergangenheit der Spezies dort in den verlassenen Museen mehr oder minder sich selbst überlassen und eher schlecht geschützt sind.

Der tassyloorische Verbrecher, dem ich auf der Spur war, suchte sich also eine Großstadt auf dieser Insel aus, in der es durch die Bombenschäden jede Menge Chaos gab, und da der Konflikt ja immer noch andauerte, herrschte hier einige Verwirrung in der Gesellschaft. Ideale Bedingungen für ihn ... sicher gab es ständige Straßenkontrollen, aber da er sich in einen sehr großen Terraner männlicher Gestalt gemorphen und zudem eine amtliche Uniform als Körperoberfläche ausgebildet hatte, wurde

er – wie geplant – als amtliche Vorrangperson wahrgenommen. Er hatte zuvor nach der Landung auch ein paar Soldaten ermordet und ihre Physis wie auch ihre Legitimationspapiere studiert ...

...ja, ganz genau, die dann nachzubilden, stellte für ihn auch kein größeres Problem dar. Das ist ja immer die Schwierigkeit bei solchen rückständigen Welten – wenn sie mit Formwandlern wie den Tassyloornern konfrontiert werden, passieren in der Regel schlimme Dinge. Viele der irdischen Mythen über Monster und dergleichen gehen auf solche traumatischen Zwischenfälle zurück, die die Konföderation schon seit Jahrhunderten einzudämmen versucht. Ihr kennt doch die Kultursektion ... die haben damit wirklich ständig zu tun. Auf ihrem Archivplaneten Hylyesch gibt es einen halben Kontinent mit Aufzeichnungen über solche kulturellen Störfälle auf unterentwickelten Welten, und das ist wirklich keine Übertreibung, ich war mal dort. Ihr könnt mir glauben – die Leute der Kultursektion sind wirklich STÄNDIG im Einsatz, auf unzähligen Welten. Da arbeiten alle möglichen Wissenschaftler: Soziologen, Historiker, Kulturanthropologen, Semiotiker, Dialektforscher, Ritenkundler ... ich weiß nicht, wer noch alles. Es ist ein sehr buntscheckiger Haufen. Nach außen macht er den Anschein eines Insektenstocks von völlig disparaten Spezialisten, aber der Eindruck täuscht wirklich grundlegend.

Ich muss sagen, mit den Leuten von Kultur arbeitete ich damals wirklich gern zusammen. Das sind zumeist sehr versierte Kulturforscher, die sich energisch darum bemühen, vom Verschwinden bedrohte Subkulturen solcher Welten zu archivieren. Einer von ihnen ... ich darf seinen Namen aus begreiflichen Gründen nicht nennen, da er immer noch im Dienst ist ... also, dieser Kollege von Kultur rettete mir bei diesem Einsatz das Leben.

...wie das kam? Ah, das ist diese witzige Sache, auf die ihr mich da gebracht habt. Und deshalb ist es vielleicht ganz nett, dass ich so auf eure Anfangsfrage tatsächlich mit diesem Einsatz eine Antwort geben kann.

Also, das alles lief folgendermaßen ab ...

*

Ich war dem Tassyloorer auf die Erde gefolgt und hatte kurz vor Atmosphäreneintritt seinen Frachter leicht beschädigt. Dann verschwand er leider von meinen Kontrollschirmen im Gewimmel eines Luftangriffs ... und während er darin ungeniert untertauchte, musste ich an meine Tarnung denken und an das Minimalhandlungsgebot. Ihr wisst, wie leicht unterentwickelte Völker zu verschrecken sind durch Erstkontakte. Bei manchen Welten führt das zur ungeplanten Entwicklung von Götterkulten, Völkermorden und ähnlich grässlichen Dingen ... aus diesem Kulturstadium waren die Terraner zwar heraus, aber ich konnte mir lebhaft vorstellen, dass meine Jagd auf den Verbrecher empfindlich gestört werden würde, wenn ich nicht inkognito agieren könnte.

Also kontaktierte ich den Kultur-Agenten in Coventry und brachte meine Landekapsel dort unter. Dank seiner und meiner eigenen Kenntnisse konnte ich einen Morphkokon erschaffen, aus dem ich nach wenigen Stunden in einer akzeptablen terranischen Gestalt schlüpfte. Im Gegensatz zu meinem Feind beging ich nicht den Fehler, meine Haut zum Teil der Bekleidung zu machen ...

...

Wieso das ein Fehler ist? Mein lieber Justyraai, ich dachte, das sei elementar. Wenn ein Formwandler in eine Gefechtssituation gerät, ist es für die Tarnung absolut essenziell, wenn sich nicht die Bekleidung – in diesem Fall die Haut – automatisch in den Vorzustand morphet. Solche Bekleidung gibt es auf Terra nicht. Der Formwandler wäre auf der Stelle enttarnt. Der Tassyloorer hatte das nicht bedacht, aber er war ein vorsichtiger Kerl und dachte sich zweifellos, von solchen Gefahren Abstand zu halten ... ich möchte hier noch mal betonen: man kann ihn nicht als dumm bezeichnen, nicht im originären Wortsinne. Ein zwar durchtriebener, heimtückischer und gefährlicher Schurke, der nicht zu unterschätzen ist, aber auf der anderen Seite gewisse ... sagen wir ... kulturelle Defizite aufwies, die ihn dann letztlich zu Fall brachten ... ja, ja, ich komme dazu noch.

Also, ich orientierte mich über die aktuelle Gefahrenlage und erkannte relativ schnell, dass der Tassyloorer, während er sich auf der Erde aufhielt, ohne Frage die Gelegenheit nutzen würde, im allgemeinen Chaos Antiquitäten an sich zu bringen und in seinen Laderäumen zu verstauen. Da ich einen Teil seines Antriebs beschädigt hatte, brauchte er darüber hinaus noch gewisse Vorräte an Gold, Platin und Palladium, um den Schaden zu beheben – alles Dinge, die man leider in einem Museum zuhauf finden kann.

Ihr müsst euch die terranischen Museen beinahe so vorstellen wie wunderbare Selbstbedienungsläden für einen Tassyloorer in einer derartigen Situation. Da der Planet zudem über einen klaren Tag-Nacht-Rhythmus verfügt und die Menschen dort in der Regel nicht nachtaktiv sind, lag es für mich nahe, dass er die planetare Nacht für seine Raubzüge aussuchen würde.

Ebenfalls schloss ich, und der Kultur-Agent sah das ganz genauso, dass er sich nicht mit vielen verschiedenen Museen befassen würde, sondern eine sehr große Institution wählen dürfte, in der er sich lange aufhalten und alle vorbereitenden Maßnahmen treffen konnte. Das schränkte erfreulicherweise für uns die möglichen Orte sehr schön ein, die für seinen Aufenthaltsort in Frage kamen.

Was mein Feind nicht ahnte, das war, dass ich technisch natürlich nicht vollkommen unterbelichtet war – zu dem Kultur-Stützpunkt in Coventry gehörten Partikelmessinstrumente, die hier in der Regel eingesetzt wurden, um die regionale Herkunft mineralischer Bestandteile kultureller Artefakte einzugrenzen ... ja, das mag für uns eine Selbstverständlichkeit sein, aber ihr könnt mir glauben, Freunde, für die Terraner galt das keineswegs. Nicht zu dieser Zeit jedenfalls. Sie hatten diese Analysemethoden noch nicht entwickelt und arbeiteten tatsächlich mit stilistischen Abgleichstabellen etwa von gebrannter Gebrauchskeramik und dergleichen ...

Sagt nichts über diese unterentwickelten Methoden! Wir waren vor vielen Jahrtausenden, ehe wir der Konföderation beitraten, auch nicht sehr viel besser, und kultureller Dünkel schickt sich für uns nun wirklich gar nicht! Ich möchte das nicht noch einmal wiederholen, Freunde!

Der Nachteil des hiesigen technischen Equipments des Coventry-Stützpunktes bestand darin, dass die Reichweite der tragbaren Messgeräte sehr eng begrenzt war. Ich würde mich also dicht am Ziel befinden müssen, um den Räuber ausfindig zu machen.

Also legte ich mir eine Karte potenzieller Ziele im dichten Radius um das Gebiet an, in dem das Tassyloorer-Frachtschiff gelandet sein musste. Durch den Kultur-Spezialisten bekam ich als vermeintlicher Kulturschutz-Experte Kontakt mit einer menschlichen Organisation, die sich auch in Kriegszeiten um die Erhaltung von regionalen Kulturgütern, Museumsauslagerungen und dergleichen kümmerte. So lernte ich eine wirklich – für irdische Verhältnisse natürlich – hübsche Historikerin namens Helen kenne. Eine äußerst leidenschaftliche Frau ihrer Spezies ... wir hatten in den darauf folgenden Nächten wirklich viel Spaß ...

...

Nein, ihr *Ghuschels*, mehr sage ich dazu nicht! Was ihr wieder für unmoralische Gedanken hegt. Demnächst fragt ihr noch, ob wir gemeinsame *Gelege* angeordnet haben ... also bitte! Bleibt bei der Sache!

Das Amüsement war natürlich nicht der einzige Grund für mein diesbezügliches Engagement. Helen hatte solide Kontakte in die lokale Kulturszene und zu den Kuratoren der Museen im meinem Suchradius ... und ich bekam rasch heraus, dass sich hier ein neuer Offizier etabliert hatte, der über seltsam schroffe Manieren verfügte und auf der Suche nach Verzeichnissen insbesondere hinsichtlich der Edelmetallartefakte in den Museen war.

Helen fürchtete, er wolle diese Verzeichnisse, um die Metalle für Kriegszwecke zu systematisieren und sie anschließend zum Einzuschmelzen herauszugeben ... es hatte derlei Vorfälle in einem früheren Konflikt mit Kirchenglocken gegeben ...

...

Was Kirchenglocken sind? Ach, stellt sie euch wie große Versionen der Tempel-Hallkörper von Sharidoon vor, das kommt dem durchaus nahe. In diesem früheren Konflikt, der mit Unmengen von Artilleriegranaten ausgefochten worden war, fanden regelmäßige Sammlungen von zivilen Metallen statt, und die Kirchenglocken enthielten große Mengen davon. Viele von ihnen wurden damals tatsächlich für Kriegszwecke eingeschmolzen. Helens Befürchtungen klangen also durchaus stichhaltig.

Ich ahnte freilich, dass dieser Offizier mein gesuchter Tassyloorer war. Seine ungehobelten Manieren stellten gewissermaßen das letzte Indiz dar – sie geben sich üblicherweise nicht sehr viel Mühe, kulturelle und soziologische Details zu erlernen, weil sie das für Zeitvergeudung halten. Dass sie sich so umso verdächtiger machen, hat auch mein Verbrecher nicht begriffen. Bei aller sonstigen Gerissenheit war er diesbezüglich doch ein wenig unterbelichtet. Nun, im Laufe weniger Tage vermochte ich also dank Helens Angaben das Zielgebiet auf eine Großstadt einzugrenzen, dann auf ein Stadtviertel und schließlich auf ein Museum.

Tja, und dann beging ich den entscheidenden Fehler – zu selbstsicher machte ich mich auf die Suche, ohne meinen Kultur-Agenten davon in Kenntnis zu setzen. Das wäre um einen Tentakel mein letztes Abenteuer gewesen, sage ich euch ...

Ja, ich fand das Museum, mitten in der Nacht, während draußen alles wegen Bomberalarm verdunkelt war. Und ich fand auch den Tassyloorer. Das Messgerät zeigte unzweideutig

entsprechende Partikelsignaturen, die mir signalisierten, dass er hier aktiv war. Also plante ich eine schnelle Überrumpelung.

Es war Nacht, wie gesagt, das Museum planmäßig geschlossen, niemand außer ihm und mir darin ... so nahm ich das jedenfalls an. Und ich ging davon aus, dass er sich wohl höchst sicher fühlen würde und nicht im Traum damit rechnete, ich könne ihn hier ausfindig machen.

Nun, und das Nächste, was ich wahrnahm, als ich durch die dunklen Hallen des Museums schlich, auf der Suche nach meinem Gegner, das war ein widerwärtiges Nervenprickeln, als ich in eine automatische Paralysefalle lief und hellwach, aber vollständig gelähmt lautstark zusammenbrach.

*

Dumm gelaufen? Das kann man wohl so sagen.

Wäre mein Feind nicht so höhnisch-selbstsicher gewesen, hätten die nächsten Minuten mein sofortiges Ende eingeleitet, und ich säße heute nicht in meinem behaglichen Seniorenrondell hier und könnte euch all das nicht mehr erzählen. Und dabei kommt das Witzigste erst noch, wartet es nur ab. In dem Augenblick war rein gar nichts davon witzig, das könnt ihr mir aber glauben!

Also, ich lag da vielleicht ein paar Minuten, als der Tassyloorer auftauchte. Er war natürlich durch die Falle automatisch benachrichtigt worden. Ich schätze, wäre es einfach ein Mensch gewesen, der sie auslöste, beispielsweise ein Nachtwächter, dann hätte er ihn kurzerhand umgebracht ... aber seine feinen olfaktorischen Sinne zeigten ihm sehr schnell, wer ich wirklich war. Ich erinnere mich nicht mehr so genau an seine Bemerkungen, aber so in etwa muss das damals abgelaufen sein:

„Na, da haben wir ja den heimtückischen Polizisten, der mein Schiff angeschossen hat, damit ich auf dieser rückständigen Staubkugel stranden musste ... das geschieht dir wirklich recht ... mich zu unterschätzen, das passt mir sehr gut ins Konzept. Du musst nämlich wissen, dass ich nicht nur ein Gestrandeter bin, du hast mich hier auch direkt in eine schöne Fundgrube von Kostbarkeiten gelenkt, die ein Vermögen einbringen werden, wenn ich sie auf dem galaktischen Basar verhökere ...“

Und so weiter und so fort schwadronierte er, und während er das tat, packte er meine Beine und schleifte mich von der Falle fort durch die Säle des Museums, vorbei an gläsernen Vitrinen, in denen allerlei Relikte der irdischen Vergangenheit ausgestellt waren. Für die lokalen Verhältnisse war das wirklich ein sehr beeindruckendes Museum, und in Friedenszeiten hätte ich es wirklich gern besucht ... so kam es mir natürlich eher vor, als wären die letzten Minuten meines Lebens begonnen. Da hat man für solche Feinheiten eher wenig Konzentration übrig.

Wir kamen schließlich in einen Saal, in dem steinerne Särge positioniert waren, dazu mächtige Steinfiguren, die an den Wänden auf uns herabblickten, und in gläsernen Vitrinen erblickte ich allen Ernstes Mumien ... ja, ja, genau das, was ihr denkt: ausgetrocknete, in Bandagen gewickelte tote Planetarier, die hier zur Schau gestellt wurden.

Ich weiß, auf Ryxon tut man das auch, aber da ist das Teil des traditionellen Ahnenkultes. Das hier auf der Erde war durchaus etwas anderes. Da waren diese Toten vergangener Jahrtausende einfach Schauobjekte, da gab es keine Ahnenverehrung oder Anbetung oder dergleichen ...

Hier lehnte mich der Tassyloorer im steifen Zustand an die Wand und legte mir einen Teilstasisring an ... selbst wenn also die Paralyse nachließ, würde ich außerstande sein, zu flüchten oder mich sonst irgendwie gegen etwas zu wehren, was er gegen mich im Sinne hatte ... zu sagen, dass die Lage brenzlich war, das wäre eindeutig eine Untertreibung.

Ich ahnte deutlich, dass er nicht vorhatte, mich lebend entkommen zu lassen.

Er war, während er in seiner breitschultrigen, ungeschlachten Menschengestalt, die Helens Schilderungen wirklich sehr nahe kam, aber schon ein wenig schwammig in Auflösung begriffen war, gegenwärtig dabei, Schmuckgegenstände mit einem Mikrofusionsofen temperaturneutral nach außen einzuschmelzen. Ich konnte von meinem Standort aus deutlich die verschiedenen Prozentzahlen der relevanten Materialien auf den Displays sehen.

Er hatte inzwischen schon einen Grad von mehr als 60 % erreicht, was mir signalisierte, dass er womöglich noch in dieser Nacht in die Lage versetzt werden könnte, alle relevanten Materialien zu gewinnen, die er für die Reparatur des Schiffes brauchte. Wenn ihm das gelang, würde er mich umbringen, den Laderaum mit Antiquitäten vollladen und das Weite suchen.

Ich fragte mich, warum er mich noch am Leben ließ, und das geht euch vermutlich auch so, oder? ... na, habe ich das doch geahnt.

Also, das hatte folgenden Grund: Der Verbrecher wusste, dass ich irgendwo auf der Welt einen Stützpunkt aufgesucht hatte. Und er mutmaßte, ich hätte dort das Emissionsspektrum seines Schiffes hinterlassen – etwas, was er natürlich unbedingt ändern musste. Andernfalls würden die Patrouillenschiffe der Konföderation sich unverzüglich an seine Fersen heften.

Da er nicht über die Kenntnisse und technischen Möglichkeiten verfügte, hier auf der Erde das Spektrum zu ändern – ihr wisst, das ist eine ziemlich knifflige, hochtechnische Angelegenheit, und so versiert war er nun wirklich nicht –, deshalb spekulierte er auf eine andere Möglichkeit.

Als ich wieder zu sprechen imstande war, machte er mir das auch klar.

Er werde mich am Leben lassen, behauptete er, wenn ich dafür Sorge trüge, dass im Stützpunkt das Spektrum gelöscht werde.

Ich wollte wissen, wie ich denn wohl meinen Kontaktmann kontaktieren solle, ohne dass er Gefahr lief, damit geortet zu werden. Denn das würde unzweifelhaft geschehen, wenn mein Kommunikator aktiviert würde.

Nein, nein, so dämlich sei er dann doch nicht, lachte er. Und dann tauchte ein wirklich unausrottbares Vorurteil auf, das ihn letzten Endes zu Fall brachte ... ihr müsst wissen, Tassyloorer sind von ihrer Volkspsychologie eher schlicht gestrickt. Sie nehmen in der Regel an, dass die Angehörigen anderer Völker, gerade in Behörden und subalternen Posten so bestechlich und käuflich sind, wie sie das von ihrer eigenen Bürokratie kennen. Tassyloorer rangieren nicht umsonst

sehr weit hinten auf dem galaktischen Korruptionsindex ... man biete einem unterbezahlten Tassyloorer einen unübersehbaren Vorteil, dann wird er mit hoher Wahrscheinlichkeit seinen Clan, vielleicht sogar sein eigenes Gelege verraten und verkaufen, nur um einen gewissen Vorteil zu erhaschen ...

Nun, und jetzt ging er also davon aus, dass die Kultur-Sektion natürlich ähnlich gestrickt sei. Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass es so etwas wie kulturanthropologische Idealisten gibt, die sich an einer unterentwickelten Kultur nicht insgeheim bereichern wollen, sondern die ein tatsächliches, ehrliches Interesse daran haben. Sie denken mehrheitlich wirklich ungemein monetär, und genau das drückte er nun auch aus.

Er war der zuversichtlichen Ansicht, dass man dem Kultur-Agenten nur ein entsprechendes Antiquitäten-Angebot machen müsse, damit er – unabhängig von mir – das Spektrum lösche und so ein Vorteil für beide Seiten entstünde. Der Kultur-Agent würde schön daran verdienen, und er selbst, der tassyloorische Verbrecher, könne sein Raumschiff beladen und ungehindert den Planeten verlassen.

Der einzige, der dabei höchstwahrscheinlich verlieren würde, wäre wohl ich.

Ihr versteht, dass mir diese Idee nicht wirklich zusagte.

Aber nein, beteuerte der Tassyloorer treuherzig – habt ihr mal einen echt aufrichtig treuherzigen Tassyloorer gesehen? Würde mich auch wundern. Glaubt mir, es gibt sie nicht. Im einen Moment schwören sie, sie seien eure besten Freunde, und kaum wendet ihr ihnen den Rücken zu, tranchieren sie euch von hinten ... ich hatte also nicht einen Moment lang das Gefühl, dass er die Wahrheit sprach.

Aber er verwendete eine Menge Worte darauf, das könnt ihr mir glauben.

Er meinte, nein, natürlich würde ich ein wenig „beschädigt“ werden müssen, damit ich für ein paar Jahre hier auf diesem Planeten festhänge. Aber ich sei ja wie er ein Formwandler, das würde mich also nicht lebensgefährlich verletzen. Wichtig sei ihm nur, dass entsprechender Abstand zwischen ihn und mich gelegt würde ... und so weiter und so fort.

Ich glaubte ihm, wie gesagt, kein Wort.

Mir war ziemlich klar, dass ich so gut wie tot sein würde, wenn ich auf diese Offerte einging. Dummerweise sah die Alternative noch düsterer aus: Dann würde er mich nämlich gleich umbringen.

Ich musste also auf Zeit spielen.

Also entschied ich mich dafür, mal so zu tun, als ob er die Wahrheit über die Motivation unseres hiesigen Kultur-Agenten zutreffend erfasst hätte. Ich spielte den Zerknirschten und gestand zögernd ein, ja, vermutlich hätte er wohl die Psyche unseres Kultur-Agenten korrekt eingeschätzt, leider, das wäre im Grunde genommen ein gut gehütetes Geheimnis und so weiter ... er sei hier auf der Erde insbesondere deshalb im Einsatz, weil es hier ganz besondere kulturelle Artefakte gäbe.

Ah, ihr könnt euch vorstellen, wie hellhörig er da wurde, nicht wahr? Soweit verfiel meine Strategie also schon mal. Der Tassyloorer fragte weiter nach. Was das denn für „besondere kulturelle Artefakte“ im Speziellen seien wollte er wissen.

Ich zierte mich, zögerte und wand mich, weil ich es ihm erstens nicht so leicht machen wollte – dann hätte er mich vielleicht ja durchschaut –, zum anderen auch, um weiter auf Zeit zu spielen. Denn vielleicht, so hoffte ich insgeheim, würde mir noch eine bessere Methode einfallen, mein Leben zu retten.

Zu meinem Pech fiel mir nichts Klügeres ein.

Also musste ich den anfänglichen Plan weiter verfolgen. Als der Tassyloorer also weiter insistierte, erklärte ich kleinlaut, dass diese Artefakte, die auf seiner Heimatwelt sehr geschätzt seien, hier auf der Erde eher weniger gelten würde. Dennoch sei deren Import auf der Heimatwelt des Kultur-Agenten streng verboten. Vor allen Dingen aus religiösen wie hygienischen Gründen sei das strikt untersagt. Wahrscheinlich – aber das könne ich nur vermuten – habe er noch keine Möglichkeit gefunden, diese Artefakte aus einem Museum wie diesem zu entfernen.

„Warum nicht? Ich denke, er ist sicherlich auch ein Formwandler?“

Ja, gab ich zu, das stimme natürlich. Aber es sei wirklich nicht so leicht. Das hänge von der Struktur der Artefakte und ihrer unwandelbaren Größe ab. Es ginge hier schließlich nicht um Schmuckgegenstände oder dergleichen, die man einfach in die Tasche stecken könne ...

„Was ist das denn für eine Artefaktklasse, die hier in Frage käme?“, wollte er neugierig wissen. Es war unübersehbar, dass er angebissen hatte und meinen zögernden, widerwilligen Worten zunehmend Glauben schenkte.

Ich nickte mit meinem Kopf zu einer benachbarten Vitrine hinüber und amüsierte mich insgeheim, dass der Tassyloorer völlig fassungslos in dieselbe Richtung stierte und einfach ganz perplex war.

In der Vitrine stand eine vertrocknete, bandagierte Mumie – also die jahrtausendealte Leiche eines Planetariers!

*

Ich gebe zu, es war nicht einfach, ihn davon zu überzeugen, dass es tatsächlich der sehnlichste Wunsch des Kultur-Agenten sein sollte, ausgetrocknete Menschenleichen von der Erde fortzuschmuggeln. Es klang wirklich gar zu abenteuerlich ... aber schlussendlich gelang es mir doch.

Er entschied zwar, dass der Kultur-Agent wirklich völlig verblödet sein müsse und eine ziemlich morbide Form von Kulturguteinschätzung besitze, aber ja ... insgeheim schien er den Kultur-Agenten summarisch solche Absonderlichkeiten durchaus zuzutrauen. Ich sagte ja – kulturelle Vorurteile sind manchmal von entschiedenem Nachteil, das gilt auch in diesem Fall.

Ungeachtet seiner Skepsis öffnete er nun also diese Vitrine und hob mit seiner unmenschlichen Stärke, mit der er jeden Menschen in Windeseile in Stücke geschlagen hätte, die Mumie heraus und forderte mich dann auf, ich solle ihm Transmat-Koordinaten nennen, wohin er diese Mumie

schicken solle. Sie würde als Medium der Informationsübermittlung dienen, sozusagen als „Vorschuss“ an den vermeintlich bestechlichen Agenten. Er legte der vertrockneten Leiche zugleich ein Info-Armband an mit seinen entsprechenden Forderungen.

Die Mumie sei, so sagte er, als Bezahlung gedacht, und auf diese Weise solle sichergestellt werden, dass die technischen Daten seines Schiffes umgehend gelöscht würden. Dann würde ich hier freikommen, „ein wenig zurechtgestutzt, aber lebendig“, und anschließend würde er sich von diesem Planeten entfernen und nie zurückkehren. Über das kleine Geschäft werde niemand ein Wort verlieren, darauf schwöre er bei seiner Ehre.

Nun, dachte ich bei mir, Ganoven wie er haben keine Ehre, also ist ihr Ehrenwort auch nichts wert. Aber auf der anderen Seite wusste ich, dass unser Kultur-Agent in Coventry nicht auf den Kopf gefallen war.

Er würde dieses unmoralische Angebot durchschauen ... und mehr noch. Aber davon erzählte ich dem Tassyloorer natürlich nichts.

Ich erwähnte doch, dass er sich insbesondere aufgrund der Tatsache, dass er hier eher ungeplant notlanden musste, keine sonderliche Kenntnis der irdischen Geschichte besaß, nicht wahr? Das war für das weitere Geschehen von zentraler Bedeutung.

Natürlich war die Sache riskant. Der Verbrecher konnte mich schließlich gleich verstümmeln, sobald die Mumie weg war ... aber ich ging davon aus, dass er damit noch warten würde. Die Synthese der Metalle war erst bei 79 %, er würde also wenigstens noch eine Stunde benötigen.

Ich wusste auch, dass das Transmat-Informationsband automatisch zurückkehren würde. Es verfügte aber zweifellos über einen hochverschlüsselten Transitalgorithmus, würde darum nicht zurückzuverfolgen sein. Wie gesagt, der Tassyloorer war vielleicht ein wenig simpel gestrickt, aber absolut nicht dumm oder sonst irgendwie zu unterschätzen.

Ich gab dem Verbrecher also den Code der Coventry-Basis und ging damit ein kalkuliertes, unumgängliches Risiko ein. Wenig später verschwand die Mumie aus dem Museumssaal und übermittelte die Botschaft an den vermeintlich käuflichen Kultur-Agenten, der natürlich nicht käuflich war.

„Na, ich wusste doch, wir würden alle vernünftig sein ... jetzt wird sich hier alles zum Besseren wenden ...“, meinte er zu mir und wähnte sich schon als großer Sieger.

Auf ironische Weise behielt er sogar Recht.

Als ihn dann allerdings anderthalb Stunden später der Kultur-Agent und eine Gruppe von Demobilisierungsrobotern im Museum aufspürten und schockparalysierten, war er ohne Zweifel vollkommen überrumpelt. Das hätte er für völlig unmöglich gehalten, für Zauberei womöglich.

Er hat vermutlich bis zu seiner bald darauf erfolgenden Deportation von der Erde nicht begriffen, dass es die Mumie, war, die seinen Meisterplan grandios zum Scheitern brachte.

Wie meinte doch mein Freund, der Kultur-Agent, anschließend grinsend? Das werde ich nie vergessen: „*Die meisten dummen Leute unterschätzen den Wert der Kultur. Und besonders glauben sie, dass die Toten nichts von Interesse verraten können ... aber in diesem Fall war genau der Tote der Schlüssel für den Erfolg.*“

*

Verzeiht, dass ich so herzhaft lachen muss ... aber ihr müsstet mal eure Mienen sehen, Freunde! Fast genauso hat damals dieser dämliche Tassyloorer geschaut, als er paralysiert wurde. Er begriff rein gar nichts.

Was hatte er falsch gemacht? Der Plan schien doch wasserdicht zu sein, nicht wahr?

Nun, das sah auf den ersten Blick jedenfalls so aus ... aber der Teufel lag im Detail, wie so oft.

Seht ihr, der Schlüssel ist das Verständnis der einheimischen Kultur.

Ich erwähnte, dass der Kultur-Agent sich hier schon geraume Zeit aufhielt und gut auskannte. Und besonders gut wusste er selbstverständlich über die Museen Bescheid. Als er nun unvermittelt in seinen Stützpunkt eine Mumie transmittiert bekam mit einer entsprechenden kompromittierenden Botschaft des Verbrechers, da wirkten verschiedene Elemente zusammen.

Zum einen verfügte er über eine völlig anders geartete mentale Disposition, was seinen irdischen Auftrag anging. Entgegen den Vorurteilen des Tassyloors war er durchaus kein korruptes, raffgieriges Wesen, sondern ernsthaft am Erhalt der irdischen Kultur interessiert. Ein Idealist, wie er im Buche steht.

Zum zweiten konnte man ihn deshalb natürlich nicht mit einer Mumie bestechen ... das, was ich mir vermeintlich von der Seele schwer abgerungen hatte, stellte nichts als einen Akt der Täuschung dar. Eine Projektion der raffgierigen tassyloorischen Seele auf meinen Freund, den Kultur-Agenten.

Drittens, und das erwies sich dann als wirklich entscheidend, vermochte der Verbrecher Mumien nicht voneinander zu unterscheiden. Mir – und natürlich erst recht meinem Freund – war hingegen selbstverständlich klar, dass diese Toten nicht irgendwelche Leichen waren, sondern hochrangige Tote. Priester und Könige. Und es gab reichhaltige fotografische Literatur zu diesen Mumien. Alles, was mein Freund also in Coventry zu tun hatte, bestand darin, entsprechend den Ort ausfindig zu machen, an dem exakt diese Mumie in einem lokalen Museum ausgestellt war ... was nun wirklich keine Zauberei darstellte und sehr rasch möglich wurde.

Sich dann sofort in Bewegung zu setzen und den Ort des Geschehens aufzusuchen, um den Verbrecher unschädlich zu machen, das stellte einfach den logischen nächsten Schritt dar.

So kam ich mit dem Leben davon, die Plünderung der Erdmuseen durch den Tassyloorer wurde unterbunden und er selbst seiner gerechten Strafe zugeführt. Ich glaube, er sitzt auf der Gefängniswelt Ishaal immer noch ein, vermutlich bis zum Ende seines Lebens. Von einem so schönen Rondell wie diesem hier kann er da aber nur träumen.

... so, Freunde, und nun habe ich mich müde geredet und möchte mich gern in meine Schlafschote zurückziehen. Ihr habt eure Geschichte gehabt ... mehr erzähle ich heute mehr. Schaut einfach übermorgen wieder vorbei, vielleicht gibt es dann in der Kantine auch wieder die frischen Maden, die heute schon aus waren, als wir es dorthin schafften ...

ENDE

© 2024 by Uwe Lammers

Braunschweig, den 1. März 2024

Leseskript für BS KUNST (15. Juni 2025)

Verderben auf Tuwihry1 - Teil 2

Ein Roman aus dem 2. Universum des Oki Stanwer Mythos

AUS DEN ANNALEN DER EWIGKEIT

von Uwe Lammers

9.

Der zweite Tag der Mission begann, klimatisch betrachtet, genau so, wie der vorangegangene geendet hatte: über der umtriebigen Millionenstadt Noolidan stieg eine matt glimmende Sonne auf, die mühsam durch den Smog zu blinzeln begann. In den Gassen der Stadt musste dennoch wohl den größten Teil des Tages ein blasses Zwielflicht herrschen, nahm ich an. Nicht, dass wir diese Straßen irgendwann in Augenschein hätten nehmen können. Dann wären wir ja mit ... „nicht systemkonformen Verhältnissen“ konfrontiert worden, die in uns Zweifel an der „total demokratischen Staatsform des shassluurischen Gesellschaftswesens“ hätten wecken können. Die Geheimpolizei würde solch eine Gefahr nie zulassen. An das dauernde, ferne Gedröhn der leistungsstarken Ventilatoren, die halbwegs für Frischluft im Palastareal sorgten, hatte ich mich schon beinahe gewöhnt. Sie liefen rund um die Uhr und sandten konstante Ströme von Vibrationen durch den Palast, so dass alle Fenster leise klirrten, was mich gestern noch ziemlich irritiert hatte. Inzwischen war ich im Bilde. Dennoch: Ich war ganz froh, dass wir uns während des ganzen Weges zum Audienzsaal im Innern des labyrinthischen Hauptgebäudes aufhielten. Zur Not gab es ja auch noch Atemfilter

...

Direkt nach dem Frühstück hatte es die übliche Besprechung mit Klivies Kleines gegeben, dessen Aroma mich jetzt nicht mehr ganz so stark niederknüppelte, dem Licht mochte Dank sein! Entweder gewöhnte ich mich auch langsam daran, oder das Medikament dimmte die Wirkung, oder Kleines hatte seinen Energieschild höher geschaltet. Was auch immer der Grund sein mochte, es versetzte mich in die Lage, die Umgebung etwas genauer zu betrachten. Das lenkte mich zum Glück von den heißen, feuchten Träumen der Nacht ab, in der ich – wenigstens im Schlummer – mit Thashii wenigstens zwanzig verschiedene, zum Teil recht exotische Liebespositionen durchprobiert hatte! So eine Phantasie traute ich mir sonst gar nicht zu, von der AUSDAUER mal ganz zu schweigen ...

Wie gesagt, schon deshalb war ich für jede Ablenkung dankbar. Ich hatte zudem meiner Anzug-KI erhöhte Wachsamkeit verordnet. Das galt für alle zwanzig Diplomaten unserer Gruppe.

Dieser Alarmstatus ging auf Vushtaars Kommando zurück, natürlich. Er hatte ja auch völlig Recht, wenn man die Lage genau betrachtete. Während er – das hatte ich heute morgen in der Besprechung erfahren – auf siebenunddreißig erfolgreiche Kontaktmissionen mit Kleines zurückblicken konnte, machte er aus seiner harschen Einstellung keinen Hehl, dass er unser Verhalten für skandalös leichtsinnig hielt. Zwar sah er mich dabei nicht an, aber ich hatte das böse Gefühl, dass Askovans und mein Verhalten gestern in der Galerie bis zu ihm durchgedrungen war, und ich hatte eine mächtige Sorge, das gäbe einen Eintrag in meine Akte ...

„Wir befinden uns hier in einer wichtigen diplomatischen Mission“, schärfte er uns vor dem Abmarsch ein, und seine Augen funkelten ungnädig. „Ich erinnere daran, dass wir nur leichte Verteidigungswaffen besitzen und der Schutztrupp einige Taared entfernt ist ... ja, das 1 Dieser Roman trägt den Vermerk OSM 1487.

1 ist nur auf dem Raumhafen, und das ist doch ganz nah ... aber ich bin ein misstrauischer Alli, sonst wäre ich nicht in die Position gelangt, in der ich mich befinde!

Bedenkt, dass die natürlichen Reaktionsmechanismen unserer Anzüge wegen der Randparameter unserer Mission retardiert sind. Die Anzüge verriegeln sich zwar automatisch, aber die Schirmfelder müssen individuell aktiviert werden – und es versteht sich von selbst, dass das zu unterbleiben hat, wenn Shassluur in der Nähe sind! Ihr müsst also jeden Augenblick der Mission hellwach sein, verstanden? Jeder wird von jetzt an absolute Wachsamkeit zur höchsten Priorität erklären, und zwar solange, bis wir wieder zurück in unseren Quartieren sind, haben wir uns verstanden?“

Er hatte uns alle sehr scharf dabei angeblickt.

Ja, wir hatten dieses barsche Kommando verstanden. Nicht nur ich sah sehr kleinlaut drein. Ich meine, während wir wenig später durch dieses gigantische Schloss marschierten, fragte ich mich dennoch ernstlich, was um alles in der Welt uns hier für eine Gefahr drohen sollte. Die Schirmfelder unserer Anzüge waren allen Waffensystemen, die wir hier anmessen konnten, vollauf gewachsen (und wenn wir sie persönlich aktivieren mussten, konnte das ja wohl auch kein Problem sein. Die Troohns hatten sich sicherlich nicht im Audienzsaal eingenistet und überfielen uns aus dem Hinterhalt!).

Von der Körperkraft her konnte es kein einziger Shassluur mit uns aufnehmen, im Gegenteil. Und auch wenn sie – was wohl keiner wagen würde – leichte Artillerie im Palast selbst einsetzen, würde uns das nicht in Bedrängnis bringen. Bei Kleines sah das noch besser aus – sein Energieschild, der dafür ausgelegt war, selbst Primärenergie abzuschirmen, also die stärkste und aggressivste Energieform, die wir kannten (der Bote selbst steckte ja bis zum Scheitel voll mit Primärenergie, etwa so, wie ein Schwamm mit Wasser getränkt war), konnte eigentlich von nichts durchdrungen werden, was wir SELBST dabei hatten. Das bezog das Landungsboot und die Raumschiff-Eskorte ausdrücklich mit ein.

So gesehen kam mir Vushtaars Zurechtweisung und Sicherheitshinweis etwas arg überzogen vor.

Dennoch stand ich natürlich unablässig in Verbindung mit der KI meines Anzuges, und ich ließ mir einen Lageplan unserer Position erstellen (wie gesagt, an das Überspielen von Grundrissplänen dieses Gebäudes aus den aktuellen Datennetzen der Shassluur war nicht zu denken – die glaubten wohl, wir würden das Zeug dann an die hiesigen Revoluzzer weiterreichen! Paranoide Trottel!), denn in diesem Gewirr von hohen Gängen, prächtigen, geschmückten Treppenhäusern und Raumfluchten verlor ich leicht den Überblick. Dazu kam, dass nicht nur ich der Ansicht war, wir würden irgendwie in einer Art von Schraubenkurs durchs Gebäude geführt. Meine KI konnte das nach einer Weile nur bestätigen.

„Echt, die Shassluur sollten Spielelevel entwerfen“, murmelte mein Vordermann, der knorrige (und, wie ich inzwischen wusste, spielsüchtige) Kybernetiker Lescrandar. Was er bei dieser Mission suchte, war mir völlig unerklärlich. Die technische Kultur der Shassluur konnte man nun wirklich nur noch primitiv nennen. Sie besaßen nicht mal Kontrolle über Formenenergie, und von so etwas wie den SENSOREN der Baumeister waren sie noch Jahrhunderte entfernt.

„So?“

„Ja, schau dir das doch an, Cosh ... lauter verwinkelte Gänge, immerzu Türen, Seitengän-

ge, Säle, Hallen, Balustraden, nicht der Hauch eines geraden Kurses ... das lädt förmlich dazu ein, das in ein Abenteuerspiel einzubauen ...“ Er drehte sich zur Seite, um eine farbenprächtige Sitzgruppe auf einem breiten Treppenabsatz anzuschauen, über der sich schwere, bronzefarbene und purpurne Baldachine mit goldenen Troddeln wölbten. Mir drängte sich der Eindruck auf, es sei eine Art von Riesenkrake auf dem Trockenen, der sich anschickte, über den arglosen Wesen zusammenzubrechen, die auf dieser Sitzgruppe Platz nahmen.

Lescrandar schien mit den Aufnahmebändern seines Anzuges ernsthaft Aufnahmen zu machen. Vielleicht wollte er wirklich in seiner Freizeit ein „Shassluur-Palast-Spiel“ zusammenbauen. Wenn das nicht an den Zensurbestimmungen der Flotte scheiterte, würde er vielleicht

2

sogar gute Chancen dafür haben, das durchzuboxen und zusätzlich zu seinem Sold auf die Weise etwas Geld für sein Ruhegehalt dazu zu verdienen.

Echt unglaublich.

Ich wandte mich wieder unserem Weg zu und hätte am liebsten den Kopf geschüttelt über unsere Gruppe: Die Shassluur unserer Eskorte umfasste vierzig Leute! Gütiges Licht, VIERZIG! Eine wuselnde Masse uniformierter Schranzen und Wachleute, die neben uns die Treppen hinauftrippelten und immerzu jeden Nebenkorridor im Auge behielten, wobei sie uns Ali-Diplomaten ständig vor den Füßen herumliefen (als wenn die niedrigen Stufen nicht schon Hindernis genug gewesen wären!). Ich hatte gut damit zu tun, zu verhindern, dass ich irgendwem auf Schleppen trat oder mit den Knien über die steinernen Brüstungen der Treppenhäuser katapultierte.

Natürlich wurde diese wimmelnde Silaari-Masse wieder angeführt von einer Art Zeremonienmeister in mächtig prunkvoller, messinggeschmückter Uniform, und diese ganze Gruppe wollte nach den üblichen Etiketten und sozialen Hierarchie-Regularien geführt und bewegt werden. Das hielt unseren Zug auf dem direkten Weg zum Audienzsaal nicht wenig auf. Besonders galt das für den Zeremonienmeister, der auf jedem Stockwerk, das wir betraten, von einer kleinen, kaum weniger heftig herausgeputzten Shassluur-Delegation erwartet wurde. Es gab hier unausweichlich den üblichen Austausch von Höflichkeiten, um den zeremoniellen Etiketten Genüge zu tun, dann wurde unsere Gruppe, Kleines ganz zuvorderst, weitergereicht wie ein Staffeltab.

Gütiges Licht, waren diese Leute anstrengend und umständlich!

Indes: Kleines ertrug diesen Unfug mit unendlicher Gelassenheit und zeigte kein bisschen Unwillen, geschweige denn, dass er darauf drängte, sich zu beeilen. Ich begann seine unglaubliche Geduld zu bewundern. Es schien mir, als sei er von Natur aus so geduldig wie ein Stück Fels, das langsam von Wassertropfen ausgehöhlt wird. Das brachte mich unwillkürlich zu einer Frage, die ich meiner KI zuwisperte, damit die anderen in der Gruppe sie nicht hörten. Zweifellos hätten sie sich wieder über mich lustig gemacht.

„KI, wie alt ist der Bote eigentlich? Kleines?“

„Das ist unbekannt, Diplomatenaspirant Coshtuur. Die mir vorliegenden Daten sagen aus, dass es nie vor Kleines einen anderen Diplomaten Oki Stanwers gab. Das legt folgenden Schluss nahe: Der Bote ist so alt wie Oki Stanwer selbst. Wir müssen sein Alter also nicht in Hunderten, sondern in Tausenden von Jahren messen. Manche Gerüchte behaupten, er sei physisch unsterblich.“

In dem Moment dachte ich schier, mir bliebe das Herz stehen.

Ein UNSTERBLICHER? Kleines und ein UNSTERBLICHER?

Automatisch stapfte ich weiter die Treppe hoch in den achten Stock des Palastes und hielt Schritt mit den anderen, aber meine Gedanken überschlugen sich geradezu: Kleines und ein

Unsterblicher? Du liebes Licht, das würde natürlich einiges, ja, wohl alles erklären. Vielleicht, so dachte ich, hatte Kleines seine gleißende Primärenergie-Aufladung ja von den SIEBEN LICHTMÄCHTEN höchstpersönlich erhalten. Dann stand er schier unendlich weit über uns sterblichen Allis, die im Höchstfall auf eine Lebenserwartung von 155 Jahren hoffen konnten, mit Unterstützung der Baumeister vielleicht auf 200 Jahre. Das war für ihn nichts als ein Lidschlag in der Ewigkeit. Die Shassluur, die selten älter als 50-60 Jahre wurden, mussten für ihn beinahe Eintagsfliegen darstellen, die er milde belächeln konnte. Kleines stand über den Dingen.

Er stand über Machtgeplänkel, Intrigen, dem respekttheischenden Aufplustern und dem pompösen Repräsentationsgehabe der Mauswesen, ganz zu schweigen, dass er wohl über Sex oder andere typisch allische Eigenarten ebenso erhaben war. Wenn man ihn so sah, dann war er eher ein Heiliger in einer ideellen Mission ... das wurde ihm wenigstens erheblich mehr gerecht als die Vorstellung, die ich früher von ihm gehabt hatte.

Gütiges Licht, und ich war so STOLZ darauf, zu dieser Gruppe zu gehören! So verdammt noch mal stolz!

3

Ja, verdammt, es war eine Ehre! Es war einfach nur eine ungeheuerliche Ehre, dass Kleines mich ausgewählt hatte, ihn zu begleiten ...! Da hatte ich Thashii gegenüber genau das Richtige gesagt.

42 Minuten nach dem Verlassen unserer Gemächer, wo wir in der Nacht mehr oder minder gut geschlummert hatten, erreichten wir dann schließlich im neunten Stock des Palastes den Audienzsaal.

Den Ort des Schicksals.

10.

Pomp und Aufwand hin oder her – als ich den Audienzsaal des Herzogs von Voy-Xenn sah, blieb mir wirklich erst mal die Spucke weg. Man konnte von den Shassluur-Silaari (so nannte ich sie inzwischen insgeheim) erzählen, was man wollte, aber prunkvolle und repräsentative Säle einzurichten, das verstanden sie nun wirklich.

Zum Audienzsaal führte durch ein gewaltiges, dreiflügliges Treppenhaus eine Reihe breiter Treppen aus strahlendem Marmor, in dem sich nicht eine einzige Versteinerung abzeichnete. Der Himmel mochte wissen, wie viele Steinblöcke verworfen worden waren, um diese völlig reinen Blöcke zu gewinnen! Kosten hatten hierbei offensichtlich keine Rolle gespielt. Die selbst für uns Allis schwindelerregend hohen Säulenpfeiler wurden von großflächigen Reliefs geschmückt, auf denen sich die Heroenpose, die ich gestern schon in der Galerie hatte „bewundern“ können, munter fortsetzte. Da die „Helden“ aber allesamt Shassluur waren, die mich ja so sehr an die possierlichen Silaari meiner Kindheit erinnerten, bemühte ich mich, eher auf die Architektur zu achten statt auf die eigentlich mehr erheiternden Recken der heimischen Kultur.

Hohe Bogenfenster, durch die leuchtendes Licht hereinfiel, machten es leicht, eher auf Lichtspiele und die funkelnden Reflexe von Goldbändern und Edelsteinverkrustungen zu achten, die nur dazu da waren, auswärtige Diplomaten und ausgewählte Besucher zu beeindrucken. Ich konnte mir lebhaft denken, dass das leicht verfiel. Überall waren außerdem Scheinwerfer zu sehen, die wohl an trüben Tagen den Eindruck ein bisschen verstärken sollten. Da hier alles fast ausschließlich in Weiß, Gold oder Edelsteinnuancen gehalten war, konnte ich

mir lebhaft denken, dass Besucher bei vollem Strahlerlicht völlig geblendet in den Audienzsaal hineintaumelten.

Doch, inszenieren konnten die Shassluur, alle Achtung!

Als dann die weißbetressten Shassluur-Wachen nach dem obligatorischen Austausch von Höflichkeiten (die Etikette halt!) die elektrischen Türflügelöffner des Saales betätigten – da diese Türflügel im Ernst fast sechs Taay² hoch waren, hätten sie sie normalerweise wohl kaum bewegen können. Ich nahm an, dass jeder massivhölzerne, üppig mit blattgoldverzierten Schnitzereien bedeckte Türflügel locker acht bis zehn Tonnen wog – , da traten wir ein in das eigentliche Reich des Regenten dieses Herzogtums.

Und, wie gesagt, dieser Eintritt hatte es auch in sich.

Der Audienzsaal, durch einen breiten, kurzen Bogengang zu erreichen, wirkte mehr wie eine Domhalle, vielleicht auch entfernt wie ein Theaterhalbrund. Meine Anzug-KI wisperte mir unaufdringlich Daten ins Ohr, während ich mit offenem Mund dastand und dann sanft von meinem Hintermann nach vorne geschoben wurde, bis ich im eigentlichen Saal zu stehen kam.

Wir betraten den Saal zu ebener Erde. Dort durchmaß er gut 165 Taay, und ein kurzer, unvermeidlicher Blick nach oben zeigte, dass er beinahe sechzig Taay hoch war und hier in einer schimmernden, goldfunkelnden Glaskuppel auslief. Die gesamte gegenüberliegende Seite war eine leicht nach außen gewölbte Balkonfront mit ganz erstaunlich hohen Fenstern, die nur durch feine Filigranbögen aus Basalt oder einem basaltähnlichen Gestein, das jedenfalls lack-schwarz schimmerte, zusammengehalten wurden. Gleißendes Sonnenlicht strömte herein und 2 Taay ist eine Maßeinheit der Allis, sie entspricht ziemlich genau 1,1 Meter irdischen Maßes.

4

warf funkelnde und glitzernde Reflexe auf das spiegelglatte Mosaikparkett aus Marmorintarsien. Wenn man genau hinschaute, erkannte man eine Weltkarte von Tuwihry, die übersät war mit zahllosen eingravierten Punkten und Schriftzügen. Zweifellos Städte, untergegangene Reiche, Vasallenstaaten, vielleicht auch die Daten erfolgreicher Feldzüge. Keine Ahnung. Im Grunde genommen war mir das auch egal. Wichtig blieb allein, dass es verdammt beeindruckend war. Und ja, ich war beeindruckt! Dieser Prunk war etwas völlig anderes als die eher technokratisch-nüchterne Art und Weise, in der die Baumeister oder wir Allis bauten. Dort diktierte Zweckmäßigkeit und technische Präzision alles. Hier musste man Leute beeindrucken, das war oberstes Gebot. Und es klappte hervorragend.

Über uns, im Dreiviertelrund, gab es sechs Emporen aus Holz und Stein, alles auf Hochglanz poliert, das dunkelbraune Holz selbst sah aus wie frisch gelackt und war es vielleicht auch. Purpurrote Vorhänge trennten die einzelnen Logen voneinander, goldene Baldachine überlappten sie gegen die starke Lichtflut aus der Fensterfront, und ich erkannte mit einem eher ungehörigen Rundblick, den ich auch gleich bereute, drei in gleichmäßigem Abstand über die Rundung verteilte, übereinander liegende Emporen, wo sich wohl das „Fußvolk“ aufhalten durfte, das keiner der Dynastien angehörte.

„Guck nicht so unverschämt“, zischte mein älterer Kollege Ashbaar mir zu und rückte mir so gehörig den Kopf zurecht. „Wir sind hier nur Fußvolk!“

Als wenn ich das nicht selbst begriffen hätte! Ich blitzte ihn zornig an, schwieg aber. Er sollte mich gefälligst nicht behandeln wie ein kleines Kind! Ich war immerhin zwanzig Jahre alt und eigens für diese Mission auserwählt worden – was sicherlich nicht geschehen wäre, wenn Kleines mich nicht für geeignet gehalten hätte ...!

Am äußersten Rand des Saalbodens, direkt vor dem glimmenden Glas der Fensterfront, baute sich gerade eine Art von Ehrengarde des Regenten auf. Sie hatte offenkundig den Auf-

trag, den Herzog von Voy-Xenn gegen irgendwelche Angriffe abzuschildern.

Der einzelne, deutlich erhöhte Thron direkt davor war der Platz des Regenten, ausgelegt mit flauschig-weißem Fell irgendeines ermordeten Tiers, das aber zumindest behaglich aussah. Natürlich war er noch leer. Kleines' Instruktionen hatten uns klar gemacht, dass die Hof-Etikette erst den „Aufmarsch“ aller niederrangigen Würdenträger erforderlich machten, die dem Monarchen zu huldigen hatten, bevor er selbst „die Bühne“ betrat.

Kleines hatte bei diesen Worten heute morgen gelächelt.

Ich konnte jetzt nicht lächeln, ich war einfach zu sehr beeindruckt. Mann, was diese Kerle für einen unglaublichen Aufwand betrieben hatten, und das nur für eine einzige Person, wenn man es genau nahm ... kaum zu fassen.

Doch, das alles war wirklich schwer beeindruckend.

Fünf hochlehnige Sessel aus dunklem Holz, ein jeder mit einem neckischen, ebenfalls hölzernen Baldachin versehen, der von Künstlern faszinierend so gearbeitet worden war, als bestünde er nicht aus Holz, sondern aus im lauen Wind flatternden Stoff, bildeten vor dem einzelnen Regententhron ein Halbrund, die offenen Seiten dem Thron zugekehrt. Die Symbole auf der Rückseite der Sessel waren zweifellos Wappen.

„Dort werden die fünf Barone von Voy-Xenn Platz nehmen“, sagte die Anzug-KI leise zu mir und setzte mich ins Bild. Das memorierte Tuwihry-Wissen griff und fügte die ratlos daliegenden Puzzleteile in meinem Verstand sinnvoll zusammen.

Ich begriff: bevor Noolidan zur planetaren Residenz und der Herzog von Voy-Xenn zugleich globaler Regent wurde, war er einer der sechs Barone gewesen, die ihren Sitz hier in Noolidan hatten, das hier war sozusagen der physische Überrest dieser uralten Regelung. Solche eng beisammen stehenden Residenzen waren in der Zeit der allgemeinen Unruhen auf Tuwihry übrigens gar nichts Ungewöhnliches gewesen – die meisten dieser Baronsfamilien waren durch verwandtschaftliche Bande und durch Waffenbündnisse verbrüdet und konnten sich, zu einem kurzfristigen Block zusammengeschweißt, vereint besser gegen Angreifer zur Wehr setzen. Nur deshalb hatte sich die Tradition weit verstreuter Adelssitze und Fürstentümer nicht durchgesetzt: es wurden hier früher häufig vielfältige Allianzen geschmiedet, und

5

wer sich nicht imstande sah, mit räumlich sehr nahen Adeligen Gegen-Allianzen zu schaffen, überlebte schlicht nicht.

Widersinnig genug – natürlich hatte es auch Zeiten gegeben, wo sich Baronate, die nur wenige Taared auseinanderlagen, quasi in Sichtweite, über Jahrzehnte hinweg Todfeinde waren. Was nicht bedeutete, dass ihre Angehörigen und Bediensteten nicht immer noch auf denselben Märkten einkauften, in denselben Schenken einkehrten oder gar mit denselben Huren ins Bett gingen. Stattdessen gab es eine Art Burgfriedensabkommen, während sich die Clans fern der Heimat in Vasallenstädten oder tributpflichtigen Lehen blutig die Köpfe einschlugen.

Ein seltsames Volk, diese Shassluur, wahrhaftig. Da hatte Kleines völlig Recht.

Ich kam nicht dazu, mir weiter Gedanken zu machen, denn die KI zischelte schon wieder, diesmal etwas sehr Seltsames: „Platzanweisung, Träger Coshtuur. Wir sollen uns auf Ebene 2 c begeben. Äußerster linker Rand. Keine Zeitverzögerung.“

„Äh ... ja ... aber ...“, murmelte ich irritiert und etwas aus dem Konzept gebracht.

Ashbaar packte meine Schulter und zog mich zur Seite, schob mich nach links. „Da geht's lang, Kleiner.“

Während das kleinwüchsige Shassluur-Gefolge mit deutlichem Berührungsabstand um ums herum stromerte und weiter nach vorne drängte, sah ich meinen älteren Gefährten etwas empört an.

Er grinste verständnisvoll. „Vushtaars Order. Er hat uns allen unseren Platz zugewiesen. Mach, dass du dahin kommst, die KI sagt dir schon, wo das ist. Kanal 2 stets eingeschaltet lassen!“

„Oh ... also ... na gut.“

Ich fühlte mich irgendwie total überflüssig, und das frustrierte mich absolut. Es sah danach aus, als wären alle anderen der Landemission besser informiert als ich selbst. Aber ich war wirklich zu stolz dazu, jetzt noch irgendwelche idiotischen Nachfragen zu stellen, die mich später Ashbaars Gelächter ausliefern würden.

Mit dunklen, vor verhaltenem Zorn gesträubten Schuppen wandte ich mich brüsk in die Richtung, in die er wies und suchte mir meinen Weg zwischen den kleinen Pelzwesen hindurch. Die possierlichen kleinen Kerlchen machten mir mehr als bereitwillig Platz, und zwischen all den seltsamen, manchmal wirklich aufreizenden Parfüms konnte ich nur zu deutlich den allgegenwärtigen Geruch der Angst ausmachen.

Doch in diesem Moment waren mir die Shassluur wirklich absolut egal. Ich war stocksauer. Völlig zu Unrecht, wie ich kurze Zeit später verlegen erkennen musste. Aber so war ich zu dem Zeitpunkt eben. Verliebt, erotisch unausgelastet, und dann nicht mal für voll genommen und hin- und hergeschubst. Das MUSSTE zweifelsohne zu einer ganz schiefen Sicht der Dinge führen. Und zu einer zutiefst ungerechten Beurteilung ...

Der Weg, den die Anzug-KI mir mit leisen, knappen Bemerkungen wies, führte hinter einer Stuhlreihe, die direkt am Fuß der breiten Marmorsäulen verlief, zwischen den purpurnen langen Vorhängen hindurch ... und zeigte mir nun plötzlich ein neues Detail dieses mächtigen Raumes: relativ enge, ornamental völlig überladene Steintreppen führten hier recht steil nach oben. Die winzigen Stufen, von denen ich drei auf einmal nahm, waren beinahe zu schmal für meine großen Stiefel. Na ja, diese Treppe war eben auch für Shassluur gedacht, und die wandelten nun mal, rein evolutionär bedingt, auf kleinem Fuß. Glücklicherweise erwiesen sich die Emporen am oberen Ende der Treppen wenigstens als hoch genug, und sogar die Gänge waren erstaunlich ausladend.

„Erwarten die Shassluur noch so große Leute wie uns?“, murmelte ich etwas verduzt.

Ich konnte mir die Größe der Emporen einfach nicht erklären. Sie waren mehr als dreimal so hoch, wie sie selbst für größte Shassluur notwendig gewesen wären. Runde Leuchtkörper verbreiteten warmes, bernsteinfarbenes Licht und enthüllten hier die samtbespannten, roten, grünen und blauen Wandpaneele. Darunter wies die Passivortung diverse Installationen nach: elektrische Leitungen, Wasserrohre, Heizspiralen, Bewegungsmelder, Lichtzellen und ande-

6

res. Sicherlich auch noch so einiges mehr, das der Geheimdienst beigesteuert haben mochte. Manche Installationen sahen mir sehr nach Mikrofonen aus ...

Vollkommen humorlos beantwortete die KI meine verblüffte Frage. „Nein, Träger Coshtur, es handelt sich um eine Form der repräsentativen Größe, durch die die Bedeutung der Erbauer ins Überdimensionale gesteigert wird.“

Also hatten diese Silaari doch einen Minderwertigkeitskomplex, und der Herzog von Voy-Xenn und sein Clan zeichneten sich wohl durch einen besonders intensiven Minderwertigkeitskomplex aus ... na ja, das sollte mir schon recht sein. Es erleichterte das Herumwandern hier oben ausgesprochen.

Ich schreckte einige Ordonnanzen auf, ganz in Weiß gekleidete Shassluur, die in ihren adretten, engen Uniformen mit dem voller Furcht gesträubten Fell einfach nur zum Totlachen aussahen. Gleichzeitig taten sie mir jedoch auch sehr leid. Ich konnte allerdings rein gar nichts gegen ihren Schrecken tun, der doch so völlig unnötig war.

Die meisten der Würdenträger beeilten sich sehr, mir aus dem Weg zu gehen, in die Logen zu kommen und hinter sich hastig die Vorhänge zuzuziehen. Die Bediensteten drückten sich mit den kleinen Metallwägelchen, in denen Elektroöfen Getränke warm hielten, nervös an die Seitenwände, während ich behutsam an ihnen vorbeistapfte und mich bemühte, möglichst ungefährlich auszusehen.

War natürlich völlig nutzlos. Die armen Kerle waren verrückt vor Angst. Ich konnte sogar bei manchen von ihnen hören, wie sie mitleiderregend mit den kleinen Zähnchen klapperten. ‚Mann, Kleines muss richtig ZAUBERN, damit diese Shassluur auch nur eine einzige positive Äußerung von sich geben‘, dachte ich bedrückt. Die Kerle dachten offensichtlich, wir wären den Raubtiergehegen entsprungen und würden wohl nur auf die Gelegenheit warten, uns ein wenig freilaufendes, uniformiertes Futter einzuverleiben. Nichts hätte falscher sein können ...

Dachte es und eilte noch etwas zügiger durch den langen, gebogenen Gang zu jenem nur zugewiesenen Gangabschnitt, von dem aus ich wieder freien Blick in den Saal hatte.

Ebene 2c.

Ha! Und wer beschreibt meine Begeisterung, als ich plötzlich entdeckte, dass ich mich auf einmal auf einer jener offenen Emporen befand, die ich vorhin bei meinem kurzen Rundumblick gesehen hatte?

Von hier oben aus konnte ich einen ausgezeichneten Blick auf das Geschehen werfen, das sich ziemlich genau in schwindelerregenden acht Taay Tiefe abspielte. Deutlich zu erkennen war nun das mächtige Mosaik des Planeten Tuwihry direkt unter mir. Und es gab noch einiges mehr zu entdecken:

Ich befand mich etwa auf einer Höhe mit dem Thron des Herzogs von Voy-Xenn, der noch immer leer war. In der mächtigen Weite des Saales verlor er sich fast vollkommen, und es spielte überhaupt keine Rolle, dass er durch mehrere Stufen erhöht dastand. Ein genauer Blick zeigte mir übrigens auch, dass der Regent „geografisch“ genau da auf dem Kartenmosaik des Planeten saß, wo sich die Hauptstadt Noolidan befand. Irgendwie überraschte mich das wenig.

Direkt vor dem Thronessel des Herzogs, kaum drei Taay weit weg, hatte Kleines‘ Schwebesessel „Stellung bezogen“, wie Vushtaar das mit seinem militärischen Jargon sicherlich genannt hätte. Mir waren solche Floskeln wegen meiner Geschwister natürlich auch geläufig. Etwas weiter links sah ich die Ehrengarde vor dem Glasfenster, fünfundzwanzig Shassluur, die sich vor der gigantischen Fensterfront ebenfalls wie Miniaturen wirkten. Sie würden wohl die ganze Zeit über stehen müssen, denn für sie gab es keine Sitzgelegenheiten. Die armen Kerle taten mir leid. Zweifellos mussten sie sich im hellen Sonnenlicht halb totschwitzen. Aber vermutlich empfanden sie ihren Job auch noch als Auszeichnung.

Stolz war schon was Komisches ...

Doch, genau besehen hatte ich es hier oben besser als der Rest meiner Kameraden ... na ja, einiger meiner Kameraden. Ein Rundumblick zeigte mir sechs weitere Alli-Diplomaten, die

7

auf weiteren Emporen ringsum Position bezogen hatten. Die restlichen umgaben Kleines zu ebener Erde – Vushtaar natürlich und Tholnoy, außerdem drei weitere, die meine KI nun auch als „Sicherheitsberater“ auswies. Wortkarge, verschlossene Kerle, mit denen ich noch kein Wort gewechselt hatte. Roshtum, Mharriid und Shrowaar. Die drei anderen standen an den Ausgängen des Saales.

Ich fragte mich, was um alles in der Welt hier wohl erwartet wurde. Die Verteilung der Missionsmitglieder im Raum kam mir vor, als basierte sie auf einem entsprechenden Siche-

runingsszenario: unten beim „Ziel“ – Kleines natürlich – direkte Sicherheitskräfte als innerster Sicherheitsring. Dann an den Eingängen und auf Bodenniveau weitere Wachen, und schließlich, auf unterschiedlichen Level im Raum, hier auf den Emporen, noch Beobachtungsposten, die alles im Blick hatten.

Dennoch kam mir der Gedanke absurd vor: Ein Überfall? Von wem denn?

Ich schob mein Mikro im Helm zurecht und flüsterte der KI zu: „Verbindung zu Ashbaar.“

Er war noch immer derjenige im Begleitkommando, mit dem ich mich am besten verstand.

Es knackte, dann hörte ich die immer noch amüsierte Stimme meines Kontaktmannes unten an der Haupteingangstür. Irgendwie hörte er sich an, als hätte er auf diesen Anruf gewartet. Der Gedanke begann mir wieder die Schuppen vor Verlegenheit zu kräuseln. Hoffentlich täuschte ich mich und blamierte mich nicht gleich wieder vollständig.

„Na, was möchtest du denn jetzt, Coshtuur?“

„Kannst du mir sagen, worauf um alles in der Welt ihr wartet? Was soll denn hier passieren? Ich meine ...“

„Ich meine“, unterbrach er mich gut gelaunt, „dass du dir viel zu viele Gedanken machst, Junge. Lass dich meinetwegen von deiner Anzug-KI aufklären – wir machen hier nur unseren Job. Die übliche Sicherheitsprozedur.“

Das war fast das, was ich befürchtet hatte. Meine Verlegenheit wurde immer stärker, aber mein Mund war noch immer dabei, dumme Worte hervorzubringen. „Ja, gut ... aber warum das? Ich meine, es kann doch keiner irgendwas anrichten. Wir sind hier in einer verdammtten FESTUNG. Keinerlei Shassluur-Opposition ...“

„Es geht nicht um die Shassluur-Opposition, von der ich noch keinen Fellzipfel zu sehen bekommen habe. Das wird wohl auch so bleiben. Dafür sorgen schon die hiesigen Sicherheitskräfte. Wir haben hier noch andere Dinge zu beachten. Jetzt genieß einfach die Aussicht, frag deine KI, wenn dir was unklar ist und lass mich erst mal in Ruhe, ja? Ich habe zu tun.“

Es knackte wieder, und die Verbindung war tot.

Ich kam mir total dämlich vor. Ein scheußliches Gefühl!

Hinter mir raschelte es, und ich drehte überrascht den Kopf.

Eine grazile, äußerst schmale Shassluur-Frau, mit Abstand die am spärlichsten bekleidete, die ich bis heute gesehen hatte (aber durchaus nicht unattraktiv, jedenfalls für einen männlichen Shassluur, schätze ich mal so), sprang erschrocken zurück und recht hoch. Ehrlich, Shassluur können aus dem Stand ziemlich hoch springen, fast so hoch, wie sie groß sind! Da bleibt unsereins richtig die Spucke weg. Mir jetzt auch.

Kaum kam das Mädels wieder am Boden an, da warf sie sich im Nu herum und jagte wie von Dämonen gehetzt in den Gang. Allein eine Schweißwolke, die pure Panik ausstrahlte, blieb zurück und verflog langsam, durchmischt mit offensichtlichem Parfüm.

Ich hatte schon ein paar Schritte in dieselbe Richtung gemacht und den Mund geöffnet, um mich für etwas zu entschuldigen, was ich gar nicht getan hatte, als mir aufging, wie nutzlos das sein würde. Das Mädchen – zweifellos ein Mädchen – hatte sich fast zu Tode erschrocken, als sie mich gesehen hatte. Und das einfach nur, weil ich war, was ich war: ein Alli.

Dabei tat ich doch nicht mal einem Silaari was zuleide, ganz zu schweigen von diesen niedlichen Kerlen hier. Na ja ... in den Augen der Shassluur stellte ich eben etwas ganz anderes dar.

„Eine Raubechse“, ging es mir bedauernd durch den Kopf. „Ach Mann ... Mutter, wenn du das sehen könntest, du würdest nicht glauben, dass irgendwer vor MIR Angst haben könnte ...“

8

aber diese Shassluur muss man nur mal kurz anschauen, dann laufen sie schon weg. Gräss-

lich.'

Ich wünschte wirklich, ich hätte mit den Leuten hier ein bisschen entspannt reden können, um ihnen zu demonstrieren, wie gut gebildet ich war und wie intelligent ich doch – gelegentlich – zu plaudern verstand. Aber dazu würde keiner von unserem Korps eine Möglichkeit bekommen. Nicht bei der biologischen Barriere.

Ich kam mir richtig elend vor, wie ein leibhaftiges Ungeheuer. Dabei wollte ich doch wirklich nur das Beste für diese Leute!

Mann! Das war wirklich nicht zum Aushalten!

„Gegen solche Reaktionen könnt Ihr nichts tun, Träger Coshtuur. Die Shassluur sind evolutionär einfach auf eine derartige Fluchtreaktion vor großen Echsenwesen programmiert. Sie sind schlicht inkompatibel mit uns.“

„Ja, danke für die Information“, seufzte ich an die Adresse der KI, die ihren nutzlosen Kommentar gemacht hatte. Der erleichterte die Sache für mich nun beim besten Willen nicht und war auch kaum geeignet, mein schlechtes Gewissen einzudämmen. Mein verstorbener Bruder hätte mich zweifellos einen Moralisten geschimpft. Einerlei.

Ich war wirklich froh, als es endlich losging. Da wusste ich natürlich auch noch nicht, was mir noch alles bevorstand. Uns allen.

Aber selbst wenn mir das bekannt gewesen wäre – ich hätte es schlicht nicht geglaubt.

So etwas musste man an eigenem Leibe erleben.

Und manchmal muss man dabei sterben.

Oder fast.

11.

Als endlich mit durchdringenden, energischen Fanfarenstößen – wo die Musikanten standen, konnte ich erst nach einer Weile ausmachen, sie waren wirklich gut versteckt – die Ankunft des Regenten, des Herzogs von Voy-Xenn angekündigt wurde, dachte ich ernsthaft, es ginge gleich los und würde ernst werden. Schließlich hatten alle geladenen Adeligen ihre Plätze in den Logen eingenommen, die Sitzplätze am Boden waren besetzt, überall standen rotbekleidete Wachen mit archaischen Waffen der Vorzeit herum, und eine Aura gespannter Erwartung hatte sich ausgebreitet.

Kleines, so malte ich mir naiv aus, würde gleich „zaubern“, die elektrisierende Macht seiner Aura spielen lassen, und wie verwunschen würden diese Silaari von Shassluur alles tun, was er nur wollte, insbesondere natürlich das Stationierungsabkommen unterzeichnen.

Mann, ich verstand wirklich gar nichts.

Und natürlich war mir ein wesentlicher Faktor der Shassluur-Gesellschaft inzwischen wieder geflissentlich entfallen (nun gut, ich gebe zu, ich hatte ihn mir gar nicht erst gemerkt, weil mir das alles so närrisch vorgekommen war): nämlich die Etikette. Ohne Etikette und das Einhalten der damit verbundenen bizarren Rituale schien in der Shassluur-Gesellschaft rein gar nichts zu funktionieren.

Schlimmer noch: Die Etikette einer Regenten-Begegnung mit dezidiert diplomatischem Zuschnitt waren zudem ganz andere als die, die wir schon kennengelernt hatten. Sie bedurften noch mehr der Sorgfalt und der Präzision, was unweigerlich darauf hinauslief, dass sie automatisch erheblich mehr Zeit in Anspruch nahmen als alles, was wir schon kannten.

Ich nahm das anfangs etwas ungläubig, dann amüsiert und schließlich mehr und mehr entnervt zur Kenntnis, konnte jedoch von meinem Beobachtungsposten aus rein gar nichts tun,

um daran irgendetwas zu ändern. Mir blieb nur übrig, fassungslos zuzuschauen und immer wieder den Kopf schütteln.

Bevor es nämlich zu einem direkten Kontakt zwischen Kleines und dem Herzog kam, schlug die große Stunde des Hofstaates und, natürlich, die Stunde von Kleines' Adjutanten 9

Tholnoy, dessen Geduld ich im Laufe der nächsten zwei Stunden wirklich zu bewundern begann.

Es gab geschraubte Reden zu hören, denen ich nach einer Weile beim besten Willen nicht mehr bereit war, zu folgen. Solche gedrechselten, umständlichen Bandwurmsätze, wie sie hier verwendet wurden, verdrehten mir ja selbst die Gehirnwindungen! Das grenzte an ausgemachte Selbstverstümmelung, wenn man sich zum Zuhören zwang. Nein, also, das musste ich mir nicht antun. Ich schaltete mental rasch auf Durchzug.

Und dann dieser unglaubliche Austausch von Höflichkeiten, bei denen wortreich die gegenseitigen Standespositionen dargelegt, in fiependem Shassluur-Dialekt die vollmundigen Lebensläufe ausgeführt und verschnörkelt präsentiert wurden, um nur ja jedes Ego der Anwesenden zu befriedigen und um Oki Stanwers Willen bloß niemanden zu brüskieren ...

Zweifellos war diese Gruppe von violett gekleideten Shassluur, die federführend in diesem Teil der absurden Angelegenheit tätig war, eine Horde ausgebuffter Rechtsanwälte, bei denen jedes Wort hieb- und stichfest sitzen musste.

Kaum war dann dem Herzog Genüge getan, ging derselbe Zirkus bei den Baronen noch einmal los. Ich fragte mich fassungslos: Waren die denn alle TAUB, dass sie das eben nicht schon mal gehört hatten? Waren sie einfach zu höflich? Oder gab es noch eigentümlichere Gründe, warum man sich dieselbe ... na ja, denselben Unfug SECHSMAL hintereinander anhören sollte?

„Oh Mann, das kann doch alles nicht wahr sein!“, stöhnte ich laut auf und war wirklich froh, alleine auf der Empore zu sein. In meine Nähe wagte sich kein einziger Shassluur. Es ging wirklich nicht mehr, ich konnte diese ganze lächerliche Farce nicht weiter in mich hineinfressen. Daran ging man ja kaputt!

Ich sank ostentativ auf einer schmalen, stoffbespannten Sitzbank der Shassluur nieder, um diesen Aufmarsch der aufgeblasenen, kostümierten Silaari ... Shassluur, meine ich ..., nicht weiter mit ansehen zu müssen. Nein, natürlich hatte ich bei dieser Handlung nicht nachgedacht, und das merkte ich einen Atemzug später.

Allein die Tatsache, dass der Anzug sofort brummend die Antigravfunktion meines Anzuges aktivierte und mein Körpergewicht so drastisch reduzierte, verhinderte das augenblickliche Zusammenbrechen der zwar soliden, aber nicht für Allis ausgelegten Sitzbank. Das wäre wirklich eine schöne Blamage gewesen!

„Ihr seid nicht kompatibel mit den Sitzmöbeln der Shass...“

„Danke“, schnaubte ich ärgerlich. Der prompt aufklingende, warnende Kommentar meiner Anzug-KI raubte mir nun echt die letzten Nerven. Es fehlte nicht viel, und ich wäre explodiert! Und zu den Sternengöttern mit den verdammten Etiketten!! „Das weiß ich selbst! Aber glaub bloß nicht, dass ich die ganze Zeit STEHE! Ich bin doch nicht VERRÜCKT!“

„Nein, du bist ein Aspirant des Alli-Diplomatenkorps“, meldete sich alte Lescrandar überraschend zu Wort und überrumpelte mich damit einigermaßen. Er klang amüsiert.

Nach einem Moment der völligen Verblüffung fragte ich argwöhnisch: „He, hast du dich in meine Diskussionssphäre eingeloggt?“

„Gibt kaum was Leichteres“, gab der Kybernetiker vergnügt zu, ohne erkennbare Reue.

Vermutlich langweilte er sich ebenso wie ich und testete während der Wartezeit munter sein

technisches Geschick. Na ja, warum auch nicht? Aber er hätte doch nicht ausgerechnet MEI-NE Kommunikationsleitung dafür aussuchen ...

Er wechselte gleich das Thema, wohl auch, um weiteren Vorwürfen zu entgehen. „Was den Verlauf dieser Zeremonie angeht, Cosh – mach dir nichts vor, mein Junge. Das dauert ewig. Bis wir wirklich zu den wichtigen Dingen kommen, geht es hier aufs Mittagessen zu ...“ „Das ist nicht dein ERNST!“, entfuhr es mir entgeistert.

„Absolut. Ich schlage dir vor, du machst ein Nickerchen oder spielst mit deiner KI ein paar nette kleine Cyberspielchen. Kann dir auch ein bisschen was von meinen früheren Missionen erzählen ...“

10

Ich wollte einfach nicht glauben, was Lescrandar da sagte. Das war ... also, das war doch eine diplomatische Mission! Da musste man vollkommen wach und die ganze Zeit ganz aufmerksam sein! Es konnte doch wohl nicht angehen, dass das hier so ... so lax gesehen wurde ...!

Aber es wurde.

Lescrandar ging bereitwillig in die Details, als ich mein Einverständnis gab, und er offenbarte amüsiert, er habe bereits mehr als ein Dutzend Missionen mitgemacht. Das brachte natürlich einiges an Erfahrungen mit sich, und es erklärte schlagend, warum er sich gegenwärtig so unterfordert vorkam und langweilte.

Die kleinen Silaari-Monarchisten, also unsere Shassluur hier, hielt er, gemessen an der Hartnäckigkeit, mit der sie sich an sinnlose archaische Rituale festklammerten, für „ganz harte Knochen“. Das hieß im Klartext: für Leute, die Kleines richtig viel Zeit kosten würden. Dass draußen das Terrorimperium der Troohns drohte, kümmerte sie offensichtlich nicht im Mindesten.

Der Kybernetiker gab auch offen zu, auf Tuwihry existierten Kreise, die gar nicht an die Existenz des Terrorimperiums glaubten. Alles, was sie nicht erlebt hatten, gab es für diese Ignoranten einfach nicht. Und die Erkenntnis, dass eine „Demonstration“ der Macht der Troohns ihren sofortigen Tod zur Folge hätte, würden sie natürlich auch nicht glauben – bis die Troohns vor der Tür standen. Dann aber würden sie bestimmt jammernd zu uns gekrochen kommen, wenn es also viel zu spät war.

Irrwitzig!

Lescrandars Worte liefen so fernerhin auf folgendes hinaus: die Silaari ... nein, die Shassluur, meine ich! ... sie würden also auch UNS als Begleiteskorte eine Menge Zeit kosten, und es gab nichts, was wir dagegen tun konnten. Rein gar nichts. Alles, was und blieb, war einfach, Geduld zu zeigen. Eine schier unallische Geduld.

Und mein Kollege behielt leider völlig Recht.

Nun, zumindest geschah nichts Dramatisches, unsere Dienste wurden eigentlich nicht benötigt, so hatten wir Gelegenheit, einen guten Teil dieser Zeit damit totzuschlagen, indem wir plauderten. So verflog die nächste gute Stunde rasch. Aber das war eben nur der Anfang. Es war und blieb zäh ... und wie Lescrandar schon gesagt hatte: diese Geschichte nahm und nahm einfach kein Ende.

Das Schlimmste war, dass ich ständig an Thashii denken musste. Komisch, nicht wahr, wie man auf ganz seltsame Gedanken kommt, die eigentlich vollkommen nebensächlich sind. Und dennoch ... bis heute denke ich, das war eigentlich das Schlimmste.

12.

Die Stunden verstrichen unerbittlich quälend mit dem bizarren Einhalten von Etiketten, Höflichkeitsfloskeln und Belanglosigkeiten. Kleines kam endlich zu Wort, und es folgten schier endlose Diskussionen, die natürlich nicht von dem Boten direkt an den Herzog gerichtet wurden, sondern über ein Beratergremium liefen, das wiederum einen Bericht fertig machte und dem Regenten vorlegte, der dann erstaunlich wortkarg Stellung bezog, Nachfragen stellte, die wieder über das Beratergremium an Kleines liefen und umgekehrt.

Es war zum Schuppenauskratzen! Aber wirklich!

Mein Chronometer zeigte in der Tat bereits 14 Uhr Ortszeit an, als ich ein leises, verhaltenes Knarren hinter mir hörte. Und das kam NICHT von meinem inzwischen recht lautstark knurrenden Magen.

Behutsam drehte ich mich um. Es sollte ja niemand sagen, dass ich als Alli-Diplomat (Aspirant, ja, ja) nicht lernfähig war. Ich wollte nicht schon wieder jemanden in die Flucht schlagen – und dass da hinten ein Shassluur angeschlichen kam, war ja wohl absolut evident. Ich hatte Recht. Dennoch überraschte mich der Anblick.

11

Ein weißbetresster Shassluur stand mit seinem kleinen silbernen Wägelchen da und schlotterte zum Erbarmen am ganzen Leibe. Ihm stand so ziemlich jedes Haar zu Berge, das er besitzen mochte, und auf absurde Weise wirkte er aufgeplustert wie ein kampfbereites Tier – nur war der Bedienstete sicherlich weit entfernt von solchen Absichten.

Ich konnte ihm deutlich ansehen, dass er am liebsten weggerannt wäre. Die großen schwarzen Augen traten ihm schier aus den Höhlen, und er tat mir einfach nur unendlich leid. Wahrscheinlich hatte man ihn unter Strafandrohung hierher kommandiert, freiwillig wäre er gewiss keinen Schritt in meine Richtung gegangen.

Mein Mikro knackte wieder, und Ashbaars Stimme, humorvoll und ironisch wie immer, ertönte leise in meinen Ohren: „Es gibt was zu essen, Kleiner. Hau ordentlich rein. Aber verwechsle nicht den Boten mit der Botschaft, ja?“

„Ich bin doch kein Ungeheuer!“, gab ich pikiert zurück.

„Na, die Shassluur scheinen das aber zu fürchten ... egal. Freu dich übrigens. Dein Essen wird noch richtig warm sein. Die Küche arbeitet hier von oben nach unten. Wenn die bei uns ankommen, kriegen wir nur noch lauwarmes Futter.“

Ich hätte fast gelacht, aber mir war klar, dass der arme Bedienstete der Shassluur dann unweigerlich weggelaufen wäre. Er hatte so unermessliche Angst, dass ich es nicht mal wagte, das Wort an ihn zu richten. Unser Rachen war für sie wohl doch ein bisschen zu furchteinflößend.

So schluckte ich mühsam mein Amüsement herunter und deutete stattdessen vertrauensvoll auf eine nahestehende Sitzbank. Dafür erntete ich dann tatsächlich einen beinahe dankbaren Blick. Der niedliche, winzige Kerl baute, noch immer am ganzen Körper zitternd, aber langsam ruhiger werdend, weil er sich auf eine Aufgabe zu konzentrieren hatte, die er lange Jahre einstudiert haben musste, ernsthaft eine Art von Büffet auf, das überwiegend aus überaus lecker zubereiteten Braten und beeindruckenden Fischleckereien bestand, die mir wirklich das Wasser im Mund zusammenlaufen ließen.

Ungeachtet seiner Verstörung war der kleinwüchsige Einheimische recht geschickt, und wie ich beobachtet hatte, verlor sich seine extreme Nervosität, sobald er merkte, dass ich ihn nicht zuerst verspeisen wollte. Die Teller, die für die Präsentation des Essens nahm, waren wohl normalerweise shassluurische Bratenplatten, der Form und Größe nach zu urteilen. Er

ging also davon aus, dass wir mit einheimischem Besteck und Gedecken nicht so richtig viel anfangen konnten. Womit er absolut richtig lag. Dieses Zeug hatte für unsereins einfach Spielzeugcharakter.

Nachdem er den größten Teil der ersten – von drei – Ebenen seines patenten Warmhaltewagens ausgeladen hatte, schaute er ein wenig nervös zu mir herüber und nahm es dann mit großer Erleichterung auf, als ich ihn nickend entließ.

Gütiger Himmel, ich hatte einen unglaublichen Appetit! Ich hätte den Braten wohl auch mit den bloßen Fingern gegessen, aber das hätte mir zweifellos später von Vushtaar einen Rüffel eingebracht, und wahrscheinlich hätte ich dann die Anzughandschuhe auch selbst von Hand wieder saubermachen können. Das wollte ich dann doch nicht. Also benutzte ich die etwas unhandlichen Bratengabeln und ließ es mir schmecken.

Also, die Shassluur mochten zwar keine Demokraten sein, sagte ich mir eine halbe Stunde später, und vielleicht waren sie auch nicht sonderlich kompatibel mit unserer Rasse, was das reibungslose Zusammenleben anging, aber als Köche hatten sie wirklich schwer was drauf. Doch, sie konnten wahrhaftig äußerst schmackhafte Speisen bereiten, sowohl optisch als auch von den aromatischen Kompositionen. Shassluur-Köche wären eine Bereicherung jedes Flottenschiffes gewesen, davon ging ich aus.

Insgesamt war die Essensmenge vielleicht ein bisschen wenig – nun, junge, hungrige und vor allen Dingen durch eine heißblütige Liebesnacht vor kurzem verausgabte Allis legen halt einen gesunden Appetit an den Tag, nicht wahr? –, aber alles in allem wirklich äußerst schmackhaft. Dieser leckere, nur sehr leicht alkoholische Fruchtwein, der mit serviert worden

12

war, löschte meinen Durst zur Gänze, und wenig später trat ich dann wieder an die Balustrade, um den Geschehnissen unten in der Halle zu folgen.

Vierzehn Minuten später ging es los.

13.

Der erste, der etwas mitbekam von dem, was über uns hereinbrach, war natürlich der technikversessene Lescrandar.

Das hing wohl damit zusammen, reimte ich mir später zurecht, dass er auf der Suche nach Möglichkeiten war, die Sperrkreise zu umgehen und zum Landeboot durchzukommen. Für ihn war das mehr ein Spiel, ein Zeitvertreib und zugleich eine Übungsaufgabe. Mir rettete seine Neugierde das Leben, aber das konnte ich zu dem Zeitpunkt noch nicht wissen.

Mit der Relaiskette, über die uns Nachrichten von Relevanz erreichten, war das eine komplizierte Sache. Sie war hierarchisch gestaffelt, für Außenstehende blieben die Details selbstverständlich geheim. Im Grunde genommen sah die Relaiskette folgendermaßen aus:

Üblicherweise hielt der Bote Klivies Kleines im Konvoi alle neuralgischen Kommunikationsfäden in der Hand, und nichts, rein gar nichts geschah, ohne dass er informiert worden wäre. Befand sich Kleines jedoch wie jetzt im Einsatz, dann liefen nicht wie sonst üblich alle Informationsfäden bei ihm zusammen. Schließlich war er dann ja anderweitig beschäftigt. Außerdem hätte das unsere Reaktionsfähigkeit als Flottenverband massiv beeinträchtigt, die reguläre Relaiskette einzuhalten.

Die Kommando-KI an Bord der SULVAASCH übernahm in einem solchen Fall seine Position 1 (sonst war sie automatisch Position 2) und hielt den Oberbefehl und die Systemkontrolle aufrecht. Die 24 Begleitkreuzer der SULVAASCH waren rings um Tuwihry ausge-

schwärmte und bildeten einen Sicherheitskordon in zwei Ringen, einmal direkt um den Planeten, dann auf halber Höhe des Systems. Von dort würden sie schnell ins Innere des Systems vorstoßen können, um eventuelle Angreifer abzufangen. Und wenn das noch nicht genügte, gab es auch noch die Trossschiffe in den umliegenden Sonnensystemen, in denen bereits Stützpunkte und Nachschubbasen angelegt worden waren. Im Grunde genommen sahen die Shassluur in diesem System nur den kleinsten Teil des Trosses, aber das hatte ihnen natürlich niemand erzählt, sonst hätten nationalistische Kreise vielleicht gegargwöhnt, wir planten eine Invasion!

Im Namen des Lichts! Eine Invasion auf dieser Provinzwelt! So ein Unsinn!

Egal ... nun, die Relaiskette, um hierbei zu bleiben, empfing sowohl Daten von den Schiffen als auch von weiteren ausgeschleusten Spähsonden, die unter Tarnschilden lagen und für die Shassluur-Raumfahrer nicht anzumessen waren. Sie sprenkelten das gesamte System und erweiterten den Ortungsradius der Bordinstrumente des Konvois sehr wesentlich. Das setzte unsere Reaktionsträgheit herab und minimierte das Überraschungsmoment. Insgesamt befanden sich so mehr als 22000 Raumfahrer allein hier im Tuwihry-System während Kleines' Bodenmission in permanenter Alarmbereitschaft unter Alarmstufe II.

Die Kommando-KI des Flaggschiffs hielt nun ihrerseits den direkten Kontakt zum Landungsboot, und von dort aus gingen die Impulse über gedeckte und codierte Kanäle direkt an Vushtaar, der in diesem Moment tatsächlich der wichtigste Alli des Kommandos war. Er stand so dicht bei Kleines, dass er sofort im Notfall den Abbruch des Zeremoniells einleiten konnte.

Sollte Vushtaar wider Erwarten aus irgendwelchen Gründen ausfallen, wurden die Impulse an Tholnoy übertragen oder, in dem noch unwahrscheinlicheren Fall eines weiteren Ausfalls, an Lescrandar, der mit Abstand der technisch versierteste Alli des Trupps war. Ich selbst, um das noch zu erwähnen, stand ganz am Ende der Relaiskette, was ja auch logisch war – als jüngster Teilnehmer und derjenige mit den geringsten Befugnissen wäre alles andere einfach unsinnig gewesen. Niemand konnte sich eine Situation vorstellen, in der gleichsam „blitzar-

13
tig“ das gesamte Kontingent an Wach- und Diplomaten-Allis um Kleines herum ausgeschaltet wurde und ich als einziger aktionsfähig blieb. Für solche Fälle gab es einfach keinen Plan. Das zeitigte aber den entscheidenden Nachteil, dass ich im Normalfall erst viel zu spät mitbekommen hätte, was eigentlich geschah.

Wie gesagt, wenn Lescrandar es nicht vorher bemerkt hätte.

Er stand eine Etage über mir, auf der gegenüberliegenden Seite des Audienzsaales, dicht an der Glaswand des Raumes, und es war einfach ein Zufall, dass ich ausgerechnet in dem Moment zu ihm hochschaute, als alles anfang.

Ich sah, wie er jäh zusammenfuhr und beide Hände gegen den Helm presste.

Automatisch zischte ich meiner KI zu: „Kontakt zu Lescrandar!“

Es knackte, und ehe ich mich besann, sprach ich auch schon: „Les! Was ist los?“

„...vorbei ... Scheiße, alles vorbei ...“

„Was? WAS?“ Einen langen Moment war ich so verdattert, dass ich außerstande war, irgendetwas Gescheites beizusteuern.

Ein hoher Fiepton auf Frequenz 2 unterbrach das Gespräch. Ich hörte plötzlich Vushtaars Stimme, die auf eine Weise ... angespannt ... klang, wie ich das noch nie gehört hatte. Und dann entgleiste die gesamte Wirklichkeit und rutschte in eine Art von bizarrer Gegenwelt ab. Vushtaars Meldung war knapp, absolut humorlos: „An alle Missionsteilnehmer! Alarmstufe 1. Alarmstufe 1! Wir evakuieren! Mission abbrechen! Dies ist der Ernstfall!“

Ich stand an der Balustrade und konnte keinen klaren Gedanken fassen.

Ich ... also, ich stand wirklich einfach nur da und versuchte zu verstehen, was ich da eben gerade gehört hatte. Der Widerspruch zur Realität war so vollständig, dass ich fest überzeugt war, das eben könne doch nur eine Art von Halluzination gewesen sein. Eine akustische Halluzination oder etwas in dieser Art.

Die Sonne schien weiterhin strahlend durch die hohen Bogenfenster. Die prächtig kostümierten Shassluur-Diplomaten in ihren farbenfrohen Ornaten redeten weiterhin mit Kleines und, und der Moment, in dem der Herzog von Voy-Xenn mit ihm direkt sprechen würde, stand zweifelsohne unmittelbar bevor ... alles sah aus wie bisher auch.

In dem Augenblick, in dem ich das dachte, veränderte sich das.

Kleines verstummte protokollwidrig mitten in der Rede und sah auf einmal Vushtaar an.

Dann Tholnoy. Beide waren aufgestanden und zu ihm hingegangen, was erst recht einen eindeutigen Verstoß gegen das Protokoll darstellte. Soviel hatte ich schon begriffen.

Die Shassluur-Redner kamen sichtlich aus dem Konzept, ebenso wie ich. Und ich versuchte noch immer zu verstehen, was hier eigentlich vorging. Kleines konnte doch nicht einfach die Verhandlungen sabotieren!

Das ... also ... na ja ... das GING doch einfach nicht!

Es knackte in der Leitung und ließ mich richtig zusammenfahren, so überraschend kam das. „Cosh! Hast du nicht gehört? Beweg endlich deinen dicken Hintern!“

Ashbaar.

Ich stand immer noch wie erstarrt da. Zweifellos hatte ich mich verhört und ...

„COSHTUUR!“ Die Lautsprecher meines Helmes klirrten regelrecht unter der Stärke von Ashbaars barschem Ruf. Sicherlich musste man das unten im Foyer des Saales auch hören.

Machte sich Ashbaar eigentlich keine Gedanken darum, was die Shassluur rings um ihn davon halten ...?

„Anzugträger, ich messe extrem nahe Hyperraumtransite an ... wenn ich den Daten trauen darf, kommen die Flugkörper in der obersten Atmosphärenschiicht von Tuwihry heraus ...“

Das erst war der Augenblick, in dem ich begriff, was geschah.

Und es sofort leugnete. Ich wollte das nicht glauben.

Nein.

Nein.

Nein, das konnte ... das durfte nicht ... das KONNTE NICHT SEIN!

14

Meine Anspannung und völlige Versteinerung löste sich in dem Moment, in dem Ashbaar wieder meinen Namen rief, diesmal ziemlich ungeniert laut – ich wusste nicht, zum wievielten Male.

Natürlich war es da längst zu spät.

Wenn die Troohns angreifen, darf man keinerlei Schocksekunde empfinden, das habe ich in den Lehrgängen so oft gehört. Aber es ist eine Sache, so etwas in Lehrgängen zu hören oder an eigenem Leibe zu erleben, wie es ist, wenn man auf diese Warnung nicht hört oder hören kann.

Ich empfehle diese Erfahrung niemandem.

Die meisten, die sie machen, sind im nächsten Moment tot.

Draußen über der dunstigen Kulisse von Noolidan blitzte es.

Ich blinzelte ganz verwirrt zu den Fenstern und wartete darauf, dass sich dieses komische Phänomen wiederholte. War das ein Blitz gewesen? Ein violetter Blitz? Davon hatte ich noch nie gehö...

Der Stoß, der mich von den Füßen riss und wuchtig nach hinten mehrere Taay weit gegen eine der Säulen warf, kam so überraschend, dass ich halb betäubt liegenblieb. Ein Dröhnen und Krachen, untermalt von einem geradezu infernalischem Getöse zerberstenden Glases brach rings um mich aus, dann stürzte ein mächtiger roter Vorhang direkt auf mich hinab und begrub mich unter sich. Der Helm schloss sich automatisch, die autarke Luftversorgung sprang an, mein Mediset injizierte erneut ein Antistressmittel und eine neue Dosis meines Stabilisationsmedikaments. Die Wirkung beider Mittel machte mich für viele Sekunden benommen.

Und dann war ich erst einmal weggetreten.

14.

„Ich lasse ihn nicht alleine! Nein, ich lasse ihn nicht alleine!“

Meine Mutter klammerte sich an mir fest in einer besitzergreifenden Weise, die ich einfach närrisch fand. Aus dem Alter, wo sie mich auf den Armen tragen musste, war ich doch nun wirklich längst heraus. Jeder kennt das – junge Allis reifen schnell und entwachsen der Mutterbrust, insbesondere jene, die an die Mittelbrust gesetzt werden wie ich. Solche Allis wollen dann, erfüllt von unbändigem Bewegungsdrang, nur den ganzen Tag lang herumtoben, spielen, balgen ... und so weiter.

So ist es eben mit allen Kindern, Mädchen wie Jungen. Wir Allis sind ein lebhaftes, heißblütiges Volk von Kämpfern und Draufgängern, immerzu in Bewegung, stolz und leidenschaftlich. Einfach lebhaft.

Nun, mit mir verhielt es sich nicht ganz so.

Das war der Grund, warum ich mit fünf Jahren immer noch nicht mit den anderen Kindern draußen herumtoben durfte. Ich sackte zu oft zusammen. Litt an Schwächeanfällen.

Meine Mutter hatte lange Zeit versucht, sich mit dem Gedanken zu beruhigen, das sei nur eine vorübergehende Wachstumsschwäche. Zwischen zwei und vier Jahren, erfuhr ich später, sei ich sehr schnell gewachsen, und manche Ärzte meinten, Allis, die solche jähen Wachstumsschübe durchlebten, neigten später zu Kreislaufinstabilitäten. Möglich mochte das sein, aber die Wahrheit über meinen Stoffwechsel sah ein wenig anders aus.

Weil meine Schwächeanfälle nicht aufhörten und meine Mutter immer mehr beunruhigten, hatte sie schließlich zugestimmt, das Medozentrum des Habitats Sharweshtin zu besuchen, wo ich aufwuchs.

Der Arzt, ein grauschuppiger Riese in meinen Augen, wirkte wie ein uraltes Reptil, das aus der Vorzeit der Welt übriggeblieben war. Seine Augen, schwefelgelb, durchsetzt mit grünlichen und goldenen Einsprengseln, waren imstande, mich auf meinen kleinen Sitz zu bannen, und ich konnte nicht mal mit dem Schuppenschwanz zucken, so viel Angst hatte ich.

15

Und dann nahm meine Mutter mich hoch und drückte mich an sich, als wäre ich ein kleines Baby! Das war wirklich nicht in Ordnung, und natürlich sträubte ich mich.

„Sie können nicht die ganzen Stoffwechseltestreihen bei Coshtuur bleiben“, beharrte der Arzt, und sein faltiger, dunkelfleckiger Hals spannte sich an, als ginge meine Mutter ihm gerade mächtig auf die Nerven. Vermutlich tat sie das auch. „Diese Testreihen dauern TAGE, verstehen Sie? Er wird gut im Medozentrum versorgt werden, und Sie brauchen keine Sorge zu empfinden. Ihm geschieht nichts.“

Erst nach dieser eindringlichen Versicherung begann sich meine bewunderungswürdige

Mutter wieder etwas normaler zu verhalten und mich auf meinen Kinderstuhl zurück zu setzen.

„Sie versprechen mir das nach dem Oki-Stanwer-Gesetz?“, erkundigte sie sich, noch immer etwas argwöhnisch. Mir kam das damals lächerlich vor. Er war schließlich ein ARZT, nicht wahr? Und alle Ärzte, zumal solche in Armeediensten – alle Ärzte auf Habitaten wie Sharweshtin standen in Armeediensten! – hielten sich an das Oki-Stanwer-Gesetz.

„Selbstverständlich, Bürgerin. Sie können mir vollkommen vertrauen.“

Heute weiß ich, warum meine Mutter sich solche Sorgen machte. Heute weiß ich, dass viele Allikinder, die unheilbare Gendefekte und Stoffwechselstörungen haben, diese Kliniken nie wieder verlassen. Jedenfalls nicht lebend. Und die Eltern werden daraufhin einem genetischen Screening unterzogen, um zu gewährleisten, dass solche Defekte sich nicht in weiteren Nachkommen perpetuieren können. Im Extremfall kommt es zu stillschweigender Sterilisation und einem Eintrag in die Personalakten.

Heute weiß ich das. Und ich begreife auch, dass meine Mutter damals einfach Angst um mein Leben hatte. Weil sie meine Mutter war und mich liebte. Sie ist und bleibt eine wunderbare Mutter, die beste der Welt!

Wäre ich damals anders eingestuft und euthanasiert worden, wäre ich niemals nach Tuwihry gelangt und hätte auch nicht jene entscheidende Rolle im Kampf gegen die Troohns gespielt, die mir vorherbestimmt war.

Aber das alles begriff ich erst sehr viel später.

In jenem Moment, überwältigt durch den Schock des Angriffs der Troohns auf den Planeten Tuwihry, flüchtete ich eine ungewisse Zeitspanne lang in die selige Vergangenheit, in die mütterliche Geborgenheit.

Aber als ich wieder zu mir kam, holte mich der Schrecken rasch ein.

15.

Wie durch einen dichten Nebel hörte ich, als meine konfuse Gedanken sich ein wenig beruhigten, von ferne fortwährendes Getöse, überall ringsum. Schreie in der Finsternis. Irgendetwas stürzte ein. Schritte klangen auf. Und Bebenstöße kamen und gingen wie planetare Wellen. Immer weitere Bebenstöße.

Ich merkte, dass sich die Unterlage, auf der ich lag, etwas verschob und neigte, und meine Arme ruderten umher, um Halt zu finden. Allerdings hatte ich mich inzwischen völlig in den Falten dieses mächtigen Vorhanges verheddert, und der Versuch misslang. Ich rutschte ein Stück weit über die Empore und blieb an etwas Stabilem hängen. Das Rutschen hörte auf. Ich fluchte halblaut vor mich hin und versuchte, mich mühsam durch die Stoffbahnen zu kämpfen, aber die Falten waren wirklich unmöglich verschlungen, so dass ich mich nur noch mehr verdingte. Dazu kam, dass meine Panik angesichts der drastischen Veränderung der Umgebung notwendig immer mehr zunahm.

„Was ist los? Was ist denn passiert?“, schrie ich über meine Funkverbindung, aber da herrschte ein solches Tohuwabohu von Schreien und Geräuschen, dass meiner nicht weiter auffiel und erst recht keine Antwort kam.

16

Verzweifelt wandte ich mich an die einzige Institution, die mir verblieb, während ich mit beiden Armen darum kämpfte, mich ans Licht zu bewegen. Dieser verdammte Vorhang musste doch irgendwo ein Ende haben ...! „KI! WAS IST PASSIERT?“

Die KI funktionierte wenigstens noch, auch wenn sie seltsam schwach klang, wie aus großer Ferne. War etwas mit meinem Gehör passiert ...? „Mangelnde Daten, Träger Coshtuur. Die Hochrechnungen gehen von einem Angriff aus ...“

Meine nächste Frage war kaum weniger hysterisch, und sie kam schon, bevor die KI ausgeredet hatte. „Von wem? Wer ist angegriffen worden? Kleines? Der Palast? Ich verstehe nicht ...!“

„Es sieht so aus, als sei der Planet Tuwihry Ziel einer extraplanetaren Attacke ...“

„Nun halt mal deinen Rand, KI“, schaltete sich endlich eine andere Stimme in die Kommunikation ein – ein deutlich gestresster Ashbaar. Da er befehlsmäßig übergeordnet war, gehorchte die KI natürlich unverzüglich. Ashbaar sprach mich direkt an: „Cosh – behalt die Nerven, du wirst sie brauchen. Das Wichtigste zuerst: Wo steckst du? Ich kann dich visuell nicht erkennen.“

„Ich bin ... also ... hier oben ... auf der Empore ... glaube ich ...“, stammelte ich wenig glorie reich. Ich konnte mich nicht vernünftig konzentrieren, weil ich noch immer versuchte, mich aus diesen verfluchten roten Stoffbahnen zu wickeln. Schließlich gab ich es auf, spannte einfach meine Muskeln an und riss die verdammten Dinger auseinander. Dennoch dauerte es fast zwei Minuten, bis ich mich herausgewühlt hatte.

Währenddessen machte mir Ashbaar klar, dass dramatische Ereignisse stattgefunden hatten und noch immer stattfanden.

„Bleib erst mal auf deinem Posten. Wir müssen hier erst mal für Ordnung sorgen“, sagte er befehlsge wohnt. „Mit WIR meine ich die erfahrenen Delegationsteilnehmer. Du hältst dich da völlig raus, verstanden? Und dann ziehen wir uns so schnell wie möglich zurück auf den Raumhafen.“

„Aber die Etikette ...“ Ich war noch nicht ganz draußen aus den Bahnen und hatte nach wie vor nicht richtig realisiert, was eigentlich passierte.

„Scheiß auf die Etikette, Kleiner“, fuhr mir Ashbaar unflätig in die Rede, was mir völlig die Sprache verschlug. So hatte ich ihn noch nie reden hören, und er schüchterte mich gehörig damit ein. „Hör mir genau zu: wenn du überleben willst, dann tust du genau das, was ich sage, verstanden?“

„Ja, aber ...“

„KEIN ABER! HAST DU MICH VERSTANDEN?“ Er brüllte mich regelrecht an, und verdammt, das war jetzt wirklich sehr wirksam. Ich wurde ganz kleinlaut. Stimmt allem zu. Ich kam mir vor wie damals, als ich fünf war und im Krankenhaus mit den Ärzten allein bleiben musste. Klein, unwichtig. Verstört. Und genau das war ich jetzt auch.

„Du bleibst oben“, konkretisierte Ashbaar ultimativ. „Und wenn sich, was ich nicht hoffen möchte, die Feinde zeigen, bevor wir ein bisschen Ruhe in die Sache gebracht haben, dann haben wir ein verdammtes Problem. Aber wir lösen das gemeinsam, verstanden?“

„Ja ... ja ... natürlich ...“

In dem Augenblick kam ich endlich frei und sah das helle Licht des Tages wieder. Oder das, was normalerweise so genannt worden wäre. Leider gab es das helle Licht des Tages so nicht mehr.

Ich blinzelte völlig fassungslos in einen Alptraum.

Und das war von nun an meine Welt.

Ungläubig schaute ich mich um.

Die Empore, auf der ich eben noch so genervt und frustriert gesessen hatte, gelangweilt von dem zeremoniellen Getue der Shassluur, diese Empore war binnen Sekunden gründlich
17

verwandelt worden. Zunächst einmal war sie schief und besaß eine Neigung von etwa fünf oder sechs Grad nach unten. Deshalb war ich, zunächst zurückgeworfen, erst mit dem breiten Rücken gegen die Säulen gekracht (der Schmerz kam mir erst jetzt langsam zu Bewusstsein, aber ich biss die Kiefer aufeinander und ignorierte ihn), um dann, eingewickelt in den herabgestürzten Vorhang, nach vorne zu rutschen.

Die Bank, auf der ich gesessen hatte, war jener Halt gewesen, der mein Weiterschlittern verhinderte. Die zweite Bank, also die mit dem Mittagessensbuffet, lag zertrümmert am Boden, zwischen den zerfetzten Stoffbahnen, die von meinem Befreiungskampf zeugten. Aber für all das hatte ich kaum einen Blick übrig, das erfasste ich sozusagen im Vorbeiflug.

Viel schlimmer als das angerichtete Chaos und das um mich herum verstreute und verbeulte Geschirr waren die Glastrümmer, die überall lagen. Lagen oder steckten. Gleich gläsernen Speeren hatten einige die Balustrade zerschlagen, und Steinfragmente waren von hier aus in die Tiefe gestürzt. Andere ragten überall aus Polstern und hölzernen Wandverkleidungen.

Mein Körper begann zu zittern, als ich zu begreifen begann, dass mein jäher Sturz mich davor bewahrt hatte, geradewegs aufgespießt zu werden.

Ich kroch auf allen Vieren atemlos und ganz ungläubig vorsichtig etwas näher an die zerborstene Balustrade heran (ich gebe zu, ich traute der Stabilität der Empore nicht mehr so ganz – sie war nicht ohne Grund abgesackt, und es gab noch immer diese Beben, wenn auch jetzt in längeren Abständen) und stierte in den Saal hinab.

Aber ich konnte einfach nicht glauben, was ich sah.

Die hohen Fenster, die mich so beeindruckt hatten, existierten nicht mehr. Ein gigantisches Loch gähnte dort in der Palastfassade, offensichtlich vom Luftdruck einer mächtigen Explosion gerissen. Die Pfeiler zwischen den Fensterpaneelen waren teilweise eingestürzt oder brachen gerade zusammen, die meisten davon leider nach innen. Vom Glas war fast nichts mehr am Platz – wie auch? Alles war ja geschossartig in den Saal hineingefeuert worden!

Der ganze weite Raum war, soweit ich das überblicken konnte, ein einziges Meer aus im Licht glühenden Glassplittern, teilweise gar shassluurlangen Glaslanzen, Schutt von den Emporen und Logen, Holzresten, Stoffbahnen und Steinresten ... ein schier unübersehbares Chaos, das durch weitere Einstürze von Logen, Emporen, Säulen und tragenden Saalteilen weiter verkompliziert wurde. Staubwolken zogen durch den Raum.

Und überall lagen Gestalten.

Shassluur.

Überall.

Gütiges Licht, ich fühlte mich in einen Dokumentarfilm über desaströse Umweltkatastrophen auf Planeten versetzt. So sah es hier aus. Aber alles war echt, nichts vorgetäuscht. Diese Wesen, die zierlichen Shassluur, sie litten wirklich. Ich ertappte mich beim irrsinnigen Gedanken, dass wir sofort das Medoschiff des Konvois herbestellen mussten, um diesen armen Kerlen zu helfen. Das würde doch sicherlich Pluspunkte bringen und Kleines' Verhandlungen erleichtern ...?! Oder?

Die meisten der hochrangigen Shassluur waren durch die regelrechte Explosion der Glasfront schwer verletzt worden, manche so sehr verstümmelt, dass sich mir schier der Magen umdrehte. Ich war froh, den Helm weiterhin geschlossen zu halten, um den Gestank nach Blut, Schweiß und Exkrementen nicht riechen zu müssen. Über die Außenlautsprecher hörte

ich einen Chor von jammernden Schmerzenslauten, wie ich ihn noch nie vernommen hatte. Irrendwo jaulten seltsam hoch klingende Sirenen. Es hörte sich ein bisschen an wie Kindergejaule und sträubte mir die Rückenschuppen. Ein grässliches Gefühl.

Der Herzog von Voy-Xenn, beobachtete ich von meiner Position aus weiter, wie gelähmt von dem furchtbaren Anblick, war in seinem Thronsessel offenbar recht gut geschützt gewesen, aber das galt für die Barone nicht. Die fünf ranghohen Shassluur waren, soviel konnte ich von hier oben mit grauenerfüllten Blicken erkennen, mitsamt ihren Thronen umgerissen und von den Glastrümmern geradezu zersiebt worden. Sie waren allesamt tot.

Dann fiel mir auf, dass der Herzog sich nicht bewegte.

18

Und dass sein schöner Amtsornat ganz rot war.

„Oh nein“, dachte ich wie betäubt.

Ganz offensichtlich, kam mir zu Bewusstsein, war der Herzog von Voy-Xenn in seinem schönen Sitz von Glastrümmern festgenagelt worden. Die Rückseite des Sitzes musste wie ein Nadelkissen aussehen. Vermutlich hatte der Regent von Tuwihry gar nicht begriffen, woran er eigentlich starb.

Um mich von diesen grauenhaften Gedanken etwas abzulenken, hielt ich unwillkürlich Ausschau nach Kleines. Schließlich war er zum Zeitpunkt dieser Explosion oder was immer das gewesen sein mochte, auch da unten gewesen und ... oh, gütiges Licht – da! Da war er! Er hatte natürlich den Energieschirm aktiviert. Und war unverletzt. ..

Und wo waren die anderen?

Die anderen! Wo waren sie?

Vushtaar ...? Tholnoy? Roshtum, Mharrid und Shrowaar? Wo waren sie ...? Rein reflexiv musste ich wohl nach ihnen gerufen haben. Statt ihrer meldete sich Ashbaar von neuem.

„Vergiss es, Kleiner“, meinte er mit rostig klingender Stimme. Sie klang auf einmal sehr erschöpft. „Die Befehlskette ist zusammengebrochen.“

„Aber ... aber ... aber ...“

Ich bekam irgendwie kein vernünftiges anderes Wort heraus. Als wären meine Gedanken in einer Endlosschleife gefangen. Ich konnte diese grauenhaft verwandelte Welt nicht als Wirklichkeit akzeptieren. Das hätte bedeutet, diesen Wahnsinn anzunehmen und selbst verrückt zu werden. Das war unmöglich. Die Welt KONNTE sich nicht so schnell verändern, das war einfach nicht in Ordnung!

„Glaub ihm, Coshtuur“, sagte eine samtweiche, energiegeladene Stimme, die voller Trauer steckte. Kleines. „Er spricht die Wahrheit. Die Mission ist beendet.“

Ich starrte zu ihm hinunter ... und dann sah ich durch die Glasscheiben hinaus ... in die grauenhafte, unbegreifliche Welt dahinter. Mein Mund öffnete sich zu einem stummen Schrei des Unglaubens. Jetzt erst merkte ich, dass sich die grässliche Wandlung nicht nur auf diesen Saal beschränkte – sie ging draußen weiter!

Das konnte doch nicht Realität sein. Das war unmöglich.

Der gleißende Sonnenschein war verschwunden. Die Welt außerhalb des Palastes war stattdessen in einen grauen, höchstwahrscheinlich stinkenden Dunst gehüllt, und in diesem Dunst zuckten violette Blitze auf, paarweise. Immer paarweise. Feuerbälle flammten draußen auf, ohne dass zu erkennen wäre, was da explodierte. Aber DASS etwas explodierte, war völlig unbestreitbar.

Ich hatte genug Handlungsszenarien von Kriegen durchgemacht auf der Akademie und in den Seminaren in Taktik, um das zu erkennen.

Diesmal war es kein Spiel mehr.

Wieder ruckten Erschütterungen durch den Boden, zwangen mich, zur Bank zurückzuklettern. Überall brachen weitere Teile des durch die erste starke Bebenwelle mürbe gewordenen Deckenbereichs zusammen, prasselten herunter und erschlugen stöhnende, verletzte Shasslur. Der Alptraum verstärkte sich immer weiter.

Irgendwo heulten nach wie vor Sirenen, aber gegen das fortwährende Gedonner von draußen kamen sie beim besten Willen nicht an.

Die Türen unten zum Saal öffneten sich, ich konnte es bis hier oben hören. Und ich vernahm auch das ekelhafte Knattern, mit dem sich allische Paralytoren entluden.

„Ashbaar?“, kreischte ich entsetzt, voller Panik, weil ich glaubte, jetzt ginge es uns an den Kragen. Mehr als alles andere fürchtete ich, in diesem Inferno allein gelassen zu werden. Ich war völlig orientierungslos! „Was passiert jetzt?“

„Kleiner Idiot! Was denkst du wohl, was diese Silaari denken?“, schrie er zurück. „Sie denken an einen blödsinnigen ... Staatsstreich! Diese Schwachköpfe!“

„Wir sollten froh sein, dass sie uns nicht verantwortlich für all das machen“, bemerkte Kleines mit einer schon fast unheimlichen, melancholischen Ruhe. Seine Stimme ließ mir kalte

Schauer über den Rücken laufen. „Das sind wir nämlich. Wir haben die Trohns hierher geholt, und ich bin das Ziel.“

„Das lassen wir nicht zu. Sie werden dich nicht bekommen, Kleines“, sagte ich ganz automatisch, ohne zu begreifen, was ich da erzählte. Eigentlich repetierte ich wohl nur den obersten Grundsatz des Boten-Schutzprogramms: „Es ist die Pflicht jedes Angehörigen des Trosses, den Boten Klivies Kleines notfalls mit seinem Leben gegen alle Gefahren zu verteidigen und zu verhindern, dass er in Gefangenschaft des Feindes gerät.“

Hehre Worte.

In diesem Moment waren sie völlig nutzlos.

Ich kam mir wie ein Traumwandler vor und hoffte, dass dieser Alptraum bald vorbei war. Das konnte einfach nicht die Wirklichkeit sein, das war völlig unmöglich. Sicherlich hatte ich einfach zuviel gegessen ... von zuviel Essen bekam man bekanntlich Magendrücken und, wenn man einschlief, dann düstere Träume ...

„Kontakt mit dem Landeboot abgerissen“, vermeldete die KI in dem Moment nüchtern und versetzte mir den nächsten Schock.

„Nein! Das können sie nicht machen!“, schrie einer der Allis unseres Kommandos. Ich konnte seine Stimme nicht erkennen, weil sie so verzerrt war. Er hatte ganz offensichtlich die Nachricht ebenfalls bekommen. Vermutlich waren die KI auf offenen Kommunikationsverbund gegangen, wie es in Kampfsituationen vorgeschrieben war. Waren wir in einer Kampfsituation? War das denn nicht nur ein böser Traum ...?

„Sie schneiden uns den Rückweg ab ...!“, jaulte der Kamerad weiter.

„Das tun sie immer.“

Kleines.

Ihn schien das alles nicht zu überraschen.

Sein goldener Schutzschirm hüllte ihn nach wie vor ein, und von hier oben wirkte er wie ein kostbares Kleinod mitten in dem Chaos aus Trümmern, Leichen und Schwerverletzten, unter denen auch seine allische Begleiteskorte sein musste (den Gedanken verdrängte ich gleich wieder, ich konnte mir das nicht vorstellen!). Und es sah fast so aus, als sei er jener Schatz, den der gegnerische Spieler zu rauben suchte, der dieses Chaos angerichtet hatte.

„Das ist kein Spiel“, versuchte ich mir verzweifelt klarzumachen. „Dies ist die Realität!“

Wenn du hier stirbst, Cosh, gibt es keinen zweiten Versuch auf dem nächsten, niedrigeren Le-

vel! Komm endlich zu dir!’

Ich schaffte es nicht.

Die Welt war zu brüsk, zu brutal verwandelt worden, als dass ich diese neuen Bilder für die Wirklichkeit hätte halten können. Der Wunsch, einfach die Augen zu schließen, abzuwarten und sie dann wieder aufzumachen, wenn mich Thashii neckend an die Schulter fasste, war übermächtig.

Nur würde sie das bei einer Leiche gewiss nicht tun!

Und die war ich, wenn ich nicht aufpasste!

Draußen im Dunst tauchten rotglühende Funken auf. Jedenfalls sahen sie so aus ... aber als ich genauer hinschaute, entdeckte ich mit Schrecken, dass es sich offensichtlich um so etwas wie Landeboote oder Einmann-Schiffe handelte. Etwas in der Art. Seltsame, kantige Gefährte, für eine einzige Person gemacht, aus schwarzem Metall gefertigt. Sie landeten direkt im Areal des Palastes. Der Luftlinie nach nicht mal zwei Taared entfernt, eher noch näher. Die KI nahm einen Abgleich vor und vermeldete sofort einen Treffer. Das konnte eigentlich nicht überraschen.

„Xesroy-Kampfboote. Wir haben es mit troohnschen Einsatzkräften zu tun. Kampf ist aussichtslos bei der gegenwärtigen Bewaffnung. Ich empfehle taktischen Rückzug und Anforderung von stärkeren Einsatztruppen.“

„Niemals!“, schrie Ashbaar wütend, dessen KI ihm wohl gerade genau dasselbe erzählt haben musste. Seine Stimme konnte ich sogar identifizieren, wenn sie wutverzerrt war. „Sie wollen Kleines! Sie werden ihn nicht bekommen!“

20

Das war das, was ich eben auch schon gedacht und ausgesprochen hatte. Kleines hatte sich da nicht mal die Mühe gemacht, sie zu kommentieren. Diesmal tat er es. Aber anders, als ich hoffte.

„Ich denke, Ashbaar, das ist ein dummer Gedanke, den du da gerade hegst. Du kannst die Dinge nicht mehr aufhalten“, korrigierte der Bote traurig, und seine ruhige, melancholische Stimme schnitt mir ins Herz. Auch dies wollte ich nicht glauben. „Ich befehle dir, zu gehen und dich in den Wäldern solange zu verstecken, bis Hilfe kommt.“

Kleines schickte uns weg? Er opferte sich für uns?

Gütiges Licht – er war der BOTE! Er war ein UNSTERBLICHER! Die wichtigste Person in unserem Tross ... das konnte doch nicht sein Ernst sein!

„Nein! Ich verweigere den Befehl! Das kommt überhaupt nicht in Frage!“, widersprach Ashbaar zornig und verzweifelt zugleich, und ich dachte ganz genauso. „Kleines! Bitte ... bitte, komm mit uns, wir müssen hier verschwinden, wir können diesen Raum nicht verteidigen ... nicht gegen die Shassluur-Truppen UND die Diener der Troohns ... das ist unmöglich!“

Der Bote war nicht zornig, eher vertiefte sich der melancholische, verständnisvolle Ton seiner Stimme noch und machte die Worte vollends unerträglich. „Ich weiß. Und deshalb gilt mein Befehl. Meine Gefangennahme kann nicht mehr verhindert werden. Aber ihr müsst die Information weitergeben ...“

Ashbaar unterbrach ihn kurz entschlossen mit einem Rundruf. Vorher hätte er sich das niemals angemaßt. Als die Welt noch normal war. Aber so verhielt es sich ganz offenkundig nicht mehr. „An alle überlebenden Mitglieder der diplomatischen Eskorte: der Befehl ergeht von mir an alle – wir evakuieren den Boten Klivies Kleines und bringen ihn vor den Xesroy in Sicherheit. Alle sammeln sich hier unten bei mir!“

Ich lag auf dem Bauch zwischen dem staubigen Schutt auf der Empore, stierte durch die

zerborstenen Balustradenpfeiler hinab und konnte das alles einfach nicht glauben. Das war unmöglich. Das durfte hier nicht passieren ... warum konnte ich nicht aufwachen? Warum musste ich das erleben? Was sollte das alles ...?

Niemand war da, der mir Ratschläge erteilte, Erklärungen abgab. Selbst Ashbaar musste jetzt an andere Dinge denken als daran, mir Schnösel von Jung-Diplomaten zu helfen. Ich blieb hilfloser Gefangener meiner ratlosen, halb hysterischen Gedanken.

Ich sah, wie Kleines' Schwebesessel, umgeben von der fahlweiß bis golden schimmernden Energieaura in all den Trümmern und zwischen den Leichen und jammernden Verwundeten (sofern sie nicht inzwischen aufgrund ihrer Verletzungen und Schmerzen bewusstlos geworden waren) unverdrossen verharrte ... und langsam, ganz langsam begann ich zu verstehen, dass dies alles irgendwie ... kein ... kein Alptraum war.

Sondern Realität.

Blutige Realität.

Und wenn ich nicht irgendetwas tat, irgendetwas, dann würde ich hier sterben.

Heute.

Gleich.

17.

Dennoch sah ich mich auch weiterhin außerstande, irgendeinen ersten Schritt zu tun, um beispielsweise Ashbaars Kommando zu gehorchen. Ich konnte mich nicht mal auf die Beine kämpfen. Vermutlich lag es allein an psychischen Umständen, dass ich mich überhaupt nicht rühren konnte. Verletzt war ich schließlich nicht.

Hinzu kam das sichere Grauen, das mich in dem weiten Umgang erwarten musste, vielleicht auch auf der Treppe nach unten ..., all die verstümmelten oder toten Shassluur, die dort liegen mussten. Instinktiv fühlte ich mich diesem Anblick nicht gewachsen. Nicht im Mindesten.

21

Gütiges Licht, ich war Diplomatenaspirant! Das war mein erster Einsatz hier draußen!

Ich ... ich konnte das nicht tun, ich war meinen Kameraden absolut keine Hilfe. Und erst recht kein ... kein ... hartgesottener Soldat. Ich besaß keinerlei Kampferfahrung und befand mich jetzt mitten in einem Krieg!

Der Gedanke schockierte mich nach wie vor. Ich befand mich in einem Krieg, tatsächlich. Etwa so musste ein Alli sich fühlen, der am Morgen nach einem Erdbeben aufwachte und feststellte, dass eine ganze Wand seines Schlafzimmers fehlte. Was würde er tun? Zur Kenntnis nehmen: „Ja, also, eine Wand ist offenbar verschwunden? Schöne neue Aussicht.“? Und dann drehte er sich womöglich wieder um und schlief weiter?

So etwas gab es doch wirklich nur in schlechten Komödien!

Wie, um alles in der Welt, sollte ich jetzt richtig reagieren? Wie reagierte man, wenn die Wirklichkeit unvermittelt in einen Alptraum entgleiste? In einen blutigen Krieg mit echten Leichen? In eine Realität, in der man möglicherweise selbst nichts anderes darstellte als erkaltes Leichenfleisch?

Der bloße Gedanke versetzte mich in Hysterie und schier katatonische Starre.

So also klammerte mich am Bodenbelag der Empore fest, als würde mir das irgendwelchen vernünftigen Halt geben.

Vermutlich handelte ich deshalb so, weil das in meiner Kindheit so festgelegt wurde.

Durch meine Schwächlichkeit und die Schwindelanfälle suchte ich intuitiv immer die Nähe meiner Mutter, und auch sonst scheute ich nach Möglichkeit jedwedes größere Risiko. Zwar hatte ich angenommen, derartige Verhaltensmuster längst abgelegt zu haben, spätestens zu dem Zeitpunkt, da ich dem Tross des Boten Klivies Kleines zugeteilt wurde ... doch in dieser Extremsituation brach alles wieder hervor und verurteilte mich zur Passivität.

Später kam mir zu Bewusstsein, dass diese Situation ähnlich obskure Reaktionsweisen bei allen meinen Kameraden bewirkte, allerdings auf individuell andere Weise. Beispielsweise bei Ashbaar – normalerweise war er ein zweifellos sehr dienstbeflissener Mann, der ehern den Regeln seines Standes treu blieb. Und was tat er in diesem Moment? Ignorierte den Befehl seines Vorgesetzten und verlangte genau das Gegenteil von seinen Untergebenen! In der Flotte nannten wir so etwas Meuterei...

Andere Allis des Kommandos erlitten ebenfalls psychische Kurzschlüsse. Manche verfielen in Aktionismus, andere verloren gänzlich ihre Fassung. Es half uns allen nichts.

Ashbaar blieb auch keine Gelegenheit mehr, seine Meuterei umzusetzen.

Tief in den Gedärmen des Gebäudes setzten wieder Schießereien ein, aber Schießereien einer Art, wie ich sie noch nie vernommen hatte. Eine dumpf klingende Kette von knatternden Lauten erscholl, auf die es nur im ersten Moment so etwas wie eine Antwort gab. Danach dominierte ausschließlich dieser seltsame Ton, gelegentlich unterbrochen und abgelöst von schwerem Marschgeräusch.

„Xesroy“, sagte irgendwer, der deutlich mehr wusste als ich, plötzlich auf der Missionswelle. Seine Stimme zitterte, und ich konnte die Panik darin deutlich spüren. „Gütiger Oki Stanwer!“

„Schützt den Boten!“ Das war Ashbaar. Er hörte sich schrill an.

Irgendwer murmelte verzweifelt: „Das ist Selbstmord, reiner Selbstmord ...“

„Das ist Defätismus! Führt gefälligst mein Kommando aus!“ Ashbaars Stimme klirrte unerbittlich, aber auch in ihr war die pure Panik zu erkennen. Dennoch: er handelte wenigstens wie ein echter Alli – stolz und tapfer bis zum Tode, auch im Angesicht feindlicher Übermacht. Er fuhr zornig fort: „Ich habe das eben nicht gehört! Ich habe euch einen Befehl gegeben! Wenn ihr den Feind seht, eröffnet unverzüglich das Wirkungsfeuer!“

„Ashbaar, du solltest selbst wissen, dass es nutzlos ...“

„Kleines, ich bitte dich, auch ruhig zu sein. Wir tun das alles zu deiner Verteidigung!“, bellte er kurzerhand zurück und brachte den Unsterblichen so zum Schweigen.

Ich lag auf der Empore und hörte von irgendwoher ein eigenartiges Wimmern, wie von einem kleinen Allikind, das verängstigt ist, weil es seine Mutter aus den Augen verloren hat.

22

Ich verstand beim besten Willen nicht, woher das kam. Es gab hier doch gar keine Allikinder ... woher also nur ...?

„Coshtuur, ich glaube, du bist der einzige, der hier noch vernünftig ist. Es tut mir leid, dass du solche Angst hast“, murmelte Kleines' Balsamstimme auf einmal allein in meinem Helm. „Aber leider kann ich an den Tatsachen nichts mehr ändern. Ich kann dich nur bitten, in Deckung zu bleiben. Jemand muss all das hier dokumentieren. Ich habe eine einzige Bitte an dich und die KI deines Anzugs: wenn das hier vorbei ist – überlebt und bringt die Daten in Sicherheit!“

Das Gewimmer ging immer weiter, es schien eher noch schlimmer zu werden.

Irgendwann, vielleicht dann, als das Gefecht begann, wurde mir jählings klar, dass diese Laute aus meiner eigenen Kehle stammten. Aber ich konnte sie nicht abstellen. Es war einfach völlig ausgeschlossen. Wahrscheinlich hätte ich mich selbst würgen müssen, um das zu ma-

chen. Es erwies sich als vollkommen unmöglich, irgendetwas zu tun. Ich war nach wie vor völlig gelähmt, keinem klaren Gedanken mehr zugänglich. Ich bestand nur noch aus kreatürlicher Panik und krallte mich in den Teppichstoff der Empore fest, hoffte auf eine wirre Weise, dies alles würde enden ... enden ... irgendwie ... und hoffentlich schnell ...

Und im Helmfunk hörte ich Stimmen. Ferne Stimmen, körperlos, wie in einem Alptraum.

„Ich sehe Schatten im Treppenhaus.“

Lescrandar? War das Lescrandars Stimme ...?

„Gut so. Zielt genau!“ Ashbaar.

Dann erreichten die seltsam donnernden Marschgeräusche, die in der mächtigen Eingangshalle vor dem Audienzsaal widerhallten, immer wieder von dem furchterregenden, dunklen Geknatter unterbrochen, das sich so wenig nach Strahlerfeuer anhörte, untermalt von schrecklichen Shasssluur-Schreien, die allesamt jäh abbrachen, dann also ... erreichten sie den Treppenabsatz vor dem Audienzsaal.

„Sichtkontakt ...!“

„Jetzt!“

Ein ohrenbetäubender Lärm brach los, das wohlbekannte, obgleich immer ekelhafte Knistern und Zischen hochenergetischer Kampfstrahlen unserer Bewaffnung erklang, dazu dieses schreckliche Geknatter der feindlichen Waffen. Unerträglich laute Explosionen, unerträglich nah. Das ganze Gebäude erbebt, Balustraden stürzten in sich zusammen, hölzerne Logen, die durch die Erschütterungen schon gelockert waren, rissen aus ihren Verankerungen und stürzten tosend in die Tiefe, wo sie mit einem endgültig klingenden Krachen aufschlugen. Die Verwundeten jammerten lauter, aus der Kuppel des Saales prasselten weitere losgelöste Trümmer und schlugen unten im verwüsteten Audienzsaal auf.

Ich hörte diese Kakophonie, und mein gutes Gehör sortierte den Vielfachklang der Verheerung, zerteilte ihn wie ein Parfümateur Düfte und Aromen zerteilt und benennt. Und ansonsten heulte ich nur krampfhaft, ja, mädchenhaft geradezu vor mich hin, ohne etwas dagegen tun zu können. Krallte mich noch fester in den Stoff der Bodenbespannung der Empore, zerriss ihn, suchte verzweifelt nach neuem Halt, krallte mich ins nächste Stück Teppichbespannung, zerretzte es ebenfalls ...

Ich presste die Augenlider fest aufeinander und hoffte, es werde alles gleich vorbei sein.

In einer grässlichen Weise behielt ich Recht.

Der Kampf war sehr kurz.

Die KI sagte später, er habe gerade einmal zwei Sekunden gedauert. Mir kam es indes, so verlassen in diesem riesigen Saal, wie ich war, sehr viel länger vor. Das subjektive Erleben in Momenten, die von einer Vielzahl von Wahrnehmungen geprägt sind, sagen Psychologen, werden grundlegend anders erlebt als Phasen von Ruhe. Man lebt in diesen Momenten intensiver, und die Zeit wird auf eigentümliche Weise gedehnt.

Aber ich kann mich an keinen einzigen Todesschrei erinnern. Das macht es so schwer, zu glauben, dies alles sei KEINE Illusion.

23

Die Armee-Psychologen wissen natürlich, dass Wunschdenken stets auf diese Weise funktioniert. Man blendet aus, was man nicht ertragen kann, und alle Indizien, die dafür sprechen, dass das, was man sieht, nicht stattgefunden haben KANN, werden unbewusst verstärkt, während andere Indizien, die die Realität schonungslos abbilden, zugleich konsequent unterdrückt werden.

Als die Ruhe jählings eintrat, war sie unheilvoll. Die Welt schien den Atem anzuhalten.

Der Moment der relativen Stille währte nur wenige Augenblicke. Dann rammte etwas mit

der Gewalt eines Panzers die mächtigen Türflügel des Audienzsaales und riss sie, den Geräuschen zufolge, die mich gleich darauf fast taub machten, offenbar vollständig ein. Die Türflügel stürzten nach innen und erzeugten ein monströses Getöse. Durch die Bodenhalle fauchte ein kurzzeitiger Sturm aus Staub und Gesteinstrümmern. Die Vibrationen der Erschütterung gingen wie eine Welle durch den ganzen Raum und erreichten mich auch auf der Empore. Dann wurde es wieder still.

Ich blieb, vollkommen im Schock gefangen, einfach liegen, als bestünde ich aus Blei. Totstellen.

Das schien jetzt das Sinnvollste zu sein, was ich tun konnte. Vor lauter Schreck war ich sogar gänzlich verstummt und wagte kaum mehr zu atmen. Meine KI sagte nachher, ich hätte gehechelt wie nach einem Ein-Taared-Lauf. Ich konnte mich daran nicht erinnern. An gar nichts in diesen Sekunden konnte ich mich nachher entsinnen.

Diese Momente waren wie ausgelöscht.

Ich wagte so gar nichts. Sagte nichts an die Adresse der KI, nichts an meine Kameraden, die so unheilvoll schwiegen. Mir war irgendwie bewusst, dass ich, wenn ich etwas sagen sollte, sofort in blanke Hysterie verfallen würde. Sofort. Wenn ich irgendetwas bestätigt fand, was mein Unterbewusstsein ausbrütete, was meine wirre, überaktive Phantasie sich imaginier- te.

„Kleines ... oh, gütiges Licht ... Kleines ... was sollen wir denn nur TUN? Was denn nur?“, irrten derweil meine verstörten Gedanken ziellos im Kopf hin und her.

Und dann endeten auch sie schreckerfüllt.

Es erklangen wieder Schrittgeräusche.

Keine Allischritte.

Keine Shassluur-Schritte!

Voller Grauen begriff ich: es war noch nicht vorbei.

Das vielleicht Schlimmste stand mir noch bevor.

18.

Ich lag nicht weit entfernt von der zerborstenen Brüstung der Empore, und während ich so dalag, völlig von Panik gelähmt, starrte ich aus weit aufgerissenen Augen auf die Stümpfe der Balustradensäulen und dachte, wie seltsam es doch sei, so klar zu sehen. Ich konnte sogar ganz genau die interessante Maserung des zerbrochenen Gesteins erkennen und bemerken, dass die Bruchlinien exakt entlang der Maserung verliefen.

Diese Entdeckung kam mir ganz widersinnig vor ... warum machte ich mir jetzt gerade Gedanken darüber, dass die Maserung identisch war mit der Bruchkante ...?

„Natürlich, das ist doch völlig klar, Coshtuur“, hörte ich die Stimme meines arroganten Geologielehrers Rhanchid wieder, der über meinem I-Pult auffragte wie ein Gebirge aus Schuppen und Verachtung. Seine rötlich unterlaufenen Schwefelaugen musterten mich missbilligend, und um seine Mundwinkel lag jener herablassende Zug, den ich nie vergessen hatte.

„Du solltest einfach mal deinen Verstand einschalten, bevor du dumme Fragen stellst. Hast du dir noch nie überlegt, wie Gesteinsschichten wohl entstehen? Das sind Ergebnisse geologischer Schichtungsprozesse, und eine jede Schicht besitzt demzufolge eine spezifische Dichte. Die Gesteinsschichten falten sich durch geologische Prozesse, weswegen wir sie, wenn wir sie

24
als Ziergesteine abbauen, in unterschiedlichen Lagen vorfinden. In Lagen, um genau zu sein,

die einen Geologen vor keinerlei Rätsel stellen. Nur Dummköpfe wie dich ...“

„Aber ...“

„Ich war noch nicht fertig“, schnappte Rhanchid weiter und brachte mich wirkungsvoll zum Schweigen. Jeder in der Klasse hasste ihn – oder hatte Angst vor ihm. Oder beides. Wir waren inzwischen seit drei Jahren das, was ich damals naiv „Todfeinde“ nannte. Erst heute weiß ich, was dieser Begriff wirklich bedeutet. Damals war ich einfach nur dumm.

„Werden solche Gesteinsschichten Druck ausgesetzt“, sagte Rhanchid scharf und hochmütig, „und haben überdies die umgebenden Schichten instabilen Verlauf – oder wenn sie gänzlich entfernt sind, weil diese Teile des versteinerten Sediments als Baustoffe irgendwo eingesetzt sind –, dann sind selbstverständlich jene andersgearteten Sedimentverläufe, die wir als Maserungen im Gestein erkennen, als Schwachstellen anzusehen. Die Kräfte setzen hier an und versuchen, die Bewegungs- und Kräfteimpulse im Gestein weiterzugeben. Intrusionen oder Störschichten fungieren als eine Art von Wellenbrecher. Die Kräfte massieren sich hier und führen den Bruch herbei. Was also wunderst du dich?“

Ja, was wunderte ich mich eigentlich?

Am meisten war ich verduzt, die Stimme meines längst im Ruhestand befindlichen Lehrers Rhanchid zu hören, an den ich seit Jahren nicht gedacht hatte. Er war Tausende von Lichtjahren von hier entfernt und wegen eines Knochenfehlers nie zur Armee eingezogen worden. Wir wurden fast ausschließlich von Versehrten oder leistungsmäßig Reduzierten unterrichtet.

Die Erinnerung ging wirklich eigenartige Wege ...

„Hör mir gut zu, Coshtuur“, schnitt eine andere Stimme wie aus warmem Kristall, der einen klingenden Akkord beim Anschlagen von sich gibt, in meine wirren Gedanken. Sie vertrieb das Phantom Rhanchids sofort.

Der BOTE!

Ich war nicht allein! Oh, gütiges Licht, ich war nicht allein mit diesem Schrecken!

„Wir haben nicht mehr viel Zeit“, sagte die goldene Stimme eindringlich. „Komm zur Brüstung und bleib dort liegen. Zeichne nur auf. Tu nichts weiter. Beweg dich nicht weiter, wenn du deine Position erreicht hast. Ich beende den Kontakt jetzt. Überlebe!“

Kleines!

Das war ... das war tatsächlich der Bote Kleines ...

Mein Blickfeld, von der Erinnerung an die Kindheit getrübt, jene Flucht-Erinnerung, wurde wieder klar. Ich sah die zerfetzten Teppichbahnen rings um mich, die Trümmer, den hohen, zerborstenen Kuppelraum um mich, und sofort schlug der Alptraum wieder voll zu. Ich war nicht auf meinem Heimathabitat.

Ich befand mich auf Tuwihry, in Noolidan, der Hauptstadt der Shassluur ...

Und Kleines ... Kleines ... wurde angegriffen!

Ashbaar! Lescrandar! All die anderen ... wo waren sie? Warum herrschte ein solch grauerregendes, grässlich endgültig scheinendes Schweigen? Ich hatte sie doch eben noch gehört, wie sie Kleines verteidigten! Sie konnten doch nicht alle ... alle ...

Meine Gedanken versagten und sprangen schlagartig von dieser verstörenden Entdeckung fort, die ich nicht zu glauben vermochte. Nicht glauben WOLLTE!

Und was war das eben gewesen? Hatte ich Kleines' Stimme tatsächlich gehört, oder war das nur ... eine weitere ... eine weitere ...

Ein lautes Krachen ließ mich zusammenfahren. Es kam von einer der Treppenfluchten hinter mir, und unwillkürlich drehte ich meinen behelmten Kopf herum. Mehr als eine graue Staubwolke, die aus dem Treppenhaus heraufstieg, konnte ich aber nicht erkennen. Die

Schwaden wirkten auf mich wie Tentakel von Abgrundgöttern, die drauf und dran waren, mich zu holen und zu sich hinabzuzerren. Das war natürlich absurd.

25

„Das war die Treppe“, erklärte meine Anzug-KI lakonisch. „Sie ist unter dem Gewicht des Xesroy zusammengebrochen. Solange wir hier oben sind, scheinen wir also sicher zu sein. Es sei denn, sie setzen Antigrav ein.“

Ich antwortete nicht.

Konnte nicht antworten. Der Alptraum hielt mich wieder fest in seinen Klauen, in seinen blutigen, erbarmungslosen Klauen. Der Alptraum namens Wirklichkeit, hier, auf einem der schrecklichsten Schlachtfelder, von dem ich je gehört hatte...

Unten in der Halle erklangen laute, dröhnende Schritte.

Selbst wenn Kleines es mir nicht befohlen hätte – ich hätte es getan. Auch wenn es an Verrücktheit grenzte: ich musste einfach SEHEN, was da unten passierte. Das, was meine Phantasie sich ausmalte, war viel schrecklicher als alles, was ich mit eigenen Augen sehen konnte.

Wenigstens bildete ich mir das zu diesem Zeitpunkt noch ein. Später wusste ich es besser.

Nun, ich brauchte einfach die Bestätigung, dass das, was da vor sich ging, nicht einfach nur eine ... na ja ... Ausgeburt meiner Alpträume war, sondern tatsächlich geschah.

Also robbte ich mühsam nach vorne zur Brüstung und blieb so liegen, dass nur ein kleiner Teil meines vorgewölbten Helms zu sehen war.

Ich schaute atemlos in die Tiefe.

Und dann erkannte ich den Feind.

ENDE DES ZWEITEN TEILS

Impressum

World of Cosmos 123 – Das phantastische Magazin erscheint im August 2025.

Cover: Flux KI, Marc Schneider

Verantwortlicher Redakteur: Alexander Kaiser

redaktion@world-of-cosmos.de

www.world-of-cosmos.de

Das Copyright von Beiträgen verbleibt bei ihren Herstellern. Alle Beiträge sind auf Hobby-Basis. Es wird kein Honorar gezahlt.

Das Copyright von verwendeten Eigennamen wie z.B. „Perry Rhodan“, „Star Wars“ usw. liegen bei ihren jeweiligen Besitzern und / oder Rechteinhabern.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Die Rechte für namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben beim jeweiligen Autor. Wir übernehmen keine Haftung für eingesandte Texte, Illustrationen und Fotos.